This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35. n. 10

Napoleon in Deutſchland.

Von

L. Mühlbach.

Vierter Band:

Napoleon und der Wiener Congreß.

Zweite Auflage.

Berlin, 1861.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Napoleon

und

der Wiener Congreß.

Von

L. Mühlbach.

Zweite Auflage.

Berlin, 1861.
Druck und Verlag von Otto Janke.

THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
12 JUN. 1939
OF OXFORD

Inhalt.

Seite

Erſtes Buch. Congreßgeſtalten.

I. Das Feſt im Prater 3
II. Die Diplomaten des Congreſſes 17
III. Der Heirathsantrag 30
IV. Die Congreßtage in Wien 40
V. Die Verſchworenen 47
VI. Der geheime Congreß 58
VII. Fürſt Metternich und Hofrath Gentz 67
VIII. Diplomatiſche Intriguen 82

Zweites Buch. Marie Louiſe.

I. Graf Neipperg 103
II. Marie Louiſe 120
III. Der Sohn des Verbannten 136
IV. Der Fürſt von Ligne 147
V. Das Wappen und die Livrée Napoleons 157
VI. Das Entlaſſungsgeſuch 163

Seite

Drittes Buch. Ludwig van Beethoven.

I. Der Marquis von Barbaſſon 175
II. Die Entdeckung 183
III. Ludwig van Beethoven 196
IV. Die Flucht 208
V. Die Nachtwanderung 219
VI. Beethovens Häuslichkeit 227
VII. Der Generaliſſimus und das Adjutanterl 235
VIII. Die feindlichen Brüder 250
IX. Verzweiflung und Tröſtung 261
X. Die entfernte Geliebte 272
XI. Die Aufführung der Schlacht von Vittoria 285

Viertes Buch. Le congrès danse, mais il ne marche pas.

I. Das Diner beim Fürſten Ligne 295
II. Das Feſt beim Baron Arnſtein 309
III. Der Schwur der Rache 329
IV. Der Geburtstag Marie Louiſens 341
V. Folgen der Eiferſucht 350

Fünftes Buch. Diplomaten und Intriguanten.

I. Der Anfang des Jahres 1815 363
II. Wie man Geſchichte macht 375
III. Fouché 380
IV. Intriguen 392
V. Die Anklage 405
VI. Diplomatiſche Doppelzüngigkeit 416
VII. Der Ballabend des Fürſten Metternich 423
VIII. Die Fürſtin Bagration 435
IX. Der Mordverſuch 449

Sechstes Buch. Napoleons Rückkehr von Elba.

I. Die Hiobspoſt 469
II. Marie Louiſe 484
III. Das unterbrochene Feſt 497
IV. Die Siegesbotſchaft 506
V. Herzog Franz 520
VI. Die Flucht 528
VII. Die Rache 536
VIII. Der Abſchied 548

Seite

Siebentes Buch. Die Schlacht bei Belle-Alliance.

I. Die Hiobspoſt 559
II. Die Kammern 570
III. Die Intriguen Fouché's 582
IV. Napoleons Abreiſe zur Armee 595
V. Die Schlacht bei Ligny 610
VI. Schlacht bei Belle-Alliance 627
VII. Die Heimkehr 639
VIII. Die Abdankung 653

Achtes Buch. Malmaiſon und Helena.

I. Der deutſche Brief 665
II. In Malmaiſon 672
III. Der Abſchied 683
IV. In Rochefort 693
V. Die Brücke von Jena 699
VI. Der Blücherтoaſt 709
VII. St. Helena 719

Erstes Buch.

Congreßgestalten.

I.

Das Feſt im Prater.

Es war heute der erſte Jahrestag der großen Völkerſchlacht bei Leipzig, der 18. Oktober 1814. Heute vor einem Jahr war die Macht des Imperators gebrochen, heute vor einem Jahr hatte Deutſchland aus langer Ermattung und Schmach ſich emporgerichtet und das Joch abgeſchüttelt, unter dem es zwölf Jahre lang geſeufzt und geblutet hatte.

Die Erinnerung an dieſen großen Tag wollte man heute in Wien beſonders feſtlich begehen; der Congreß von Wien, der ſeit dem Ende des September dort zuſammengetreten war, wollte mit dieſer öffentlichen großen Demonſtration Deutſchland beweiſen, daß er wirkliche patriotiſche Gefühle hege, und daß er ein Herz habe für das Ereigniß der Befreiung Deutſchlands. Die Welt, deren Augen jetzt auf Wien gerichtet waren, ſollte erkennen, daß die deutſchen Fürſten und Diplomaten ſehr wohl die Größe jenes Tages zu würdigen verſtänden, und daß ſie freudig bereit wären heute zu jubeln, zu eſſen und zu trinken in Erinnerung des Tages, an welchem vor einem Jahr das deutſche Volk ſein Blut hingegeben für die Befreiung des Vaterlandes.

Ein großes militairiſches Feſt aber ſollte heute im Prater gefeiert werden. Ganz Wien freute ſich darauf, ganz Wien ſtrömte hinaus in den Prater, um die Arrangements des Feſtes anzuſtaunen, um die langen rieſenhaften Tafeln zu bewundern, an denen heute eine Geſellſchaft von ſechszehntauſend Perſonen ſpeiſen ſollte. Sechszehntauſend Perſonen, welche der Kaiſer Franz heute zur Tafel geladen, um das Jahresfeſt der Niederlage ſeines Schwiegerſohnes zu feiern.

Aber dieſe ſechszehntauſend Perſonen hatten indeſſen wohl ein

Recht Theil zu nehmen an den Erinnerungsfreuden jenes Tages, denn ſie waren gewählt aus den Regimentern, welche heute vor einem Jahr mit in der Schlacht geſtanden und ſich ausgezeichnet hatten durch ruhmvolle Tapferkeit. Die Soldaten hatten Napoleon beſiegt, deshalb alſo mußte das heutige Feſt ein militairiſches ſein, und die Diplomaten, die Herren des Wiener Congreſſes, mußten es ſich wohl heute gefallen laſſen, in den Hintergrund zu treten und den Soldaten den Vorrang zu laſſen, denn dieſe hatten ihre Siege ſchon mit ihrem Blut beſiegelt, während jene ihre Siege erſt noch mit ihrer Tinte zu bezeichnen hatten.

In den langen ſchattigen Laubgängen des Praters alſo ſollte heute das militairiſche Feſt ſtatthaben. Selbſt der Himmel ſchien Antheil zu nehmen an dieſem Feſt, denn er hatte in den letzten Tagen fortwährend eine reine, heitere Bläue gezeigt, als wollte er mit ſeiner Helle und mit ſeinem Glanz den Arbeitern leuchten, welche vom Aufgang der Sonne bis zum Einbruch der Nacht damit beſchäftigt waren, im Prater die Vorbereitungen zu dem Feſt zu machen, er hatte trotz der herbſtlichen Jahreszeit durch die warmen Lüfte, die er hernieder ſandte, durch die erquickenden Strahlen der Sonne das Laub der Bäume grün und friſch erhalten und den Blumen einen letzten Tag der Blüthe und der Schönheit aufbehalten; denn dieſes Laub der Bäume wollte man benutzen zu den rieſenlangen Guirlanden, welche rings um die Feſttafeln von Baum zu Baum ſich winden ſollten, und dieſe letzten Herbſtblumen waren dazu beſtimmt in duftenden Sträußen die Tafeln zu zieren, an denen die Krieger ſich niederlaſſen ſollten zum frohen Erinnerungsmahl.

Alle Vorbereitungen waren jetzt beendet; auf den funfzig langen Tafeln inmitten des ungeheuren Platzes, den man nur dadurch gewonnen, daß man tauſende von rieſengroßen Bäumen abgehauen und ſchattige Alleen verſchwinden gemacht hatte, um daraus einen Bankettſaal der Natur zu machen, auf dieſen funfzig Tafeln waren alle Couverts geordnet, alle Embleme und Verzierungen angebracht. Die abgehauenen Bäume hatte man benutzt, um aus ihren dicken Stämmen Sitze zu bereiten, die oberhalb mit grünem Tuch beſchlagen, unterhalb mit Laubgewinden geſchmückt, gleichſam aus der Erde emporgewachſen

ſchienen, um zu beweiſen, daß nicht blos die Menſchen, der Himmel und die Sonne, ſondern auch die Erde zu dieſem Feſte ihre Liebesgabe darbringen wolle.

Es war ein ſchöner und imponirender Anblick, den dieſer ungeheure Rieſenplatz darbot. In der Mitte dieſe langen Tafeln mit ihren Couverts, ihren Blumen, ihren in der Sonne funkelnden Gläſern und Flaſchen, ihren maſſenhaften Kuchen, ihren Bergen von Brod und Früchten, ringsum die hohen Tribünen, deren erhöhete lange Sitze mit purpurrothem Tuch bedeckt waren, deren Bedachungen von grünen Guirlanden und Blumenkränzen geſchmückt waren, mit tauſend und aber tauſend Wimpeln, Flaggen und Fahnen, die in buntem Farbenſpiel die Nationalflaggen aller der Völker und Länder trugen, welche im vergangenen Jahre Theil genommen an dem großen Kampf der Völkerſchlacht bei Leipzig. Dort, von der großen Tribüne, auf welcher die beiden Kaiſerinnen von Rußland und Oeſterreich und alle die übrigen in Wien jetzt anweſenden ſouverainen Fürſtinnen Platz nehmen ſollten, dort ſtiegen an den vergoldeten Stangen die rieſengroßen Fahnen von Oeſterreich, Rußland und Preußen empor, die Fahnen der Hauptmächte, welche den Kampf gegen Napoleon geführt hatten; hier an der dicht neben der Damentribüne ſich erhebenden großen Tribüne, auf der die kleineren Fürſten und Fürſtinnen, die Diplomaten und Geſandten mit ihren Damen und ihrem Gefolge Platz nehmen ſollten, wehten mehr denn funfzig Fahnen, Zeugniß ablegend von der deutſchen Zerriſſenheit und Zerſtückelung, von den vielen deutſchen Souverainetäten, die ihre Geſandten zu dem großen Congreß entboten, auf welchem Deutſchland ſich endlich Heilung ſuchen wollte für ſeine langen Leiden und Schmerzen, und ſich ſeine Zukunft ſelber beſtimmen, ſein Glück ſich gründen wollte. Unfern davon erhoben ſich zwei andere Tribünen, auf denen der hohe Adel und das Gefolge der Kaiſer, Könige und Fürſten und die hohen Staatsbeamten Oeſterreichs ihre Plätze hatten, dann kamen wieder köſtlich geſchmückte Tribünen, welche die reichen Wiener Banquiers und Kaufleute für ſich und ihre Damen hatten errichten laſſen, und weiterhin dehnte ſich die lange Reihe der Tribünen, welche die Speculation auf die öffentliche Neugierde errichtet hatte, und zu denen die einzelnen

Plätze zu enormen Preisen waren verkauft worden. Außerdem waren da noch die an den beiden Enden jeder der Tafeln angebrachten Tribünen für die Musici, hundert kleine Tribünen, zu deren Bemannung das ganze musikalische Böhmerland, das ganze melodiedurchrauschte Italien seine Bläser und Violinspieler, seine Paukenschläger, Flötisten, Cellisten, Trompeter ꝛc. entsandt hatte. Alle jene anderen Tribünen waren jetzt schon geschmückt mit den Glücklichen, welche entweder durch ihren Rang und ihre Stellung oder durch ihr Geld Plätze erhalten hatten. Aber es gab da nicht minder Glückliche, welche weder durch Rang und Stellung, noch durch Geld, sondern nur durch ihre eigene Geschicklichkeit sich Plätze verschafft hatten, das waren die Leute, welche in der Frühe des Morgens schon in den Prater gegangen waren, welche mit Katzenbehendigkeit die hohen Bäume, die als die Riesenschildwachen der Natur rings den Platz einfaßten, erklettert hatten. Wie reife Früchte in den Zweigen hängend ließen sie ihre glühenden Pfirsichwangen, ihre lachenden Kirschenlippen, ihre gerötheten Aepfelgesichter zwischen dem grünen Laub hervorschimmern, und hoch über dem kleinen Getriebe der Welt erhaben, schienen sie ganz überzeugt, daß das, was sich da zu ihren Füßen begab, nur ihnen allein zur Augenweide, nur ihnen zum unaussprechlichen Vergnügen bereitet sei. Tausende solcher glücklichen Zuschauer schwebten so über der Menge in den Lüften, das Fest aus der Vogelperspective genießend, und die Tausende und aber Tausende, die zu spät gekommen, die nicht mehr in den Prater zur rechten Zeit hatten gelangen können, um einen Platz auf den Bäumen oder zwischen den Tribünen zu finden, wogten in den weiter entfernten Alleen auf und ab, oder standen in undurchdringlichen Massen vor den Eingangspforten des Praters, des großen Moments harrend, wo die Herrscher mit ihren glänzenden Suiten, die fürstlichen Damen in ihren glänzenden Equipagen anlangen würden.

Auch auf den Tribünen herrschte jetzt schon eine lebhafte Spannung und Ungeduld, denn die Stunde des Festes war jetzt herangerückt. Schon waren die Soldaten, die Theilhaber des Festes, mit klingendem Spiel, mit den Fahnen, welche bei Leipzig die Lüfte durchflattert hatten, geführt von ihren Regiments-Commandeuren, auf den Platz gerückt,

und hatten die Plätze eingenommen, welche die Feſtmarſchälle, deren an jeder Tafel ſich vier befanden, mit den goldenen Stäben ihnen bezeichnet hatten. Hinter den Sitzen ſtehend harrten ſie der Ankunft der Souveraine, der Kaiſer, Könige, Fürſten, Feldmarſchälle und Generäle, die heute in innigſter Gemeinſchaft mit ihnen das Feſtmahl einnehmen wollten, und von denen an jeder dieſer funfzig Tafeln Einer präſidiren ſollte. Die drei Mitteltafeln, an deren oberſten Enden koſtbar vergoldete, mit Purpurſammet überzogene Fauteuils ſtanden, ſchienen indeß den Mittelpunkt des Ganzen zu bilden; an ihnen ſollten die beiden Kaiſer und der König von Preußen präſidiren. An der Mitteltafel Kaiſer Alexander, an der Tafel ihm zur Rechten König Friedrich Wilhelm, und ihm zur Linken der Kaiſer Franz. Weiterhin folgten dann die Tafeln der Könige von Baiern und Württemberg, der Herzöge von Baden, von Weimar, Koburg und Braunſchweig, des Fürſten von Schwarzenberg, der Erzherzöge von Oeſterreich, der übrigen deutſchen Fürſten, und der ruſſiſchen und deutſchen Feldmarſchälle.

Jetzt ließ ſich in der Ferne ein unermeßliches Jubelgeſchrei vernehmen, das wie das Gebrauſe des ſtürmenden Meeres näher und näher heran rauſchte, und in ungeheuren Accorden jetzt ſich an den Tafeln der Soldaten, von den Tribünen und hoch oben von den Bäumen wiederholte. Wie goldfunkelnde Sterne leuchtete es in der Ferne auf, dieſe Sterne wurden größer und ſtrahlender, die Wolke von Staub, welche als Herold durch die große Allee daher flog, öffnete ſich jetzt und ſchien einen ganzen Himmel von Sternen, voll Purpurgluth und Sonnenglanz auszuſtrömen. Es waren die Monarchen, welche in ihren glänzenden Uniformen, die Bruſt bedeckt mit brillantnen Sternen und breiten Ordensbändern daher kamen, begleitet von einem unermeßlichen Gefolge von Fürſten und hohen Militairs in ihren goldgeſtickten Gewändern. Voran ritten die drei Monarchen von Rußland, Oeſterreich und Preußen; Alexander, ſtrahlend von Schönheit, Jugend und Anmuth, Franz mit ſeinem kalten, gleichgültigen und gelangweilten Geſicht, Friedrich Wilhelm mit ernſten, faſt traurigen Mienen. Wie ſie jetzt an der Tribüne vorüberkamen, auf welcher die Kaiſerinnen ſo eben ihre Plätze eingenommen hatten, verneigte ſich der Kaiſer Alexander mit

anmuthiger Courtoiſie vor ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Eliſabeth; der Kaiſer Franz grüßte ſeine Gemahlin, die Kaiſerin Ludovica, mit einem freundlichen Kopfnicken; der König Friedrich Wilhelm ließ ſeine Augen langſam an der Tribüne dahin gleiten, und wandte dann den traurigen, ſich verdüſternden Blick ernſt und ſeufzend zum Himmel empor.

In dieſem Moment traf das flammende Auge Alexanders das Antlitz ſeines Freundes, und mit einer raſchen Bewegung reichte er dem König, neben welchem er ritt, ſeine Hand dar.

Armer, theurer Freund, ſagte er innig, ich verſtehe den Schmerz Ihres edlen Herzens. Sie ſind traurig, und haben ein Recht dazu, denn Sie ſuchen vergeblich da drüben auf der Tribüne Ihre herrliche edle Gemahlin, und Sie ſind betrübt, weil Sie ſie nicht begrüßen können.

Sire, ſagte der König mit einem wehmüthigen Lächeln, ich habe meine Louiſe dennoch ſo eben begrüßt, nur ſuchte ich ſie nicht da drüben auf der Tribüne, ſondern da oben im Himmel.

Sie haben Recht, rief Alexander bewegt, die Königin Louiſe war ein Engel, welche wieder zum Himmel emporgeſtiegen iſt, und jetzt in ſeliger Verklärung auf uns niederſchaut, ſie —

Ein ſchmetternder Tuſch, von den hundert Tribünen der Muſici zu gleicher Zeit erſchallend, übertönte jedes Wort, und ward wiederum faſt übertönt von dem Jubelgebrüll der ſechszehntauſend Soldaten, an deren Tafeln die Monarchen jetzt eben langſam, freundlich grüßend nach beiden Seiten, dahin ritten.

Unter dieſem Geſchmetter der Fanfaren, dieſem Jubelgeſchrei der Soldaten und der Zuſchauer ſchwangen ſich die Fürſten von den Pferden und ſchritten jeder mit ihrem Gefolge zu den Tafeln hin, an denen ſie zu präſidiren hatten.

Und jetzt ſchmetterten hier an der Tafel des Kaiſers Alexander die Muſici die ruſſiſche Nationalhymne, dort an der Tafel des Kaiſers Franz ertönte Haydn's: „Gott erhalte Franz den Kaiſer", hier an der Tafel des Königs Friedrich Wilhelm ſchallte das: „Heil Dir im Siegerkranz", und weiterhin tönten die Volkshymnen von Baiern und Baden, von Württemberg und Braunſchweig, von Heſſen und Sachſen in einem rohwilden zerreißenden Chaos durcheinander.

Da haben Sie ein wundervolles Beiſpiel von der deutſchen Einheit, flüſterte auf der Fremden-Tribüne eine junge Dame mit funkelnden Augen und lachendem Munde dem jungen, bleichen Mann in's Ohr, der neben ihr ſaß. Hören Sie nur, welche Diſſonanzen das ſind, und mit welchen Jammertönen ſie unſer Ohr zerreißen. Und doch ſind es nur die deutſchen Nationalhymnen, welche man uns da zum Beſten giebt. Der Congreß ſollte ſeine Thätigkeit damit beginnen, daß er den großen Beethoven, der ja auch hier in Wien anweſend iſt, veranlaßte, eine deutſche Nationalhymne zu componiren, und daß er dann allen deutſchen Stämmen beföhle, dieſe Nationalhymne allein zur Verherrlichung ihres kleinen Sonderpatriotismus abzuſingen. Das wäre doch der Anfang der deutſchen Einheit, die ſonſt von Congreßwegen nimmer und nimmer zu Stande kommen wird. Was meinen Sie zu meiner Idee, Herr von Sahla?

Ich meine, daß ſie gut iſt, gnädige Frau, ſagte der junge Mann mit einem ſanften Lächeln.

Die junge Dame runzelte die Stirn und ein zorniger Blick ihrer Augen traf den jungen Mann. Warum nennen Sie mich gnädige Frau? fragte ſie heftig, warum nennen Sie mich ſo, da Sie doch wiſſen, daß ich das nicht bin. Oder vermeint der edle, tugendreiche Calatravaritter, es ſei nöthig mir einen kleinen beſchönigenden Schleier überzuwerfen, damit die tugendhafte Welt nicht vor meinem wahren Antlitz zu erröthen habe? Fort, fort mit dem Schleier; ich erröthe nicht vor mir ſelber, und es iſt mir ganz gleichgültig, ob die tugendhafte Welt glaubt, es ſtatt meiner thun zu müſſen. Ein für alle Mal alſo, mein Herr, ich bin keine Frau, und am allerwenigſten eine gnädige Frau. Ich bin einfach und ohne Umſchweife die Demoiſelle Friederike Hänel, eines armen Uhrmachers älteſte, eheleibliche Tochter, zur Zeit noch unvermählt. Ich bin hierher gekommen, weil ich mir die tolle, närriſche Welt, die ſich die kluge und vernünftige dünkt, ein wenig anſchauen und beobachten wollte, und weil der edle und erhabene Freund, der einen Sonnenſtrahl ſeines Herzens auf mich armes, zappelndes Menſchengewürm niederfallen läßt, meine Anweſenheit hier wünſcht, um nach den gelehrten, diplomatiſchen Conferenzen ſich ein wenig an

meinem höchſt ungelehrten und undiplomatiſchem Geplauder zu zerſtreuen. Bei dieſem meinem erhabenen Freund hatte ich das Vergnügen, Sie heute Morgen zu treffen. Sie kamen, ihn um ein Billet für dies heutige Feſt zu erſuchen. Er hatte nur noch ein Billet zur Fremden-Tribüne hier dicht neben mir. Ich bot mich an, Sie in meinem Wagen mit hierher zu nehmen; wir ſind alſo als gute Freunde hierher gekommen, und damit wir es auch ferner bleiben, iſt es nöthig, daß wir einander über unſere Poſitionen aufklären, und uns ſagen, wer und was wir ſind. Ich habe das meinige gethan. Jetzt iſt an Ihnen die Reihe, und ich bitte Sie, mein Herr, machen Sie mir recht allerliebſte und offenherzige Geſtändniſſe, denn wir werden uns ſonſt von ganzem Herzen hier langweilen können.

Wie denn, langweilen? fragte Herr von Sahla erſtaunt. Sie theilen alſo nicht den allgemeinen Enthuſiasmus? Sie ſind nicht entzückt, alle dieſe ſiegreichen Soldaten der Schlacht bei Leipzig, die Kaiſer, Könige und Fürſten zu ſehen, welche Deutſchland von dem Joch des Tyrannen befreiten?

Ach, die haben das gethan? fragte Friederike. Ich bildete mir ein, das deutſche Volk hätte das zu Stande gebracht, und die Leichen, welche auf den deutſchen Schlachtfeldern liegen, gehörten dem deutſchen Volk an, und die Ströme von Blut, welche vergoſſen worden, ſeien aus den Adern des lieben leichtgläubigen deutſchen Volkes gefloſſen. Aber Sie werden ſchon Recht haben, mein junger Freund, es wird bald heißen, daß dieſe paar Soldaten und dieſe Monarchen hier allein das große Werk der Befreiung zu Stande gebracht haben. Man wird die Soldaten mit erhöhtem Sold, mit Ordensbändern und Titeln belohnen, man wird ſie Fürſten mit erbeutetem Land und neuen Unterthanen beſchenken, — das wird die Arbeit des ſchönen Wiener Congreſſes werden, und vom lieben deutſchen Volk wird weiter gar keine Rede ſein. „Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.“

Ja, ja, man wird die Fürſten mit erbeutetem Land belohnen, murmelte Herr von Sahla leiſe vor ſich hin. Wehe ihnen aber, wehe, *wenn* ſie es annehmen!

Sie werden es annehmen, mein Herr, rief Friederike lachend, ſie werden es annehmen, zweifeln Sie nicht. Die Monarchen werden nicht ſo leichtgläubig und gutmüthig ſein, wie das deutſche Volk, ſie werden ſich nicht mit Verſprechungen abſpeiſen laſſen! Schauen Sie einmal dorthin, mein Herr! Was ſehen Sie da an den Tafeln, denen wir das Glück haben, ganz nahe zu ſitzen?

Ich ſehe da den Kaiſer von Rußland und den König von Preußen, ſagte Herr von Sahla, einen düſtern Blick nach den Tafeln hinüber werfend.

Und was thun die beiden erlauchten Souveraine?

Sie eſſen von dem Braten, den man eben ihnen präſentirt hat!

Ja, ſie eſſen von dem Lammbraten, mit dem Deutſchland heute das Oſterfeſt ſeiner Auferſtehung feiert. Glauben Sie mir nur, dieſer Lammbraten iſt ziemlich hart und zähe, aber die Monarchen haben ſcharfe Zähne und ſie eſſen den Braten, den Deutſchland ihnen vorſetzt. Sie werden auch noch mehr Lämmer verſpeiſen, denn ihre Zähne ſind ſcharf!

Und wo werden ſie dieſe Lämmer finden? fragte Herr von Sahla ganz leiſe und kaum hörbar.

Friederike Hänel neigte ſich dichter an ſein Ohr. Der Kaiſer von Rußland wird ſeine Lämmer in Polen finden, flüſterte ſie.

Und der König von Preußen?

Nun, der wird ſie in Sachſen ſuchen!

Aber er wird ſie dort nicht finden, murmelte Herr von Sahla, zuſammen zuckend, mit erbleichendem Antlitz.

Er wird ſie dort finden, wenn der weiſe und erhabene Wiener Congreß ihm dazu die Berechtigung giebt.

Er wird es nicht thun! rief Herr von Sahla faſt laut.

Wer wird ihn daran hindern?

Diejenigen eben, welche Sie genannt haben, die Herren des Wiener Congreſſes! Sie werden es nicht dulden, daß Preußen ſich widerrechtlich bereichere auf Koſten des armen, unſchuldigen Sachſens, das ſchon ſo viel gelitten, ſo viel geblutet hat. Sie werden unſern König Friedrich Auguſt nicht ſtrafen wollen, weil er nicht blos, wie

die Andern, in den Tagen ſeiner Größe dem Kaiſer Napoleon gehuldigt und ihm Treue und Ergebenheit gelobt hat, ſondern weil er dem Bundesgenoſſen dieſe Treue auch bewahrt hat in den Zeiten ſeines Unglücks und ſeiner Erniedrigung. Sie werden ein ſelbſtſtändiges, edles Volk nicht verſchenken wollen, wie eine Waare, die man heute Dieſem, morgen Jenem verkauft, ſie werden deutſche Herzen nicht zwingen wollen, ſeiner Liebe zu ſeinem angeſtammten alten Königshauſe zu entſagen, und einem neuen Herrſcher ſich zu geloben, während ihr König und ihr Herr, dem ſie Liebe und Treue geſchworen, noch lebt, und ſie zu ſich ruft mit ſeinen Thränen und ſeinen Seufzern! Oeſterreich wird es nicht zugeben, daß ſich Preußen auf ſo widerrechtliche Art bereichere, Baiern und Würtemberg werden dagegen proteſtiren, daß ſich Preußen auf Koſten eines deutſchen Volkes ſo ſtark machen wolle; England wird in ſeiner Loyalität einen ſolchen Raub nicht billigen und ſanctioniren, und endlich Frankreich, das neue Frankreich, das durch die nächſten Bande der Verwandtſchaft mit Sachſen verknüpft iſt, Frankreich wird es nicht dulden, daß dieſes Sachſen, deſſen unglücklicher König der Oheim des Königs von Frankreich iſt, jetzt dem ländergierigen Preußen als Siegespreis hingeſchleudert werde!

Ah, Sie berühren da mit keckem Finger die Wunde, an welcher der Congreß blutet, bevor er noch zu wirken begonnen hat, rief Friederike lachend, bevor die Herren Diplomaten noch ihre Zungen und ihre Federn in Bewegung geſetzt haben! Aber Sie werden ſehen, daß die Herren Diplomaten ſchon ein Pflaſter erfinden werden, um dieſe Wunde zu ſchließen, und daß ſie Preußen als Wundarzt und Pflaſterſchmierer dabei engagiren werden. Ja, ja, glauben Sie mir, Preußen hält ſich ſchon ein Pflaſter für das unglückliche, blutende Sachſen bereit, und es wird es auf Eure Wunden drücken, daß ſie nicht mehr bluten, und auf Eure Lippen, daß ſie nicht mehr ſchreien können. Hoffen ſie nicht zu viel auf die Redlichkeit und die Treue der Diplomaten. Sachſen iſt für ſie nur eine offene Frage, und der König von Sachſen iſt ein armer, ſchwacher Greis, der weder Orden, noch Brillanten, noch Titel und Ehren zu bieten hat, ein armer Bittſteller, der mit ſeinem guten Recht vor den Thüren der Mächtigen betteln

geht. Die Mächtigen werden ihm also ihre Thüren verschließen und sich des unbequemen Bittstellers entledigen, damit er sie nicht untereinander in Unfrieden und Krieg verwickele. Man wird Sachsen opfern, um dafür sich selber den Frieden zu sichern!

Nun, wenn dem so ist, rief Herr von Sahla, seine düstern Blicke zum Himmel erhebend, wenn die Menschen das unglückliche Sachsen und seinen trauernden König verlassen, dann wird Gott da sein, sich unserer zu erbarmen, dann wird Gott sprechen, und wenn er das Unrecht nicht hindert, so wird er es wenigstens strafen, so wird er den Arm eines Rächers bewaffnen, daß er das an dem heiligen Völkerrecht begangene Verbrechen züchtige, daß er —

Still, junger Mann, still, flüsterte Friederike, ihm hastig die Hand auf die Schulter legend, Sie sprechen so laut, daß nicht ich allein, sondern auch Andere Sie verstehen, und Ihre Worte deuten können.

Nein, Niemand versteht mich außer Ihnen, sagte Herr von Sahla, einen raschen Blick rings um sich werfend, hören Sie und sehen Sie nur! Wir sind ja auf der Tribüne der Fremden, es sind keine deutschen Physiognomien, welche uns hier umgeben, vor uns und uns zur Seite spricht man italienisch, hinter uns französisch. Die Franzosen und die Italiener aber halten es nicht der Mühe werth, unsere deutsche Sprache zu erlernen, denn sie wissen sehr wohl, daß die Deutschen mit ihrer Vorliebe für alles Fremde und Ausländische gern alle fremden Sprachen lernen, um mit jedem Fremden, der ihnen die Ehre erzeigt, sie zu besuchen, in seiner Sprache zu reden.

Sie haben Recht, es sind gar gutmüthige, gelehrte Leute, die lieben Deutschen, lachte Friederike, jeder von ihnen ist ein gebornes Sprachgenie. Selbst mein guter Vater, der sonst wenig Anderes versteht, als die Räder seiner Uhren in Bewegung zu setzen, hat es doch für nöthig befunden, die Sprache meiner Mutter zu erlernen, damit sie nicht die Mühe haben sollte, die Sprache ihres Herrn und Gatten zu erlernen.

Ihre Mutter also ist keine Deutsche? fragte Herr von Sahla.

Nein, mein Herr, ich habe die Ehre eine halbe Französin zu sein. Meine Mutter ist eine Französin von uraltem Adelsgeschlecht, eine ge-

borne Marquiſe von Barbaſſon. Aber ihr Name iſt das Einzige, was uns von den alten Ahnenſchlöſſern unſers Hauſes geblieben iſt, und die Noth hatte die hochgeborne franzöſiſche Marquiſe zu der Mesalliance mit dem niedrig gebornen deutſchen Uhrmacher gezwungen. Ich bin nur eine halbe Deutſche!

So wie ich nur ein halber Deutſcher bin, ſagte Herr von Sahla. Meine Mutter iſt eine geborne Polin, deren Familie reiche Güter beſaß, die aber mit dem letzten Sturz Polens verloren gegangen und an Rußland gekommen ſind. Man zog die Güter der Familie meiner Mutter ein, weil man die polniſchen Patrioten, welche die Zerſtückelung ihres Landes nicht gutwillig dulden wollten, für Verräther erklärte, und ſie aus ihrem Vaterlande verjagte, wenn man ſie nicht nach Sibirien ſchickte.

Ach, mein armer junger Freund, in der That, Sie haben Unglück, rief Friedrike, Sie gehören von Vater und von Mutter her zu den brennenden Fragen unſeres lieben Congreſſes. Ihr Vater iſt ein Sohn dieſes unglücklichen Sachſens, das Preußen erbeuten will, Ihre Mutter eine Tochter des noch unglücklicheren Polens, das Rußland ſchon halb verſpeiſt, und welches ihm ſo vortrefflich geſchmeckt hat, daß es jetzt auch die andere Hälfte ſich noch pour la bonne bouche aneignen möchte! Jetzt begreife ich vollkommen Ihren Grimm, und ich darf ſagen, ich bedaure Sie!

Herr von Sahla neigte ſich dichter zu ihr. Werden Sie, ſtatt mich zu bedauern, mir nicht auch helfen wollen? fragte er. Werden Sie, welche mächtig und einflußreich ſind, Sie, welche ein edles, großmüthiges Herz haben, werden Sie meinem unglücklichen Vaterland, das durch mich ſeine Hände flehend zu Ihnen erhebt, meinem unglücklichen König, der durch mich zu Ihnen ſpricht, nicht Ihre hülfreiche Hand reichen?

Still, oh ſtill, flüſterte Friederike leiſe und raſch, Sie betreten da ein Gebiet, das zu gefährlich und zu verfänglich iſt, um anders als in der Stille und mit vier unbewachten Augen betrachtet zu werden. Wir wollen über dieſe Dinge plaudern, wenn wir wieder allein in meinem Wagen ſitzen. Dort ſollen Sie meine Antwort empfangen.

Jetzt ſprechen wir von etwas Anderem! Aber horch, was bedeutet dieſes ungeheure Jubelgeſchrei?

Es bedeutet, daß der Kaiſer Alexander ſich von ſeinem Sitz erhoben hat, und wie es ſcheint, einen Toaſt ausbringt. Hören Sie nur, er ſpricht jetzt, und Alles hört ihm zu in athemloſer Andacht.

In der That, weithin über den unermeßlichen Platz hörte man jetzt die klare und volltönende Stimme des Kaiſers Alexander, der das Glas mit purpurrothem Wein hoch emporhaltend, mit ſtrahlendem Angeſicht und lebhaftem Redefluß zu der Verſammlung ſprach.

Als er geendet, erhob ſich auf's Neue weitſchallender unermeßlicher Jubel, der nicht blos von den Tiſchen der Soldaten, ſondern auch von den Tribünen ertönte. Ueberall hatte man ſich, ſobald der Kaiſer zu ſprechen begonnen, von ſeinen Sitzen erhoben, die Herren Diplomaten in der Fremdenloge hatten ihre Häupter entblößt und ſchauten mit ehrerbietiger und unterwürfiger Miene zu dem jungen Kaiſer hin, den ſeine Schmeichler den „Agamemnon", ſeine Freundinnen den „Engel" nannten. Die Damen, welche hinter den beiden Kaiſerinnen auf der Tribüne ſaßen, hatten ſich erhoben, und ſchauten mit glühenden Wangen und blitzenden Augen zu dem ſchönen Kaiſer hin, der jetzt ſeit ſeiner Anweſenheit in Wien alle Herzen beſchäftigte, alle Sehnſucht und alle Wünſche in ſich vereinigte, und neben dem alle deutſchen Fürſten im Schatten ſtanden. Die Kaiſerin Eliſabeth auch blickte mit entzücktem ſchwärmeriſchem Ausdruck hinüber zu dem Gemahl, und ſeine Stimme traf ihr Ohr, wie ſüße Muſik. Aber dieſe Muſik ſchien ihrem Herzen nur wehmüthige Gefühle zu erregen, denn ſie ſeufzte tief auf, und ein ſchmerzliches Zucken flog durch ihre Züge hin. Dann wandte ſie mit einer haſtigen Bewegung das Haupt um, nach jener Seite, wo die Ehrendamen der öſterreichiſchen Kaiſerin ſaßen. Mit einem ſcharfen ſchnellen Blick richteten ſich die Augen der Kaiſerin Eliſabeth auf eine junge Dame, deren zarte, liebliche Erſcheinung, deren reine, erhabene Schönheit, deren anmuthsvolle Geſtalt allerdings im Stande war, die Blicke zu feſſeln, und Aller Augen auf ſich zu ziehen. Die junge Dame aber gewahrte nicht das Anſchauen Eliſabeth's, ihre großen ſchwarzen Augen, aus denen eine tiefe innere Gluth ſtrahlte, waren

hinüber gewandt nach dem Kaiſer, ein wundervolles Lächeln umſpielte ihre purpurrothen Lippen, eine leiſe zarte Röthe überhauchte, je länger Alexander ſprach, ihre Wangen von durchſichtiger Bläſſe. Auf einmal, vielleicht von den ſo forſchend auf ſie gehefteten Blicken der Kaiſerin angezogen, wandte die junge Dame das Auge von dem Kaiſer ab, und warf einen raſchen verſtohlenen Blick auf die Gemahlin Alexanders. Ihre Augen begegneten jetzt den forſchenden, durchbohrenden Blicken der Kaiſerin, und ſofort übergoß eine tiefe Purpurgluth die Wangen, das ganze Angeſicht, den Hals der jungen Dame, ſie ſenkte die Augenlider, und ließ ſich, wie in innerem Schrecken erbebend, raſch auf ihren Sitz niedergleiten.

Die Kaiſerin ſeufzte tief auf, und ſo bang und ſchmerzlich war dieſer Seufzer, daß die Großfürſtin Catharina, welche neben der Kaiſerin ſaß, ſich ganz beängſtigt ihrer Schwägerin zuwandte.

Weshalb ſeufzen Sie, meine Schweſter? fragte ſie theilnahmsvoll. Sind Sie leidend?

Ja, ich leide, ſagte Eliſabeth leiſe, blicken Sie ſeitwärts, Catharina, ſehen Sie, wie ſchön und lieblich die Gräfin Auersperg iſt.

Die Großfürſtin lächelte. Arme Schweſter, ſagte ſie, ich verſtehe Sie. Gabriele Auersperg iſt ſehr ſchön, und mein Bruder Alexander hat Augen für die Schönheit. Er hat bei ſeiner Claſſification der Wiener Schönheiten, welche Claſſification jetzt in allen Salons circulirt, die Gräfin Auersperg bezeichnet, als „la beauté qui inspire seule du vrai sentiment.“*)

Ja, murmelte die Kaiſerin leiſe vor ſich hin, es iſt eine öffentliche Liebeserklärung, und ich, — ich liebe ihn! Ach, Katharina, ich liebe ihn, und er ſieht es nicht und weiß es nicht!

Sagen Sie es ihm, Eliſabeth, und er wird es wiſſen, und ſein edles und großes Herz wird ſich Ihnen in dankbarer Gegenliebe zuneigen, flüſterte Katharina.

Ich ſoll um ſeine Gegenliebe betteln? fragte Eliſabeth. Nie, niemals! Der Wille der Kaiſerin Katharina hat uns vermählt, als wir

*) Aus „Karl von Noſtiz Leben und Briefwechſel“. S. 144.

Beide noch zu jung waren, unſere eigenen Herzen zu verſtehen. Was kann Alexander dafür, daß ſein Herz mich auch ſpäter nie verſtehen wollte, während das meine in Liebe zu ihm bald ſich ſelber verſtand?

Die Großfürſtin Katharina ſchaute ihre ſanfte Schwägerin mit flammenden Augen an. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Eliſabeth, ſo würde ich wohl wiſſen, was ich zu thun hätte!

Und was würden Sie thun, meine Schweſter?

Ich würde nicht ſchmachten und ſeufzen und dulden, ſondern ich würde kämpfen und ringen um den Beſitz meines Gemahls, ich würde ihn zu dem Geſtändniß zwingen, daß ich auch eine beauté wäre, qui inspire du vrai sentiment.

Und wenn Ihr Bemühen vergeblich wäre? Wenn Sie ſein Herz nicht zu zwingen vermöchten?

Dann würde ich mich rächen, dann —

Die dritte Salve des donnernden Vivats, welches der Rede des Kaiſers gefolgt war, erſchallte eben und übertönte die Worte der Großfürſtin.

II.

Die Diplomaten des Congreſſes.

Ein wahrer Freudentaumel, ein Rauſch des Entzückens hatte ſich Aller bemächtigt, immer auf's Neue jubelte man dem Kaiſer entgegen, immer auf's Neue tönten die Fanfaren und Vivats.

Haben Sie etwas verſtanden von der Rede des Kaiſers? fragte Friederike Hänel, als endlich wieder Stille eingetreten war. Haben Sie begriffen, was ſo unermeßlichen Jubel erregt hat?

Ja, ſagte Herr von Sahla mit einem leiſen Lächeln, ich habe verſtanden, was der ruſſiſche Kaiſer ſprach. Er trank auf das Wohl und die Einheit Deutſchlands und der deutſchen Fürſten.

Ach, er trank auf die Einheit Deutſchlands, der edle ruſſiſche Kaiſer, rief Friederike lachend. Nun, er weiß beſſer, als irgend ein Anderer, was das heißt, Einheit Deutſchlands. Er hat davon in den Feldzügen der vergangenen Jahre manch angenehmes Beiſpiel erlebt, und er hat geſehen, daß die lieben Deutſchen, wenn ſie ſich bei einander finden, ſich ungefähr eben ſo einig und verträglich miteinander fühlen, als die Katzen und die Hunde, die Habichte und Tauben, die Adler und Kaninchen, die Wölfe und Lämmer es nur irgend vermögen, wenn ſie in Einem Raum zuſammengepfercht werden. Aber was geht uns die Politik an; wir ſind ja nicht hierher gekommen, um uns zu langweilen, ſondern um uns zu amüſiren. Amüſiren wir uns alſo! Erzählen wir uns ein wenig von der chronique scandaleuse, von den kleinen Frauencongreſſen und den allerliebſten Intriguen der Salons.

Ich weiß nichts davon zu erzählen, ſagte Herr von Sahla ſeufzend. Ich bin, wie Sie wiſſen, aus dem unglücklichen Sachſen hierher gekommen, und man weiß, daß meine Familie dem armen König von Sachſen in treuer Ergebenheit angehört. Ich habe daher alle Thüren verſchloſſen, alle Salons unerreichbar gefunden, und ich weiß nichts von Allem, was ſich unter der Diplomatie in den Salons begiebt.

Aber ich weiß deſto mehr davon, obwohl ich auch nicht ſagen kann, daß ſich mir die Salons gerade bereitwillig eröffnen, aber ich habe meinen eigenen Salon, und wenn dahin auch keine Damen der höhern Geſellſchaft kommen, ſo kommen doch deſto mehr Herren, und dieſe Herren Diplomaten ſind jetzt ſchwatzhaft wie die Elſtern. Ich glaube, ſie ſchwatzen ſo viel, weil ſie ſo wenig zu ſagen wiſſen. Ob der Congreß der Diplomaten ſich auf die Politik verſteht, das werden wir erſt ſpäter erfahren, aber daß er ſich auf die On dit des Tages und auf die chronique scandaleuse und auf Bälle und Feſtlichkeiten verſteht, das wird Niemand leugnen können. Seit mehr denn einem halben Monat iſt der ganze Congreß mit allen ſeinen Fürſtenhäuptern bereits in Wien verſammelt, und noch iſt der diplomatiſche Congreß nicht eröffnet, noch hat keine einzige Sitzung ſtattgefunden. Mein Gott, die Herren Diplomaten haben keine Zeit dazu gehabt, ſie hatten viel ernſthaftere Dinge zu thun, ſie mußten Diners und Bälle be-

ſuchen, ſich Coſtüme zu Maskenbällen und kleinen allerliebſten Theater-Aufführungen beſorgen, mußten ihre Rollen, ich meine nicht die, welche ſie auf dem Congreß ſpielen wollten, ſondern die, welche ſie in den Theaterſtücken ſpielten, auswendig lernen, Proben halten; genug, ſie hatten durchaus keine Zeit übrig, um ſich mit politiſchen Angelegenheiten zu beſchäftigen. Ich hoffe, Sie ſehen das ein, mein Herr, und ſind nicht ſo vermeſſen, die Herren Congreßmitglieder der Saumſeligkeit anzuklagen.

Nein, gewiß nicht, höchſtens zu großer Seligkeit möchte ich ſie anklagen, und ſie bitten, dem deutſchen Volk, das noch immer in Ungewißheit, in Trauer und Angſt bei Seite ſteht, ein wenig von der Seligkeit, die ſie empfinden, abzugeben. Aber erlauben Sie mir doch eine Frage? In welcher Sprache unterhält man ſich denn eigentlich in den hieſigen Salons und bei den Feſtlichkeiten? Werden die Theaterſtücke, welche man aufführt, in deutſcher Sprache geſpielt?

In deutſcher Sprache? Wo denken Sie hin. Dann würde es ja Niemand verſtehen, und wie wenig Bildung und Feinheit das beweiſen würde, wenn man Deutſch ſpräche, und deutſche Komödien ſpielte! Wie ſollten ſich denn die Deutſchen mitſammen verſtehen, wenn ſie nicht Franzöſiſch miteinander ſprächen? Glauben Sie etwa, daß der König von Preußen es verſtehen würde, wenn man ihm hier auf gut Wieneriſch etwas vorſpielte, oder daß der Kaiſer von Oeſterreich eine Sylbe verſtände, wenn man ihm den norddeutſchen Dialekt zum Beſten gäbe? Nein, nein, die guten Deutſchen aus Nord und Süd, und Oſt und Weſt verſtehen ſich nur unter einander, wenn ſie Franzöſiſch ſprechen, und es iſt daher ganz natürlich, daß man jetzt hier in Wien nur Franzöſiſch ſpricht. Mein Gott, auf Franzöſiſch kann man ſo viele hübſche Worte machen, ohne ein einziges Wort zu ſagen, und das iſt den Diplomaten gerade angenehm. Wenn ſie hier erſt Deutſch miteinander reden, dann wird bald ein neuer Krieg vor der Thür ſein.

Oh Deutſchland, armes betrogenes Deutſchland, murmelte Herr von Sahla leiſe vor ſich hin, mit ſchmerzlichem Ausdruck zum Himmel empor ſchauend. Wie viel haſt Du gelitten, und wie viel wirſt Du

noch leiden müſſen. Zehn Jahre haſt Du geduldet unter dem Druck der Tyrannei, und jetzt, —

Jetzt wirſt Du das alte Joch wieder auf Deine Schultern nehmen, und fein ſtill und geduldig ſein, unterbrach ihn Friederike lachend. Sprechen wir nicht von Deutſchland, mein Herr. Was ſoll der Ritter von der traurigen Geſtalt bei unſerm heitern Volksfeſt, bei unſerm impoſanten Erinnerungsjubel? Schauen wir lieber ein wenig hinüber nach der Tribüne der Fürſtinnen und Damen dort. Welch ein reicher Kranz herrlicher Blumen da die beiden Kaiſerinnen umgiebt. Mein Herr, ich bitte, wenn Sie den Wiener Congreß ſtudiren wollen, ſo ſehen Sie nicht auf die Diplomatentribüne, ſondern auf die Damentribüne, da finden Sie die eigentlichen Lenkerinnen des Congreſſes und der Politik. Da iſt zuerſt die Großfürſtin Katharina, die Dame, um welche Napoleon warb, bevor er ſich der Kaiſerstochter von Oeſterreich vermählte. Katharina, in ihrem energiſchen Haß gegen Napoleon, und fürchtend, daß ihr Bruder, der Kaiſer, ihr am Ende die Vermählung mit Alexanders Herzensfreund, Napoleon, befehlen werde, Katharina bewog ihre Mutter, ſie lieber dem erſten beſten kleinen Fürſten zu vermählen, als ſie noch länger der Gefahr dieſes verhaßten Bündniſſes auszuſetzen. So ward ſie denn in aller Eile die Gemahlin des Herzogs von Oldenburg, und ſchützte ſich durch dieſe Ehe vor dem Unglück, Kaiſerin von Frankreich zu werden. Jetzt iſt Katharina Wittwe, doch wie man ſagt, wirbt der Kronprinz von Würtemberg um die ſtolze, ſchöne Kaiſerstochter. Aber es werben auch ſonſt noch um ſie alle Diplomaten und Politiker, denn Katharina iſt einflußreich, und ihr Bruder, der Kaiſer Alexander, läßt ſie Theil nehmen an ſeiner Politik und ſich von ihren Anſichten beſtimmen. Außerdem iſt Katharina die Freundin des Herrn vom Stein, der hier als ruſſiſcher Bevollmächtigter auf dem Congreß fungirt, und mit ſeiner Grobheit, ſeiner Rückſichtsloſigkeit und Aufgeblaſenheit alle Welt in Schrecken ſetzt. Gleich ihm, haßt ſie Alles, was franzöſiſch iſt, gleich ihm ſieht ſie für Deutſchland nur das Heil in der engen Verknüpfung mit Rußland, und dieſe zu erſtreben, das iſt die Aufgabe, die ſie ſich *ſelber geſtellt hat.*

Und die Kaiſerin? Beſitzt dieſe edle ſchöne Frau keinen Einfluß auf ihren Gemahl? Man ſagt doch, daß ſie ihn ſehr innig lieben ſoll. Vielleicht wär's beſſer, ſie liebte ihn weniger, das würde den Kaiſer reizen, um ihre Liebe zu werben. Die Männer ſind ja ſo ſeltſam närriſch, daß nur das ſie reizt, was ſich ihnen zu entziehen ſcheint. Die ſanfte ſchöne Kaiſerin ſollte von den beiden Damen, welche da auf der Bank hinter ihr ſitzen, vor allen Dingen lernen, wie man die Männer boudiren und fekkiren muß, um ſie zu beherrſchen. Sehen Sie dieſe beiden Damen, welche ich meine? Zuerſt dieſe Dame da mit dem überaus zarten Teint von durchſichtiger Weiße, die Wangen ſanft überhaucht von einem zarten Roth, dieſe Dame mit den regelmäßigen und doch leicht beweglichen Zügen, mit den großen ausdrucksvollen Augen und den ſanft geſchwellten purpurnen Lippen, das iſt die Fürſtin Bagration. Oh, ich rathe Ihnen, ſehen Sie ſie recht genau an, und wenn Ihnen Ihre Ruhe und Ihr Leben werth iſt, ſo hüten Sie ſich vor dieſer Frau, die glühend und ſtolz iſt, wie eine Andaluſierin, rachſüchtig wie eine Römerin, üppig und verſchwenderiſch wie eine Creolin, grauſam und herzlos wie eine Ruſſin, liſtig und intriguant wie eine Franzöſin. Ich wiederhole Ihnen, ſehen Sie ſich dieſe Frau genau an, denn ſie iſt eine der mächtigſten Erſcheinungen des Congreſſes, und was ſie erreichen will, das wird ſie erreichen, ſei's mit Liſt oder mit Gewalt, mit Haß oder mit Liebe, ſei's mit Gift und Dolch, oder mit Hingebung und Erniedrigung. Sie iſt die langjährige Freundin und Vertraute des Fürſten Metternich, den ſie einſt leidenſchaftlich geliebt, und den ſie vielleicht noch liebt, ſo viel als ihr ermattetes Herz es vermag, und es ihrem Vortheil angemeſſen iſt. Metternich freilich hat ſie nie geliebt, aber er hat ſich doch den Anſchein gegeben, und er thut es auch jetzt noch, denn die Fürſtin Bagration iſt für ihn eine ſehr wichtige Perſon, da ſie von großem Einfluß auf den Kaiſer Alexander iſt, und zugleich mit den Diplomaten England's in ſehr gutem Vernehmen ſteht. England bedarf einer Vermittlerin zwiſchen ſich und Rußland, und die Fürſtin Bagration bedarf ſehr vielen Geldes; ihre Börſe iſt wie ein Danaidenfaß, durch das ruſſiſches, öſterreichiſches und engliſches Gold in gleichmäßiger

Schnelle und in unaufhörlichem Strom hindurch fließt. Sehen Sie nur, da läßt die Fürstin den zobelbesetzten Sammetüberwurf von ihren Schultern gleiten. Nicht wahr, diese Schultern sind schön, so durchsichtig weiß, so edel geformt? Ja, ja, die Fürstin Bagration hat eine wundervolle Büste, und sie ist so großmüthig, diese so viel als möglich alle Welt sehen zu lassen. Man hat ihr daher in der Salonwelt seit langer Zeit den Zunamen: „belle ange nue“ gegeben, und alle Welt versichert, daß sie diesem Namen Ehre macht.*)

Und ihr Gemahl, der Fürst Bagration? Er ist nicht eifersüchtig, wie es scheint?

Er ist klug genug gewesen, zu rechter Zeit zu sterben, und seiner Gemahlin, der er unbequem war, aus dem Wege zu gehen. Er fiel 1812 in der Schlacht von Mosaisk, und die Fürstin schwört jetzt, daß dieser Tod ihres Gemahls die Haupttriebfeder ihres Hasses gegen Napoleon ist. Denn ich sage Ihnen, die Fürstin Bagration ist eine der glühendsten Feindinnen Bonaparte's, und sie und ihr großer Freund, der Graf Pozzo di Borgo, können es nie verwinden, daß man dem gefallenen Cäsaren erlaubt hat, auf Elba seine frühere Herrlichkeit als Schattenspiel an der Wand zu repetiren. Uebrigens, was fällt mir da ein, — Sie müßten sich eigentlich an die Fürstin Bagration wenden, denn die Dame ist eine halbe Landsmännin von Ihnen, eine geborne Polin, die Tochter des polnischen Generals Grafen Paul Skrawnesky. Vielleicht, wenn Sie das Glück haben, ihr zu gefallen, schafft sie Ihnen einige von den eingezogenen Gütern Ihrer Mutter wieder.

Ich bin nicht hier, um für mich selber zu feilschen und zu betteln, sagte Herr von Sahla düster. Mein Leben, meine Interessen und Gedanken gehören allein meinem Vaterland und meinem König. Für Sachsen allein will ich handeln, sprechen und wirken, und wenn es sein muß, mich demüthigen und betteln! Die Fürstin Bagration wird sich nicht für Sachsen interessiren, denn unser König ist arm, er hat ihr keine Schätze und keine Brillanten zu bieten, und sie wird daher für sein Unglück keine Theilnahme haben.

---

*) Hormayr: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 87.

Wer weiß, ſagte Friederike lächelnd, ſie iſt ſo eigenſinnig und capriciös, wie nur je ihr Oheim es war, und man kann daher gar nicht berechnen, was ſie thun wird. Sie iſt die Großnichte des allmächtigen Günſtlings Katharinens, des großen Potemkin, der Katharina vor ſich zittern machte, dem alle Fürſten Europa's, ſelbſt Friedrich der Große, ſchmeichelten und huldigten, der die ganze Welt unter ſeine Füße trat, mit ſeinem fabelhaften Luxus in jedem Jahr Millionen verſchwendete, und der doch zuletzt auf offener Landſtraße, am Rande eines Grabens liegend, ſein Leben aushauchte. Aber wir haben uns zu lange bei der ſchönen Bagration verweilt. Wenden Sie jetzt Ihre Augen von ihr ab, auf ihre Nachbarin, auf die zweite Puiſſance des Congreſſes. Sehen Sie da dieſe ſchöne Frau in dem veilchenblauen Sammetanzug, und dem weißen mit Roſen verzierten Spitzenhütchen über dem gekräuſelten Haar?

Ich ſehe ſie, ſagte Herr von Sahla. Sie ſpricht ſo eben mit der Fürſtin Bagration, und ſehen Sie nur, jetzt neigt ſie ſich und drückt einen Kuß auf die Schultern der belle ange nue.

Ich ſehe, und ich weiß, daß ſie nicht blos die Hälfte ihres Landes, ſondern ſogar zwei Jahre ihres Lebens darum geben würde, wenn ſie die ſchöne Fürſtin Bagration, ihre Freundin, welche ſie haßt und verabſcheut, mit dieſem Kuß vergiften könnte.

Oh, wie heißt ſie denn, dieſe reizende Frau, die küßt, wenn ſie haßt, und zärtlich iſt, wenn ſie verwünſcht?

Sie heißt: Herzogin Wilhelmine von Sagan, oder, wenn Sie wollen, Prinzeſſin Rohan, denn ſie war fünf Jahre mit dem Prinzen Rohan vermählt; oder, wenn es Ihnen ſchöner klingt, Fürſtin Trubetzkoi, denn nachdem ſie ſich von Rohan hatte ſcheiden laſſen, war ſie mit dem Fürſten Trubetzkoi vermählt, von dem ſie ſich aber ſchon nach einem Jahr wieder ſcheiden ließ. Darauf hat ſie, wie die ſchönen Schlangen, welche alljährlich ihre glänzende Haut abwerfen, um ſich mit einer andern zu ſchmücken, die beiden Schlangenhäute ihrer Ehen und den Namen ihrer Männer abgeworfen, und nennt ſich bis auf Weiteres jetzt nach ihren ererbten Beſitzungen Herzogin zu Sagan, bis auf Weiteres! Denn wenn die Fürſtin Metternich heute oder morgen

ſterben ſollte, ſo würde die Herzogin von Sagan ſich vielleicht entſchließen, Metternichs Hand anzunehmen, ſei's auch nur, um endlich ſich darüber zu entſcheiden, ob ſie ihn liebt oder haßt, ob ſie ſeine Freundin oder ſeine Feindin iſt, ob ſie ihn nur deshalb verabſcheut, weil er neben ihr noch funfzig anderen Frauen den Hof macht, oder ob ſie ihn nur deshalb liebt, weil noch funfzig andere Frauen ihn lieben und ihr ſeine Perſon ſtreitig machen. Aber die Fürſtin Metternich lebt, und ſie iſt viel zu boshaft, um ihren Nebenbuhlerinnen den Gefallen zu thun, die Hand ihres ſchönen Gemahls frei zu geben, und ihn zum Wittwer zu machen. Die Herzogin von Sagan aber iſt Metternichs politiſche Nymphe Egeria, und an dem Born ihrer Weisheit und Welterfahrenheit trinkt er ſich dieſelbe Erkenntniß, welche ſich einſt Eva aus dem von der Schlange ihr dargereichten Apfel aß. Die Herzogin iſt aber außerdem bei dem Kaiſer von Rußland noch einflußreicher als die Fürſtin Bagration, denn ſie iſt geiſtreicher, und ſie verſteht Etwas, was der leichtfertigen Bagration ganz unmöglich iſt, ſie verſteht es, auf die frommen Schwärmereien des Kaiſers einzugehen, und wenn ſie die Stimmung dazu anwandelt, oder wenn der Schatten ſeines ermordeten Vaters, des Kaiſers Paul, mit drohendem Auge an ihm vorüberſchweift, mit dem Kaiſer zu beten, und von Gott und den göttlichen Dingen zu ſchwärmen. Es kommt nun darauf an, ob Fürſt Metternich es verſtehen wird, die Herzogin auch jetzt noch als ſeine Freundin zu bewahren, und ſie ſeinen Intereſſen geneigt zu erhalten, wenn nicht, wird ſie ſeine mächtige Feindin werden, und ſie wird ihn ſtürzen, deſſen ſeien Sie gewiß! Man ſagt, daß der Kaiſer Alexander ihm überdies nicht ſehr geneigt ſei, und die Herzogin von Sagan iſt eine viel zu geiſtreiche und welterfahrene Frau, um, wenn ſie die Wahl hat zwiſchen der zweifelhaften Freundſchaft eines öſterreichiſchen Miniſters, und der mächtigen Gunſt eines ruſſiſchen Kaiſers, nicht lieber den Letztern zu bewahren, und den Erſteren fallen zu laſſen. Oh, es wird allerliebſte Salonkämpfe auf dieſem Congreß geben, und die Abſichten und Zwecke des Congreſſes werden nicht in den Sitzungen der Diplomaten, ſondern in den Salons und den Boudoirs der Damen entſchieden werden.

Und ich werde aus dieſen Salons und dieſen Boudoirs ausgeſchloſſen ſein, ſeufzte Herr von Sahla leiſe.

Nein, ſagte Friederike ebenſo leiſe, Sie werden mein Boudoir geöffnet finden, und es kommt nur auf Sie an, ob Sie mir helfen wollen, auch einen Salon zu eröffnen. Wenn wir allein ſind, werden wir weiter davon reden. Laſſen Sie uns jetzt noch ein Bischen nach den Damen hinüber ſchauen. Aber was iſt das? Die Kaiſerinnen erheben ſich, und alle Damen folgen ihrem Beiſpiel?

Auch die Kaiſer und Könige haben ſich von ihren Sitzen erhoben, das Gaſtmahl iſt beendet, ſagte Herr von Sahla. Die Soldaten erheben ſich. Nun wird man mit ungeheurer Geſchwindigkeit die Tafeln forträumen, und dann werden die Spiele und Volksbeluſtigungen beginnen, denen nach dem Programm der Kaiſer Franz mit ſeinen erhabenen Gäſten vom Balcon des Luſthauſes im Prater zuſchauen wird.

Aber da wir leider nicht zu den erhabenen Gäſten des Kaiſers Franz gehören, ſagte Friederike lachend, ſo werden wir nicht in das Luſthaus gelangen können und müſſen uns entweder in das frohe Volksgetümmel ſtürzen, oder unſere Beobachtungen von hier aus fortſetzen.

Thun wir das, oh thun wir das, rief Herr von Sahla lebhaft. Was kümmert mich das Volk mit ſeiner furchtbaren Luſtigkeit, was kümmert mich dieſe zur Schau getragene Cordialität und Herrlichkeit zwiſchen den Fürſten, was kümmert mich dieſes ganze Feſt der Vergangenheit, mich, für den nur die Gegenwart und die Zukunft Intereſſe hat. Sehen Sie alle dieſe lächelnden Geſichter, dieſe Herzlichkeit und Freundlichkeit, hören Sie dieſes laute Freudengeſchrei, das die Fürſten auf jedem Schritt begleitet! Das iſt Alles doch nur Schein, nur aufgeputzte Lüge, hinter der das Volk ſeine Befürchtungen und Bedrängniſſe verbirgt, mit der es ſeine Wünſche und Hoffnungen ſchmückt, nur Schein, hinter welchem die Fürſten ihre Pläne und Abſichten verbergen, und mit dem ſie ſich loskaufen wollen von den Verſprechungen, welche ſie ihren Völkern gegeben in der Stunde der Gefahr. Ich aber will nicht den Schein, ich will Wahrheit, und dieſe finde ich nur auf Ihren Lippen.

Aber Sie werden ſehen, daß meine Wahrheit ein etwas pikantes

Getränk iſt, ein Gemiſch von Honig und Galle, von Nießwurz und Rhabarber, bei welchem Einem die Augen übergehen können, man weiß nicht, ob vor Weinen, oder vor Lachen. Indeß, wenn es Ihnen mundet, ſo bleiben wir noch ein wenig, und ſchauen dem göttlichen Volk zu, das ſo dumm iſt wie ein Kind, welches mit dem Feuer ſpielt, und ſo gutmüthig wie ein Elephant, der ſich ganz demüthig und unterwürfig den Palakin, in welchem der Fürſt ſpazieren reiten will, auf den Rücken ſchnallen läßt, ſtatt mit einem einzigen Ruck ſeiner Glieder alle Riemen, mit denen man ihn eingeſchnallt, zu zerreißen, ſich in himmliſcher Freiheit ſeiner eigenen Luſt dahin zu geben, und Alles in ſeinen Rüſſel zu ſtecken, was ihm eben wohlgefällt.

Sehen Sie, fuhr ſie fort, da wogt es heran wie ein ſchwarzes Meer, das liebe luſtige Volk, das jetzt das Verbrüderungsfeſt mit den Soldaten feiern will zur heiligen Erinnerung an den achtzehnten Oktober des vorigen Jahres. Wie das jauchzt und lacht und fröhlich iſt, als gäbe es gar keinen Napoleon mehr auf Elba, und keinen Diplomaten-Congreß mehr in Wien.

Ja, ja, ſeufzte Herr von Sahla, mit Blut hat der Völkerkampf begonnen, mit Dinte wird er endigen. Die Dinte aber iſt ſchwarz, und ſie wird ſich wie ein Trauerſchleier über das ganze unglückliche deutſche Volk ergießen. Sagen Sie mir, oh ſeien Sie barmherzig und ſagen Sie mir, wo ſind die Männer, auf welche Deutſchland hoffen darf, denen das Wohl, die Ehre, die Freiheit Deutſchlands am Herzen liegt, die ſich nicht beſtechen laſſen von ihrem eigenen Egoismus, ihrem Ehrgeiz, von den Schmeicheleien Frankreichs, dem Gelde Rußlands, den Verſprechungen Englands, den Titeln Preußens und den Orden Oeſterreichs! Zeigen Sie mir die Männer, welche nicht um Vortheil und Gewinn, ſondern in ehrlicher Geſinnung, in treuſter Liebe und Hingabe für Deutſchland ihre Stimme erheben, für Deutſchland wirken und kämpfen wollen?

Schauen Sie doch hinüber nach der Diplomatenloge, da finden Sie die Bevollmächtigten und Diplomaten von allen deutſchen Ländern und Gebieten; es ſind ihrer mehr denn hundert Diplomaten, und jeder von ihnen wird Ihnen ſagen, daß Er einer von den Männern iſt, die

Sie ſuchen, daß Er es ehrlich meine mit dem Wohle Deutſchlands. Nur wird es Jedem von ihnen paſſiren, daß ſie die Intereſſen des Landes, das ſie vertreten, mit den Intereſſen Deutſchlands verwechſeln, und vermeinen, für Deutſchland einzutreten, wenn ſie einfach nur für ein kleines Theilchen von Deutſchland wirken. Der Geſandte von Heſſen wird ſehr mit ſich zufrieden ſein, wenn er für das heſſiſche Gebiet einen Zuwachs von Land und Unterthanen erwerben kann, der Geſandte von Baiern hat keinen anderen Zweck, als für ſeinen König Anspach und Bairenth zu gewinnen, der Geſandte von Weimar möchte ſeinen Herzog durch Fulda arrondiren, Jeder will Etwas, und dieſes Etwas will er ſich aus dieſem lieben unglücklichen Deutſchland erwerben, deſſen Größe, Stärke und Einheit der angebliche Zweck ſeines Hierſeins iſt. Selbſt die mediatiſirten Fürſten haben ihre Geſandten hierhergeſchickt, um von dem Congreß zu verlangen, daß er die Mediatiſirung wieder rückgängig mache, und daß ihre Souverainetäten wieder hergeſtellt werden.

Ja, ja, alle Souverainetäten wollen ſie wieder herſtellen, alle Throne wollen ſie verfeſtigen, ſagte Herr von Sahla, nur den Thron meines armen Königs, den wollen ſie umſtürzen, nur Sachſen wollen ſie vernichten.

Ah, mein Freund, Sie vergeſſen Polen, Sie vergeſſen Italien! Oder meinen Sie, daß man den Stiefſohn Bonaparte's, den unglücklichen Eugène von Beauharnais, als Vicekönig von Italien belaſſen wird, daß man dem Schwager Bonaparte's, Joachim Murat, den Thron von Neapel nicht wieder entreißen will, um ihn den Bourbonen zurück zu geben? Aber ſtill, ſtill, wir verlieren uns da in zu gefährliche Geſchichten, und es iſt wirklich beſſer, wir brechen ganz davon ab. Was ſoll ich Ihnen auch von den Diplomaten erzählen, es iſt genug, daß ich Ihnen die Diplomatinnen ein wenig geſchildert habe. Ueberdies wird Ihnen und uns Allen jeder Tag neue Geſchichten von den Diplomaten erzählen, wir werden alle die Herren kennen lernen, die öffentlich zu wirken, und die deutſchen Länder zu vertreten beſtimmt ſind. Aber die geheimen Agenten, die Leute, die im Trüben arbeiten, und im Dunkeln fiſchen, die geheimen Agenten, welche hierher gekommen

ſind, und die Fäden des großen Netzes in Händen halten, das hier gewebt werden ſoll, um es Deutſchland über die Ohren zu ziehen, und dieſe eigentlichen und mächtigen Congreßmitglieder, welche durch die Hinterthüren in die Conferenzſäle ſchleichen, und durch die Kammerdiener und Kammerkätzchen die Maſchinerie in Bewegung ſetzen, die wird man nicht kennen lernen, und das ſind doch die wichtigſten Geſtalten hier. Sind Sie nicht auch ein heimliches Congreßmitglied? Nur daß Ihr armer König nicht in der Lage war, Ihnen ein Beglaubigungsſchreiben auszuſtellen, und daß das arme Sachſen Ihnen keine Diäten zahlt? Kommen Sie jetzt, mein Herr, kommen Sie, ich will nach Hauſe. Dieſes wüſte Freudengetümmel fängt an mich zu langweilen, der Bratengeruch iſt mir in die Naſe gefahren und hat mich hungrig gemacht. Ich will nach Hauſe und eſſen und ſchlafen, denn ich habe genug von dem Erinnerungsfeſt und dem Wiener Congreß, genug für heute.

Sie ſtand auf und drängte ſich, gefolgt von dem jungen Mann, mühſam durch die Reihen der Sitzenden dahin, dem Ausgang zu.

Aber bevor ſie dieſen noch erreicht hatten, erhoben ſich von den Bänken, die vor und hinter dem Sitz der Beiden ſich befanden, zwei Herren, und eilten gleich ihnen dem Ausgang der Tribüne zu.

Kurz vor demſelben traten ſie zuſammen und grüßten ſich verſtohlen mit einem ſchnellen Wink ihrer Augenlider, dann ſtiegen ſie raſch die zu der Tribüne führende Treppe hinunter.

Eine wundervolle Entdeckung, flüſterte der Eine von ihnen in italieniſcher Sprache.

Ja, ſagte der Andere franzöſiſch, ja, vraiment, wundervoll. Welch ein Glück, daß wir Beide die barbariſche Sprache dieſes Landes verſtehen.

Aber verlieren wir das ſchöne Paar nicht aus den Augen.

Nein, da ſind ſie. Sie winden ſich mühſam durch das Volksgedränge, um zu ihrem Wagen zu gelangen. Folgen wir ihnen.

Ja, folgen wir ihnen. Ich muß ſehen, wo ſie wohnt und wer der mächtige Herr Fürſt iſt, der ſie protegirt.

Und ich habe mit dem Herrn von Sahla zu reden. Es iſt der

Stoff zu einem Franz Ravaillac in ihm, denn er iſt ein Fanatiker, und die können wir gebrauchen.

Und ich, ich habe mit der Dame zu reden; ſie iſt klug wie eine Schlange und durchaus nicht unſchuldig wie eine Taube. Uebrigens benachrichtige ich Sie, daß ich von heute an mich Marquis von Barbaſſon nenne.

Ach, wie ſich das wundervoll trifft. Sagte dieſe Dame, dieſe eheleibliche Tochter des Uhrmachers, nicht, daß ihre Mutter eine geborne Marquiſe von Barbaſſon ſei?

Ja, ſie ſagte das, erwiederte der Andere mit einem feinen Lächeln. Sie ſehen alſo, daß ich demzufolge der Verwandte der Mademoiſelle Friederike Hänel bin, und das giebt mir wohl ein Recht ſie aufzuſuchen. Nur muß ich wiſſen, wo ſie wohnt.

Schnell, ſchnell, hier iſt ein Fiacre, laſſen Sie uns hineinſteigen. Sehen Sie, da ſteigen die Beiden in ihren Wagen. Vorwärts, Kutſcher, vorwärts!

Es geht nicht, meine Herren, es geht nicht! rief der Fiacrekutſcher. Ich bin beſtellt, und meine Herrſchaft kann jeden Augenblick kommen.

Der Franzoſe neigte ſich zu ihm, und indem er ihn eine Hand voll Goldſtücke ſehen ließ, ſagte er in gebrochenem Deutſch: Ein Louisd'or, wenn Du uns zur Stadt fährſt, noch ein Louisd'or, wenn Du geſchickt genug biſt, der Equipage, welche der Herr und die Dame da beſteigen, und die eben abfährt, zu folgen und immer zehn Schritte hinter ihr zu bleiben.

Der Kutſcher hieb auf die Pferde ein. Ich werde meine zwei Louisd'or verdienen, ſagte er. Die andere Herrſchaft muß warten, bis ich wieder hier bin.

III.

Der Heirathsantrag.

So, hier im Wagen iſt es bequem und angenehm, ſagte Friederike Hänel, indem ſie ſich mit einem Ausdruck des Behagens in die Polſter zurücklehnte, und dann ihre blitzenden, ſchwarzen Augen mit einem forſchenden Ausdruck auf den jungen Mann heftete, der mit düſterem, gedankenvollem Geſicht ſich an ihre Seite geſetzt hatte. Hier können wir ungenirt plaudern, fuhr ſie fort, Niemand kann uns hier belauſchen und unſere Pläne verrathen.

Nun denn, rief der junge Mann lebhaft, ſo laſſen Sie mich Ihnen hier die Frage wiederholen, die ich ſchon vorher an Sie richtete, und deren Beantwortung Sie mir hier im Wagen verſprachen.

Was fragten Sie doch? fragte Friederike gleichgültig, indem ſie ihren großen Fächer von grünem Taffet langſam auf und zu klappte.

Ich fragte Sie im Namen meines unglücklichen Vaterlandes, das durch mich ſeine Hände flehend zu Ihnen erhebt, im Namen meines unglücklichen Königs, der durch mich zu Ihnen ſpricht, ich fragte Sie, ob Sie dieſen Beiden nicht Ihre hülfreiche Hand darreichen wollten? Ich wandte mich an die Großmuth Ihres Herzens und forderte Ihre Unterſtützung für das von fremden Soldaten beſetzte, von fremden Behörden verwaltete Sachſen, für den König Friedrich Auguſt, der aus ſeinem Lande verjagt, unglücklich und verlaſſen umherirrt. Wollen Sie uns dieſe Unterſtützung gewähren?

Wahrhaftig, rief Friederike lachend, Sie geben Sich den Anſchein als glaubten Sie, in meiner Hand allein ruhe die Krone Sachſens, und ich ſei es, die ſie Ihrem König entzogen habe. Gott bewahre mich aber davor, dieſe unglückliche Krone in meinem Beſitz zu haben, denn ſie wird der Eris-Apfel ſein, den die Götter der Zwietracht auf die grüne Tafel des Congreſſes geworfen haben, und an dem die ganze Herrlichkeit der deutſchen Einheit und Größe zerſchellen wird. Glauben *Sie mir, ich,* die ich bis zu dieſer Stunde noch gar nichts bin, die ich

weder Titel, noch Rang, noch Vermögen habe, ich tauſche doch nicht mit dem König Friedrich Auguſt, obwohl er Titel, Rang, und wahrſcheinlich auch noch, trotz ſeiner angeblichen Armuth, ein recht hübſches Vermögen beſitzt. Aber mir gehört die Zukunft, ich werde mir alles das erwerben, was mir jetzt noch fehlt, während der König von Sachſen gar keine Zukunft mehr hat, und im beſten Fall, und wenn er Glück hat, nur noch einige Fetzen von ſeinem Purpurmantel, einige Zipfelchen von dem Lande erretten kann, das ihm einſt ganz gehörte.

Aber es iſt doch unmöglich, daß Europa dieſen Raub zugebe und dulde, rief Herr von Sahla verzweiflungsvoll. Was that denn Friedrich Auguſt, um eine ſolche Schmach zu verdienen, und wer von den deutſchen Fürſten hat das Recht, ihn zu richten, zu ſtrafen und abzuſetzen?

Sie fragen, was Ihr König that? fragte Friederike achſelzuckend. Er liebte den Feind Deutſchlands auch dann noch, als er keine Kronen, keine Reiche und Länder mehr zu vertheilen hatte, er liebte ihn nicht blos mit den Lippen, wie die anderen deutſchen Fürſten, ſondern auch mit dem Herzen, und er wollte ſeiner Liebe auch dann noch treu bleiben, als die anderen Herren ſchon längſt begriffen hatten, daß Bonaparte jetzt hinlänglich ſchwach und gebeugt ſei, um von ihnen mit Glück angegriffen werden zu können. Ihr König liebte jedenfalls ſeine Treue mehr als ſein Land, und darum meinen die Fürſten jetzt, er ſolle ſich ſeine Treue immerhin bewahren, aber ſein Land fahren laſſen.

Aber Sachſen will ſeinen König nicht aufgeben, Sachſen will nicht Preußiſch werden, rief Sahla glühend.

Mein Lieber, um Gotteswillen verſchonen Sie mich mit der Politik, ſagte Friederike lachend. Was geht es mich an, ob Sachſen Preußiſch werden will? Preußen will jedenfalls, daß es Sachſen behalten kann, und ich glaube, es wird alle Mittel in Bewegung ſetzen, um ſeinen Willen durchzuführen.

Das heißt mit anderen Worten, Sie weiſen mich ab? fragte Herr von Sahla düſter. Sie wollen uns nicht Ihren Beiſtand leiſten?

Nein, das heißt, ich will, daß Sie Sich ganz und deutlich ausſprechen. Sie haben mir geſagt, was Sie von mir wollen, aber Sie

haben mir noch nicht geſagt, was Sie mir für Gegendienſte bieten können? Wir wollen offen und ehrlich mit einander ſprechen und dadurch beweiſen, daß wir nicht zu den officiellen Diplomaten des Congreſſes gehören. Alſo offen und ehrlich: Ja, ich kann Ihnen nützlich werden, wenn ich will, denn mein hoher Gönner und Freund iſt ſchwach genug, meinen Wünſchen und Bitten zuweilen ſein Ohr zu leihen, und er iſt es, der die Politik Preußens lenkt. Ich kann Ihnen alſo nützlich ſein, wenn ich will, aber es fragt ſich nur, ob ich will? Es fragt ſich vor allen Dingen, was Sie mir bieten können, um auf meinen Willen einzuwirken? Ach, Sie ſehen mich erſtaunt an? Sie finden, daß ich ſehr wenig dem Ideal von Weiblichkeit, Großmuth und Uneigennützigkeit gleiche, das Sie in Ihrem Herzen tragen?

Nein, ſagte Herr von Sahla ſchüchtern, ich frage mich nur, was ein armer König ohne Land und Krone, was ein verarmtes, ausgeſogenes Land einer ſchönen jungen Dame, die von einem reichen, mächtigen und freigebigen Herrn beſchützt wird, von einem Herrn, der, obwohl er keine Krone trägt, doch die Macht eines Herrſchers beſitzt und Ehren und Würden zu vergeben hat, ich frage mich nur, was Sachſen der Freundin des mächtigen Staatskanzlers bieten kann?

Und ich will Ihnen die Antwort nicht ſchuldig bleiben, ſagte Friederike. Sie haben mich in Ihr Herz ſchauen und mich die Motive Ihres Hierſeins ſehen laſſen. Ich will Ihnen auch mein Herz zeigen, und Sie ſollen erfahren, weshalb ich hierher gekommen bin. Sie nannten mich die Freundin des Staatskanzlers? Nun ja, ich bin es, aber im Schatten, in der Stille und im Verborgenen. Ich blühe wie das beſcheidene Veilchen, das man nicht ſieht, das man nur entdeckt, wenn man ſich zur Erde niederbückt und es unter ſeinem Verſteck von Blättern hervorſucht. Ich geſtehe aber, daß ich dieſer Veilchenrolle herzlich ſatt und überdrüſſig bin, und daß ich lieber als volle Purpurroſe im hellen Glanz der Sonne blühen, daß ich mich hoch erheben möchte, damit Niemand ſich zu mir herab, ſondern, daß Jeder ſich vor mir bücken müßte. Dazu bedarf ich der Titel, der Stellung, der Anerkennung in der Geſellſchaft. Ich bin alſo hierher nach Wien *gekommen,* hierher, wo jetzt neben den Diplomaten ein ganzes Heer von

Abenteuerern, Glücksrittern und Romanheldinnen ſich eingefunden hat, um hier auch meinerſeits meine Netze aufzuſtellen, meine kleinen Abenteuren zu haben und meine Romane aufzuführen. Wiſſen Sie, was ich in meinem Netz einfangen will? Zuerſt und vor allen Dingen Geld und Brillanten. Sind Sie beauftragt, mir dergleichen anzubieten?

Wenn man gewußt hätte, daß man wagen dürfte, Ihnen dergleichen anzubieten, ſo würde man mich ganz gewiß damit beauftragt haben, ſagte Herr von Sahla leiſe. Der König iſt zwar arm, aber er beſitzt noch ſeine Brillanten, und er wird glücklich ſein, wenn er Ihnen einige davon als Angedenken geben darf.

Gut! Aber Sie wiſſen noch nicht Alles, was ich in meinem Netz einfangen will. Ich ſagte Ihnen ſchon vorher, daß es in Ihrer Hand liegt, mir neben meinem Boudoir noch einen Salon zu öffnen. Haben Sie verſtanden, was ich damit ſagen wollte?

Nein, ich geſtehe, daß ich das nicht verſtanden habe.

Nun denn, ich will alſo deutlicher ſprechen. Was hindert mich, einen Salon zu eröffnen, gleich den Damen der haute volée, gleich den reichen Banquiersfrauen Geymüller, Fries und Arnſtein, in deren Salons zu erſcheinen ſogar Kaiſer und Könige nicht verſchmähen? Mich hindert der Mangel an Reichthümern, der Mangel an Geburt. Reichthümer laſſen ſich erwerben, aber wenn ich ſie ſelbſt hätte, glauben Sie, daß Mademoiſelle Friederike Hähnel im Stande wäre, einen Salon zu eröffnen, daß die Könige und Kaiſer ihr die Ehre erzeigen würden, zu ihr zu kommen, und daß die Damen der haute volée meine Einladungen annehmen würden? Nein, Sie glauben das nicht, Sie wiſſen ſo gut, wie ich es weiß, daß ſich Alles verbergen läßt unter anſtändigen Namen und Titeln, daß aber die Tugend ſelbſt nicht nackt gehen darf, wenn ſie nicht für ſündhaft gehalten werden will. Sehen Sie, im Grunde meines Herzens finde ich mich ziemlich tugendhaft und unſchuldig, wenn ich mich zum Beiſpiel mit der Fürſtin Bagration oder Herzogin von Sagan vergleiche. Ich habe bisher Niemanden geſchadet, keine Herzen gebrochen, keine Männer verrathen, keine Liaiſons bald hier, bald dort gehabt. Die Welt kann mir weiter nichts vorwerfen, als daß ich einen edlen, erhabenen, großſinnigen und groß-

herzigen Mann anbete, der mein Großvater ſein könnte, und der mich liebt als ſeine Tochter, ſeine Freundin, als das lachende Spielzeug ſeiner heiteren Stunden, als eine kleine Zerſtreuung nach angeſtrengter Arbeit, und daß ich es angenommen habe, in der Nähe dieſes angebeteten Greiſes zu wohnen, ohne dazu durch irgend ein ſanctionirtes Band berechtigt zu ſein.

Aber ich meine doch gehört zu haben, daß der Staatskanzler von Hardenberg verheirathet ſei, ſagte Herr von Sahla mit dem Ausdruck des Erſtaunens.

Mein Lieber, ſagte Friederike lachend, Sie ſagen mir da eine Impertinenz, die ſich ganz ungeſchickt unter dem Anſchein der Unſchuld verbirgt. Sie wollen ſich den Anſchein geben, als glaubten Sie, der Staatskanzler ſei mit mir verheirathet, aber im Grunde wollten Sie mir einen Vorwurf machen. Geſtehen Sie es nur, Ihre erſtaunte Frage war ein cachirter Vorwurf! Nun denn ja, Herr von Hardenberg iſt verheirathet, aber ich habe nicht die Ehre ſeine Gemahlin zu ſein. Herr von Hardenberg iſt verheirathet, und es geht ihm wie dem Kaiſer von Oeſterreich, er hat ſchon ſeine dritte Gemahlin.

Der Unglückliche, er iſt ſchon zweimal Wittwer geworden? fragte Sahla theilnahmsvoll.

Wenn Sie wollen, Wittwer, nur daß nicht der Tod, ſondern das Leben ſeine beiden erſten Ehen getrennt hat, und daß er um ſeine beiden jungen ſchönen Gemahlinnen nicht den Trauerflor zu tragen hatte, wie der Kaiſer Franz um ſeine beiden geſtorbenen Kaiſerinnen. Die zweite Gemahlin des Staatskanzlers Hardenberg lebt noch, das hat aber keinen Prieſter verhindert, ſeine Ehe mit der Schauſpielerin Schönemann einzuſegnen, und aus der Schauſpielerin eine legitime Frau Staatskanzlerin zu machen. Mich indeſſen, mich hat das Schickſal auserkoren, um die dritte Frau von Hardenberg für die Thränen zu ſtrafen, welche die zweite Frau um ihretwillen vergießen mußte, und vielleicht noch vergießt. Haben Sie alſo Reſpect vor mir, denn ich habe von dem Schickſal die Miſſion erhalten, der Rachengel der Tugend und der verlaſſenen Liebe zu ſein, und ich glaube, daß ich mich *meiner* Miſſion mit vielem Erfolg unterziehe. Die dritte Frau von

Hardenberg verwünſcht mich von ganzer Seele, und lernt durch mich ein wenig von den Qualen kennen, welche ſie der zweiten bereitet hat. Gerechtigkeit muß geübt werden, und die verfolgte Tugend muß ihre Rache haben!

Sie wollen alſo die dritte Frau von Hardenberg zu der zweiten in's Exil ſchicken, und als rächender Tugendengel ihre Stelle und ihren Namen ihr rauben?

Nicht doch, das hieße daſſelbe Verbrechen begehen, das ich ſtrafen will. Nein, nein, möge die gute Schönemann ihre Rolle als Staatskanzlerin weiter ſchauſpielern, und tüchtig beklatſcht werden von dem Parterre der Welt. Ich beneide ſie nicht, ich will und mag ewig nur als die Tochter, die Freundin zu den Füßen meines angebeteten Freundes ſitzen. Aber Sie wiſſen, die Welt iſt ſo jammervoll und klein, ſie ſucht Alles zu verdächtigen, über Alles die ätzende Lauge ihrer Bosheit zu ergießen. Davor möchte ich meine reine uneigennützige Liebe bewahren, deshalb möchte ich mir einen Schleier anſchaffen, der ſo undurchſichtig iſt, daß ich mich ganz unter demſelben verbergen kann, und gar nicht zu befürchten brauche, von den boshaften Augen der Neider beobachtet, von den Giftzungen der Verleumder bekrittelt zu werden. Und jetzt, mein Herr, ſind wir auf dem Gipfelpunkt unſerer Unterredung angelangt, Sie ſollen jetzt mit freiem Blick die Ausſicht genießen, und entſcheiden, ob Sie mit mir hinabſteigen wollen in das Thal meiner Zukunft. Wir ſtehen hier vor dem entſcheidenden Punkt unſeres Geſprächs; die weitſchweifige Einleitung iſt zu Ende, jetzt kommen wir zu dem Kern der Sache.

Und ich geſtehe Ihnen, daß ich auf dieſen Kern außerordentlich geſpannt bin, ſagte Herr von Sahla lächelnd, und daß ich meinen Verſtand vergeblich abmühe, mir zu ſagen, inwiefern ich Ihnen behülflich ſein könnte, einen Salon neben Ihrem Boudoir zu eröffnen.

Sie haben indeſſen gerade das, was mir fehlt. Sie haben einen ſchönen vornehmen Namen, und Sie ſind ein Mann. Herr von Sahla, ich frage Sie alſo ganz kurz und offen, wie es großen und genialen Seelen ziemt: Wollen Sie mir das geben, was mir fehlt,

und was Sie beſitzen? Wollen Sie mir einen Namen und einen Mann geben?

Ihre ſchwarzen Augen waren mit funkelnden, durchbohrenden Blicken auf ihn gerichtet, und ſchienen auf dem Grunde ſeiner Seele leſen zu wollen.

Herr von Sahla ſchlug vor dieſen Blicken die Augen nieder und ſeufzte tief auf. Sie ſind grauſam, ſagte er leiſe und ſchwermuthsvoll, Sie laſſen mich da den offenen Himmel ſehen, und wiſſen, daß ich ihn nie betreten kann, daß ein heiliges Gelübde mich auf ewig von ihm fern hält.

Es iſt wahr, Sie ſind Calatrava-Ritter, ſagte Friederike lächelnd. Aber die Zeit der Romantik und des Ritterthums iſt vorbei; es giebt keine Kreuzzüge mehr zu unternehmen, keine Drachen mehr zu bekämpfen, und von Ihrem ganzen Ritterthum iſt Ihnen nichts mehr übrig geblieben als die leere Schaale. Werfen Sie dieſe Schaale von ſich, bitten Sie den Papſt, daß er Sie von derſelben befreie, hören Sie auf, ein Ritter zu ſein und werden Sie wieder ein freier Mann, der ſich nach eigenem Wunſch und Willen ſein Leben und ſeine Zukunft beſtimmen kann!

Wenn ich das thäte, und wenn der Papſt mich frei gäbe, was würde meine Zukunft ſein? fragte Sahla traurig. Ich bin arm, ich lebe von dem Gehalt, das mir als Calatrava-Ritter zukommt, ich beſitze nichts als einen altadlichen Namen, und ein altes Wappenſchild.

Und das iſt ein ſehr koſtbares Beſitzthum, mein Freund, ein Beſitzthum, das mehr werth iſt, als Ihr ganzes Calatrava-Ritterthum. Werfen Sie das Todte zu den Todten, fort mit dem Ordenskreuz und dem Rittermantel. Werden Sie ein freier Mann, und reichen Sie mir Ihre Hand. Ich verſpreche Ihnen Orden und Titel, Geld und Güter, und ich verlange nichts dafür als Ihren Namen, das Recht, mich Ihre Gemahlin zu nennen, mit Ihnen in Einem Hauſe, verſtehen Sie wohl, in *unſerm* Hauſe zu wohnen, und in dieſem Hauſe als die Frau Baronin von Sahla meinen Salon eröffnen zu können. Ich werde Ihnen außerdem vollkommene Freiheit laſſen, werde Sie in *keiner* Hinſicht geniren, werde Sie Ihren Weg wandeln laſſen, und

Sie bitten, mich auf dem meinen ungehindert dahin gehen zu laſſen. Wir werden nur den Namen, das Haus, unſer Vermögen und unſere Geſellſchaften mit einander gemein haben, ſonſt aber vollkommene Freiheit haben, unſeren Neigungen und Gewohnheiten gemäß weiter zu leben. Gefällt Ihnen mein Vorſchlag? Nehmen Sie ihn an? Still, ſtill, antworten Sie mir noch nicht! Ich ſehe da den Schatten einer Wolke auf Ihrer Stirn, und es funkelt wie ein Blitz in Ihrem Auge! Das iſt der letzte Blitz des erſterbenden Calatrava-Ritterthums, dem mein Vorſchlag vielleicht nicht romantiſch, nicht nobel genug erſcheint! Ertödten Sie dieſes alte romantiſche Ritterthum in ſich, und werden Sie ein praktiſcher Mann, ein Mann der Gegenwart, der ſeinem Vortheil nachgeht, und Carrière machen will. Antworten Sie mir alſo noch nicht, ſondern überlegen Sie, bedenken Sie! Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit dazu! Nach dieſen vier Wochen ſollen Sie mir ſagen, ob Sie meinen Vorſchlag annehmen, das heißt, ob Sie der Gemahl einer jungen, nicht ganz geiſtloſen, nicht ganz einflußloſen Perſon ſein wollen, die im Stande iſt, Ihrem Vaterland, Ihrem König und Ihnen ſelbſt allerlei Vortheil und Nutzen zu gewähren, oder ob Sie meinen Vorſchlag ablehnen, das heißt, ſich eine Feindin erwerben wollen, die durchaus im Stande und alsdann ſehr gewillt iſt, Ihrem Vaterland, Ihrem König und Ihnen ſelbſt ſo viel Schaden zuzufügen, als irgend in ihrer Macht ſteht. Wählen Sie, mein Herr, wählen Sie! Aber bedächtig, in der Stille! Ich gebe Ihnen, wie geſagt, vier Wochen Zeit. Bis dahin wollen wir uns öfter ſehen, aber ohne auch nur mit Einem Wort unſeres Planes zu gedenken, nur der Gegenwart und unſerem Vergnügen lebend. Aber heute über einen Monat, alſo am achtzehnten November, dann erwarte ich Sie bei mir zu einer ernſten diplomatiſchen Conferenz, und an dem Tage ſoll es ſich entſcheiden, ob Sie es vorziehen, Calatrava-Ritter zu bleiben, oder ob Sie Ihr Glück annehmen und mein Gemahl werden wollen, ob Sie ſich eine einflußreiche Freundin, oder eine gefährliche Feindin für Ihren König und Ihr Sachſenland erwerben wollen. Nun kein Wort weiter! Da ſind wir eben vor meiner Wohnung angelangt, und der Wagen hält, ſteigen wir alſo aus! Addio, mein Herr Calatrava-Ritter von Sahla! Addio!

Beherzigen und überlegen Sie meine Vorschläge wohl! Besuchen Sie mich bald und oft, denn es ist nöthig, daß wir einander besser kennen lernen wegen unserer Conferenz am achtzehnten November! Addio!

Sie nickte Herrn von Sahla lachend einen Abschiedsgruß, und schlüpfte in das Haus, dessen hohes, schweres Eingangsthor ein reich gallonnirter Livréebedienter, der vor der Thür gestanden, ihr mit ehrfurchtsvollem Gruß weit geöffnet hatte.

Herr von Sahla stand, wie gelähmt vor Staunen und Ueberraschung, noch immer vor dem Hause und starrte zu dem Thor hin, durch welches die seltsame Erscheinung verschwunden war. Er achtete gar nicht darauf, daß gleich hinter ihm ein junger Mann mit eiligem, hastigem Schritt auch in das Haus eingetreten war, er hatte auch nicht bemerkt, daß wenige Schritte von ihm ein Fiacre angehalten, aus dem dieser Herr, der jener seltsamen Schönen gefolgt, nebst einem andern Herrn ausgestiegen war. Seine Seele war noch wie betäubt von dem überraschenden Gespräch, das er so eben gehabt, und er fragte sich noch immer, ob dies Alles nicht ein Traum gewesen, ob dieses übermüthige Mädchen vielleicht mit ihm nur einen kecken Scherz getrieben, ob es möglich sei, daß sie im Ernst so zu ihm gesprochen?

Ich werde wieder zu ihr gehen, ich werde sie zu erforschen suchen, murmelte er leise vor sich hin. Ich muß auf den Grund ihres Herzens schauen, und die Wahrheit in ihr erkennen! Ich —

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter, und wie er sich erschrocken umwandte, sah er da einen jungen Mann, dessen Antlitz ihm vollkommen fremd war, der ihn aber mit einem freundlichen Lächeln begrüßte, wie einen alten Freund und Bekannten.

Herr von Sahla, flüsterte der junge Mann, ich weiß, Sie lieben Ihr Vaterland und Ihren König, ich weiß, Sie sind hierher gekommen, um der edlen Sache Ihres unglücklichen Landes und Ihres vertriebenen Königs zu dienen. Wollen Sie sich Denen anschließen, die hier zu demselben Zweck in der Stille und im Geheimen arbeiten und wirken?

Ich will es, sagte Herr von Sahla. Sagen Sie mir, wo ich die Edlen finde, damit ich mich mit Ihnen verbinden kann?

Wollen Sie mir ſchwören, Niemanden zu verrathen, was wir jetzt eben mit einander ſprechen?

Ich ſchwöre es Ihnen, mein Herr! Gott, der in die Herzen ſchaut, weiß, daß es mir Ernſt iſt mit meinem Schwur, und daß ich freudig bereit bin, alle meine Kräfte, ja mein Blut und mein Leben dem Dienſte meines Vaterlandes und meines Königs hinzugeben.

Und Sie wollen in dieſem Dienſte keine Gefahr ſcheuen, vor keinem Schreckniß zurückbeben?

Ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich ihm mein Leben und mein Blut weihen will!

Aber auch Ihre Ehre, Ihre Gewiſſensſcrupel, wenn es ſein muß?

Sie wiſſen, wer ich bin?

Ja, der Calatrava-Ritter von Sahla.

Und Sie, Sie ſind ein Franzoſe, und Sie kennen nicht die Geſchichte Ihres Kaiſers?

Doch, ich kenne ſie, Ich weiß, daß einſt in Dresden ein Mordverſuch auf Napoleon gemacht ward, der fehlſchlug, und den man damals ſorgfältig zu unterdrücken ſuchte.

Und wiſſen Sie auch, wie Derjenige hieß, der jenen Mordverſuch machte?

Nein, mein Herr, ich weiß es nicht.

Nun, mein Herr, er hieß von Sahla, und war Calatrava-Ritter.

Sie waren es?

Ich war es! Jetzt wiſſen Sie, ob ich Gewiſſensſcrupel habe, wenn es ſich um das Wohl meines Vaterlandes, um die Zukunft meines Königs handelt. Jetzt wiſſen Sie, daß Sie mir vertrauen können.

Und ich vertraue Ihnen, ich fordere Sie auf, Theil zu nehmen an dem geheimen Brüderbunde, der ſich hier zu Wien verſammelt, und deſſen Aufgabe es iſt, die Unterdrückten und Leidenden, die vom Schickſal und den undankbaren Fürſten Verfolgten zu beſchützen und zu unterſtützen. Kommen Sie morgen Abend um zehn Uhr auf den Joſephplatz, ſtellen Sie ſich bei der Statue des Kaiſers hin, ich werde Sie dort aufſuchen, um Sie zu Freunden und Gleichgeſinnten zu führen.

Ich werde kommen. Morgen um zehn Uhr bin ich bei der Statue des Kaisers Joseph!

Auch ich bin dort! Leben Sie wohl bis dahin!

Leben Sie wohl!

IV.

Die Congreßtage in Wien.

Ganz Wien glich in diesen Tagen seit dem Beginn des Congresses nur einem einzigen Ballfeste, an welchem Jeder sein Theil haben wollte, der Geringste sowohl wie der Vornehmste, der Aermste sowohl wie der Reichste. Denn dem Armen auch gehörten die Feste, welche der Reiche gab, er hatte seinen Antheil daran durch seine Augen, welche ihm den Anblick der glänzenden Caroſſen, der geputzten Ballgäste, die den Caroſſen entstiegen, gewährten, durch seine Ohren, welche mit freudiger Genugthuung den Schall der schmetternden Musik vernahmen, die aus den leuchtenden Sälen zu ihm niedertönte auf die Straße. Der Arme auch fühlte sich in diesen Tagen stolz auf „sein Wien", und er nannte im frohen Selbstbewußtsein alle die Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und Herren „unsere Gäste", und fühlte sich erhoben durch den Gedanken, daß alle diese vornehmen Leute, welche aus ganz Europa sich in der Kaiserstadt zusammengefunden, Oesterreich's Gastfreundschaft genossen und von der Freigebigkeit des Kaisers bewirthet wurden. Freilich war diese Freigebigkeit sehr großartiger Natur, und den vernünftigen und besonnenen Leuten hätte sie ein sorgenvolles Kopfschütteln erregen können, aber es gab eben in diesen Tagen der Wiener Congreßherrlichkeit keine besonnenen und vernünftigen Leute. Jeder fühlte sich fortgeriſſen von dem allgemeinen Taumel der Lust. Jeder wollte seinen Antheil haben an den Herrlichkeiten und Festen, und das Nachdenken und die Ueberlegung, das waren langweilige und unbequeme Gesellen,

denen man ſcheu aus dem Wege ging, vor deren ſtirnrunzelndem Anſchauen man ſich eiligſt zu irgend einer Redoute, zu einem Ball, Diner oder Souper rettete, oder denen man ſich entzog, indem man in den Vormittagsſtunden in den Prater, oder auf die Baſtei ging, um da in raſchen Bildern, gleich der Laterna magica, alle die Geſtalten des Wiener Congreſſes an ſich vorüberrauſchen zu ſehen. — Und alle dieſe Geſtalten, wie geſagt, alle dieſe Fürſten waren die Gäſte Wiens, die Gäſte des Kaiſers. Sie wohnten bei ihm in der Kaiſerburg, oder man hatte für ſie in den Paläſten der öſterreichiſchen Großen und in den erſten Hôtels bequeme und glänzende Quartiere ausgewählt. Die Kaiſerburg war jetzt die Reſidenz von zwei Kaiſern, zwei Kaiſerinnen, vier Königen, einer Königin, einem kaiſerlichen und einem königlichen Kronprinzen, zwei Großfürſtinnen und drei Fürſten, und das zahlreiche und glänzende Gefolge, der Sternenſchweif dieſer Sonnen, durchleuchtete ganz Wien auf Koſten des öſterreichiſchen Kaiſers. Wien durfte ſich dem Genuſſe und den Freuden des Tages hingeben ohne Sorgen und Kümmerniſſe, der Kaiſer ſorgte für Alles, und hatte vielleicht auch ſeine Kümmerniſſe für Alle. Dieſe Könige und Fürſten ſpeiſeten an den kaiſerlichen Tafeln, dieſe Grafen, Kammerherren, Kammerdiener und Lakaien auch ſpeiſeten auf kaiſerliche Koſten, und die Wiener erzählten ſich mit ſtolzem Selbſtgefühl, daß die kaiſerliche Tafel allein täglich funfzigtauſend Gulden koſte.*) Aber nicht blos Wohnung und Koſt gab Wien ſeinen fürſtlichen Gäſten und deſſen Gefolge, ſondern es ſorgte auch für ihre Behaglichkeit, und war bemüht ihnen den Genuß aller Freuden ſo bequem als möglich einzurichten. Jeder der kaiſerlichen Gäſte mußte ſeine Pferde und Equipagen für ſich und ſein Haus haben; der Kaiſer Franz hatte daher dreihundert neue Equipagen anfertigen laſſen. Alle von derſelben Bauart, derſelben Farbe, alle geziert mit dem öſterreichiſchen Kaiſerwappen; er hatte aus allen Marſtällen Europa's Pferde ankaufen, und nach Wien bringen laſſen, um ſeinen erhabenen Gäſten nicht blos für ihre Equipagen ein glänzendes

*) Fêtes et Souvenirs de Congrès de Vienne. Par le Comte de la Garde. I. 44.

Geſpann, ſondern ihnen auch zum Spazierenreiten Pferde zu geben, die der erhabenen Perſonen, welche ſie tragen ſollten, würdig ſeien.

Außerdem hatte man aus Paris die Tänzer und Tänzerinnen der großen Oper verſchrieben, und die Reize der ſchönen Bigottini, die Kunſtfertigkeit der reizenden Aimé waren wohl im Stande die Aufmerkſamkeit der hohen kaiſerlichen Gäſte zu feſſeln. Aber das Theater, die Oper, das Ballet boten nur die Zerſtreuungen gewöhnlicher Art dar; man erſchöpfte ſeine Phantaſie, um neue fremdartige, überraſchende Feſte zu erſinnen, man gab Maskenbälle, Jagden, man bereitete Carouſſels, lebende Bilder, Privat-Aufführungen vor; Jedermann hatte ſeine Gedanken nur erfüllt mit dem Einen Beſtreben: ſich zu amüſiren, und zu dem Amüſement der Andern nach Kräften beizutragen. Nichts durfte über dieſe heitern Gedanken den Schatten einer Wolke hinwerfen, ſelbſt die Majeſtät des Todes ignorirte man der Majeſtät des Vergnügens zu Gefallen. Die Königin Caroline von Neapel, die Tochter Maria Thereſia's, die Tante des Kaiſers Franz, war in den erſten Tagen des Wiener Congreſſes geſtorben, aber man hütete ſich wohl ihren Tod officiell bekannt zu machen, man ließ die buntglitzernde Woge des Vergnügens über ihren Sarg dahin rauſchen, man übertönte das Grabgeläute der heimgegangenen Königin mit den Fanfaren der Feſtesklänge, und kein Trauerflor, kein düſteres Geſicht ſollte die heitere Harmonie dieſer, nur den Feſten und den Vergnügungen geweiheten Tage ſtören.

Die Fürſten hatten die Etiquette abgeſtreift, auch die Etiquette der Trauer, ſie wollten in Wien nur dem Vergnügen, der Freundſchaft und dem Genuß leben, und vielleicht auch nebenher ein wenig für die Beglückung ihrer Völker, für die Vergrößerung ihrer Länder arbeiten.

Aber dies war doch nur die Nebenſache; an die Völker und die Politik dachte man nur in denjenigen Stunden, wo man ſich zu den ernſthaften Sitzungen des Congreſſes vereinte, wo man ſich bemühte, das lachende Geſicht in ernſte Falten zu legen, die profanen Gedanken mit der Würde der politiſchen Weisheit zu verbrämen, und des Zweckes eingedenk zu werden, um deſſentwillen man eigentlich hier in Wien ſich

zuſammengefunden hatte. Einmal indeß aus dem Saale der Conferenzen herausgetreten, legte man auch die Maske der Ehrbarkeit und Weisheit wieder ab, und der Diplomat ward wieder Lebemann, der gekrönte Fürſt ward wieder Particulier, und legte ſeine Krone bei Seite, um ſich am liebſten ſo unbemerkt als möglich in das frohe Gewühl des Tages zu miſchen, und ſich ſeinen Antheil an den Freuden, Zerſtreuungen und Genüſſen deſſelben zu erobern. Das Incognito war daher das erſte und liebſte Bedürfniß all dieſer gekrönten Häupter, dieſer vornehmen Herren, und um als Menſchen ſich frei, leicht und glücklich zu fühlen, mußte man vor allen Dingen des Ceremoniells ſich entledigen. Die Fürſten waren daher gleich am erſten Tage übereingekommen, daß nicht ihr äußerer Rang über den Eintritt und Austritt aus den Zimmern, über die Plätze bei Tafel entſcheiden, ſondern daß nur der Rang des Alters dafür die Norm angeben ſollte, und ſo präſidirte der ſechzigjährige König von Würtemberg, und ſo war der ſiebenunddreißigjährige Kaiſer von Rußland der Letzte in der Reihenfolge der gekrönten Häupter.

Und in welcher Friedlichkeit, Brüderlichkeit und Eintracht dieſe gekrönten Häupter mit einander lebten, wie ſie ſtets nur bemüht waren, ſich einander zu lieben, zu erfreuen, ſich ihre brüderliche Zuneigung zu beweiſen! Mochten die Diplomaten in ihren Conferenzen ſich ſtreiten und überwerfen, mochten ſie das diplomatiſche Würfelſpiel über den Beſitz von Ländern und Völkern je nach ihrer Geſchicklichkeit, ihrer Zungen- und Fingerfertigkeit an jedem Morgen auf's Neue beginnen, die Fürſten nahmen keinen Antheil daran; die Verbrüderung der Völker konnte einer ſpäteren Zeit aufbehalten bleiben, viel wichtiger und unaufſchiebbarer war die Verbrüderung der Fürſten.

Die Fürſten fingen dieſe damit an, daß ſie ſich gegenſeitig mit ihren Orden ſchmückten, und ſich ſo lange ihre Decorationen ſchenkten, bis der diplomatiſche Congreß ſo weit vorgeſchritten wäre, daß man ſich gegenſeitig Provinzen, Länder, Königreiche und Völker ſchenken könne.

Alle möglichen Ungeheuer und wilden Thiere breiteten ihre vergoldeten und diamantenſtrahlenden Tatzen und Fänge nach den fürſtlichen Häuptern aus, und ſchmiegten ſich ſanft und geduldig an die

Bruſt der Könige und Fürſten; da flatterten die ſchwarzen, die rothen, die weißen Adler durch die Luft, da fielen die glänzenden Meteore des Phönix, des Großkreuzes, aus den Wolken, da ſchmückte man ſich mit Elephanten, Löwen und goldenen Vließen, und ließ um das kaiſerliche Knie das blitzende Strumpfband des engliſchen Hoſenbandordens legen.

Und nach dieſem Amüſement der gegenſeitigen Ordensverleihung kam das Amüſement der gegenſeitigen Regimentsverleihung. Die Fürſten ſchenkten ſich Regimenter in ihren Armeen, und man beeilte ſich dann, ſich ſo raſch als möglich eine vollſtändige Uniform des geſchenkten Regiments zu verſchaffen, um in derſelben vor den Geſchenkgebern zu erſcheinen, und den Paraden und Revüen beizuwohnen, die an jedem Tage ſtattfanden. Aber nach den Paraden, den Spaziergängen, den Jagden und Unterhandlungen des Vormittags verſammelten ſich, einer gleich Anfangs getroffenen Verabredung gemäß, alle die gekrönten Häupter in einem Saale der Kaiſerburg, um doch eine Stunde dieſer roſenbekränzten, faſt funkelnden Tage den ernſten Geſchäften und dem Glücke ihrer Völker zu weihen. In dieſer Stunde der völkerbeglückenden Fürſtenpolitik überlegte man mit einander, was die fürſtlichen Diplomaten und Bevollmächtigten in den Sitzungen des Vormittags beſprochen, vorgeſchlagen und berathen hatten. Aber die gemüthlichen Wiener, welche Theil nahmen an Allem, was die Gäſte des Kaiſers und der Stadt Wien betrafen, die gemüthlichen Wiener flüſterten einander lachend in's Ohr, daß dieſe Stunde der fürſtlichen Berathungen nicht immer blos der Politik gewidmet ſei, und daß zuweilen die ernſten Fragen der Diplomatie durch die heitere und lachende Frage nach einer neuen Feſtlichkeit, einem neuen Amüſement verdrängt werde.*)

An jedem Morgen aber zeigten ſich die Fürſten, die Diplomaten und alle die vornehmen Fremden, ſowohl die Damen als die Herren, den Wienern im Prater und auf der Baſtei. Den Fremden ſchien es eine Pflicht der Höflichkeit, ſich den Schauluſtigen hier nach

*) Comte de la Garde. I. 53.

Herzensluſt zu zeigen, und den Wienern eine Pflicht der Gaſtlichkeit, durch lächelndes Anſchauen und Anſtarren die lieben, theuren Gäſte zu ehren. Im Prater zu erſcheinen gehörte für Jedermann zum guten Ton und zur Mode, und dahin alſo drängte ſich Alles, was ſehen und geſehen ſein wollte.

Dort im Prater konnte der Fremde in einem bunten Panorama das ganze heitere, lachende, geputzte lebensfrohe Wien an ſich vorüberrauſchen ſehen, dort konnte der Wiener alle die berühmten Männer, die ſchönen Frauen, alle Abenteurer, Glücksritter und Narren des Congreſſes im bunten, glitzernden Durcheinander bewundern.

Hier ſieht man im eleganten leichten Cabriolet den Kaiſer Alexander daher kommen, an ſeiner Seite ſeine ſchöne und geliebte Schweſter, die Großfürſtin Katharina, neben der auf herrlichem Pferde der verliebte Kronprinz von Würtemberg pirouettirt, während auf der andern Seite des Cabriolets Eugène Beauharnais, einſt der Vicekönig von Italien, reitet, und ſein ſchönes melancholiſches Angeſicht ſeinem edlen Freunde, dem Kaiſer Alexander, zuwendet. Unfern von dieſen folgt in offener Kaleſche die zweite Schweſter des Kaiſers, die Großfürſtin Marie von Weimar, und neben ihr die Fürſtin von Thurn und Taxis, die Schweſter der Königin Louiſe von Preußen, und deshalb, wie wegen ihrer eigenen Schönheit und Liebenswürdigkeit, von ihrem Schwager, dem König Friedrich Wilhelm, beſonders ausgezeichnet und gefeiert.

Hinter ihnen erſcheint im einfachen unſcheinbaren Phaeton der Kaiſer Franz neben ſeiner ſchönen bleichen Gemahlin, der Kaiſerin Ludovica, mit lächelnder heiterer Ruhe hinblickend auf das bunte Gewühl um ihn her.

Nun bleibt die Maſſe der Spaziergänger mit einem Gefühl von Ehrfurcht und Stolz ſtehen, denn ſo eben fährt der Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, vorüber. Ihm folgt in vollem Galopp auf einem ſchäumenden ukrainiſchen Pferde der ruſſiſche Huſarengeneral Zibin; ſeine goldblitzende Uniform leuchtet in der Sonne, an ſeinem Hut wallt ein Pamache, das von Weitem wie der Schweif eines Kometen die Luft durchfliegt.

In der großen Berline, die jetzt daher rollt, ſieht man den

Admiral Sir Sidney Smidt neben ſeiner Gemahlin und ſeinen zwei ſchönen Töchtern, Sir Sidney Smidt, den Vertheidiger von St. Jean d'Acre, auf deſſen Bruſt eine Medaille glänzt, die glorwürdiger ihn ziert, als alle ſeine andern Ordensſterne. Dieſe Medaille hat ihm nach der Vertheidigung der Feſtung der Biſchof von St. Jean d'Acre gegeben, indem er zu ihm ſagte: „Dieſe Medaille ſtammt von Richard Löwenherz her; wir haben ſie von ihm erhalten; ich gebe ſie ſeinem Landsmanne zur Erinnerung ſeiner ruhmwürdigen Anweſenheit in einer Stadt, in welche vor Jahrhunderten ſein König gleich ihm den Ruhm ſeines Namens hingetragen hat.*)

Jetzt kommt der König von Preußen daher galoppirt auf einem ſchönen engliſchen Pferde, nur von einem einzigen Adjutanten begleitet. Dicht hinter ihm ſieht man die ſtolzen Reitergeſtalten des Generals von Tettenborn und des Prinzen von Heſſen-Homburg. Dann kommen in offener, reich aufgeſchirrter Equipage die beiden ſchönſten Männer des Wiener Congreſſes, der Fürſt Metternich und der Prinz Leopold von Coburg; Beide in heiterm Geſpräch, lächelnd, unbefangen und froh, Beide zuweilen raſch das Haupt zurück wendend, um hinter ſich zu ſchauen nach der eleganten Equipage, die ihnen folgt, und in welcher man die drei Prinzeſſinnen von Kurland, die Herzogin von Sagan, die Fürſtinnen von Accerenza und von Hohenzollern gewahrt, lächelnd umher blickend in vollem, ſiegreichen Bewußtſein ihrer Schönheit. Auf der Seite des Wagens, wo die Fürſtin von Accerenza ſitzt, reitet der reiche junge Holländer Borel, ein Diplomat, der ſich nur des Einen Verdienſtes rühmen kann, daß er die Erfindung der in das Auge eingekniffenen Lorgnette gemacht hat.

Jetzt kommt in eleganter Caleſche der engliſche Geſandte, Lord Caſtlereagh mit ſeiner Gemahlin daher, Beide in ſeltſamer, auffallender und lächerlicher Toilette, Beide voll ernſter Würde, nicht ahnend, daß ſie der Gegenſtand der allgemeinen Heiterkeit, des boshaften Geflüſters ſind. Unfern von ihnen verſperrt eben ein Fiacre der eleganten Caroſſe des Paſcha's von Widdin den Weg, und gleich hinter dieſem kommen

*) v. Noſtiz: Tagebuch ꝛc. S. 148.

die Erzherzoge in einfachen Caleſchen. Ihnen folgt in einer Chaiſe von ſeltſamer Bauart, die ſo niedrig iſt, daß man von der Erde nicht nöthig hat, hineinzuſteigen, ſondern nur hineingeht, der König von Würtemberg, deſſen ungeheure Corpulenz ihn nöthigt, an jedem Tiſch für ſeinen Bauch einen Ausſchnitt machen zu laſſen. Hinter ihm galoppirt auf blendend weißem Roß der ſchöne junge Prinz Ypſilanti daher, der Sohn des vertriebenen Hospodar's der Moldau und Walachei, der in Rußland Schutz geſucht und gefunden hat, und von Alexanders großmüthiger Freundſchaft hoch erhoben iſt zu fürſtlichen Ehren und Würden.

Ein ganzer Schwarm ruſſiſcher Generäle und Fürſten folgt ihm, und pirouettirt an den luſtwandelnden ſchönen Wienerinnen vorüber, die ſich der ſtattlichen Cavaliere freuen, und ihren flammenden Blicken mit einen verſtohlenen und ermuthigenden Lächeln antworten.

Und wenn nach dieſen Vergnügungen des heitern, ſonnenhellen Tages der Abend, die Dunkelheit ſich über das freudevolle, ſingende und jauchzende Wien niederſenkte, dann wogte das Vergnügen von dem Prater, von der Baſtei, von der Straße hinein in die Häuſer, und da tanzte es die Tänze, da ſang es die Lieder weiter, die es am Tage begonnen. Von hundert und hundert Kerzen ſtrahlten dann die Häuſer, überall hörte man Muſik, heiteres Lachen. Durch alle Straßen flogen die Caroſſen daher, um ihre geſchmückten Beſitzer zu Bällen, Concerten, Redouten und Feſtlichkeiten zu tragen. Wien lebte bei Tag und bei Nacht in einem Taumel der Luſt und Freude, und dieſe Luſt, dieſe Freude, — das nannte man den Wiener Congreß!

V.

Die Verſchworenen.

Die Dunkelheit der Nacht ruhte über Wien; die Häuſer und Paläſte ſtrahlten im Glanz der Kerzen, in den vergoldeten Sälen ſang und tanzte man und feierte ſeine Feſte, aber hier unten auf dem

Joſephsplatz war Alles dunkel und ſtill, und zu der erhabenen Statue des großen Kaiſers Joſeph ſteigt kein Ton der lauten Congreßfreude, des profanen Congreßjubels empor. Schweigend und düſter lag der weite Platz da, ſchweigend und düſter hob ſich das Monument empor, den Männern der Gegenwart und der Dunkelheit eine unangenehme Erinnerung an die vergangene Größe und ihr ſtrahlendes Licht.

Jetzt kam mit haſtigen Schritten eine männliche Geſtalt über den Platz daher, und ſchritt gerade auf das Denkmal hin.

Sind Sie da? fragte eine leiſe gedämpfte Stimme.

Ja, ich bin da, und erwartete Sie, erwiederte eine andere Stimme, und aus dem Schatten der Statue hervor trat eine zweite männliche Geſtalt.

Herr von Sahla? fragte der eben Gekommene.

Ich bin es, erwiederte der Andere. Und Sie? Ich kenne noch nicht den Namen des Freundes, der mir die Hand bieten will, damit ich meinem Vaterland und meinem König helfen und dienen kann.

Ich heiße Montbrun, Graf Montbrun, ſagte der Andere haſtig. Sie ſehen, ich vertraue Ihnen, denn ich ſage Ihnen da meinen wirklichen Namen, den nur meine Freunde kennen. Hier in Wien, vor der Polizei, den Spionen und Häſchern bin ich der Graf von Longlemène, der letzte Sproſſe einer altadligen Familie aus der Picardie.

Sie fürchten alſo die Polizei, die Spione und Häſcher? fragte Herr von Sahla düſter.

Ich fürchte ſie nicht, ſagte der Andere ſtolz, aber ſie ſollen mich nicht hindern an dem Werk, an dem wir Alle zu arbeiten haben; ich bin freudig bereit, für die gerechte Sache auf dem Schlachtfeld zu fallen, aber ich will nicht in einem Kerker meine Tage durchſeufzen. Kommen Sie, mein Herr! Vom Stephansthurme ſchlägt es halb elf Uhr, laſſen Sie uns eilen, denn die Geſellſchaft erwartet uns. Sie ſind doch ſalonmäßig angezogen?

Ich trage wie immer mein Ordenskleid, und ich denke, ich kann mit demſelben bei Königen und Kaiſern erſcheinen.

Sie können es! Reichen Sie mir Ihren Arm, mein Herr! Nur *wenige* Schritte und wir ſind am Ziel. —

Arm in Arm ſchritten ſie über den Joſephsplatz dahin, Beide ſchweigend und in ſich gekehrt. Vor einem großen, glänzend erleuchteten Hauſe in einer der nahegelegenen Straßen machte der Graf Montbrun Halt.

Wir ſind am Ziel, ſagte er, aber bevor wir eintreten, mein Herr, muß ich Ihnen doch ſagen, zu Wem wir gehen, und weſſen Gaſt Sie heute ſein werden. In dieſem Hôtel wohnt der Graf Aldini, einer der einflußreichſten und edelſten Männer Italiens. Oeſterreich, das ſeinen Einfluß in der Lombardei fürchtet, und ihm mißtraut, hat ihn eingeladen, nach Wien zu kommen, unter dem Vorwand, über die Angelegenheiten und Bedürfniſſe Italiens und der Lombardei ſeinen Rath hören zu wollen, in Wahrheit aber, um ihn hier beſſer bewachen und ihn unſchädlich machen zu können. Aber Graf Aldini ſieht alle Fallſtricke und weiß ihnen allen zu entgehen. Er giebt heute ein Feſt, und wir werden einen Augenblick bei demſelben erſcheinen, um unſere Anweſenheit zu bekunden. Aber haben Sie wohl Acht auf mich, bleiben Sie immer neben mir, und folgen Sie mir, wohin ich gehe.

Ich werde Sie nicht verlaſſen, ſagte Herr von Sahla, nur bin ich begierig zu wiſſen, wie die Feſte des Grafen Aldini Intereſſe für mich und die Angelegenheiten, die ich verfechten will, haben könnten.

Sie werden das ſchon ſehen, kommen Sie nur! —

Die Säle des Grafen Aldini ſtrahlten im reichſten Schmuck, und in denſelben wogte eine glänzende Geſellſchaft auf und ab. Die Diplomaten aller Länder waren gekommen, um dem einſtigen Miniſter, Staatsſecretair des Königreiches Italien, als welcher Aldini in Paris gewohnt hatte, ihre Achtung zu bezeigen, und Aldini empfing ſie mit der lächelnden Feinheit und Ruhe eines gewandten Weltmannes. Aber der Schatten einer Wolke ruhte doch auf ſeiner Stirn, und ſeine Augen flogen zuweilen mit einem raſchen, trüben Blick durch die Säle dahin. Als jetzt der Graf Montbrun mit Herrn von Sahla in den Salon trat, ging er dem Erſteren raſch einige Schritte entgegen und zog ihn in eine Fenſterniſche.

Graf, ſagte er leiſe und haſtig, ſeien Sie auf Ihrer Hut, ſagen

Sie den Freunden, daß ſie es auch ſein ſollen. Ich fürchte, man mißtraut uns, und überwacht mein Haus. Sehen Sie ſich um in den Sälen. Kein Einziger der Fürſten iſt erſchienen, ſie haben Alle heute Nachmittag wegen eines improviſirten Feſtes bei der Kaiſerin von Rußland abſagen laſſen.

Aber der Vicekönig wird doch kommen? fragte Montbrun haſtig.

Nein, auch Er, auch Eugène kommt nicht, ſagte Aldini traurig. Er hat mir geſchrieben, und ſich entſchuldigt. Ah, mein Freund, welch' einen ſchmerzlichen, wehmuthsvollen Brief! Er darf es nicht wagen, hierher zu kommen, weil man ihn alsdann verdächtigen würde. Glauben Sie mir, er iſt ein armer Gefangener, den man mit Roſenketten gefeſſelt hat, aber die Dornen bohren ſich doch heimlich in ſein Fleiſch ein. Eugène iſt es, der mich warnt. „Seien Sie auf Ihrer Hut," ſchreibt er mir, „verbergen Sie Ihre Gedanken unter doppelten Schleiern, fürchten Sie vor allen Dingen die Verräther, die ſich unter dem Schein der Gleichgeſinntheit in Ihr Haus einſchleichen möchten. Glauben Sie nur, daß man Sie, gleich mir, immer beobachtet, immer beargwöhnt. Verbrennen Sie auch Ihre Briefe, wenn Sie deren aus Frankreich oder Italien erhalten."

Der Vicekönig hat Recht, Graf, ſagte Montbrun ernſt, ſeien Sie auf Ihrer Hut. Ihr Haus iſt die einzige Zuflucht des politiſchen Unglücks, der zertretenen Freiheit, erhalten Sie uns dieſe. Sie ſind der Mittelpunkt, um den ſich die Freunde ſammeln; wenn wir dieſen verlieren ſollten, würden wir vom Sturm der Ereigniſſe hierhin und dorthin getrieben werden, und allen Zuſammenhang untereinander verlieren.

Ich bleibe Ihnen, ſagte Aldini, und ich werde vorſichtig ſein. Aber Sie ſelber, Graf, ſind Sie auch vorſichtig? Wer iſt zum Beiſpiel dieſer bleiche junge Mann, mit dem Sie vorhin eintraten, und der, ſo viel ich weiß, nicht zu den eingeladenen Gäſten gehört?

Ich habe mir erlaubt, ihn einzuführen, Excellenz, und ich bitte um die Gunſt, Ihnen den jungen Mann vorſtellen zu dürfen. Es iſt der Calatrava-Ritter Herr von Sahla.

Und Sie glauben, ihm trauen zu dürfen?

Ich bin davon überzeugt. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten, und ich ſage Ew. Excellenz, er iſt ein Mann, der uns ſehr nützen kann. Zudem ſind wir wohl verpflichtet uns ſeiner anzunehmen, denn er iſt ein fanatiſcher Anhänger des Königs Auguſt von Sachſen, des getreueſten der deutſchen Fürſten. Um für ſeinen König zu wirken, iſt er hier.

Ah, der Arme, ich fürchte, er wird da wenig erwirken können, ſagte Aldini, Sachſen iſt verloren. Aber kommen Sie, Graf, ſtellen Sie mir Ihren Schützling vor. Noch Eins. Gehen Sie nicht eher in das Berathungszimmer, als bis der Tanz begonnen hat, und haben Sie die Güte, ſogleich wieder in die Säle zu kommen, wenn ich Ihnen das Zeichen geben laſſe, daß das Souper beginnt. Nun laſſen Sie mich Ihren Freund kennen lernen!

Die beiden Herren traten wieder aus der Fenſterniſche hervor, und näherten ſich dem Calatrava-Ritter, der einſam und unbeachtet dageſtanden, und mit düſtern Mienen das bunte Getreibe um ſich her beobachtet hatte.

Die Säle indeſſen hatten ſich immer mehr gefüllt, und wenn auch die gekrönten Häupter ſelber nicht erſchienen, ſo waren ſie mindeſtens doch vertreten durch ihre Geſandten und ihre Würdenträger; und außerdem hatte die Ariſtocratie der Ahnen ſowohl wie des Geldes ſich beeifert, der Einladung des Grafen Aldini Folge zu leiſten, und in dem bunten Gewühl dieſer glänzenden Geſellſchaft begegnete man den ſchönſten Frauen, den hochgeſtellteſten Perſönlichkeiten aller Länder Europa's. Und Alles lachte und war heiter, und gab ſich in harmloſem Frohſinn dem Genuß des Momentes hin.

Jetzt riefen die ſchmetternden Töne der Muſik die jugendlichen Gäſte in den großen Tanzſaal, die Cavaliere näherten ſich den jungen, blumengeſchmückten, roſigen, lächelnden Damen, um ſie zum Tanz aufzufordern, die alten Diplomaten ſogar wagten es dem Beiſpiel der Jugend zu folgen, und in den Tanzſaal zu gehen, um wenigſtens an dem neuen, vom Kaiſer von Rußland eingeführten Tanz Theil zu nehmen, und die gracieuſe bequeme Polonaiſe mit durch die Säle zu gehen. Alles ſchien Heiterkeit, Vergnügen und Zufriedenheit, und

nur hier und da begegnete man in dem geputzten Gewühl einem düstern Gesicht, einer ernsten Gestalt, die aber, fortgerissen von dem allgemeinen Strom, sich mit fortbewegte in den bunten Schlangenwindungen der Polonaise.

Jetzt ist es an der Zeit, flüsterte Herr von Montbrun seinem Begleiter in's Ohr. Der Tanz hat begonnen, die rauschende Musik ist der Schleier, der unsere Worte verhüllen wird. Kommen Sie!

Er nahm den Arm des jungen Mannes, und ging mit ihm aus dem Tanzsaal durch die anstoßenden Säle in das kleine düstere Boudoir, das am Ende der langen Galerie der glänzenden Zimmer lag. Hier blieb er einen Augenblick stehen und lauschte. Die Polonaise, welche ihre glitzernde Schlangenlinie eben durch den letzten Salon hingewunden hatte, war jetzt wieder in die vordern Säle zurückgekehrt, nur fern und leise rauschte die Musik in das Cabinet, und die Stimmen der plaudernden, lachenden, sich hin und wieder bewegenden Menschen einten sich nur zu einem verworrenen Geräusch, wie von brausendem Winde, oder grollenden Meereswogen.

Graf Montbrun nickte leise mit dem Kopf. Sie tanzen und freuen sich, sagte er, Niemand achtet auf uns! Weiter also!

Er trat rasch zu dem großen Gemälde, das den Grafen Aldini in ganzer, lebensgroßer Figur darstellte, und dessen breiter vergoldeter Rahmen fast bis zum Fußboden niederreichte. An eine der in dem Rahmen befindlichen Rosen legte Graf Montbrun seinen Finger und drückte die Rose nieder. Das Bild sprang zurück und öffnete sich zu einer Thür, die nach einem schmalen, matterleuchteten Corridor führte.

Hastig überschritten die beiden Männer diese Thür, dann zog der Graf das Bild wieder an sich, und drückte es wieder fest in die Wandvertiefung ein.

Nun zwei Schritte und wir treten in das Allerheiligste ein, sagte Montbrun. Sie haben mir geschworen, nichts zu verrathen. Entsinnen Sie sich Ihres Schwurs?

Ich entsinne mich desselben, und ich werde ihn erfüllen.

Und es wird zu Ihrem Glück sein, mein Herr! Haben Sie gehört, daß man jüngst in Paris den General Quesnel todt in der

Seine gefunden hat, und daß man nicht begreift, weshalb dieſer ſo lebensfrohe, ſo glückliche General zum Selbſtmörder geworden?

Ja, ich habe davon gehört, und ich habe auch gehört, daß man es bezweifelt, daß General Quesnel ein Selbſtmörder ſei.

Man hat Recht. General Quesnel ward verurtheilt und er erlitt die Strafe des Verbrechens. Er gehörte zu uns, und um ſich bei dem König von Frankreich beliebt zu machen, verrieth er einen Theil unſeres Bundes. An demſelben Abend noch führten vier der Unſrigen den aus den Tuilerien heimkehrenden General zu der Seine. Man ließ ihm Zeit zu einem Gebet, dann ſchlugen die Wellen über dem Grab des Verräthers zuſammen.*) Ich erzähle Ihnen dies, um Sie zu warnen, mein Herr!

Und ich erwiedere Ihnen darauf nur, daß ich Ihre Strafe gerecht finde. Dem Verräther gebührt der Tod! Laſſen Sie uns weiter gehen, Herr Graf.

Nun denn, es ſei, ſagte Graf Montbrun. Kommen Sie!

Er eilte haſtig den Corridor hinunter, an deſſen Ende eine kleine Thür ſich befand. Der Graf klopfte drei Mal in eigenthümlicher Weiſe; bei dem dritten Klopfen ward innen ein Riegel zurückgeſchoben und die Thür öffnete ſich ein wenig.

Die Parole? fragte eine Stimme innerhalb.

Frankreich, Polen, Sachſen, Italien, ſagte Graf Montbrun leiſe.

Jetzt flog die Thür auf, und an dem Arm des Grafen trat Sahla ein. Einen Moment blieben ſie Beide an der Thür ſtehen, geblendet von dem Glanz der Kerzen, die von zwei großen Kronleuchtern und von vier Candelabern ſtrahlten, und den Salon wie mit Tageshelle erfüllten.

Sie ſehen, wir ſcheuen das Licht nicht, ſagte der Graf lächelnd, aber wenn man uns hier überraſchen ſollte, ſo würde unſer einziges Vergehen doch nur darin beſtehen, daß wir, den öſterreichiſchen Geſetzen zum Trotz, hier hohes Hazardſpiel getrieben, und Herr von Aldini, der ſich den Anſchein giebt, ſelber ein leidenſchaftlicher Pharaoſpieler

*) Abrantès: Mémoires XVIII. 279.

zu ſein, hätte doch weiter kein Unrecht begangen, als daß er für ſich und ſeine Freunde einen Pharaotiſch und ein Roulette hält. Man würde ihm kaum dafür einen Verweis ausſprechen dürfen. Sehen Sie die beiden Tiſche da in der Mitte des Saals, um den ſich die Geſellſchaft drängt? Das ſind die Glückstiſche; noch ſpielt man wirklich, und man hat uns daher noch nicht bemerkt. Aber man wird gleich aufhören zu ſpielen. Laſſen Sie uns näher treten!

Nur noch Eine Frage, Herr Graf, flüſterte Sahla haſtig. Ich ſehe dort an den Tiſchen viele ſchöne und junge Damen. Sind dieſe nur hier um zu ſpielen, oder wagt man es, auch Frauen in Ihren Bund aufzunehmen?

Mein Herr, die Frauen ſind die thätigſten und verſchwiegenſten Mitglieder unſeres Bundes, ſagte Graf Montbrun, und ohne die Frauen würden wir wenig Einfluß und Bedeutung haben. Sie werden das ſelbſt erkennen, wenn Sie unſerer heutigen Sitzung beigewohnt haben.

Er ſchritt jetzt raſch vorwärts, und ſich dem Croupier nähernd, der eben das Roulette drehte, legte er ihm leiſe die Hand auf die Schulter.

Gott zum Gruß, Herr Marquis, ſagte er.

Der Angeredete ſprang empor und verneigte ſich grüßend. Graf Montbrun, rief er laut.

Graf Montbrun, wiederholten die Spieler an den Tiſchen, und die Herren erhoben ſich von ihren Sitzen, ihn zu begrüßen, und die Damen winkten ihm mit ihren Fächern und ihren von Brillanten blitzenden weißen Händen, und hießen ihn willkommen mit ihren glänzenden Blicken und ihren lächelnden Lippen.

Enden Sie das Spiel, ſagte der Graf ernſt, laſſen Sie uns die Sitzung beginnen.

Sofort wurden die Karten bei Seite geſchoben, das Geld eingezogen und das Roulette verhüllt.

Eine augenblickliche Stille trat ein, dann ſagte der Graf, auf Herrn von Sahla deutend, der neben ihm ſtand: ich führe Ihnen heute ein neues Bundesmitglied zu, und ich bitte die Herren und Damen von der Abtheilung für Sachſen, den neugewonnenen Freund in Ihre Mitte aufnehmen zu wollen.

Fünf Herren und zwei Damen erhoben ſich von ihren Plätzen und näherten ſich Herrn von Sahla, die Herren, indem ſie ihm ihre Hände darreichten und ihn freundlich willkommen hießen, die Damen, indem ſie ihn mit einem Lächeln und einem freundlichen Neigen des Kopfes begrüßten.

Herr von Sahla folgte ihnen und nahm in ihrer Mitte Platz.

Und jetzt, ſagte Graf von Montbrun, jetzt bitte ich die Verſammlung, den neuen Bundesgenoſſen ein wenig mit den Zwecken und den Pflichten unſeres Bundes bekannt machen zu wollen, damit er weiß, was wir ihm gewähren, und was wir von ihm erwarten. Es iſt überdies immer gut, wenn wir uns Alle, inmitten dieſes bewegten und rauſchenden Lebens, das uns in ſeine Strudel hineinzieht, recht oft der ernſten Zwecke, die uns hier zuſammengeführt, erinnern, und uns immer wieder die großen Ziele vergegenwärtigen, denen wir nachſtreben. Ich will Ihnen alſo ſagen, Herr von Sahla, was unſer Bund iſt und was er bezweckt. Er iſt ein freies Uebereinkommen hochherziger und uneigennütziger Seelen, denen die Freiheit, die Ehre und das Glück der Völker wichtiger iſt als Fürſtengunſt und Ehrenſtellen, und die ihr Leben, ihr Vermögen, ihre Sicherheit und ihre Ruhe daran wagen, den Völkern zu dienen, denen, welchen ſie einmal ihre Treue gelobt, ſie auch zu bewahren, die Untreue zu verfolgen, die aufgedrungenen Herrſcher zu bekämpfen, und Alles daran zu ſetzen, die rechtmäßigen Herrſcher, welche die Liebe ihrer Völker begehrt, welche zum Wohl des Vaterlandes nützlich ſind, zurück zu führen. Sie ſehen daher hier alle diejenigen Völker vertreten, welche leiden, welche bluten, und von dem Congreß keine Rettung und Heilung, ſondern nur ihren völligen Untergang zu erwarten haben. Wir ſind hier alſo nicht blos Franzoſen, ſondern wir ſind hier auch Italiener, Polen und Sachſen, nur haben wir die franzöſiſche Sprache als die Converſationsſprache angenommen, weil ſie die bekannteſte iſt, und deshalb werden die Verhandlungen in dieſer Sprache geführt. Wir haben uns hier verſammelt als die unberufenen Mitglieder des Congreſſes, als die geheimen Arbeiter, welche in der Stille der Nacht, und unter dem Schweigen des Geheimniſſes das Gewebe wieder zerſtören, das während des Tages die berufenen

Diplomaten, welche hier fremde Güter verſchenken wollen, gewebt haben. Sie wollen Polen, Frankreich, Italien und Sachſen vernichten, zertreten, und den fürſtlichen Raubvögeln als Beute hinwerfen, wir wollen ihnen dieſe Beute entreißen, wir wollen es verhindern, daß man Völker gleich Sclaven verhandele und verſchenke, daß man Länder, gleich überreifen Früchten, zerſchneide und vertheile, um deren beliebig Dieſem und Jenem ein Stückchen zum Verſpeiſen zu geben. Dies iſt es, was unſer Bund bezweckt, worauf alle unſere Beſtrebungen gerichtet ſind: wir wollen Gerechtigkeit für die Völker. Wir wollen, daß man ihre Sympathieen ehre, und ihnen die Herrſcher wiedergebe, welche ihr Herz erſehnt und ihre Vernunft begehrt. Um dieſes Ziel zu erreichen, nehmen wir zu allen Mitteln unſere Zuflucht, um dieſes Ziel zu erreichen, lernen wir zu heucheln und uns zu verſtellen, legen wir eine Maske vor unſer Angeſicht, und ſcheinen, was wir nicht ſind, und ſprechen, was wir nicht denken, forſchen wir die Menſchen aus, um ihre Geſinnung kennen zu lernen, und ihre Geheimniſſe zu erlauſchen. Wir ſchleichen uns als Spione in die Kabinette, wir machen uns zu Verräthern und zu Betrügern, wir heucheln Liebe, die wir nicht empfinden, und Haß, der uns fremd iſt, wir machen es gleich dem Brutus, und gleich ihm dienen wir den Tyrannen, bis der Moment gekommen iſt, wo wir ſie ſtürzen werden. Nun frage ich Sie noch einmal, Herr Ritter von Sahla, wollen Sie ſich den Nachkommen des Brutus verbünden, wollen Sie Ihre Liebe, Ihre Ehre, Ihr Gewiſſen dem Dienſte des Vaterlandes, dem Dienſte der Unterdrückten weihen?

Ich will es, ſagte Sahla laut und feſt. Man will Sachſen zerreißen, Sachſens König in Armuth und Verbannung ſtürzen, ich liebe mein Vaterland, ich liebe meinen König, ich weihe mich alſo ſeinem Dienſt. Ich will um ſeinetwillen die Rolle des Brutus ſpielen, ich will, um ihm zu dienen, zum Spion, zum Verräther, ja, wenn es ſein muß, zum Mörder werden. Dem Vaterland gehört meine Ehre und mein Gewiſſen, dem König mein Blut und meine Treue!

Eine düſtere fanatiſche Gluth flammte aus ſeinen Augen, während er ſo ſprach, und man ſah es dieſem bleichen Angeſicht wohl an,

daß es ihm Ernſt ſei mit ſeinem Gelöbniß, und daß er in ſeinem Fanatismus ſelbſt vor einer Mordthat nicht zurückbeben werde. Mit einer ſcheuen Ehrfurcht ruhten daher die Blicke aller Anweſenden auf ihm und Niemand wagte zu lächeln über den ſächſiſchen Accent, mit dem Herr von Sahla ſein Franzöſiſch geſprochen.

Sie wollen alſo dem Bunde angehören? fragte Graf Montbrun.

Ich will ihm angehören!

Sie wollen gehorſam ſein den Oberen, wollen thun, was zu thun man Sie heißt, und was von den Oberen als zum Wohl des Ganzen nothwendig erachtet wird?

Ich will es thun. Wenn man mir einen Dolch in die Hand drückt und mir ſagt: „tödte dieſen Mann, denn Er iſt es, der Dein Vaterland zertreten, Deinen König verjagen will," nun wohl, ſo werde ich ihn tödten. Wenn man mir befiehlt: „mache Dich zum gehorſamen Sclaven dieſes Mannes, laß ihn ohne Murren ſeinen Fuß auf Deinen Nacken ſtellen, denn dies iſt nothwendig zum Wohl Deines Vaterlandes," nun wohl, ſo werde ich mich zur Erde niederwerfen, meine Stirn in den Staub drücken und Sclave werden.

Wenn man Ihnen aber befiehlt: gehen Sie hin, ſuchen Sie die Liebe dieſer Frau zu erwerben, ſchwören Sie ihr ewige Liebe, ewige Treue, ſie iſt im Beſitz von Geheimniſſen, die uns wichtig ſind, deren Enthüllung Ihrem Vaterlande nützen kann, ſuchen Sie alſo der Frau, welche Sie liebt, dieſelben zu entreißen, ſchwören Sie ihr, daß Sie Niemanden etwas ſagen wollen. Was würden Sie thun, wenn Sie im Vertrauen auf Ihre Liebe Ihnen wirklich ihre Geheimniſſe enthüllt?

Ich würde freudig den ſchwärzeſten und ehrloſeſten Verrath begehen, ich würde die Geheimniſſe der Frau, welche mich liebt, verrathen, obwohl ich ihr geſchworen, ſie Niemanden auf der Welt anzuvertrauen.

Sie haben ſeine Antworten vernommen, meine Brüder und Schweſtern, ſagte Montbrun, ſeine Blicke über die Geſellſchaft hingleiten laſſend, iſt er es würdig, in unſeren Bund aufgenommen zu werden?

Er iſt es würdig! riefen Alle, wie aus Einem Munde.

VI.

Der geheime Congreß.

Herr von Sahla iſt alſo aufgenommen, rief Graf Montbrun. Willkommen dem Getreuen, Tod dem Verräther. Jetzt, meine Brüder und Schweſtern, raſch zum Werk. Was haben wir gethan, was haben wir erreicht? Die Commiſſion für Italien ſpreche zuerſt. Was ſagen die heimgekehrten Emiſſaire?

Drei der Herren, die auf der unteren Seite des Tiſches ſaßen, erhoben ſich von ihren Sitzen.

Ich war in der Lombardei, ſagte der Erſte. Alles iſt dort in Aufregung und Gährung, alle Gemüther ſind entflammt. Venedig und Mailand ſind bereit zu offenem Widerſtande, wenn man ſie ihrer Selbſtſtändigkeit und ihrer Freiheit berauben, und ſie wieder in öſterreichiſches Joch ſchmieden will. Alle Herzen ſind in Sehnſucht und Liebe erglüht für den Völkerbefreier, der als Gefangener auf Elba ſchmachtet, und der allein die zertretene Lombardei wieder aufrichten wird.

Ich komme aus Genua, ſagte der Zweite. Genua zittert für ſeine Zukunft, es ſieht ſeine Selbſtſtändigkeit bedroht, es fürchtet an Sardinien als Beute hingegeben zu werden. Alle Geſichter ſind gen Elba gekehrt, heimlich ſchmiedet man Waffen, rüſtet man Schiffe aus, betet man zu Gott, daß er dem Befreier Kraft verleihe, ſeine Ketten zu brechen, Flügel, ſeinem Gefängniß zu entfliehen.

Ich komme aus Neapel, ſagte der Dritte. König Joachim Murat bereut den Verrath, den er einſt an dem großen Kaiſer begangen, er will wieder gut machen, er fühlt, daß er verloren iſt, wenn nicht bald eine Aenderung der Dinge eintritt, er ſieht den Thron unter ſich ſchwanken, und ſieht die Bourbonen ihre habgierige Hand nach ſeiner Krone ausſtrecken. Sein Volk liebt ihn und zittert mit ihm, aber es weiß, daß es nicht im Stande iſt, den Thron Joachims zu ſtützen, wenn nicht von dem Befreier der Welt ihnen Hülfe kommt.

Und was berichten unſere anweſenden Emiſſaire für Italien?

Drei Damen von ſeltener Schönheit erhoben ſich von ihren Sitzen und grüßten den Grafen Montbrun mit einem bezaubernden Lächeln.

Die Lombardei iſt verloren, wenn der Befreier nicht bald kommt, ſagte die Erſte. Man hat den Plan entworfen, Baiern mit Oeſterreich zu verbinden, und will den König von Baiern dafür zum König der Lombardei machen. Schon iſt der König dieſem Plan geneigt, und bereit den Tauſch einzugehen. Man trifft im Geheimen alle Vorkehrungen, und wird die Welt erſt mit dieſem Plan überraſchen, wenn der Traktat abgeſchloſſen iſt und nicht wieder rückgängig gemacht werden kann. Nur der Kaiſer Franz, der König von Baiern und der Fürſt Metternich allein wiſſen um dies Project, und Einer von dieſen Dreien vertraute es mir unter dem Beichtgeheimniß der Liebe. Was ſoll ich thun?

Suchen Sie die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, und in der Stunde der Gefahr benachrichtigen Sie ſolche Perſonen, von denen Sie wiſſen und ermeſſen können, daß ſie Einfluß genug haben, den Plan zu zerſtören.

Genua iſt verloren, ſagte die zweite Dame mit zürnender, ſchmerzbewegter Stimme, ich ſehe meine Vaterſtadt in Gefahr, man ſchmiedet ſchon die Ketten, mit denen man es an Sardinien heften will. Vergebens haben die Gräfin Brignolle und ich Alles in Bewegung geſetzt, um die Gemüther Derjenigen, welche Genua retten können, für die große Sache unſeres Vaterlandes zu gewinnen. Aber unſer Flehen, unſere Thränen, unſer Lächeln ſelbſt iſt vergeblich. Es giebt nur noch Ein Mittel, Genua zu retten, — der Prometheus, welcher auf dem Felſen von Elba ſchmachtet, muß befreit werden!

Der König von Neapel iſt verloren, wenn man ihn nicht warnt, ſagte die dritte Dame. Die Geſandten des Königs von Sicilien haben im Verein mit den Geſandten des Königs von Portugal und Spanien bei dem Congreß den Antrag geſtellt, daß man Neapel ſeinem rechtmäßigen König zurück gebe, daß man Murat von dem uſurpirten Thron ſtürze, ihn deshalb in Händel mit Oeſterreich zu verwickeln ſuche, ihn dann herausfordere zum Kampf und mit vereinter Macht ihn ſtürze. Alle Mächte ſind bereit, den Wunſch der ſüdlichen Bourbonen zu er-

füllen, nur Oeſterreich zögert noch und ich hoffe, es wird mir gelingen, dieſes Zögern noch eine Zeit lang zu erhalten. Man eile ſich, Murat zu warnen, man eile ſich, den Prometheus zu befreien!

Die Commiſſion für Polen ſpreche jetzt! befahl der Graf Montbrun.

Wieder erhoben ſich drei Herren und mit trauriger Geberde und düſterer Stimme erzählten ſie von den Leiden des unglücklichen Polens, das auf's Neue von einer Theilung bedroht ſei, und daß Oeſterreich, Preußen und Rußland wieder die Fänge ihrer Adler ausſtreckten, um es zu zerreißen und zu zerſtören.

Nach ihnen erhoben ſich drei Damen, um zu berichten, was ſie auf dem Congreß erfahren, was ihnen anvertraut aus gewichtigem Munde, und die Gefahren und die Hülfsquellen zu bezeichnen, welche noch für Polen geblieben.

Der einzige Freund, den Polen noch auf dem Congreß beſitzt, ſagte die dritte der Damen, das iſt der Kaiſer Alexander von Rußland, die einzige Frau, die den Muth haben wird, bei Alexander für Polen zu ſprechen, das iſt die ſchöne und kluge Fürſtin Bagration, aber um ihren Mund zu gewinnen, muß man ihren Eigennutz gewinnen, um ſie reden zu machen, muß man mit Gold und Diamanten zu ihr reden.

Man wird ſo zu ihr reden, ſagte Graf Montbrun. Was ſagen die Emiſſaire für Sachſen?

Wieder erhoben ſich drei Herren von ihren Sitzen. Sie erzählten von dem Schmerz, der Verzweiflung der Sachſen, welche ſeufzten unter fremdem Joch, und vergeblich ihren König zurückerſehnten. Sie erzählten von den Bedrückungen, die Sachſen erduldet unter der ruſſiſchen Occupation des Fürſten Repnin, und daß es jetzt nicht weniger dulde, ſeit Rußland die Herrſchaft Sachſens an Preußen abgetreten, Preußen feierlich von Sachſen Beſitz genommen, die ſächſiſchen Regimenter in preußiſche Städte verlegt habe, und von dem Militair und den Behörden Treue und Gehorſam für den König von Preußen begehre. Sie ſagten, daß der König von Preußen und ſein Miniſter, der Staatskanzler von Hardenberg, den Beſitz Sachſens als eine Ehrenſchuld betrachte, die Europa Preußen bezahlen müſſe, ſie erzählten, daß der

König Ludwig der Achtzehnte von Frankreich ſeinem Miniſter Talleyrand befohlen habe, beim Congreß darauf zu beharren, daß das treuloſe, verrätheriſche Sachſen geſtraft werde und auf ewig aus der Reihe der Staaten verſchwinde.

Herr von Sahla hatte ihnen zugehört mit bleichem Angeſicht, mit düſtern Blicken, ſeine Hände hatten ſich krampfhaft in einander geſchloſſen, ſeine Lippen bebten, der Athem ging keuchend aus ſeiner Bruſt hervor.

Ja, ja, murmelte er leiſe vor ſich hin, der König von Preußen iſt Sachſens gefährlichſter Feind, wehe ihm alſo!

Und giebt es kein Mittel, den unglücklichen Sachſen zu helfen? fragte Graf Montbrun.

Doch, es giebt ein Mittel, ſagten die beiden Damen, welche unfern von Sahla ſich befanden, und ihn mit theilnehmenden Blicken betrachtet hatten. Man muß die Feinde Sachſens unſchädlich machen, und den Freund Sachſens befreien. Sachſens größter Feind iſt der König von Preußen, Sachſens größter Freund iſt der Kaiſer Napoleon. Auf den König von Preußen wirkt ſein Staatskanzler von Hardenberg, auf den Staatskanzler wirkt ſeine Freundin Friederike Hähnel.

Ich kenne ſie, murmelte Herr von Sahla.

Ich kenne ſie, ſagte der Graf Montbrun mit einem unmerklichen Lächeln. Ich kenne ſie, und ich werde ſie für Frankreich gewinnen, es iſt die Sache des Königs von Sachſen, ſie für ſeine Sache zu gewinnen. Sie iſt ehrgeizig und geldgierig. Man muß ſie beſtechen, indem man ihrem Ehrgeiz fröhnt, indem man ihrer Vorliebe für Brillanten genügt. Der König von Sachſen, ſagt man, beſitzt ſehr ſchöne Brillanten. Herr von Sahla, wollen Sie gehen, von dem König von Sachſen einige Brillanten für Ihre Freundin zu fordern?

Ich werde heute Abend noch abreiſen, ſagte Herr von Sahla. Ich werde Brillanten anſchaffen für die Freundin des Staatskanzlers, und wenn dieſe funkelnde Bitte bei Hardenberg nichts hilft, werde ich mich an den König von Preußen ſelber wenden, werde ich ihn zwingen, Sachſen zu entſagen, und meinem König ſeine Krone wieder zu geben.

Und jetzt, was ſagen die Emiſſaire aus Frankreich? rief Graf Montbrun.

Sie ſagen, Frankreich iſt der Laſt müde, die auf ſeinen Schultern ruht, riefen die Männer, die ſich jetzt erhoben. Frankreich kennt nur Eine Sehnſucht, nur Einen Wunſch, nur Ein Begehr: es will ſeinen Kaiſer wieder haben, und ſeine Kaiſerin und ſeinen König von Rom. Frankreich ruft nach ſeinem Napoleon; das Volk bereut, daß es ſich einen Moment von ihm gewandt, die Armee hängt an ihm mit enthuſiaſtiſcher Liebe, und wenn die Soldaten laut rufen: „es lebe der König!“ ſo ſetzen ſie leiſe hinzu: „von Rom, und ſein Vater, der kleine Corporal!“*) Ganz Frankreich iſt aus dem kurzen Rauſch der Bourbonenliebe erwacht, es ſieht, daß es unter dem neuen Regiment nichts gewonnen hat an Freiheit und Wohlſtand, daß es aber Alles eingebüßt hat an Ehre und Ruhm. Frankreich ruft ſeinen Kaiſer. Möge er ihm wiederkehren!

Wir haben jetzt Alle angehört, rief Graf Montbrun begeiſtert, wir haben die Stimmen des unglücklichen Italiens, des unglücklichen Sachſens und Polens gehört, ſie rufen nach dem Kaiſer, als nach ihrem Erlöſer. Wir haben die Stimmen Frankreichs gehört, ſie rufen nach dem Kaiſer, als nach ihrem Ruhm, ihrer Ehre und ihrer Liebe. Die unglücklichen Völker alle ſtrecken ihre Hände nach Elba hin, nach dem gefangenen Kaiſer! Geben wir ihm alſo ſeinen Kaiſer wieder, erlöſen wir Napoleon, auf daß er die Völker erlöſe.

Erlöſen wir Napoleon, auf daß er die Völker erlöſe, riefen Alle mit jauchzender Begeiſterung.

Still, ſtill, ſagte Montbrun. Laßt unſer Entzücken leiſe ſprechen, dämpft die Begeiſterung Eurer Sehnſucht. Noch ſchmachtet der Kaiſer auf Elba, noch iſt die Kaiſerin und der König von Rom in Schönbrunn. Wir müſſen alſo vorſichtig und beſonnen ſein, um unſer Ziel zu erreichen. Aber die Zeit des Handelns und der Thaten iſt jetzt gekommen. Wohlan, ſo ſei es! Der Congreß bedroht *uns*, jetzt wollen wir *ihn* bedrohen. Zuerſt ein Wort zu den Emiſſairen für Italien,

*) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. II.

Sachſen und Polen. Wendet alle Mittel der Ueberredung, der Liſt, des Goldes, der Liebe an, um die Entſcheidungen hinzuhalten, die Diplomaten unter einander zu verwirren, ſucht Zwietracht zu erwecken unter den Congreßmitgliedern, ſucht den Neid, die Eiferſucht, den Stolz der Fürſten untereinander zu erregen. Macht den Freund dem Freunde, den Bundesgenoſſen dem Bundesgenoſſen verdächtig, ſäet Unfrieden, ſtreut Zwietracht aus, ſchafft Euch mächtige Verbindungen, werft Geld mit vollen Händen aus. Wir haben über Millionen zu gebieten, ſagt wohin wir ſie geben ſollen, und es wird geſchehen. Ein ſchriftlich Wort an den Grafen Aldini oder an mich genügt, und die Summen liegen bereit. — Jetzt zu den Emiſſairen und Bundesbrüdern, welche den König von Rom und die Kaiſerin umgeben. Bereitet Alles vor zur Flucht, ſucht die Kaiſerin vorſichtig für unſern Plan zu gewinnen, weiht vorſichtig den König von Rom in denſelben ein, ſeid jeden Abend bereit die Botſchaft zu vernehmen, welche Euch mit der Kaiſerin, mit dem König von Rom nach Frankreich ruft. Herr Baron von Meneval, Frau Gräfin von Montesquiou, Herr Abbé Letti, Ihnen zunächſt liegt dieſe Sorge ob, Frankreich hat Ihnen ſeine heiligen Güter, ſeine Kaiſerin und ſeinen Thronerben anvertraut, Frankreich erwartet, daß Sie Ihre Schuldigkeit thun, und ſeinen Ruf nicht überhören, wenn es von Ihnen die Gemahlin und den Sohn ſeines Kaiſers zurückverlangt. Horchen Sie auf den Ruf, und ſeien Sie bereit, ihm nachzukommen. Die Stunde der Rettung naht, machen Sie ſich bereit.

Wir machen uns bereit, riefen der Baron Meneval und der Abbé Letti.

Ich bin bereit, ſagte die Gräfin Montesquiou, und ich weiß, auch der kleine König von Rom iſt bereit. Aber ich fürchte für die Kaiſerin. Man bemüht ſich, ihr Herz dem Kaiſer abwendig zu machen, die Kaiſerin von Frankreich wieder in eine Erzherzogin von Oeſterreich zu verwandeln, und es wird gelingen, wenn die Rückkehr nach Frankreich noch lange verſchoben wird.

Sie wird bald erfolgen, nur noch einige Monate der Vorbereitung, und es wird geſchehen. Wer iſt bereit nach Elba abzureiſen, und dem Kaiſer die Grüße ſeiner Getreuen zu bringen, ihm die Pläne mitzu-

theilen, die wir keinem Papier anvertrauen dürfen, und von ihm ſeine Befehle einzuholen?

Vier Herren erhoben ſich zu gleicher Zeit. Ich bin bereit, rief Jeder von ihnen mit leuchtenden Augen und freudeſtrahlendem Angeſicht.

Wohlan, Sie werden alle Vier auf verſchiedenen Wegen und unter verſchiedenen Verkleidungen abreiſen, ſagte Montbrun; wenn Einer von Ihnen Schiffbruch leidet, wenn der Andere gefangen, der Dritte getödtet wird, ſo kann doch der Vierte nach Elba gelangen, dem Kaiſer zu ſagen, daß Frankreich ihn ruft, daß Italien, Polen und Sachſen auf ihn hoffen, daß er die Liebe Frankreichs, die Hoffnung der unglücklichen Völker iſt, daß wir ihm die Wege bahnen, die ihn zurückführen ſollen auf den Thron. Dieſer Eine, welcher, ſo Gott will, bis nach Elba gelangt, wird auch Mittel und Wege erfinden müſſen, ſich dem Commodore Campbell zu nähern, dem Wächter, den England dem Kaiſer nach Elba nachgeſandt, und der mit ſeinem Schiffe immer die Inſel umkreuzt.

Ich weiß ein Mittel, Sir Campbell von Elba fortzulocken, ſagte eine Dame von wunderbarer, ſtolzer Schönheit, indem ſie ſich erhob, und mit langſamen, majeſtätiſchen Schritten ſich dem Grafen Montbrun näherte.

Die Gräfin Ildefonſo, die ſchöne Genueſerin, flüſterte man, und Aller Augen richteten ſich neugierig und bewundernd zugleich auf dieſe junge Frau, deren Schönheit eben ſo berühmt war, als ihre Tugend und Sittſamkeit, und um deren Gunſt bisher Könige und Fürſten vergeblich geworben. Die Gräfin Ildefonſo hatte ſie Alle mit ſtolzem Lächeln zurückgewieſen, aber dieſes Lächeln war immer doch ſo bezaubernd geweſen, daß es ihre Verehrer zu größerer Liebe entzündete, und ſtatt ſie abzuſchrecken, ſie auf's Neue entflammte. Denen, welche um ihre Hand geworben, hatte ſie geſagt: „Ich habe die Schmerzen der Ehe empfunden; jetzt bin ich Wittwe und will es bleiben, weil ich nicht wieder unglücklich ſein will.“ Denen, welche um ihre Liebe gefleht, hatte ſie geſagt: „Ich liebe nichts als mein Vaterland. Meinem Genua gehört mein Herz, meine Seele, mein Reichthum und meine Freiheit.

Ich liebe Genua, und Genua's Bürgerkrone iſt mir lieber als alle Fürſtenkronen."

Hier in Wien, wie in Paris und Genua, war die Gräfin Ildefonſo der Stern aller Geſellſchaften, das bewunderte Idol aller Männer geweſen, und ſelbſt die Frauen hatten ſie geliebt, weil ſie wußten, daß die ſtolze keuſche Gräfin ihnen weder ihre Männer noch ihre Liebhaber entreißen wolle, weil ſie zur Coquetterie zu ſtolz, zur Liebe zu kalt ſei.

Ich weiß ein Mittel, Sir Campbell von Elba fortzulocken, wiederholte die Gräfin Ildefonſo noch einmal, ihre großen ſchwarzen Augen auf den Grafen Montbrun heftend.

Und wollen Sie uns dieſes Mittel angeben, Frau Gräfin? fragte Montbrun.

Die Gräfin hob ihr edles Haupt empor, und ein wunderbares Lächeln durchleuchtete ihr Angeſicht.

Ich werde nach Livorno gehen, ſagte ſie ſtolz und ruhig. Die vier Herren, welche nach Elba gehen, haben nur nöthig, dort zu erzählen, daß ich mich in Livorno niedergelaſſen, daß ich den Winter dort zuzubringen gedenke. Sir Colin Campbell wird es hören, und ſein Schiff wird nicht mehr die Inſel Elba umkreuzen, denn es wird alsdann mehr vor Livorno, als vor Elba liegen.

Es lag ſo viel ſtolze Würde, ſo viel keuſche Ruhe in den Worten, der Erſcheinung der ſchönen Frau, daß Niemand einen unedlen Gedanken, einen entwürdigenden Verdacht in ſich aufkeimen ließ.

Jedermann ſagte ſich: „Sir Campbell kennt die ſchöne Gräfin Ildefonſo, und er liebt ſie!" — Niemand ſagte: „Die Gräfin Ildefonſo kennt Sir Campbell, und ſie iſt ſeine Geliebte."

Graf Montbrun neigte ſich tief vor der Gräfin, die ihn mit einem ſtrahlenden Lächeln anſchaute.

Gott, der Kaiſer und das ſchöne Genua möge Ihnen das Opfer lohnen, ſagte er, das Sie, Frau Gräfin, Ihrem Vaterlande darbringen wollen, indem Sie allen Triumphen, allen Huldigungen, allen Feſten und Genüſſen entſagen, welche das glänzende, freudedurchrauſchte Wien Ihnen zu Füßen legt, und ſich in die Einſamkeit und Stille Livorno's zurückziehen.

Die Gräfin neigte leiſe ihr Haupt. Ich werde in einigen Tagen ſchon abreiſen, ſagte ſie. Vorher werde ich Sorge tragen, daß man in allen Salons erfährt, die Aerzte hätten meiner ſchwachen Bruſt das ſüdliche Klima und den Aufenthalt in Livorno verordnet. So wird meine Abreiſe hier nicht auffallen, und Sir Campbell wird, wenn unſere Abgeſandten nicht zu ihm gelangen ſollten, durch die Zeitungen erfahren, wo er mich finden kann. Nun habe ich nur noch die Bitte, daß man mir einige Adreſſen angebe, durch welche ich ſicher hierher meine Briefe gelangen laſſe, und von Ihnen Briefe empfange, damit ich Ihnen melden kann, wann Sir Campbell in Livorno iſt, und von Ihnen erfahren kann, wann Sie oder der Kaiſer ſeine Abweſenheit von Elba wünſchen.*)

Ich werde die Ehre haben, der Frau Gräfin einige ſichere Adreſſen zu geben, ſagte Baron von Meneval, der Privatſecretair der Kaiſerin Marie Louiſe. Ich kenne hier in Wien einige treue und verſchwiegene Handelsherren, durch die ich meine Correſpondenz mit dem Kaiſer befördere, und welche die Frau Gräfin zu gleichem Dienſt verwenden kann. Auch —

In dieſem Moment ließ ſich das leiſe Anſchlagen einer Glocke vernehmen. Dieſer Ton erneuerte ſich drei Mal.

Graf Montbrun erhob ſich. Wir müſſen uns trennen, um in die Salons zurückzukehren, ſagte er. Graf Aldini giebt das Zeichen, daß der Tanz beendet iſt. Beeilen wir uns alſo, damit wir keinen Verdacht erregen, und nicht das Aſyl gefährden, das uns der Graf gewährt, indem er unſere Zuſammenkünfte mit dem Lichterglanz und der Tanzmuſik ſeiner Feſte verhüllt. Kehren wir zur Geſellſchaft zurück, und flüſtern wir den Bekannten freundlich in's Ohr, daß wir geſpielt, und wie viel wir gewonnen oder verloren haben.

---

*) Mémoires du Duc de Rovigo. Vol. VII. S. 350.

VII.

Fürſt Metternich und Hofrath Gentz.

Es war noch früh am Morgen, der Staatskanzler Fürſt Metternich hatte ſo eben erſt ſein Schlafzimmer verlaſſen, und war in das neben demſelben befindliche Cabinet eingetreten. Nachläſſig auf dem Divan lehnend, die feine ſchlanke Geſtalt umhüllt von einem aus koſtbaren perſiſchen Shawls angefertigten Schlafrock ſchlürfte der Fürſt ſeine Chocolade aus der goldenen Mundtaſſe, einem perſönlichen Geſchenk des Kaiſers. Nebenher beſchäftigte er ſich damit, die Briefe zu erbrechen und zu leſen, die auf einem großen goldenen Teller neben ſeinem Dejeuner ſtanden. Es befanden ſich unter dieſe Maſſe viele ſehr ernſt und würdig ausſehende Briefe, deren großes Format, ſteifes Couvert und mächtiges ſcharf ausgedrücktes Siegel ihnen ein ſehr würdiges amtliches Ausſehen verlieh. Aber dieſe ernſten und würdigen Schreiben ſchienen durchaus nicht die Neugierde des Herrn Staatskanzlers zu reizen, denn er ſchob ſie jedes Mal bei Seite, ohne ſie nur eines Blickes zu würdigen, und griff immer wieder nach dieſen kleinen zierlich gefalteten, duftigen Briefen, die er mit lächelndem Munde und mit einem leiſen ſpöttiſchen Ausdruck einen nach dem andern ſorgfältig las. Zuweilen, während des Leſens, hob er ſeine blauen glänzenden Augen empor, und richtete ſie auf den großen Stehſpiegel, der dicht neben ſeinem Divan ſtand, und der dem Fürſten ſeine eigene Geſtalt, und ſein ſchönes feines Angeſicht wiederſpiegelte. Dann, mit einem helleren und ſpöttiſcheren Lächeln, ſenkte er die Blicke wieder nieder auf die Briefe, warf die geleſenen in eine geöffnete Chatoulle des Tiſches, der vor dem Divan ſtand, und erbrach haſtig einen der noch ungeleſenen.

Er war mit dieſer Lectüre noch nicht zu Ende, als ein leiſes Klopfen an der Thür, die in das Geſellſchaftszimmer führte, ſich vernehmen ließ, und dieſe ſich öffnete.

Der Herr Hofrath von Gentz, annoncirte der hereinſchauende

Kammerdiener, und dann wieder haſtig zurücktretend, machte er der breiten übervollen Geſtalt Platz, die ſich jetzt in das Cabinet bewegte, und noch keuchte von der Anſtrengung des Treppenſteigens.

Wahrhaftig, mein lieber Gentz, rief der Fürſt ihm lachend entgegen, wahrhaftig, ich bewundere Sie! Schon aufgeſtanden, ſchon in voller Toilette, und hierher kommend, um mich zu beſchämen, mich, der ich, wie Sie ſehen, noch kaum mich dem Bette entwunden habe, und noch gar nicht gewillt bin, die Maske des Staatsmannes wieder über mein vergnügliches Antlitz zu legen.

Ew. Excellenz haben alſo ein beneidenswerthes Glück gehabt, ſagte Gentz, indem er ſich ſeufzend auf den Lehnſtuhl niedergleiten ließ, auf welchen der Fürſt mit einem ſtummen Wink hingedeutet hatte. Ja, wahrlich ein beneidenswerthes Glück haben Ew. Excellenz gehabt, denn Sie haben die Zeit verſchlafen, und in Ihren ſeligen Träumen vergeſſen, daß Sie mich auf heute Morgen neun Uhr zu einer vorberathenden Conferenz herbeſchieden hatten.

Der Fürſt ließ ſeine Blicke langſam nach der großen Pendule hinübergleiten, die auf dem Marmorkamin ſtand. Es iſt wahrhaftig ſchon faſt halb zehn Uhr, ſagte er, und ich darf es alſo nicht beſtreiten, ich habe wirklich die Zeit verſchlafen. Aber das geſtrige Feſt beim Grafen Razumowsky trägt die Schuld davon. Ich kehrte erſt um drei Uhr von dort zurück.

Ja, in der That, man tödtet uns jetzt mit Feſten, ſeufzte Gentz. Man macht es wie Heliogabal mit den römiſchen Senatoren, man erſtickt uns in Blumen.

Sagen Sie lieber, wir erſticken die Andern mit unſern Blumen und Feſten, rief der Fürſt lächelnd. Denn ich denke alles Ernſtes, wir werden alle die hohen, ehrgeizigen Gelüſte, mit denen man von allen Weltgegenden hierher gekommen iſt, nach und nach in unſeren großartigen Feſten, und in der verſchwenderiſchen Herrlichkeit, die wir vor unſeren Gäſten entfalten, erſticken und ertödten. Die Herren, die mit ſo ſtolzen Ideen von ſich ſelber, und ſo geringſchätzenden Ideen von der Größe und Bedeutſamkeit Oeſterreichs hierher kamen, werden ſich jetzt zu ihrem Schrecken überzeugen, daß Oeſterreich von ſeinen

langen Kriegen durchaus nicht erſchöpft iſt, ſondern daß es ein Heer von zweimalhunderttauſend Mann ſchon morgen in das Feld ſtellen kann, daß ſeine Finanzen außerdem in ſo vortrefflichem Zuſtande ſich befinden, um uns gar nicht zu geniren, wenn es uns beliebt, für Oeſterreichs Gäſte die kleine Summe von zehn bis zwanzig Millionen zu verausgaben.*)

Auch ſehen es unſere Gäſte bereits mit Staunen und Unbehagen, ſagte Gentz lächelnd. Das große militairiſche Feſt vom achtzehnten Oktober hat dem Kaiſer Alexander viel zu denken gegeben, und er hat die Unzufriedenheit, die es ihm erregt, nicht ſo ganz verbergen können, daß der Kronprinz von Würtemberg, der ſich in ſeiner Nähe befand, ſie nicht auf ſeiner Stirn hätte leſen können. Der Kronprinz ſelber erzählte mir davon. Er hat den Kaiſer genau beobachtet, und er meint, Alexander habe ſich unangenehm überraſcht gefunden. Er ſei hierher gekommen in der vollen Ueberzeugung von Oeſterreichs Schwäche und von Rußlands Macht und Unwiderſtehlichkeit, und nun habe er hier bei dieſem glänzenden Feſt, an der Haltung der Truppen, an dem Beifallsjauchzen der Zuſchauer, an dem Ueberfluß bei der Ausſtattung des Feſtes erkennen müſſen, daß er in einem Irrthum befangen geweſen, und daß Oeſterreich wider ſein Vermuthen durchaus befähigt ſei, ihm die Spitze zu bieten.**)

Ja, ja, ſagte der Fürſt, indem er mechaniſch wieder nach einem der kleinen duftigen Briefchen griff, die noch unentſiegelt vor ihm lagen, der Herr Kaiſer Alexander hat freilich geglaubt, daß er wie Cäſar ſagen könnte: „veni, vidi, vici“, und er iſt jetzt höchlich überraſcht, daß wir es wagen, ihm noch einige Siege ſtreitig zu machen. Er iſt indeſſen ein ſehr ſchöner Mann, und ich wundere mich gar nicht, daß die Weiber ihn par excellence als ihren Abgott und Engel anbeten.

---

*) Die Ausgaben, welche der öſterreichiſche Kaiſerhof während der Dauer des Congreſſes zur Bewirthung ſeiner Gäſte und zu den Feſtlichkeiten verausgabte, betrug über zehn Millionen Gulden. Siehe: Comte de la Garde: Congrès de Vienne. I. 44.

**) Pertz: Leben Steins. III. S. 174.

Nun, ſagte Gentz lächelnd, indem er auf die Briefe hindeutete, er hat aber an Ew. Excellenz in der Politik wie in der Liebe einen ſehr gefährlichen Nebenbuhler. Die Fürſtin Bagration hat mich erſt geſtern verſichert, daß man den Kaiſer Alexander nur ſo lange ſchön finden könne, als man den Fürſten Metternich nicht neben ihm geſehen.

Ach, mein Lieber, rief der Fürſt lächelnd, das macht, ich habe der guten charmanten Fürſtin geſtern eine kleine Gefälligkeit erwieſen, ich habe ihr eine allerliebſte Aventure der Prinzeſſin Nariſchkin erzählt, die ſich, während ihr edler Geliebter, der Kaiſer Alexander, hier in Wien nach ihr ſeufzt, und die Rückſichten verwünſcht, die ihn veranlaßten, ſeine Geliebte in Petersburg zurückzulaſſen, dort in Petersburg auf eine recht angenehme Art zu zerſtreuen ſucht. Die liebe Fürſtin wäre ſehr gern geneigt, die Stelle der ſchönen Nariſchkin beim Kaiſer zu erſetzen, und ſie meint, ich habe ihr da einen kleinen Dolch in die Hand gedrückt, mit dem ſie ihre Nebenbuhlerin vielleicht ſpielend und ganz unbemerkt tödten könnte.

Und Ew. Excellenz ſind gar nicht eiferſüchtig? fragte Gentz erſtaunt.

Mein Freund, ſagte der Fürſt achſelzuckend, was ſollte denn aus mir werden, wenn ich eiferſüchtig wäre? Sehen Sie, da ſind etwa zwanzig Briefe, die ich heute wie jeden Morgen erhalten, zwanzig Briefe, in denen man mir ſchwört, daß man mich grenzenlos liebt, zwanzig Briefe von Damen, denen ich geſchworen, daß ich ſie grenzenlos liebe. Ich habe alſo bei jedem Schwur neunzehn andere Schwüre gebrochen, wie ſollte ich alſo verlangen, daß dieſe zwanzig Weiber Schwüre leiſteten, die nicht ein wenig von Untreue und gebrochenen Gelübden getrübt wären?

Ew. Excellenz beſitzen in der That eine beneidenswerthe Philoſophie, ſeufzte Gentz. Ich geſtehe, daß ich mich immer noch nicht bis zu dieſer Höhe empor zu ſchwingen vermag, und daß jede entdeckte Untreue der Frau, welche ich liebe, mich für den Augenblick in eine wahre Verzweiflung und Berſerkerwuth verſetzen kann.

Das macht, Sie haben noch ſehr veraltete Ideen, es ſpukt noch immer etwas von der Romantik der himmelſtürmenden Liebe in Ihnen.

Sie begehen den Fehler, noch immer mit dem Herzen, und nicht blos mit dem Kopf und den Sinnen zu lieben. Deshalb auch vermögen Sie nicht zwei oder drei Amouren nebeneinander in Ihrem Herzen zu placiren. Sie öffnen der Einen, die Sie anbeten, die beiden Thorflügel Ihres Herzens, lassen den angebeteten Engel im Triumph einziehen, errichten ihm Altäre, nähren ihn mit Ihrem Herzblut und mit Ihrer Begeisterung und fühlen sich dann entnüchtert und unglücklich, wenn der Engel nach einiger Zeit als flügellahmes nacktes Menschenkind wieder aus Ihrem Herzen herausschlüpft, um sich in sehr menschlicher und irdischer Gesellschaft für die Langeweile zu entschädigen, die Sie ihm mit Ihrer himmlischen Anbetung auferlegten. Um von den Frauen angebetet zu werden, muß man sie immer fürchten lassen, daß man sich ihnen entzieht und anderswo anbetet. Die Frau, welche keine Nebenbuhlerin zu fürchten hat, wird bald aufhören zu lieben, und so meine ich, sollte auch der Mann es zufrieden sein, wenn seine Angebetete durch einige Nebenbuhler dem Feuer seiner Liebe Nahrungsstoff giebt.

Um sich zu dieser Weisheit aufzuschwingen, muß man keine Ader der Eifersucht in sich fühlen, seufzte Gentz. Ew. Excellenz haben wohl niemals die Qualen der Eifersucht kennen gelernt?

Der Fürst lächelte, und warf einen raschen, verstohlenen Blick auf sein schönes Spiegelbild hin. Ich habe mich immer damit begnügt, meine Nebenbuhler aus dem Felde zu jagen, und ihnen den Sieg abzuzwingen, sagte er. Es ist übrigens ein häßliches und böses Wort, das Wort Eifersucht. Man muß niemals Eifer haben, weder in der Politik, noch in der Liebe. Der Eifer ist nirgends etwas nütze, er verdirbt vielmehr Alles, die Geschäfte wie die Herzensangelegenheiten. In Negociationen giebt es nur ein einziges Unglück: „nicht reussiren", — in Liebesangelegenheiten wieder nur eines: „den Eclat". Dissimuliren, Temporisiren, Laviren, Capituliren, das sind die großen Künste, die man im Leben erlernen muß! Die aber haben Sie immer noch nicht erlernen können, mein Lieber. Ihr ganzes Wesen ist Leidenschaft. Leidenschaftslos sind Sie nichts mehr als ein schlafender Gelehrter, der unglaublich viel weiß, aber in der Gluth der Leidenschaft sind Sie

im Stande, wahre Wunder zu erwirken, und Niemand kommt Ihnen alsdann gleich in Liebenswürdigkeit und Anmuth.*)

Aber die Leidenschaft zehrt die Kräfte auf, und ertödtet die Ruhe, sagte Gentz seufzend. Ich meinestheils habe viel von ihr gelitten, und sie hat mich alt gemacht vor der Zeit. Sie hat mich um den Schlaf und die besten und angenehmsten Lebensgenüsse gebracht. Mein Appetit zum Essen ist leider auch jetzt dahin, und das glänzendste Diner bietet mir keinen Genuß mehr.

Aber Sie vergessen die Dejeuners, mein Freund, sagte der Fürst lächelnd. Haben Sie mir nicht neulich gestanden, daß die Tasse Bouillon Ihres Dejeuners für Sie ein unentbehrlicher Lebensgenuß sei?

Ja wohl, Excellenz, seufzte Gentz, aber ich muß, um diese Eine Tasse Bouillon stark und wirksam genug zu bekommen, sie mir von funfzehn Pfund Rindfleisch kochen lassen, das heißt, ich verzehre in einer Woche die Kraft eines ganzen Ochsen, um mein bischen Menschenthum damit aufrecht zu erhalten. Und ich fürchte, wenn dieser unglückselige Congreß mit seinen Conferenzen, Aufregungen und Aergernissen noch lange andauert, so wird ein Ochse für die Woche nicht mehr genügen, mir die nöthige Kraft zu verleihen. Ach, ich hatte wohl Recht, gegen diese Idee eines allgemeinen Völkercongresses mich auszusprechen. Jetzt haben wir ihn, und er bringt uns nur täglich neue Aergernisse, neue Verwickelungen, neue Unruhe, und Sie werden sehen, er wird damit endigen, daß er uns in tausend Feindseligkeiten, tausend Intriguen und Ränke verwickelt, daß er uns statt des allgemeinen europäischen Friedens einen allgemeinen europäischen Krieg bringt. Das war es, was ich fürchtete, und deshalb beschwor ich Ew. Excellenz, die Idee dieses Congresses aufzugeben, weil ich die Verwickelungen voraus sah, die uns die Habgier und der Neid der Menschen hier bereiten würden.

Es ist wahr, sagte der Fürst lächelnd, der Verwickelungen giebt es in der That genug, und der Egoismus der Menschen zeigt sich hier

*) Metternichs eigene Worte. Siehe: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 91.

trotz aller Hermelinmäntel, Sammetkleider, Sterne und Ordensbänder in ſeiner nackten Blöße. Jedermann glaubt, daß der Congreß nur um Seinetwillen ſich hier verſammelt habe, und daß es ſich einfach nur darum handle, ihm Vergrößerungen, Quadratmeilen und Unterthanen zu erwerben. Es iſt wie auf einem afrikaniſchen Sclavenmarkt, Jeder will kaufen, aber Niemand will gekauft ſein. Die Länder und Völker werden auf den Markt geführt, wie in einer Auction ausgeboten, und Jeder nimmt es übel, wenn ſein Nebenmann ſein Angebot überbietet, und ihm die Waare im Preiſe ſteigert. Mir ſcheint aber, das iſt ein ſehr lehrreiches und beluſtigendes Schauſpiel, und Sie ſollten ſich daran ergötzen, ſtatt ſich darüber zu ärgern.

Ich ſage Ew. Excellenz aber, daß es bei dieſer Beluſtigung wie bei den ſpaniſchen Stiergefechten gehen wird, es wird Blut dabei fließen, und was erſt ein angenehmes Ergötzen war, wird zuletzt ein widerliches Maſſacre werden. Ich ſehe ſchon das Gemetzel auf allen Seiten beginnen, ich rieche ſchon das Blut, das bald wieder in Strömen fließen wird. Jeder will hier ein Taureador ſein, und betrachtet den Andern als den Stier, den er bezwingen will.

Nun ja, einige Stiere ſind allerdings vorhanden, die man dem allgemeinen Vergnügen wird opfern müſſen, ſagte Metternich lächelnd. Da iſt zuerſt Genua, das ſeine republikaniſche Selbſtſtändigkeit wiederfordert, dann iſt da Sachſen, das ſeinen alten König und die Brillanten des grünen Gewölbes, die er mitgenommen hat, durchaus nicht entbehren will, ferner iſt da die Lombardei und die bella Venezia, welche ſich durchaus nicht möchte in die Feſſeln unſerer Liebe ſchlagen laſſen, und endlich, ach endlich, iſt da noch Polen, welches noch einmal die Prätenſion macht, ein freies ſelbſtſtändiges Königreich ſein zu wollen.

Und Ew. Excellenz vergeſſen das Wichtigſte, rief Gentz, Sie vergeſſen Deutſchland, das mit einem ganzen Bienenſchwarm von Anträgen, Wünſchen und Begehren den Congreß umflattert und uns mit ſeinem Geſumme die Ohren wahrhaft betäubt. Jeder der deutſchen Fürſten will erbeuten und erwerben, die Kleinen wollen groß werden, und ſehen mit Neid, daß die Großen noch größer, ihnen daher noch überlegener werden wollen. Da haben ſich nun die Kleinen zuſammen-

geſchaart, und begehren das deutſche Kaiſerreich und die alte Reichsverfaſſung wiederhergeſtellt. Aber nicht etwa aus Patriotismus, ſondern nur aus Egoismus, denn das deutſche Kaiſerreich wieder herſtellen, hieße alle die kleinen ſouverainen Ritterburgen und Raubneſter der Reichsgrafen und Reichsbarone wieder herſtellen, und wieder ein Heer neuer kleiner Dynaſtien ſchaffen, die den Scandal und die Intriguen der vorigen Jahrhunderte auf's Neue wieder beginnen und Deutſchland ganz und gar zerfleiſchen würden.

Deutſchland, ſagte Metternich achſelzuckend, was iſt Deutſchland? Machen Sie ſich doch frei von dieſer hochtönenden Phraſe, es giebt kein Deutſchland, und es kann auch keins geben. Es giebt nur ein Beieinander von Staaten, deren Bewohner zufälligerweiſe dieſelbe Sprache reden, nur daß ſie ſich untereinander nicht recht verſtehen. Deutſchland! Will der Preuße, der Bayer, der Würtemberger, der Badenſer etwa ſeinen Particularismus aufgeben, um in Deutſchland aufzugehen? Sehen Sie doch, wie die Sachſen ſich geberden, weil ſie ihren Privatkönig verlieren und zu Preußens Krone kommen ſollen. Wenn ſie ſich als Deutſche fühlten, könnte ihnen das nur willkommen ſein, denn ſie ſtärkten dadurch nur das Anſehen der nordiſchen Großmacht, die vielleicht eines Tages den hochmüthigen Einfall haben könnte, wirklich ein Deutſchland zu ſchaffen, die kleinen Dynaſtien zu beſeitigen, und ſich zum Kaiſer von Deutſchland empor zu wirbeln. Oeſterreich kann und will das natürlich nicht dulden, es will keinen Rival haben, der ſeine Sprache ſpricht, es muß daher alle die kleinen Throne und Thrönchen beſtehen laſſen, die wie die Raubvögel auf den Bergen des grünen Deutſchlands niſten, und ihm das Mark aus den Knochen ausſaugen; ſie ſind die Blutegel, welche Preußen darnieder-halten, daß es nicht zu vollblütig und kräftig werde. Könnten wir dieſe Blutegel alsdann einmal ſpäter für uns verwenden, das von ihnen ausgeſogene Blut in unſere öſterreichiſchen Adern ergießen, und zuletzt ein Oeſterreich ſchaffen, in welchem Deutſchland aufginge, ſo wollt' ich mich nicht länger ſträuben, ein einiges Deutſchland anzuerkennen. Bis dahin aber müſſen wir uns begnügen, ein uneiniges Deutſchland zu haben, und alle Kronen zu erhalten und niederzuhalten.

Das heißt alſo, Ew. Durchlaucht werden es nicht zugeben, daß Preußen Sachſen erwerbe? Sie werden ſich da auf die Seite Sachſens, Bayerns, der ſächſiſchen Herzogthümer und Frankreichs ſtellen, und Preußen dieſe Vergrößerung nicht zugeſtehen?

Sie fragen aber auch ſo energiſch und beſtimmt, als wäre es möglich, gleich eine energiſche und beſtimmte Antwort zu geben! Das iſt aber, wie mir ſcheint, ganz unmöglich. Vorläufig kommt Alles darauf an, jede beſtimmte Aeußerung in dieſer Sache zu vermeiden, zu laviren, zu verſprechen, unter der Hand die verſchiedenen Meinungen zu ſondiren, und vor allen Dingen erſt zu erfahren, was der Congreß der Frauen für Abſichten und Wünſche hegt. Denn, verhehlen wir es uns nur nicht, mein Freund, die Frauen ſind die eigentliche Hauptmacht unſers Congreſſes, ſie ſchürzen mit geſchäftigen und zierlichen Händen an dem Gewebe unſerer Staatenpolitik, und halten alle Fäden deſſelben in ihren ſchlanken roſigen Fingern. Wenn man ſie aber darin beirrt, und ihnen ein Fädchen fortreißen will, ſo verwandeln ſich dieſe ſanften reizenden Engel in glühende Furien, welche Rache wüthen und über Verrath und Ungerechtigkeit ſchreien. Oh ich kenne das, ich habe es oftmals erfahren, und dieſer Frauencongreß hier mitten auf dem Wiener Congreß macht mir wahrhafte Angſt und Sorge. Beſonders die Polinnen, dieſe enragirten Patriotinnen, die mit ihrer Schönheit, ihrer Leidenſchaft und ihren Verführungskünſten überall Propaganda machen für ihr unglückliches Polen. Von allen Fragen des Congreſſes ſchaudert mir daher am meiſten vor der polniſchen Frage, welche der Kaiſer Alexander uns als den Erisapfel hingeworfen hat. Es wird entſetzliches Geſchrei geben, denn wir haben hier ein ganzes Heer reizender polniſcher Amazonen.

Auch die Fürſtin Bagration iſt eine geborne Polin, ſagte Gentz lächelnd, und ſobald es ſich um Polen handelt, verwandelt ſie ſich in einen Veſuv, aus dem ſich ein Lavaſtrom von flammendem Patriotismus über den Unglücklichen ergießt, der nicht ihrer Meinung iſt.

Oh, ich kenne das, ſeufzte Metternich, ich habe das ſchon vor Jahren in Dresden erfahren, in Dresden, wo ich die Fürſtin Bagration und andere ſchöne polniſche Patriotinnen kennen lernte. Ja, in

Dresden begann ich meine Carrière in der Diplomatie sowohl, als auch meine Laufbahn mit den Weibern. Sie hat mich oft entzückt, oft zum Sterben ennuyirt, und in Verzweiflung gebracht. Aber wissen Sie, was mir seit jener Zeit das Allerunverständigste in der ganzen Weltgeschichte geblieben ist? Das ist Kosciusko's Schmerzensruf bei Macejowice: „Finis Poloniae!“ Denn wie mit und in den Polinnen ein Ende zu finden, ist mir heute noch unbegreiflicher als die Räthsel der Sphinx. Viele schöne Närrinnen haben mich aufrichtig geliebt, obwohl ich es mir bewußt bin, es mit gar keiner von ihnen ehrlich gemeint zu haben, was sie nämlich in ihrem Dünkel ehrlich nennen. Was ich namentlich in Dresden von alten Königinnen, Kurfürstinnen, Großherzoginnen und Herzoginnen ausgestanden habe, davon ließe sich ein ganzer Roman für schwergeplagte schlaflose chronische Kranke schreiben. Aus Verzweiflung griff ich nach Allem, nach Karten- und Hazardspielen, Taschenspieler- und Bauchrednerkünsten, aber die Weiber ließen mir keine Ruhe dazu, sie rissen mich immer wieder in ihre Arme und priesen mich als unbegreiflich liebenswürdig.*)

Und Sie sind es auch, Durchlaucht, sagte Gentz emphatisch. Ich erkenne Sie als meinen Meister an in allen Dingen, in der Politik sowohl als in der Weisheit des Lebensgenusses. Nur auf dem schlüpfrigen rosenbestreuten Parquet der Liebe, da vermag ich Ihnen nicht mehr zu folgen, denn das sind für mich tempi passati, und nicht blos den Jahren, sondern den Erfahrungen nach bin ich ein Greis, mein Herz hat so gut seine Runzeln, wie mein Gesicht. Indessen, was thut's, es bleiben mir doch noch allerlei Freuden und vielfache Genüsse, und die einzige Klippe, an welcher der vollkommenste Lebensgenuß scheitern würde, die Langeweile, kenne ich nicht. So habe ich diese Nacht, welche ich leider schlaflos verbrachte, und in der ich also vielleicht einige Langeweile hätte empfinden können, mich damit unterhalten, mir die künftige Gestaltung Deutschlands auszumalen, und mir im Kopf einen vollständigen Plan auszuarbeiten, wie man am Besten und Zweck-

*) Metternichs eigene Worte. Siehe: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. 91.

mäßigſten wenigſtens eine äußerliche Einigung der deutſchen Staaten erzielen könnte, ohne die deutſche Kaiſerwürde wieder herzuſtellen, und ohne Oeſterreich des Vorrechtes zu berauben, den es von jeher in dem deutſchen Staatenbunde eingenommen.

Nun, ich bitte, laſſen Sie mich Ihren Plan wiſſen, ſagte Metternich, indem er lächelnd mit dem letzten der kleinen Briefchen ſpielte, das er noch nicht eröffnet hatte, und das ihn daher mit einiger Neugierde erfüllte. Ich bitte, theilen Sie mir Ihren Plan mit, denn Sie wiſſen, daß ich heute Morgen eine Conferenz mit dem Staatskanzler von Hardenberg haben werde, und daß es ſich dabei nicht nur um Sachſen, ſondern auch um die deutſchen Angelegenheiten handeln wird.

Hier iſt mein Plan, Durchlaucht! Er iſt einfach und kurz, und wird Ihnen nicht viel von Ihrer koſtbaren Zeit rauben. Wir laſſen Deutſchland beſtehen mit allen ſeinen Ländern und Länderchen, wir ſchmälern keinem der bisher anerkannten Souveraine das Recht, innerhalb der Grenzen ſeines Landes ſeinen ſouverainen Willen auszuführen, Steuern aufzuerlegen, Todesurtheile zu unterſchreiben und alle Prärogative der Krone auszuüben. Aber wir legen doch Jedem dieſer Fürſten einen Zwang auf, und hindern ihn, in ſeinem Willen allzu ſouverain zu ſein. Wir ſchaffen alſo eine Macht, die in allen deutſchen Fürſten ruht, und zugleich über allen deutſchen Fürſten ſteht, und die wir den deutſchen Bundestag nennen wollen. Auf dem deutſchen Bundestag, der ſich etwa in Frankfurt oder Regensburg verſammelt, ſind, wie einſt beim deutſchen Reichstag, alle deutſchen Souveraine durch ihre Geſandten vertreten. Dieſer deutſche Bundestag beginnt alsdann ſeine Arbeiten damit: für Deutſchland eine Verfaſſung auszuarbeiten, welche in allen deutſchen Bundesländern als gültige Landesverfaſſung anerkannt wird. Sollte indeß einer der deutſchen Bundesfürſten für ſein Land eine andere Verfaſſung belieben, oder dieſelbe aufheben wollen, oder vielleicht von ſeinem aufrühreriſchen Volk zu den liberalen Ideen, die jetzt in der Luft herum ſpuken, gezwungen werden, ſo kann ſolche Aenderung der Landesverfaſſung nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Bundestags geſchehen, und bei allen Zwiſtigkeiten zwiſchen den deutſchen Fürſten und ihren Unterthanen hat der Bundestag

zu entſcheiden und Recht zu ſprechen. Wollen die Völker oder die Fürſten ſich dem Richterſpruch nicht gutwillig fügen, ſo ſchickt der Bundestag eine Executions-Armee hin, zu der alle Mitglieder des deutſchen Bundes ihr Contingent ſtellen müſſen. Denn der deutſche Bundestag vereinigt auch in ſich alle militairiſchen Kräfte der deutſchen Fürſten; er hindert dieſe nicht, auf ihre eigene Hand Kriege mit auswärtigen Mächten zu führen, aber er verhindert Kriege innerhalb der deutſchen Grenzen, und wenn Zwiſtigkeiten zwiſchen den deutſchen Fürſten entſtehen, welche dieſe mit Waffengewalt entſcheiden wollen, ſo hat der Bund zu entſcheiden, wer von den beiden Streitenden Recht hat. Sobald er dies entſchieden, ruft er die militairiſche Hülfe aller übrigen deutſchen Bundesfürſten zuſammen, um durch dieſe vereinten Streitkräfte den Widerſacher des allgemeinen deutſchen Friedens zur Ruhe zu zwingen. Denn der Bundestag iſt ein Schutz Aller gegen den Einen, und des Einen gegen Alle. Der Bundestag giebt ferner ein allgemeines deutſches Preßgeſetz, eine allgemeine deutſche Cenſur, deren Zweck und Ziel iſt, die Wucherpflanzen des Liberalismus zu unterdrücken, die Prätenſionen nach ſogenannter Preßfreiheit als verbrecheriſche Triebe auszuſchneiden, und die widerlichen zänkiſchen Stimmen der Zeitungsſchreiber und Pamphletiſten zu unterdrücken. Das deutſche Preßgeſetz muß aber von allen deutſchen Bundesfürſten zum gültigen Landesgeſetz erhoben werden, und jedes Darüberhinausgehen, jede Bewilligung von Preßfreiheit wird von Bundeswegen verboten. Dies iſt eine kurze Ueberſicht meines Planes, deſſen detaillirte Auseinanderſetzung ich mir vorbehalte, bis Ew. Durchlaucht ſie von mir fordern.

Ich glaube, ich kann Ihnen die Detaillirung erſparen, mein lieber Freund, ſagte Metternich, indem er die Chatoulle ſeines Schreibtiſches ein wenig weiter öffnete, und zwiſchen den geöffneteten Liebesbriefen ein großes Actenſtück hervorzog. Leſen Sie einmal die Ueberſchrift, ſagte er, es Gentz darreichend.

Dieſer warf einen flüchtigen Blick auf das Papier und ein Schrei der Ueberraſchung tönte von ſeinen Lippen. Iſt es möglich, rief er, Ew. Durchlaucht haben da denſelben Gedanken gehabt? „Plan zu

einem deutſchen Bunde oder Bundestag" iſt die Ueberſchrift dieſes von Ihrer eigenen Hand geſchriebenen Entwurfs.

Leſen Sie nur weiter, und Sie werden finden, daß ich ganz Ihre eigenen Ideen da wiederholt habe, daß ich auch gleich Ihnen ein Schutz- und Trutz-Bündniß des Einen gegen Alle, und Aller gegen den Einen beabſichtige, kurz, daß ich ganz dieſelben Anſichten von der Neugeſtaltung und Organiſation Deutſchlands habe, wie Sie mir ſolche vorher entwickelt haben.

Ja, rief Gentz lebhaft, indem er raſch das Manuſcript durchblätterte, ja, es iſt wahr, es ſind dieſelben Ideen, dieſelben Vorſchläge zur Organiſation eines allgemeinen Preßgeſetzes, einer allgemeinen Militairvertretung. Ah, theuerſter Fürſt, ich bin ſtolz darauf, ohne Verabredung und Beſprechung mit Ihnen ganz dieſelben Pläne für Deutſchland gehegt zu haben.*)

Nun, ich denke wenigſtens, es ſpricht für die Zuläſſigkeit eines Planes, der zu gleicher Zeit in zwei Köpfen gewachſen iſt, von denen man nicht ſagen kann, daß ſie arm ſind an Ideen, ſagte der Fürſt lächelnd. Ich würde vielleicht meinem eigenen Plan gemißtraut haben, aber da Sie mir die Ehre erzeigen, dieſelben Gedanken wie ich gehabt, und denſelben Plan entworfen zu haben, ſo zweifle ich gar nicht mehr, daß wir Beide das Richtige getroffen, und daß wir an unſerm Plan werden feſthalten und ihn vertheidigen müſſen, allen anderweitigen Anſprüchen und Prätenſionen gegenüber. Aber Eines haben Sie vergeſſen mir zu ſagen, und doch iſt das von großer Wichtigkeit und Bedeutung. Sie wollen, daß ſich die Geſandten aller deutſchen Souveraine auf neutralem Boden, alſo meinetwegen in Frankfurt verſammeln,

*) Dieſes Factum beruht auf Wahrheit und wird durch einen Brief in dem Buch „Rahel und ihre Freunde" beſtätigt. Rahel erinnert da in einer Zuſchrift an Gentz dieſen daran, wie er ihr erzählt, er habe dem Fürſten von Metternich eines Tages den Plan zum deutſchen Bundestag entwickelt, da habe der Fürſt lächelnd aus ſeinem Schreibtiſch ein Actenſtück hervorgeholt, und auf demſelben ſei, von des Fürſten Hand geſchrieben, ganz derſelbe Plan einer deutſchen Bundesverfaſſung entwickelt geweſen, genau ſo, wie Gentz ihn eben dem Fürſten angegeben, und als hätten Beide ſich über denſelben beſprochen und verſtändigt.

und gemeinſame Sitzungen halten, aber Sie haben mir noch nicht geſagt, wer, nach Ihrer Anſicht, bei dieſen Sitzungen präſidiren ſoll?

Nun, ich bin der Meinung, daß man das Präſidium der Bundes-Verſammlung zwiſchen Preußen und Oeſterreich abwechſeln laſſe.

Da bin ich nun nicht Ihrer Meinung, ſagte Metternich mit einem feinen Lächeln. Ich meine, das Präſidium in der deutſchen Bundes-Verſammlung müſſe einzig und ausſchließlich Oeſterreich zuerkannt werden, Oeſterreich, deſſen Kaiſer noch vor zehn Jahren das Haupt Deutſchlands, der Kaiſer des deutſchen Reichs war.

Ah, Durchlaucht, ſeufzte Gentz, wenn Sie auf dieſer Idee beharren wollen, ſo ſehe ich daran unſer ganzes ſchönes Bundesproject ſcheitern. Preußen iſt viel zu eitel und ehrgeizig, um auf das Präſidium ganz und gar zu verzichten, und ſich ſo in die zweite Linie und auf dieſelbe Stufe mit allen übrigen kleinen deutſchen Fürſten geſtellt zu ſehen. Es wird einer ſolchen Demüthigung ſogar einen Krieg mit Oeſterreich vorziehen, fürchte ich.

Ich fürchte gar nichts, ſagte Metternich ruhig, aber ich bin überzeugt, daß der König von Preußen durchaus nicht der Mann iſt, leichtfertige Kriege anzufangen, und daß er beſcheiden genug iſt, um nicht mit Oeſterreich rivaliſiren zu wollen. Ich — —

Das Eintreten des Kammerdieners unterbrach den Fürſten.

Ew. Durchlaucht, meldete er, Se. Excellenz der Herr Staatskanzler von Hardenberg iſt ſo eben vorgefahren.

Ich bitte Se. Excellenz, mich im Salon zu erwarten, ſagte der Fürſt, ſich von ſeinem Divan erhebend. Sie ſehen wohl, mein Freund, ſeufzte er, ſich an Gentz wendend, nachdem der Kammerdiener hinaus gegangen war, Sie ſehen wohl, wir müſſen die Siſyphus-Arbeit des heutigen Tages wieder beginnen, und den Stein des Anſtoßes wieder aufwärts tragen, damit er die Nacht wieder herunterrolle und wir morgen das Spiel wieder von Neuem anfangen können.

Ich bleibe dabei, murmelte Gentz, wir hätten dieſen Congreß nicht an's Tageslicht rufen ſollen. Er wird ein unglückliches Ende nehmen, Durchlaucht.

So ſchweigen Sie doch, meine liebenswürdige Kaſſandra, rief der

Fürſt lächelnd, indem er raſch den Schlafrock bei Seite warf und den goldgeſtickten, mit Ordensſternen geſchmückten Rock anzog, der neben dem Spiegel auf dem Divan gelegen. Nicht einmal ſo viel Zeit läßt uns dieſes Deutſchland, um eine würdige Toilette machen zu können, rief er, während er ſeine ſchöne, elegante Geſtalt mit einem raſchen, zufriedenen Blick im Spiegel muſterte. Dieſes Deutſchland macht ſelber fortwährend neue Toilette und verlangt, daß wir ihm Kammerdiener und Friſeure ſein ſollen. Die alte Coquette möchte immer noch gern ſich als jeune fille gebärden und ihre grauen Haare unter erborgten Locken verbergen, und ihre eingefallenen Wangen ſchminken, damit ſie hübſch friſch und jung erſcheinen.

Ew. Durchlaucht haben Recht, ſagte Gentz lachend, Deutſchland iſt wirklich eine alte Coquette, welche ſich einbildet, die Schlachten, die es jetzt geſchlagen, hätten es wieder verjüngt, und das Blutbad der letzten Jahre ſei gewiſſermaßen der Jungbrunnen geweſen, in dem es ſeine alten Glieder zu neuer Schönheit und Jugendkraft geſtärkt habe. Solche tollen, alten Coquetten aber ſind die allerſchlimmſten und eitelſten, und wir müſſen uns daher Mühe geben, ſie zu rechter Zeit anzubändigen und ihr die letzten Zähne auszureißen, damit ſie inne wird, daß ſie nicht mehr beißen kann.

Eine delicióſe Idee, ſagte Metternich, und wenn wir ihr die Zähne ausgezogen haben, dann wollen wir ſie friſiren mit einem recht langen, ſtattlichen Zopf. Aber ich glaube, Oeſterreich darf Preußen nicht länger in ſeinem Vorzimmer warten laſſen, und der Staatskanzler des Kaiſers Franz muß dem Staatskanzler des Königs Friedrich Wilhelm wohl endlich Audienz geben. Der Vorhang wird wieder aufgezogen, und das politiſche Drama des Tages nimmt wieder ſeinen Anfang. Addio, mein lieber Hofrath und Protocollführer des Congreſſes! Auf Wiederſehen heute Abend, denn Sie kommen doch zum großen Redoutefeſt des Kaiſers?

Ja, ich komme, und zwar werde ich mir die Maske der Kaſſandra wählen, und wehe, wehe über den Congreß ſchreien, und alle Welt wird über mich lachen, bis man ſehen wird, daß unſere trojaniſche Herrlichkeit doch eines Tages in Flammen aufgeht.

Eh bien, mon ami, dann ſpielen wir den Askan, nehmen unſern alten Vater Priamus auf den Rücken, und retten aus den Flammen, was zu retten iſt. Addio, Hofrath, addio!

Er nickte Gentz freundlich zu, und während dieſer ſich durch eine Seitenthür entfernte, ging der Fürſt mit leichtem, tändelndem Schritt durch das Cabinet, und eilte nach dem Empfangsſaal, wo Hardenberg ihn erwartete.

VIII.

Diplomatiſche Intriguen.

Der Staatskanzler von Hardenberg hatte ſich in die letzte der Fenſterniſchen des fürſtlich ausgeſtatteten Salons zurückgezogen, und ſchien das Eintreten des Fürſten Metternich gar nicht gehört zu haben, denn er wandte ſich gar nicht um, ſondern ſchaute ruhig hinunter auf die Straße, und trommelte dabei mit ſeinen ſchlanken weißen Fingern auf den klirrenden Scheiben.

Fürſt Metternich blickte lächelnd zu ihm hin, und ſchritt raſch über den koſtbaren türkiſchen Teppich, der den ganzen Fußboden bedeckte, und die Schritte des Fürſten unhörbar machte.

Dieſer Staatskanzler iſt ein ganz guter Diplomat, ſagte der Fürſt leiſe zu ſich ſelber, er hat ſich in das äußerſte Fenſter geſtellt, damit er nicht nöthig hat, mein Eintreten zu hören, und er ſcheint mich nicht zu ſehen, damit ich zu ihm komme, und er nicht nöthig hat, mich zuerſt zu begrüßen. Seien wir alſo auf unſerer Huth!

Und mit dem freundlichſten Lächeln trat der Fürſt jetzt dicht zu dem Staatskanzler hin, und legte ſanft ſeine Hand auf deſſen Schulter.

Ich bitte Ew. Excellenz um eine Audienz, ſagte er, ſich anmuthig verneigend. Ich bedarf der Fürſprache meines Freundes des Barons Hardenberg.

Der Fürſprache, Ew. Durchlaucht, und bei wem? fragte Hardenberg, indem er ſich heiter dem Fürſten zuwandte.

Der Fürſprache bei dem Staatskanzler Preußens, damit er dem Staatskanzler Oeſterreichs verzeihe, wenn er unter dem Wuſt von Acten und Geſchäften ſich nicht ſchnell genug hervorarbeiten konnte, um den preußiſchen Staatskanzler gleich an der Schwelle ſeines Gemaches zu empfangen.

Es bedarf indeß keiner Fürſprache, Durchlaucht. Ich weiß, daß Sie die Laſt des Atlas, den ganzen Himmel Oeſterreichs mit allen ſeinen Göttern und Göttinnen auf den Schultern tragen, und ich habe Ihnen ſchon dankbar zu ſein, wenn Sie einen Augenblick für einen armen Sterblichen ſich Ihrer himmliſchen Laſt entäußern.

Ah, Ew. Excellenz nennen ſich einen armen Sterblichen, rief der Fürſt lächelnd, und doch ſehe ich alle Göttinnen unſeres Congreſſes ſich um Ihre Gunſt mit ſeltenem Eifer bewerben.

Es wirbt hier Jeder um die Gunſt des Andern, ſagte Hardenberg ernſt, und um uns Alle wirbt die ſchöne Frau Germania.

Ach, Sie finden, daß die noch immer eine ſchöne Frau iſt? rief der Fürſt nachläſſig.

Durchlaucht, ſie iſt unſere Mutter, ſagte Hardenberg, leiſe ſein Haupt neigend, und die Liebe der Kinder verklärt das Antlitz der Mutter immer mit unvergänglicher Schönheit.

Nun, wenn Germania unſere Mutter iſt, wie Sie ſagen, ſo folgere ich daraus, daß ich Ew. Excellenz Bruder nennen darf.

Und ich biete Ew. Durchlaucht von Herzen meine Bruderhand, ſagte Hardenberg, dem Fürſten mit einem offenen herzlichen Ausdruck ſeine Rechte darreichend.

Metternich beeilte ſich, ſeine Hand in die des Fürſten zu legen, und heftete dabei ſeine großen Augen mit einem forſchenden Ausdruck auf das ernſte würdevolle Angeſicht Hardenbergs.

Sie finden alſo, daß die Frau Germania unſerer Bruderhülfe bedarf? fragte er.

Ja, Durchlaucht, und ich komme zu Ihnen mit offenem, rückhaltloſem Vertrauen, ſagte Hardenberg mit edler Würde. Ich komme zu

Ihnen, um zu ſagen: laſſen Sie uns zu einander ſtehen in der Sache Deutſchlands. Laſſen Sie uns gemeinſchaftlich handeln, gemeinſchaftlich überlegen, wie wir Deutſchland glücklich, groß, ſelbſtſtändig und frei machen können.

Ah, Excellenz, das wird eine ſchwierige und gefährliche Arbeit ſein, rief Metternich, und ich fürchte, daß die deutſchen Fürſten uns wenig Dank dafür wiſſen werden.

Durchlaucht, ich dachte dabei auch weniger an die deutſchen Fürſten, als an das deutſche Volk, ſagte Hardenberg raſch. Es iſt bisher hier immer nur von den Rechten, den Wünſchen und Forderungen der deutſchen Fürſten geſprochen worden, aber mir ſcheint, daß es jetzt wohl an der Zeit wäre, auch einmal von den Rechten, Wünſchen und Forderungen der deutſchen Völker zu ſprechen. Sie haben ihr Blut, ihr Leben, ihr Hab und Gut für die Befreiung Deutſchlands hingegeben, ſie dürfen alſo wohl erwarten, daß man nicht Alles blos durch die Völker, ſondern auch Etwas für die Völker Deutſchlands thut. Als die Völker für ihre Fürſten das Schwert erhoben, verſprachen dieſe ihnen nach dem Siege Dankbarkeit und Belohnung. Ich glaube, man hat aber noch nirgends dieſes Verſprechen erfüllt.

Es iſt wahr, ſagte Metternich achſelzuckend, die Völker haben von unſeren Siegen noch keinen weiteren Vortheil gehabt, als daß ſie ſich ungeſtört ihre Wunden können verbinden laſſen, und man müßte in dieſe offenen Wunden wohl etwas Balſam gießen. Auch haben die deutſchen Völker jetzt eine ſehr empfindliche Haut, und wenn ſich ihre Fürſten ein wenig ſtark auf ſie ſtützen wollen, ſchreien ſie gleich über Druck und Ueberlaſt.

Ja, ich glaube auch, daß der Sultanismus ſeine Endſchaft erreicht hat, ſagte Hardenberg ernſt. Die deutſchen Völker ſind ſich ihrer Würde bewußt geworden, und wollen nicht mehr blos gedankenloſe, von der Laune despotiſcher Gebieter abhängige Unterthanen ſein; ſie begehren eine Sicherung ihrer Rechte, eine Verfaſſung.

Geben wir ihnen alſo eine Verfaſſung, geben wir ihnen Einigkeit, Kraft und Würde, indem wir Deutſchland zu Einem großen Ganzen verbinden. Deutſchland war bis zu dem unglücklichen Jahr 1806 ein

Kaiſerreich, erheben wir es wieder zu ſeiner alten Würde, nur daß wir ihm ſtatt der Kaiſerkrone eine gemeinſchaftliche Bundeskrone auf das vielköpfige Haupt ſetzen. Wir haben uns ja ſchon einmal in Baden über dieſen Plan beſprochen, Excellenz, ich habe ſeitdem viel darüber nachgedacht, und bin ganz Ihrer Meinung: wir wollen Deutſchland zu einem Bunde vereinigen, und ihm eine Bundesverfaſſung geben. Die vier großen deutſchen Mächte müſſen ſich das Recht vorbehalten, in beſonderen Berathungen dieſe Verfaſſung feſtzuſtellen.

Ich habe meine Gedanken über dieſe projectirte Verfaſſung zu Papier gebracht, und ich erlaube mir, ſie Ew. Durchlaucht mitzutheilen. Sie iſt indeß lediglich und im engſten Vertrauen für Ew. Durchlaucht beſtimmt, und ich wünſche nicht, daß ſie jemand Anders zu Geſicht bekomme.

Er zog aus ſeinem Buſen ein zuſammengefaltetes Papier hervor, das er Metternich darreichte.

Ich gebe Ew. Excellenz mein Wort, daß Niemand außer mir dieſe Schrift ſehen ſoll, ſagte der Fürſt feierlich, und ich danke Ihnen, daß Sie mir dieſelbe mittheilen wollen.

Ich habe darin einen Punkt berührt, der für Deutſchland von der höchſten Wichtigkeit iſt, ſagte Hardenberg. Das iſt der Einfluß der auswärtigen Mächte auf die Geſchicke Deutſchlands. Namenloſes Elend hat dieſe Einmiſchung von jeher über Deutſchland hereingeführt, und wir ſollten von unſerm Unglück gelernt haben, daß wir dieſe Einmiſchung zu vermeiden und zurückzuweiſen haben! Sonſt war es Frankreich, welches ſich ein Recht anmaßte, in den deutſchen Verfaſſungsangelegenheiten mitſprechen zu dürfen, jetzt ſehe ich noch einen viel gefährlicheren und mächtigeren Feind ſeine Hand über Deutſchland ausſtrecken.

Sie ſehen Rußland, ſagte Metternich leiſe.

Ja, ich ſehe Rußland, rief Hardenberg, und ich ſehe, daß es bereit iſt, über Deutſchland hinweg Frankreich ſeine Hand darzureichen, um mit vereinten Anſtrengungen Deutſchland zuſammenzupreſſen und außer Athem zu ſetzen. Frankreich wagt es daher ſchon wieder, ſein Haupt und ſeine Stimme gegen Deutſchland zu erheben, und Rußland

ſucht ſich unſeren Grenzen immer mehr zu nähern, um bei der erſten günſtigen Gelegenheit ſie zu überſchreiten. Rußland iſt für Deutſchland eine wachſende Gefahr, wir ſollten alſo zu rechter Zeit bedacht ſein, dieſe Gefahr von uns abzuwenden und uns eine Mauer gegen Rußland aufzurichten.

Eine ſolche Mauer wäre es zum Beiſpiel, wenn man Sachſen an Preußen gäbe, nicht wahr, Excellenz? fragte Metternich mit einem feinen Lächeln.

Ja, Durchlaucht, das wäre es, ſagte Hardenberg ernſt. Preußen muß geſtärkt werden, damit es Deutſchland gegen Rußland als ſchützender Damm behüten kann. Preußen hat es außerdem wohl zu beanſpruchen, daß ihm eine Entſchädigung für ſeine Opfer, ſeine Anſtrengungen und ſeine Siege werde. Man wird es nicht ableugnen können, daß Preußen ſich den Dank ganz Deutſchlands erworben hat, und daß ſeine ruhmvollen Thaten wohl eines glänzenden Lohns gewärtig ſein ſollten. Preußen hat beim Beginn des Krieges Sachſen, das verrätheriſche, undeutſche Sachſen, kraft des Eroberungsrechtes in Beſitz genommen und wünſcht es als Entſchädigung ſeinen Grenzen einzuverleiben. Rußland iſt damit einverſtanden, auch England hat durch Lord Caſtlereagh uns geſtern ſeine Zuſtimmung verſichert, und ich komme jetzt, Ew. Durchlaucht zu erſuchen, daß Oeſterreich in dieſer Sache ſich nicht den Willen Preußens entgegenſetzen, ſondern darin uns kräftig beiſtimmen wolle.

Ich darf indeſſen Ew. Excellenz nicht verhehlen, daß die Herzogthümer Sachſen, daß die Königreiche Baiern und Würtemberg, das Großherzogthum Baden und das Königreich Frankreich Erklärungen im entgegengeſetzten Sinne an Oeſterreich abgegeben haben, und daß ſelbſt mein erhabener Kaiſer und Herr es als gefährlich für das Princip der Legitimität betrachtet, wenn man einen legitimen Fürſten ſeines Thrones und ſeines Landes berauben will, gerade zu einer Zeit, wo man bemüht iſt, das Princip der Legitimität an die Spitze aller unſerer hieſigen Verhandlungen zu ſetzen. Nur dieſem Princip der Legitimität verdanken es die Bourbonen, daß ſie wieder auf den Thron Frankreichs gelangt ſind, dies Princip allein macht es fraglich, ob man Murat im

Beſitz des Königreichs Neapel belaſſen wird. Und in demſelben Moment, wo wir den Wünſchen der Völker die Legitimität der Fürſten entgegenhalten, ſollen wir einen legitimen Fürſten abſetzen und vom Thron ſtoßen?

Aber der König von Sachſen hat ſich durch ſein unredliches, undeutſches und unpolitiſches Benehmen des Thrones unwürdig gemacht, ſein Thron iſt vacant, und Preußen iſt wohl berechtigt, ihn einzunehmen. Der Kaliſcher Vertrag hat Preußen die Wiederherſtellung ſeiner Größe auf dem Fuß von 1805 verſprochen. Aber wie ſoll Preußen dazu gelangen? Rußland will Polen haben, England beanſprucht Hannover, Baiern will Baireuth und Anspach, Baden und Würtemberg begehren Vergrößerungen am Rhein. Sachſen iſt alſo das einzige Land, das eine hinlängliche Entſchädigung für Preußen darbietet. Ich ſage alſo noch einmal, Durchlaucht, erkennen Sie Preußens gerechte und unabweisliche Anſprüche auf Sachſen an, und wollen Sie Ihre gewichtige und bedeutſame Stimme mit der meinigen vereinen, um von dem Congreß die Anerkennung und Bewilligung der preußiſchen Beſitznahme Sachſens zu erringen!

Ich bleibe dabei, es wird Schwierigkeiten haben, ſagte Metternich gedankenvoll. Aber ich werde mich bemühen, dieſe Schwierigkeiten zu beſeitigen, und den Kaiſer, meinen Herrn, von der Nothwendigkeit der preußiſchen Occupation Sachſens zu überzeugen; ich werde endlich in den Congreß-Sitzungen ganz offen und unumwunden für Preußen meine Stimme erheben! Aber ich knüpfe an dieſes Verſprechen Eine Bedingung!

Haben Ew. Durchlaucht die Güte mir dieſelbe mitzutheilen!

Nun denn, ſagte Metternich leiſe, indem er ſein Haupt dichter an das Ohr Hardenbergs neigte, nun denn, dieſe Bedingung iſt: daß Sie mir Ihre Stimme geben und mir helfen, es zu verhindern, daß der Kaiſer Alexander Polen in Beſitz nehme.

Ich verſpreche Ihnen, daß ich alle meine Kraft aufbieten werde, um Ihnen in dieſer Sache zu dienen, ſagte Hardenberg ernſt. Ich kann Ihnen das um ſo mehr verſprechen, als es mit meiner innerſten Ueberzeugung übereinſtimmt, daß wir verpflichtet ſind, Alles zu thun

und anzuwenden, um zu verhindern, daß Rußland ſich mit Polen bereichere und ſeine Grenzen noch weiter vorſchiebe nach Preußen. Auch der Freiherr von Stein iſt hierin ganz meiner Meinung, und hat mir in einem eigenen Schreiben die Nachtheile und Gefahren auseinandergeſetzt, die daraus entſtehen werden, wenn Rußland das Königreich Polen mit den von Alexander vorgeſchlagenen Grenzen erhielte, und ihm, wie es der Kaiſer beabſichtigt, eine freiſinnige Verfaſſung gäbe.*)

Und Ew. Excellenz ſagen nichts von den Gefahren, die Oeſterreich bedrohen, wenn der Kaiſer Alexander ſein Ziel erreicht? Doch ſind dieſe Gefahren zwiefacher Art, denn ſie ſind materieller und politiſcher Natur. Materiell bedroht uns Rußland durch die Beſitznahme Polens damit, daß Galizien ſich erinnern wird, auch einſt zum Königreich Polen gehört zu haben, und daß es, angelockt von dem Namen und der freiſinnigen Verfaſſung, die Alexander für Polen beabſichtigt, ſich wieder mit dem Königreich Polen zu vereinigen ſtrebt. Politiſch aber bedroht uns dieſe freie Verfaſſung damit, daß ſie unſern andern Völkerſtämmen ein böſes und verführeriſches Beiſpiel iſt, und ſie verlocken wird, von der öſterreichiſchen Regierung für die eigenen Unterthanen eben ſo viele Freiheiten zu fordern, als der Autokrat des Nordens einem von ihm unterjochtem Volke aus freiem Antrieb gewährt. Sie ſehen alſo, daß Oeſterreich niemals es zulaſſen kann, den Kaiſer Alexander ſich zum König von Polen machen zu ſehen. Seien wir uns alſo gegenſeitig hülfreich, Excellenz, beweiſen wir es uns, daß wir erkannt haben, es müßten Oeſterreich und Preußen, ſtatt einander zu befehden, ſich als treue Bundesgenoſſen zur Seite ſtehen. Ich werde Ihnen beiſtehen, für Preußen das Königreich Sachſen zu erwerben, dafür werden Sie mir beiſtehen, daß Rußland das Königreich Polen ſich nicht aneignen darf.

Es ſei ſo, ich nehme den Vergleich an, ſagte Hardenberg, indem er aufſtand und Metternich ſeine Hand darreichte. Wir haben alſo heute ein geheimes Schutz- und Trutz-Bündniß geſchloſſen, und wir

*) Dieſes Schreiben Steins iſt zu finden: Pertz, Leben Steins. Th. IV. S. 166.

werden uns gegenseitig beistehen. Aber lassen Sie uns über Sachsen und Polen doch des armen Deutschlands nicht vergessen und auch ihm unsere Hülfe und unsern Beistand weihen.

Ja, ja, rief Metternich lächelnd, machen wir es wie die klugen und gelehrten Aerzte, suchen wir den Scheintodten zu galvanisiren und durch die Lebenskräfte, die wir auf ihn wirken lassen, ihn wieder aus seiner Lethargie zu erwecken. Wir werden dann ja sehen, ob unsere Kur geholfen hat, ob ihm noch wirkliches Leben inne wohnt, oder ob er wieder in seine Lethargie zurücksinkt.

Hardenberg lächelte und verabschiedete sich von dem Fürsten, der ihn unter Versicherungen seiner innigsten Anhänglichkeit und Freundschaft bis zur Thür geleitete.

Als aber diese Thür sich hinter dem Staatskanzler geschlossen hatte, verschwand das Lächeln von des Fürsten Lippen und sein schönes Gesicht nahm einen ungewöhnlich finstern und gehässigen Ausdruck an.

Ach, er denkt uns zu ködern, sagte er leise vor sich hin; indem er uns mit Rußlands wachsender Macht droht, meint er, wir sollten, dem dummen Fisch gleich, anbeißen und vergnüglich zusehen, wie Preußen das Königreich Sachsen als hors d'oeuvres auf seine Tafel setzt und verspeist. Der Herr Staatskanzler liebt es, empfindsame Gefühlspolitik zu machen, und immer einige Tropfen Gemüthlichkeit in den sauren Wein der Staatspolitik zu mischen. Nun, wir werden auf unserer Huth sein, er hat uns ja selbst ein wirksames Antidotum gegen seine empfindsamen Tränke gegeben.

Er schlug mit seinen Fingern auf das von Hardenberg ihm übergebene Actenstück, und blätterte dann hastig darin, hier und dort eine Stelle lesend, dann wieder ganze Seiten nur mit den Augen überfliegend.

Wahrhaftig, murmelte er, das ist ein sehr wichtiges Actenstück, und es kann ein Tag kommen, wo wir es als eine sehr scharfe Waffe gegen den Herrn Staatskanzler selbst gebrauchen können. Warten wir es ab, ob dieser Tag erscheint, oder ob wir keiner Waffen bedürfen. Bewahren wir also dieses Document sorgfältig auf!

Er nahm die Papiere, kehrte damit in sein Cabinet zurück, und legte sie zu den Liebesbriefen in seinen Schreibtisch.

Und jetzt, ſagte dann der Fürſt, indem ſein Antlitz wieder ſeinen klaren, freundlichen Ausdruck annahm, jetzt will ich einmal verſuchen, ob die leidige Politik mir ſo viel Zeit gönnen wird, um das Gedicht zu vollenden, das ich meiner reizenden Herzogin Sagan morgen zu ihrem Geburtstag mit meinem Cadeau überreichen will. Sie liebt die Verſe, wie alle Frauen, und eine gereimte Liebeserklärung iſt ihr lieber als eine ungereimte. Alſo begeiſtere mich ein wenig, Gott der Liebe, und flüſtere mir einige angenehme Reime auf Herz, Gluth und Leidenſchaft in's Ohr!

Er nahm den Crayon und ging mit der geöffneten Schreibtafel in ſeinem Cabinet auf und ab.

Aber die „leidige Politik" ſollte ihn doch bald wieder in ſeiner poetiſchen Begeiſterung ſtören. Die Thür ſeines Cabinets ward haſtig aufgeriſſen, und der Kammerdiener ſtürzte herein.

Se. Majeſtät der Kaiſer von Rußland, ſagte er athemlos.

Der Fürſt warf ſeine Schreibtafel auf den Tiſch, und machte raſch einige Schritte, um in den Salon zu gehen, aber ſchon erſchien auf der Schwelle der Thür die ſchlanke ſtolze Geſtalt des Kaiſers Alexander, der mit einem anmuthigen Neigen des Kopfes dem Fürſten ſeine Hand darreichte.

Ich komme Ihnen ungelegen, nicht wahr? fragte der Kaiſer, und wäre ich nicht zum Unglück Ihnen bekannt, ſo würden Sie es machen, wie es geſtern der Herr vom Stein mit einem ihm unbekannten Beſuch gemacht hat, nicht wahr?

Ich geſtehe Ew. Majeſtät, daß ich nicht weiß, was der Herr vom Stein gethan hat.

Nun hören Sie, es iſt eine tragikomiſche Geſchichte. Herr vom Stein war gleich Ihnen in ſeinem Arbeitszimmer, da öffnet ſich, wie hier, die Thür, und der Kammerdiener meldet einen Beſuch. Herr vom Stein indeſſen, ganz abſorbirt von ſeiner Arbeit, überhört die Annonce des Kammerdieners und erwacht erſt aus ſeinen Meditationen zur Wirklichkeit, als der Annoncirte ſchon mitten im Cabinet ſteht, und Stein mit Höflichkeitphraſen becomplimentirt. Stein ſpringt wüthend auf, und als einzige Antwort auf alle Complimente faßt er mit ſeinen

beiden kräftigen Armen die ſchlanke, zierliche Geſtalt des fremden Herrn, dreht ſie um, daß ſie mit dem Antlitz ſich nach der Thür hinwendet, und wirbelt ſie ohne Aufenthalt aus dem Cabinet hinaus in das Vorzimmer, immerfort ſchreiend: „Ich habe keine Zeit! Ich habe keine Zeit! Ich will nicht geſtört ſein!“ Erſt im Vorzimmer kam der entſetzte Fremde zu Athem, während Stein ſchon längſt wieder in ſein Cabinet zurückgekehrt war, und die Thür mit dröhnendem Geräuſch hinter ſich zugeworfen hatte. Der hinausgewirbelte Fremde wandte ſich zornbebend mit bleichen Lippen an den nicht minder entſetzten Kammerdiener. „Sagen Sie Ihrem Herrn, rief er, daß er in mir nicht blos mich, ſondern auch das Land, das in meiner Perſon vertreten wird, gröblich beleidigt hat, und daß Beide Genugthuung fordern werden.“

Ah, der Gewirbelte war alſo ein Geſandter? fragte Metternich lachend.

Ja wohl, der Herr Geſandte von Reuß, Schleiz, Greitz und Lobenſtein, und noch einiger anderer kleiner Länder, glaube ich. Der Kammerdiener brachte Herrn vom Stein dieſe Botſchaft, und dieſer erfuhr jetzt erſt, wen er mit ſo beflügelter Eile aus ſeinem Cabinet befördert hatte, und er fing an ſeine Heftigkeit zu bereuen. Sie können aber denken, daß dieſe Beleidigung unter den Geſandten, beſonders unter den kleinen, Furore machte, und daß ſie Alle, von der Furcht getrieben, es könnte ihnen ſonſt leicht etwas Aehnliches begegnen, von Herrn vom Stein Genugthuung begehren. Eine Deputation begab ſich alſo geſtern Nachmittag zu Stein, und verlangte, daß er dem Beleidigten ſeinen Beſuch mache, ihn um Entſchuldigung bitte, oder ſich mit ihm ſchlage. Herr vom Stein hat erklärt, daß er ſeine Heftigkeit ſehr bedauere, und es ihm wirklich Leid thue, den kleinen Herrn Geſandten beleidigt zu haben. Aber um Beſuche zu machen, dazu fehle es ihm an Zeit, und der Beleidigte möge ſich an dieſer Entſchuldigung genügen laſſen. Wenn nicht, ſo bedauere er ihn, denn eine andere Genugthuung zu geben, fiele ihm nicht ein. Er habe zu wichtige Dinge zu thun, als daß er den Studenten ſpielen und mit Fechthandſchuhen auf den Fechtboden treten könne. — Sie können

denken, daß dieſe Antwort die kleinen Diplomaten mit Entſetzen erfüllt hat. In ihrer Noth wandten ſie ſich an mich und baten um meine Vermittelung. Nun, ich habe die Sache in Ordnung gebracht. Herr vom Stein war heute Morgen bei mir, und traf da wie zufällig den beleidigten Diplomaten. Er reichte ihm die Hand und murmelte einige Worte, die eine Entſchuldigung ſein mochten, die aber Niemand verſtand. Damit war die Sache abgethan und der Friede geſchloſſen.*)

Ich erlaube mir Ew. Majeſtät ein kleines Gegenſtück zu dieſer Geſchichte zu geben, ſagte Metternich lächelnd. Es ſcheint, der Herr vom Stein hat geſtern, wie Manna in der Wüſte, Grobheiten regnen laſſen, denn meine Geſchichte hat auch geſtern ſtattgefunden. Der zweite Geſandte Frankreichs, der Herzog von Dalberg, hat geſtern dem Freiherrn vom Stein ſeinen Beſuch machen wollen, und ließ ſich bei ihm melden. Herr vom Stein ließ ihm durch ſeinen Kammerdiener in's Vorzimmer ſagen: wenn der Herr Herzog als Geſandter von Frankreich ihm ſeinen Beſuch machen wolle, ſo würde er ihn annehmen, wenn er aber als deutſcher Edelmann, und als Neffe des Fürſten Primas komme, ſo würde er ihn die Treppe hinunter werfen.**)

Der Kaiſer lachte. Und was hat der Herzog gethan? fragte er. Iſt er als Franzoſe hingegangen oder als Deutſcher fortgeblieben?

Er iſt als Franzoſe hingegangen, Sire, und hat eine Viertelſtunde lang das Vergnügen gehabt, von Herrn vom Stein allerlei piquante Reden über Renegaten und franzöſirte deutſche Edelknaben anhören zu müſſen. Er kam zu mir, um mir ſeine Noth zu klagen, und mich um Rath zu fragen, wie er ſich dabei benehmen ſollte. Ich habe ihm gerathen, das Stein'ſche Pflaſter ganz behutſam auf ſeinen Wunden und auf ſeinen Lippen liegen zu laſſen, und es Niemanden zu verrathen, weil er ſonſt nur riskire von der Welt ausgelacht zu werden, und von Herrn vom Stein doch keine Genugthuung zu erhalten.

Vraiment, das war ein ſehr ſchöner und kluger Rath, rief Alexander. Sie ſind überhaupt ein ſehr kluger Rathgeber, und ich

---

*) Pertz: Leben Steins. III.

**) Ebendaſelbſt.

komme daher auch zu Ihnen, um Ihren Rath und Ihren Beiſtand zu beanſpruchen.

Sire, Ew. Majeſtät wiſſen wohl, daß ich glücklich ſein würde, Ew. Majeſtät in irgend einer Weiſe meine Ergebenheit beweiſen zu können, aber worin könnte ich einen ſo mächtigen, weiſen und erleuchteten Monarchen wohl nützlich ſein?

Mächtig! rief Alexander ſchmerzvoll, Sie nennen mich mächtig, und doch habe ich nicht einmal die Macht, meinen Willen durchzuſetzen, und das zu thun, was ich für gerecht, nothwendig und nützlich erachte. Deshalb komme ich zu Ihnen! Ich will mir an Ihnen einen Bundesgenoſſen werben! Sie ſollen mir helfen, meinen Willen durchzuſetzen!

Sire, Sie ſehen mich mit Freuden bereit dazu, und ich bitte Sie nur, mir zu ſagen, worin ich Ew. Majeſtät dienſtbar ſein darf.

Darin, rief Alexander lebhaft, darin, daß Sie mir helfen, meine Pläne auf Polen durchzuſetzen, und meinem Willen Genüge zu thun! Ich will Polen zu einem Königreich erheben, ich will den edlen hochherzigen Polen, welche ſeit einem halben Jahrhundert ſo ritterlich gekämpft haben für ihre Unabhängigkeit und ihr Vaterland, endlich ihren Wunſch erfüllen, ich will ihr Land wieder herſtellen, und ihnen eine freiſinnige Verfaſſung geben! Unter dieſer Bedingung, hoffe ich, werden die Polen es mir wohl verzeihen, wenn ich die Krone des Königreichs Polen auf mein Haupt ſetze, und mich zum König von Polen in Warſchau krönen laſſe. Ich werde ihnen, denke ich, ein beſſerer König ſein, wie es ihnen Stanislaus geweſen, und ich will wieder gut machen, was meine Großmutter, die Kaiſerin Katharina, an Polen verſchuldet hat, indem ſie ihm den ſchwachen Stanislaus Poniatowsky zum König gab.

Das iſt ein eben ſo edles als großmüthiges Vorhaben von Ew. Majeſtät, bemerkte Metternich, ſein Haupt voll Verehrung neigend.

Der Kaiſer fuhr, ohne ihn zu beachten, aufgeregt von ſeinen eigenen Gedanken, fort: Es iſt überhaupt ſehr Vieles an Polen wieder gut zu machen und die ſchwere Schuld der polniſchen Theilungen laſtet auf meinem Gewiſſen. Ich mag aber ſolche Laſt nicht tragen, ich will

mein Auge frei zu Gott erheben und es vor keinem Volk beſchämt zu Boden ſchlagen müſſen. Die Theilung Polens iſt eine moraliſche Schuld, die ich von meinen Vorgängern ererbt habe, und die ich bezahlen will!

Sire, es iſt dies indeſſen eine Schuld, welche Ew. Majeſtät mit Oeſterreich und Preußen theilen, und wenn Ew. Majeſtät jetzt daran denken, Das den Polen wieder zu erſtatten, was, der Politik gemäß, Ihre Vorgänger ihnen genommen, ſo werden die Polen beinahe ein Recht haben, zu verlangen, daß auch Oeſterreich und Preußen ihren Antheil wieder abtreten an das Königreich Polen.

Ich werde dies zu verhindern wiſſen! Sie vergeſſen, daß ich der König des Königreichs Polen bin! Ich werde, kraft meiner Würde als König von Polen, eine feierliche Erklärung abgeben, daß die Grenzen des Königreichs Polen geſchloſſen ſind, daß es an ſeine Nachbarn keine Anſprüche mehr hat, und daß es nach keiner Vergrößerung ſtrebt. Ich werde dies als conſtitutioneller König beeidigen, und dieſer Eid wird bindend ſein auch für meine Nachfolger. Sind Sie damit zufrieden?

Sire, es wäre dies allerdings eine Beruhigung für die andern betheiligten Mächte.

Und wie mir ſcheint, rief Alexander lebhaft, müßte mein ganzer Plan überhaupt eine Beruhigung für die betheiligten Mächte ſein. Ihr Alle fürchtet die wachſende Macht Rußlands, Eure Schriftſteller und Journaliſten ſchreien in Broſchüren und Journalen Zeter über den nordiſchen Coloß, der ſich mit vernichtender Gewalt nach Europa herein wälzt, und Ihr Herren Diplomaten ſeid immer befliſſen, Rußlands Einfluß zu contrepariren, gegen uns Front zu machen. Ihr ſolltet alſo Alle zufrieden ſein, daß ich freiwillig eine Vormauer zwiſchen Rußland und dem übrigen Europa aufrichte, daß ich zwiſchen dem barbariſchen Rußland und der civiliſirten Welt das conſtitutionelle Polen ſchaffe. Denn ich will dieſes Königreich Polen ganz unabhängig und frei machen, ich will aus demſelben die ruſſiſchen Truppen zurückziehen, ich will ihm aus ſeinem Volke eine Militairmacht geben, ich will es von ſeinen Beamten regieren laſſen. Ich will der Herr ſein

über Polen, aber ich will ihm ein gütiger und verſöhnender Herr ſein *) Weshalb hindert man mich nun? Weshalb legt man mir von allen Seiten Hemmniſſe in den Weg? Ich habe den Polen einmal mein Wort gegeben, ihnen ein liberaler König zu ſein, warum will man mich daran hindern? Warum will man überhaupt es verſuchen, mir Polen ſtreitig zu machen? Habe ich nicht ein Recht auf Entſchädigung?

Sire, wer könnte es wohl wagen zu beſtreiten, daß Rußland ſich nicht blos den Dank Deutſchlands durch ſeine großmüthige Hülfe verdient hat, ſondern daß es gegen ſich ſelber faſt verpflichtet iſt, zum Erſatz für ſeine Opfer eine Entſchädigung zu beanſpruchen?

Und wo könnte ich die alsdann anders finden als in Polen? fragte Alexander. Jedermann ſucht ſich hier zu vergrößern, und ich hindere Keinen. Warum will man mich denn hindern? Warum ſetzt man ſich meinen billigen Forderungen ſo hartnäckig entgegen? Ich habe dieſen Krieg nicht aus Eigennutz unternommen, nicht ich war bedroht von dem Uſurpator, ich hätte alſo zufrieden ſein können, als meine tapfern Heere den Feind beſiegt und ſeine letzten Trümmer über die Grenzen meines Landes hinausgeworfen hatten. Aber Deutſchland forderte meine Hülfe, und ich gab ſie. Ich ließ, um meiner Bundesgenoſſen willen, das edle Blut meiner Landeskinder vergießen, ich ließ, um die Kriegskoſten zu beſtreiten, in dieſen letzten drei Jahren einhundert und achtundſechszig Millionen Rubel Papiergeld anfertigen.**) Ich that dies Alles für Euch, und jetzt will man nichts für mich thun. Jetzt intriguirt man gegen mich von allen Seiten, vereinigt ſich förmlich gegen mich, und ſucht mich zu iſoliren. Ich ſehe wohl, wer dahinter ſteckt, es iſt Herr Talleyrand, der alle dieſe Intriguen anſpinnt, der Alles zu verwirren, Alles in Unfrieden zu bringen ſucht, weil er hofft, dann für Frankreich in der allgemeinen Verwirrung die beſte Beute machen zu können. Aber man muß dieſem alten Fuchs dies Mal beweiſen, daß er auf falſcher Fährte geweſen, und daß er keine Beute

*) Pertz: Leben Steins. III. S. 164.

**) Hiſtoriſch. Siehe: Pertz, Leben Steins. III. 180.

davon tragen wird. Ich komme daher zu Ihnen, Metternich, ich fordere von Ihnen Wahrheit und Offenheit, wie ich Ihnen wahr und offen entgegenkomme. Sagen Sie mir also ehrlich und offen, wollen Sie sich auch meinen Feinden und Widersachern anschließen? Wollen Sie auch mich hindern, meine Pläne auf Polen auszuführen?

Und ich will Ihnen eine wahre und offene Antwort geben, Sire. Oesterreich sieht die Gefahr, von der es eines Tages bedroht werden könnte, wenn Rußland für sich Polen erwirbt, und seine Grenzen daher bis an die Grenze Oesterreichs hinanschiebt. Aber Oesterreich ist stark und mächtig genug, um keine Gefahr zu fürchten, und statt Rußland als einen gefährlichen Nachbar zu fürchten, wird es lieber suchen, es zu einem benachbarten Bundesgenossen und Freund zu haben. Oesterreich ist daher gern bereit, den Wünschen Rußlands entgegen zu kommen, und es wird sich auch, wenn gleich mit einigem Widerstreben, darein ergeben, daß Ew. Majestät Polen und besonders Warschau nehmen, es zu einem Königreich machen, und diesem Königreich eine freisinnige Verfassung geben. Es steht einem Souverain wohl frei, im Innern seines Landes eine Verwaltung nach seinem Belieben einzurichten, und wenn einmal entschieden ist, daß Ew. Majestät Polen in Besitz nehmen können, so darf Niemand es hindern, daß Sie Polen eine freie Verfassung geben. Oesterreich wird, um Ew. Majestät Freundschaft zu erwerben, also bereit sein, Ihnen ein Opfer zu bringen, es wird einwilligen, daß Ew. Majestät Polen in Besitz nehmen, ich selbst werde beim Congreß für Ew. Majestät gerechte und billige Ansprüche auf Polen meine Stimme erheben, ich werde Ihre Sache zu der meinen machen, — aber ich muß mir erlauben, dafür von Ew. Majestät einen Gegendienst zu fordern, und eine Bedingung zu stellen.

Nennen Sie mir Ihre Bedingung!

Nun denn: Oesterreich giebt Rußland seine Stimme zur Erwerbung Polens, wenn Rußland dagegen sich mit Oesterreich verbünden will, um Preußen zu verhindern, daß es sich Sachsen aneigne.

Ah, rief Alexander schmerzvoll, ich habe indessen dem König von Preußen meine Unterstützung zugesagt!

Dann sind Ew. Majestät sehr großmüthig gewesen, sagte Metternich

lächelnd, denn Preußen iſt weniger gefällig gegen Sie, und billigt Ew. Majeſtät Anſprüche auf Polen ganz und gar nicht.

Ich weiß das, ja wohl, ich weiß das! ſeufzte der Kaiſer. Der König, Hardenberg, Humbold, Alle ſind gegen mich, und ſelbſt Stein hält ſich in dieſer Sache auf der Seite meiner Gegner.

Dennoch werden Ew. Majeſtät Ihr Ziel erreichen, Oeſterreich wird Ihnen helfen, Polen zu erwerben, wenn Sie Oeſterreich beiſtehen wollen, Preußen zu verhindern, daß es Sachſen erwerbe. Der Kaiſer, mein Herr, ſieht die Einverleibung Sachſens ſehr ungern; Sachſen iſt nicht, wie zur Zeit Polen es iſt, ein vacantes Land, Sachſen hat einen König und zwar einen legitimen König, über den zu Gericht zu ſitzen, die andern Fürſten nicht berechtigt ſind, und dies um ſo weniger ſind, als das ſächſiſche Volk keine Neigung zeigt, mit Preußen verbunden zu werden, ſondern ſeinen König zurück begehrt.

Wenn dem ſo iſt, ſo möge das ſächſiſche Volk ſich laut genug ausſprechen, damit man ſeine Stimme hier ſo gut vernehme, wie wir in Paris die Stimme des Volks vernahmen, das die Bourbonen begehrte. Ich werde dann mich eben ſo entſchieden für den Wunſch des ſächſiſchen Volks erklären, wie in Paris für die Wünſche der Franzoſen. Ich werde darauf dringen, daß man Friedrich Auguſt wieder auf den Thron ſeiner Väter ſetze, nur muß er nicht verlangen, daß ſein Land gar nicht einige Verkleinerungen und Verſtümmelungen erfahre. Man muß Preußen befriedigen, indem man ihm ein Stück von Sachſen giebt, man muß Sachſen und dem Princip der Legitimität genug thun, indem man den König wieder auf den Thron zurückführt. Sind Sie damit einverſtanden?

Ja, Sire, ich bin vollkommen damit einverſtanden.

Der Handel iſt alſo abgeſchloſſen? Sie ſtehen mir bei, Polen zu erwerben, und ich ſtehe Ihnen bei, Sachſen ſelbſtſtändig zu erhalten?

Der Handel iſt abgeſchloſſen, Sire.

Ich freue mich deſſen, ſagte der Kaiſer heiter, und ich wünſche mir Glück dazu, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Sie können hinfort auf meine Dankbarkeit rechnen, Durchlaucht.

Auch auf Ihre Verſchwiegenheit, Sire? Auf Ihre völlige Verſchwiegenheit?

Ja, auch auf meine völlige Verſchwiegenheit, ſagte Alexander lächelnd. Ich werde Niemanden etwas von dem Uebereinkommen verrathen, das wir Beide hier untereinander getroffen haben. Hier haben Sie meine Hand darauf!

Metternich nahm die dargereichte Hand des Kaiſers und ſchloß ſie in die ſeine, indem er ſich ehrfurchtsvoll verneigte.

Aber Sie, Metternich, rief Alexander heiter, werden Sie auch nichts verrathen? Denn ich geſtehe Ihnen, wenn der König Friedrich Wilhelm von unſerm Uebereinkommen erführe, ſo würde ich etwas Furcht haben, dem ernſten, kalten Geſicht und den ſtrafenden Blicken des Königs gegenüber zu ſtehen! Ich bitte alſo, ſchweigen auch Sie, und laſſen Sie von keiner Sirene, ſo verlockend ſie auch immer ſein mag, ſich verführen.

Ah, Sire, rief Metternich lächelnd, ich fürchte keine Sirene, denn die Sirenen geben ſich gar nicht die Mühe, mich verlocken zu wollen. Sie wenden ihre Lieder und ihre Bezauberungen nur dem Einen zu, der uns Alle in den Schatten gedrängt hat. Für die andern Sterblichen haben die Sirenen keine Lieder und keine Blicke mehr.

Ah, rief der Kaiſer lachend, dieſem unglücklichen Einen ſollten Sie rathen, ſich gleich dem Odyſſeus Wachs in die Ohren zu ſtopfen, damit er den Sirenengeſang nicht höre und ſich nicht von ihm verlocken laſſe. Doch freilich, er wäre dann zu beklagen, denn er würde gar viele ſchöne Melodien entbehren müſſen! Ihre Kaiſerſtadt iſt überreich an ſchönen Frauen, ich ſah niemals einen ſolchen Flor von Schönheiten, wie hier bei Ihnen.

Und Ew. Majeſtät haben unſere Schönheiten noch ſchöner gemacht, denn Sie haben ſie untereinander zu einem Wettſtreit angeregt. Jede möchte zu der Ehre gelangen, von Ew. Majeſtät mit einem Epitheton ornans geſchmückt zu werden, und vor allen Dingen möchte Jede, daß Ew. Majeſtät von ihr ſagten, was Ew. Majeſtät von der Gräfin Auersperg geſagt: „ſie iſt die Schönheit, die allein wahre Gefühle einflößt!“

Es iſt wahr, ſie thut das, ſagte Alexander ſinnend, ſie iſt ſehr ſchön,

und ebenſo geiſtreich als ſchön, und ebenſo ſittſam als geiſtreich. Sie kennen ſie wahrſcheinlich ſchon lange, und nicht wahr, Sie geben mir Recht?

Ich kenne die Gräfin Auersperg ſeit ihrer Kindheit, ſagte Metternich lächelnd, ſie heißt Gabriele und ſie iſt eines Heinrich des Vierten werth.

Der Kaiſer erröthete, und vielleicht um ſeine Verwirrung zu verbergen, ſtand er auf und ſchickte ſich an, zu gehen.

Es bleibt bei unſerer Verabredung, ſagte er, Metternich zum Abſchiede ſeine Hand darreichend.

Ja, Sire, es bleibt bei unſerer Verabredung.

Der Kaiſer grüßte ihn noch einmal mit einem freundlichen Kopfnicken, und wandte ſich der Thür zu. Metternich wollte ihn bis über dieſelbe hinausbegleiten, aber der Kaiſer ſchob ihn ſanft zurück.

Ich bin nicht hierher gekommen als Kaiſer, ſagte er, ſondern als Bittſteller, ich verlaſſe Sie als Freund. Der Bittſteller hat kein Recht auf Ceremonien, der Freund hat das Recht, ſie zurückzuweiſen, und zu bitten, daß man sans cérémonie mit ihm verkehre. Bleiben Sie alſo und laſſen Sie mich allein meinen Weg gehen!

Er drückte raſch die Thür hinter ſich zu, und ließ den Fürſten allein in ſeinem Kabinet zurück.

Metternich blieb neben der Thür ſtehen, und horchte, bis die Schritte des Kaiſers in der Ferne verhallten. Dann flog ein helles ſpöttiſches Lächeln über ſein Antlitz hin.

Er will ſeinen Weg allein gehen, ſagte er achſelzuckend, er weiß alſo nicht einmal, daß er gelenkt wird, und daß er keinen Schritt thut, den nicht der Wille Anderer beſtimmt hat. Man geht nicht ſeinen Weg allein, wenn man in ſeinem Herzen und ſeinem Gewiſſen eine Erinnerung hat, welche immerfort mit uns geht, wenn man immer über ſeinem Haupte die Fußtritte der Mörder ſeines Vaters hört.*) Solche Er-

*) Alexander befand ſich in einem Zimmer unterhalb des Schlafzimmers ſeines Vaters, des Kaiſers Paul, als dieſer durch eine Pallaſtrevolution geſtürzt und ermordet ward. Alexander hörte das Hülfeſchreien des Kaiſers, das heftige Fußſtampfen der mit ihm ringenden Mörder, aber er konnte ſeinem Vater nicht zu Hülfe eilen, da man, des Großfürſten Dazwiſchenkunft fürchtend, ihn in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hatte.

innerungen sind gar treue Begleiter auf dem Lebenswege, und man betet, um sie zu beschwichtigen, man wirft sich in die Arme der Frauen, um sie zu übertäuben, und man macht eine Art von Politik, die gar sehr den Ablaßzetteln Tetzel's gleicht, man will sich mit romantischer Gefühlspolitik loskaufen von begangenen Sünden! Polen wieder herstellen, Polen eine freie Verfassung geben! Das heißt für den Mörder den Dolch schleifen, den er uns in's Herz stoßen will, das heißt die Schwärmer lostrennen, mit denen das politische Feuerwerk beginnen soll! Nun, wir werden ja sehen, wie weit diese Herren kommen werden mit ihrer habsüchtigen Ländergier, die sich unter philanthropischen Völkerbeglückungstheorieen verbirgt! Der Congreß wird ein ziemlich belustigendes Schauspiel darbieten. Er ist reich an brennenden Fragen, und ich denke, ich habe die Sache so vorbereitet und eingerichtet, daß Oesterreichs Kopf und Hand allein kalt genug bleiben werden, um aus den brennenden Fragen für sich einige vortheilhafte und nutzbringende Antworten zu gewinnen. Ich will zu Talleyrand gehen! Er muß mir helfen, das Feuer dieser brennenden Fragen zu schüren, er muß im Namen Frankreichs gegen die Einverleibung Sachsens in Preußen protestiren, und erklären, daß Frankreich die Besitznahme Polens von Seiten Rußlands nur dann billigen könne, wenn der Kaiser von Rußland solche Garantieen gebe, welche die europäischen Mächte nicht neue Unruhen und Verwickelungen befürchten ließen. Diese, von Talleyrand abgegebene Erklärung wird die Souveraine von Preußen und Rußland noch mehr gegen Frankreich erbittern und einen unheilbaren Riß in ihre Beziehungen bringen. Die Verwickelung wird immer größer werden, und je mehr der Congreß in Verwirrung und Zank auseinander geht, desto mehr werden wir für Oesterreich erobern können. Der Erisapfel dieses Congresses ist nun einmal auf die Tafel Europa's geworfen, und wir müßten gar sehr ungeschickt sein, wenn wir von diesem Apfel uns nicht das beste und wohlschmeckendste Stück für Oesterreich aneigneten. Möge also die Sache ihren Lauf gehen, der Congreß ist eröffnet, spitzen wir also öffentlich unsere Federn, aber schleifen wir im Stillen unsere Schwerter und schürzen wir im Geheimen unsere Intriguen!

Zweites Buch.

Marie Louise.

I.

Graf Neipperg.

Willkommen in Wien, mein lieber Herr Graf, sagte Fürst Metternich, dem Herrn, welcher ihm eben gemeldet worden, mit einer überaus freundlichen Zuvorkommenheit bis an die Thür entgegen gehend und ihm seine beiden Hände darreichend.

Der so Angeredete war ein schlankgewachsener, hoher Mann; ein Krieger, das bewies die glänzende, ungarische Generalsuniform, die seine Gestalt umhüllte, ein Tapferer, das bewies die breite, tiefe Narbe, die quer über sein Gesicht hinlief und hinter der schwarzen Binde endete, die sein linkes von einem Säbelhieb zerstörtes Auge bedeckte. Aber diese Wunde und diese Binde entstellte sein Gesicht nicht, sondern sie gab demselben einen eigenthümlichen Reiz durch den Contrast, der zwischen diesen Zeichen heroischer Tapferkeit und seinen sonst so sanften und milden Zügen herrschte. In der That, das Antlitz des Generals war von ungewöhnlicher Feinheit und Zartheit, der Blick seines Auges feurig und schüchtern zugleich, die von dichten blonden Locken umkräuselte hohe Stirn weiß wie die eines Mädchens, und doch mit jenen hohen Buckeln geschmückt, welche den Denker und den Gelehrten verriethen, die Wangen von einer reinen Bläße, die von der schwarzen Augenbinde noch erhöht ward, der feine Mund mit den purpurnen, leicht aufgeworfenen Lippen von einem sanften und gütigen Lächeln umspielt, und von einem zierlichen, blonden Schnurrbart beschattet, welcher mehr zu dem Schmuck eines Cavaliers, als zu der Uniform eines Soldaten zu passen schien. Zu diesem feinen Gesicht

ſtimmte die zierliche, ſchlanke Geſtalt, deren Ebenmaaß von der enganſchließenden, glänzend geſtickten ungariſchen Uniform noch mehr hervorgehoben ward. Seine Bruſt war geziert mit brillantenen Ordensſternen, welche die hohe Gunſt und das hohe Anſehen bewieſen, deren er ſich von den Fürſten zu rühmen hatte, denn kaum vierzig Jahre alt, beſaß er doch ſchon die höchſten Orden Oeſterreichs, und hohe Orden Rußlands und Preußens. Dieſer alſo Decorirte, der zugleich den Krieger und den Cavalier darſtellte, das war der General Graf Neipperg, jetzt der Ehrencavalier der Kaiſerin Marie Louiſe.

Fürſt Metternich, wie geſagt, empfing den Eintretenden mit freundlicher Bewillkommnung und reichte ihm beide Hände dar.

Der Graf erwiderte dieſe faſt zärtliche Begrüßung mit unnachahmlicher Grazie und mit Worten, die von der Freude zeugten, welche der Graf empfand, den verehrten und angebeteten Fürſten wiederzuſehen.

Setzen wir uns, mein lieber General, und plaudern wir, ſagte der Fürſt, den Grafen Neipperg zu dem Divan hinführend, in den er ihn ſanft niederdrückte, worauf er ihm gegenüber auf einem Fauteuil Platz nahm. Es iſt mir, als hätten wir uns eine Ewigkeit lang nicht geſehen, und als hätten wir uns vielerlei zu ſagen und zu fragen.

Wollen Ew. Durchlaucht mir alſo einige Fragen erlauben? fragte Graf Neipperg. Denn ich geſtehe Ihnen, ich komme mir vor wie ein Wilder, der durch einen Zauberſchlag plötzlich in die Mitte der civiliſirten Welt verſetzt worden; ich war nur zwei Monate von Wien abweſend, und doch ſcheint mir, daß Wien ſich in dieſer Zeit vollkommen verändert und umgeſtaltet hat.

Das macht, wir haben jetzt hier in Wien den europäiſchen Congreß, ſagte Fürſt Metternich lächelnd, es wimmelt bei uns von Fürſten, Generälen und Diplomaten, und man kann keinen Schritt thun, ohne nicht irgend einem kleinen Souverain oder einem Reichsgrafen auf den Fuß zu treten.

Sie begreifen alſo, Durchlaucht, daß es mir ſchwer fällt, mich in dieſer fremden Welt zu orientiren, rief der Graf, und ich bitte Sie deshalb mir einige Fragen erlauben zu wollen.

Fragen Sie, lieber Graf, fragen Sie, aber vergeſſen Sie nicht, daß nachher auch an mich die Reihe kommt.

Ich werde es nicht vergeſſen, Durchlaucht! Ich erlaube mir alſo vor allen Dingen zu fragen: wie ſteht es mit dem Congreß? Was thut er eigentlich, was will er eigentlich, und welches iſt ſein Ziel eigentlich?

Mein Freund, rief Metternich lachend und mit dem Anſchein des Schreckens, Sie thun da wahrlich Fragen, auf die, wie ich glaube, nur Gott im Himmel genügende Antwort geben kann. Was der Congreß thut? Mein Gott, er ſpricht viel, projectirt viel und amüſirt ſich viel. Was der Congreß will? Nun, er will die Verhältniſſe der Fürſten unter einander und der Fürſten zu ihren Völkern ordnen. Was das Ziel des Congreſſes iſt? Ich *glaube*, der allgemeine Frieden, es iſt indeſſen auch ſehr möglich, daß es der allgemeine Krieg ſein wird.

Mein Fürſt, ſagte Graf Neipperg, ſich lächelnd verneigend, Sie haben mir da geantwortet in Worten, deren Myſtik dem Orakel zu Delphi Ehre machen würde.

Oh, und ich verſichere Sie, rief Metternich lachend, daß die Pythia auf ihrem heißen Dreifuß nicht mehr gelitten hat, als ich auf meinem Fauteuil in den Congreßſitzungen! Sind Sie jetzt zu Ende mit Ihren Fragen, lieber Graf, und iſt an mir die Reihe?

Ich bitte, mir noch einige Ihrer Orakelſprüche zu gönnen.

Nun denn, Prieſter des Apollo und der neun Muſen, ſo fragen Sie!

Hat der Congreß ſich ſchon mit dem weitern Schickſal des Kaiſers Napoleon beſchäftigt?

Wie denn, mit dem weitern Schickſal Napoleons? Er iſt Gefangener auf Elba.

Und man will ihn dort laſſen? Europa fürchtet nicht die Gefahr, dieſen Mann, der eine ewige Brandfackel iſt, innerhalb ſeiner Grenzen zu dulden? Es iſt nicht entſchloſſen, ihn ſo weit fortzubringen, daß Frankreichs Soldaten nicht mehr das Tönen ſeiner Stimme vernehmen, nicht mehr die Seufzer hören können, die der Sturmwind von Elba zu ihnen herüberträgt, und die ihre Augen feucht machen von den Thränen der Sehnſucht und der Liebe?

Europa iſt gewaffnet und fürchtet nichts. Es hat den gefangenen Prometheus auf der Felſeninſel feſtgeſchmiedet, und ſo lange er ſich dort ſtill und ruhig verhält, haben wir nicht das Recht, ihn von dort zu entführen. Nichtsdeſtoweniger iſt doch ſchon davon die Rede geweſen, beſonders ſeit der Herzog von Lucca feierlich Proteſt eingelegt hat gegen Napoleons Beſitznahme Elba's, und ſie als ſein ſeit Jahrhunderten dem Hauſe Lucca zuſtehendes Eigenthum beanſprucht hat.*) Außerdem iſt der Graf Pozzo di Borgo da, deſſen unverſöhnlicher Haß mit unerſchütterlicher Ausdauer ſeinen corſiſchen Landsmann verfolgt, und ſich nicht dabei beruhigen kann, daß man ſeinem einſtigen Freunde noch den Schatten jener Größe gelaſſen hat, die der ehrgeizige Graf ihm früher ſo ſchmerzlich beneidet hat. Sie wiſſen ja, es giebt keine grauſameren Feinde, als ſolche, die früher unſere zärtlichen Freunde waren, und Pozzo di Borgo möchte daher gern neue Torturen und Martern erfinden, um ſeine corſiſche Blutrache an ſeinem Rivalen zu nehmen. Indeß bis jetzt iſt es ihm noch nicht gelungen, das Ohr des Kaiſers Alexander zu gewinnen, obwohl die Fürſtin Bagration und die Herzogin von Sagan, welche Beide den Haß Pozzo's theilen, ihn beim ruſſiſchen Kaiſer in ſeinen Bemühungen unterſtützen. Aber Sie wiſſen ja, der gute Kaiſer Alexander iſt eine romantiſche Seele; er hat jetzt die Freundſchaft, die er einſt dem Kaiſer Napoleon feierlich zugeſchworen und nicht gehalten hat, auf Napoleons Stiefſohn Eugène Beauharnais übertragen, und deshalb hört er nicht auf die grauſamen Einflüſterungen Pozzo's. Da aber der Kaiſer von Rußland auf unſerm Congreß die erſte Puiſſance iſt, ſo iſt ſein Benehmen maaßgebend für die Anderen, und die kleineren Souveraine wagen es nicht noch ferner, mit ihren Krallen nach dem Adler zu hacken, da der große ruſſiſche Doppeladler ihn nicht weiter anfällt. — Nun, mein lieber Graf, dies Mal ſind Sie hoffentlich mit meiner Antwort zufrieden, denn Sie werden geſtehen müſſen, daß ſie ausführlich und bündig war, und nichts von der Myſtik des Dreifußes an ſich trug.

---

*) Comte de la Garde: Congrès de Vienne. I.

Ich danke Ew. Durchlaucht, denn ich fange in der That ſchon an, mich zu orientiren. Jetzt erlaube ich mir nur noch Eine Frage!

Ihre letzte, lieber Graf?

Ja, Durchlaucht, meine letzte. Wie ſteht es mit dem Herzogthum Parma? Wird die Kaiſerin Marie Louiſe es erhalten? Wird ſie als Souverainin dieſes Herzogthums bald von den hier verſammelten Fürſten anerkannt werden? Beſchäftigt ſich der Congreß nicht vorzugsweiſe mit dieſer Frage, und denkt er daran, die Zukunft der entthronten Kaiſerin zu ſichern, ihrem Sohn, der jetzt keinen Namen, kein Erbe, keinen Titel hat, endlich wenigſtens die Anerkennung zu geben, die ihm als dem legitimen Sohn einer Erzherzogin von Oeſterreich zuſteht? Beſchäftigt ſich der Kaiſer, Marie Louiſens Vater, nicht vorzugsweiſe mit dieſen Verhältniſſen ſeiner edlen und unglücklichen Tochter, und iſt bemüht ihr eine weniger demüthigende, abhängige und kränkende Stellung zu geben, wie die Kaiſerin ſie jetzt leider erdulden muß?

Ah, mein lieber Graf, Sie verſtehen es in der That, Fragen zu ſtellen, die gleich den Kern der Sache ergründen wollen, und dieſe Fragen mit einem Feuer und einer Beredtſamkeit vorzutragen, die Ihrem Herzen und Ihrem Geiſt Ehre machen. Ich will verſuchen, Ihnen auf alle Ihre Fragen ſo entſcheidend und prägnant als möglich, jedenfalls aber aufrichtig zu antworten. Sie fragten zuerſt, ob die Kaiſerin das Herzogthum Parma erhalten und als Souverainin bald von den hier verſammelten Fürſten werde anerkannt werden. Dieſes „Bald" ſetzt mich einigermaßen in Verlegenheit; ich hoffe zwar, daß wir eines Tages unſer Ziel erreichen, und die Erzherzogin zur ſouverainen Herzogin von Parma erheben werden, aber ob das bald ſein kann, hängt von den Umſtänden ab, und — von der Kaiſerin Marie Louiſe ſelber. Wir werden nachher darauf zurückkommen. Zuerſt will ich Ihnen nur alle Ihre Fragen beantworten. Sie fragten alſo ferner: ob der Congreß ſich nicht vorzugsweiſe damit beſchäftige, der entthronten Kaiſerin einen Erſatz, ihrem kleinen Johann ohne Land und ohne Namen endlich Land und Namen zuzuführen. Darauf erwidere ich Ihnen: der Congreß beſchäftigt ſich mit Allem, er denkt an Alles, er ſpricht über Alles, aber daher kommt es auch, daß über dem

Allen das Einzelne nicht vorwärts kommt, und daß wir Viel zu thun ſcheinen, aber im Grunde bis jetzt gar nichts Poſitives gethan haben. Zuletzt fragten Sie noch, ob der Kaiſer Franz ſich nicht vorzugsweiſe mit den Verhältniſſen ſeiner Tochter beſchäftige, und bemüht ſei, die Erzherzogin Marie Louiſe anſtändig zu dotiren, und ſie zu einer Souverainin zu machen? Sie können aber leicht ermeſſen, mein Freund, wie vorſichtig und zurückhaltend der Kaiſer ſich in dieſer Sache benehmen muß, und wie jeder Schritt, den er für ſeine Tochter bei den andern Souverainen thun muß, ſeinen Stolz verletzt und ſeine Delicateſſe verwundet. Der Kaiſer hat daher den feſten Entſchluß gefaßt, ſich gar nicht perſönlich für dieſe Angelegenheit zu verwenden, ſondern den Congreß allein über die nothwendige Entſchädigung der entthronten Kaiſerin von Frankreich entſcheiden zu laſſen. Oeſterreich, welches ja doch eine erſte Stimme in dem Congreß hat, wird alſo nichtsdeſtoweniger in dieſer Angelegenheit mitwirken und mithandeln, aber nicht, weil Marie Louiſe die Tochter des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes iſt, ſondern weil die Placirung der Gemahlin des Gefangenen von Elba eine Pflicht des Congreſſes, und von den verbündeten Mächten in Paris feierlich verſprochen iſt. Der Kaiſer Franz hat übrigens den Souverainen erklärt, daß er bei dieſer Frage gar kein perſönliches Intereſſe habe, und jedenfalls im Stande ſei, ſeiner Tochter eine ihren Verhältniſſen angemeſſene Dotation aus den Krongütern ſeines Hauſes zu machen. Indeſſen hoffe ich, daß es unſern geheimen Bemühungen und Verwendungen gelingen werde, der Kaiſerin das Herzogthum Parma zu ſichern, aber dies hängt von dem Benehmen der Erzherzogin ſelber ab, und in der Art, wie ſie ſich zu dem Gefangenen auf Elba ſtellt. Ich werde Ihnen darüber nachher Ausführliches ſagen. Jetzt aber, mein lieber Graf, jetzt, da ich Ihnen alle Ihre Fragen beantwortet habe, jetzt, nicht wahr, werden Sie auch mir gütigſt erlauben, einige Fragen an Sie zu richten, und die Güte haben, mir dieſelben aufrichtig zu beantworten?

Ich verſpreche es Ihnen, Durchlaucht. Haben Sie alſo die Gnade zu fragen.

Nun alſo, ich frage! Wie ſtehen Sie zu der Erzherzogin Marie Louiſe?

Ach, Durchlaucht, das iſt eine Frage, die ich Ihnen leider ohne Umſchweife ganz kurz und bündig beantworten kann. Die Erzherzogin Marie Louiſe haßt mich und verabſcheut mich!

Ach, Sie haßt und verabſcheut Sie, rief Metternich, indem er nachläſſig mit den Spitzenmanſchetten ſpielte, die unter dem Aermel ſeines geſtickten Gewandes hervorſchauten, und über ſeine feine weiße Hand niederfielen. Erzählen Sie mir doch ein wenig, wie dieſer Haß ſich äußert, und wie dieſer Abſcheu ſich darlegt.

Durchlaucht, das iſt ſchwer zu ſagen, denn es iſt eine Sache, die nur mit dem Inſtinct errathen, nur mit dem Tact des Herzens gemeſſen wird. Die Kaiſerin iſt viel zu milde, viel zu großmüthig und zart, um mich abſichtlich kränken und beleidigen zu wollen, aber ihr Haß verräth ſich in tauſend kleinen Dingen, die vielleicht nur Ich ſehe, aber die ich doch ſehe. So oft ich ihr nahe, geht ein leiſes Zucken durch ihre Geſtalt, ihre Lippen preſſen ſich trotzig aufeinander, über ihre Stirn fliegt ein Schatten hin, und ihre blitzenden Augen fordern von mir eine Erklärung, wie ich es wagen darf, unaufgefordert in ihre Nähe zu kommen. Wenn ich ſie dann demüthig über mein unaufgefordertes Erſcheinen um Verzeihung bitte, ſo ſcheint ſie meine Worte gar nicht zu hören, wenigſtens ſie gar keiner Beachtung werth zu halten, und ſicher wird ſie nach kurzer Zeit ſchon irgend einen Vorwand ſuchen, um ſich zu entfernen und in das Innere ihrer Gemächer zurückzuziehen.

Aber Sie waren jetzt ſechs Wochen lang mit der Kaiſerin auf der Reiſe. Sie haben mit ihr die Schweiz beſucht, die Alpen beſtiegen, da gab es doch keine Gelegenheit ſich in ihre Gemächer zurückzuziehen, und da konnte Marie Louiſe Sie doch nicht verhindern, neben ihr zu gehen?

Sie hat es indeſſen ſehr wohl gehindert, Durchlaucht. Wir fuhren in mehreren Wagen, die Kaiſerin mit der Gräfin Brignole in dem erſten Wagen, die Herren von Meneval, Bauſſet und ich in dem zweiten Wagen, und in dem dritten und vierten folgte die Dienerſchaft.

Es war vom erſten Tage der Reiſe an eingeführt, daß die Kaiſerin einen von den Herren des zweiten Wagens einlud, ſich in ihren Wagen auf dem Rückſitz zu placiren, und einige Stationen ihr Geſellſchaft zu leiſten. Nun, die Kaiſerin hat mich am ſeltenſten und ſpärlichſten zu dieſer Ehre gelangen laſſen, ſie hat die beiden anderen Herren wohl drei, vier Mal eingeladen, ehe ſie mir Ein Mal dieſe Gunſt erzeigte, und wenn ich dann und wann wirklich eine Einladung empfing, in den Wagen der Kaiſerin zu kommen, ſo geſchah das jedes Mal auf der letzten Station vor dem Reiſeziel des Tages, ſo daß ich dann nur die Hälfte der Zeit mit der Kaiſerin zubrachte, welche ſie den beiden andern Herren vergönnte, in ihrer Geſellſchaft zu ſein.

Und nahmen Sie das gelaſſen hin, Herr General? Beſchwerten Sie ſich nicht?

Einmal wagte ich mich zu beſchweren, und der Kaiſerin zu ſagen, wie wehe es mir thue, von ihr ſo zurückgeſetzt zu werden. Da ſah die Kaiſerin mich mit einem ſchnellen und trotzigen Blick an. „Herr Graf,“ ſagte ſie, „mein Vater, der Kaiſer, hat mir befohlen, daß Sie als mein Ehrencavalier an meiner Reiſe Theil nehmen, aber er hat mir nicht befohlen, daß ich Sie die Reiſe in meinem Wagen machen laſſe, und ich darf folglich über den Rückſitz meines Wagens nach meinem Gutdünken verfügen.“

Ah, das war allerdings eine ziemlich herbe Antwort, ſagte Metternich achſelzuckend. Aber Sie machten doch auch oftmals Wanderungen, Bergpartieen zu Fuß? Dabei konnte es doch die Kaiſerin nicht vermeiden, Sie in ihrer Nähe zu dulden?

Aber ſie verſtand es, mich doch ſo fern als möglich zu halten, ſeufzte Graf Neipperg. Sie machte die Gebirgspartieen entweder zu Pferde, und dann ritt ſie auf der einen Seite dicht neben der Gräfin Brignole, auf der andern Seite mußten die beiden Führer einhergehen. Ging ſie zu Fuß, ſo konnte ſie es freilich nicht immer vermeiden, daß ich mich ein wenig an ihre Seite drängte und mit ihr wanderte, aber ſie begann dann jedes Mal von dem Kaiſer, ihrem Gemahl, zu ſprechen, und zwar mit einer Begeiſterung und einem Feuer der Empfindung, die mich wahrhaft erſchreckten, und mir bewieſen, daß das Herz der

Kaiſerin noch immer mit aller Gluth der erſten Liebe an ihrem Gemahl hängt. Da es mir aber unangenehm und ſchmerzlich war, immer dieſen Dithyramben ihrer Liebe zuhören zu ſollen, ſo zog ich mich freiwillig mehr zurück, und hielt mich ferner von der Kaiſerin, ſo daß ich in den letzten Tagen unſerer Reiſe ſehr wenig mit ihr geſprochen habe. Gerade dieſe letzten Tage aber war die Kaiſerin ſo heiter und froh, wie ich ſie nie zuvor geſehen habe, ſie lachte und ſchäkerte in der anmuthigſten Weiſe, ſie war von einer hinreißenden Naivetät, einer bezaubernden Grazie; es ſchien, als wolle ſie mir beweiſen, daß ihre Seele aufathme in Freudigkeit, ſeit ich ſie nicht ſo oft mit meiner Nähe beläſtigte. Als wir endlich heute in Schönbrunn anlangten, dankte ſie Jedem ihrer Reiſegefährten für die geleiſteten Dienſte, Jedem ſagte ſie einige freundliche Worte, zu mir aber ſagte ſie, ſich verneigend: „Mein Herr, ich habe Sie und mich während dieſer Reiſe beklagt. Sie waren von meinem Vater zu dieſer Reiſe befohlen, es war ein Zwang für Sie, mich zu begleiten, ein Zwang für mich, Ihre Begleitung annehmen zu müſſen. Sie waren der Beobachter, ich die Beobachtete, es konnte alſo keine Harmonie zwiſchen uns ſein. Ich danke Ihnen indeſſen, daß Sie das Amt eines Aufſehers mit ſo viel Anſtand und Nachſicht geübt haben, und ich hoffe, daß Sie in Ihrem Bericht über mich an den Kaiſer, meinen Vater, milde ſein werden."

Vraiment, die Frauen ſind doch ein gar grauſames und ſchonungsloſes Geſchlecht, ſagte Metternich lächelnd. Sie ſagte Ihnen das in Gegenwart der Andern, und ſo, daß dieſe ihre Worte hören konnten?

Ja, Durchlaucht, ſo daß der Graf Bauſſet und der Baron Meneval jedes Wort hören mußten und es für nothwendig hielten, nachdem die Kaiſerin uns verlaſſen hatte, das harte Benehmen Marie Louiſens zu entſchuldigen und mir ihr inniges Bedauern und Mitgefühl auszudrücken.

Wahrhaftig, das thaten ſie? ſagte Metternich achſelzuckend. Dann wußten ſie nicht, was ſie thaten. — Sie glauben alſo, Herr Graf, daß die Kaiſerin noch an ihren Erinnerungen hängt, daß ſie Napoleon noch liebt, und bereit wäre, zu ihm nach Elba zu gehen?

Ich glaube, daß die Kaiſerin ihren Gemahl zärtlich und leiden-

ſchaftlich liebt, und daß ſie nicht blos bereit iſt, zu ihm nach Elba zu gehen, ſondern daß ſie ſich heimlich zu ihm flüchten wird, wenn man ihr verwehren will, ſich öffentlich mit ihrem Gemahl zu vereinigen. Die Kaiſerin hängt mit ganzer Seele an ihren Erinnerungen, ſie fühlt ſich ganz und gar als Franzöſin, ſie ſpricht nur Franzöſiſch, ſcheint das Deutſche ganz vergeſſen zu haben, und es nicht wieder lernen zu wollen, denn ſie verkehrt nur mit ihrer franzöſiſchen Umgebung, und hat ihr Haus ganz auf franzöſiſchem Fuß und nach franzöſiſcher Etiquette eingerichtet. Alles erinnert ſie daher nur an ihre Vergangenheit, Alles ſpricht ihr von dem Kaiſer, ſogar die Livréen ihrer Diener, das Wappen ihrer Equipage, denn ihre Diener tragen die Livrée Napoleons, auf den Köpfen die Kaiſerkrone mit dem großen ominöſen N, und auf den Equipagen prangt das Napoleoniſche Kaiſerwappen.

Man wird ſie bitten müſſen, ihre Livréen zu ändern, und ihren Equipagen das Habsburgiſche Kaiſerwappen wiederzugeben, ſagte Metternich lächelnd.

Sie wird die Erfüllung dieſer Bitte verweigern, Durchlaucht, rief der Graf ſeufzend.

Man wird ſie alſo nicht bitten, ſagte Metternich gelaſſen, ſondern man wird ſolche Mittel anwenden, daß Marie Louiſe aus freiem Antrieb ihre Livréen und ihr Wappen ändert! Dies iſt meine Aufgabe, und ich verſichere Sie, lieber Graf, daß ich ſie in einigen Tagen gelöſt haben werde. — Jetzt aber, nachdem Sie mir ſo gütig und mit ſo dankenswerther Genauigkeit auf meine Fragen geantwortet haben, jetzt wollen wir uns recht vertraulich und aufrichtig mit einander beſprechen. Sind Sie geneigt dazu, mein lieber Graf?

Ach, Sie ſehen wohl, Durchlaucht, daß ich Ihnen gegenüber mein Herz auf der Zunge trage, und daß ich durchaus vertraulich und aufrichtig geweſen bin.

Wollen wir alſo, wenn's Ihnen beliebt, in dieſer Vertraulichkeit fortfahren. Sie wiſſen, mein theuerſter General, wie ſehr ich Sie immer geliebt und hochgeachtet habe und welch' unbegrenztes Vertrauen ich in Ihre Fähigkeiten und Ihren Geiſt ſetze. Ein Beweis davon iſt, daß ich dem Kaiſer vorſchlug, Sie der Kaiſerin Marie Louiſe als

Reisebegleiter mitzugeben und Ihnen die Stelle eines Oberstallmeisters und Ehren-Cavaliers der Kaiserin zu geben.

Durchlaucht, ich finde, daß das sehr gütig von Ihnen war, sagte Neipperg mit einem tiefen Seufzer, die Kaiserin wird indeß nicht meiner Meinung sein und es Ihnen wenig Dank wissen.

Metternich zuckte die Achseln und ein spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen. Da wir also übereingekommen sind, uns vertraulich zu unterhalten, sagte er, wollen Sie mir da noch zwei vertrauliche Fragen erlauben?

Durchlaucht, fragen Sie, ich werde Sie in meiner Antwort auf den Grund meines Herzens schauen lassen.

Nun denn, verzeihen Sie, — lieben Sie Ihre Gemahlin, die Gräfin Neipperg?

Der Graf stutzte und schlug vor den zugleich lächelnden und forschenden Blicken Metternich's die Augen nieder.

Durchlaucht, sagte er leise und verwirrt, die Gräfin ist die Mutter meiner vier Söhne.

Ah, bah, lieber Graf, rief Metternich lachend, ich frage nicht nach den Söhnen, sondern nach der Mutter! Lieben Sie diese? Sie antworten mir nicht? Nun, wir sind hier unter vier Augen und unsere Frauen hören uns nicht, seien wir also aufrichtig mit einander, und um Ihnen Muth zu machen, will ich Ihnen mit gutem Beispiel voran gehen. Hören Sie also: meine Gemahlin, die Fürstin Metternich, ist auch die Mutter meiner Kinder, aber, — ich liebe sie dennoch nicht. Die Fürstin entbehrt jedes Liebreizes, jeder äußern Annehmlichkeit, ich habe das immer gewußt, und sie nicht aus Liebe, sondern aus Politik geheirathet, denn die Fürstin gehörte einer Familie und einer Partei an, die hier am Kaiserhofe sehr mächtig und mir sehr nützlich war, die Fürstin war indeß außerdem sehr ehrgeizig und besitzt einen scharfen Verstand. Wie wir uns verheiratheten, gelobten wir uns festes Zusammenhalten in allen politischen Dingen, aber zugleich für sie und für mich die Freiheit, Jeder seinen Weg ungenirt zu gehen. Und wir haben Beide dies Gelöbniß treulich erfüllt. In politischen Dingen haben wir immer fest zu einander gehalten, und ich verschmähe es

keineswegs, politiſche Chancen, die der Mühe werth ſind, mit ihr zu überlegen, — in andern Dingen, namentlich aber in den Herzensangelegenheiten, ſind wir Jeder unſern eigenen Weg gegangen und gehen ihn noch. Alle Welt weiß das und ſieht das ja, und hat manches Aergerniß daran genommen, denn wir haben uns Beide niemals genirt. Dennoch aber, wie geſagt, achte ich die Fürſtin von ganzem Herzen, aber — ich liebe ſie nicht.*) — Da haben Sie mein aufrichtiges Bekenntniß, theuerſter Graf, und jetzt wiederhole ich meine Frage: lieben Sie Ihre Gemahlin, die Frau Gräfin Neipperg?

Nun, mein Fürſt, rief der Graf lachend, die Geſchichte meiner Ehe iſt eine vollkommene Wiederholung der Ihrigen, und damit iſt Alles geſagt! Ich liebe meine Gemahlin nicht, und habe ſie niemals geliebt. Der Wille und Wunſch unſerer Familien hat uns vermählt, wir haben unſere Ehe mit Anſtand, wie ein bequem ſitzendes Staatskleid getragen, in dem wir uns aber niemals häuslich fühlten. In den letzten Jahren indeß haben wir uns weniger von dem Genre dieſer Ehe bedrückt gefühlt, denn wir waren immerfort getrennt. Mich hielt der Krieg fern, meine Gemahlin war mit der Erziehung unſerer Söhne und der Verwaltung unſeres Gutes, das in Würtemberg liegt, beſchäftigt, und ſo glaube ich, haben wir gegenſeitig faſt vergeſſen, daß wir vermählt ſind, und erinnern uns nur daran, wenn wir uns alle Quartal über den Stand unſerer Angelegenheiten und das Wohlergehen unſerer Söhne Nachricht geben.

Ihr Herz iſt alſo vollkommen frei, Herr Graf?

Ich glaube, ja, ſagte der Graf zögernd.

Ach, Sie glauben, rief Metternich lächelnd. Nun, mein lieber Graf, ich glaube das nicht! — Ich will Ihnen die Wahrheit ſagen: Sie lieben die Kaiſerin Marie Louiſe!

Der Graf zuckte zuſammen und eine tiefe Röthe flammte einen Moment über ſein Antlitz hin, um dann einer tödtlichen Bläſſe Platz zu machen. Wiſſen Sie, Durchlaucht, ſagte er beklommen und verwirrt,

---

*) Metternich's eigene Worte. Siehe: Kaiſer Franz und Metternich. (Von Hormayr.) S. 90.

wiſſen Sie, daß Sie mich da zugleich eines Hochverraths und eines Unglücks zeihen?

Wie ſo denn, Graf?

Es wäre ein Hochverrath, wenn ich die Tochter meines Kaiſers, die Erzherzogin und Kaiſerin, zu lieben wagte, es wäre für mich ein Unglück, denn die Erzherzogin haßt mich!

Reden wir zuerſt von Ihrem Hochverrath, Graf! Wiſſen Sie, warum ich Sie, und gerade Sie zum Begleiter und Ehren-Cavalier der Kaiſerin Marie Louiſe auserkor? Weil Sie ein ſehr tapferer Soldat und Ehrenmann, ein ſehr vornehmer Edelmann, ein ſehr eleganter Cavalier, ein ſehr intereſſanter Geſellſchafter und ein ſehr ſchöner Mann ſind.

Ach, Durchlaucht, rief Neipperg lachend, indem er auf die ſchwarze Binde ſeines Auges hindeutete, man iſt nicht ſchön, wenn man einäugig iſt, und das Geſicht von Narben zerfetzt hat.

Die Narben ſind die Wappenſchilder Ihres Ruhms, und was die Einäugigkeit anbetrifft, ſo hat das den Damen nur Gelegenheit gegeben, Ihnen ein neues Epitheton daraus zu verleihen, denn ſie nennen Sie ſeitdem „den blinden Amor.“ Ich wußte, daß man Sie ſo nennt, und meine Gemahlin, ſowie die Fürſtin Bagration verſicherten mich, daß, wenn es Ihnen Ernſt iſt, eine Frau zu gewinnen und ihre Liebe zu erobern, es keine Frau giebt, die Ihnen zu widerſtehen vermöchte. Ich weiß nicht, ob dieſe beiden Damen aus Erfahrung ſprechen, aber ich weiß, daß ich gern die Erfahrung machen wollte, ob ſie Recht hatten, und daß ich Sie deshalb zum Ehren-Cavalier der Erzherzogin Marie Louiſe und zu ihrem Reiſebegleiter ernannte.

Und jetzt, Durchlaucht, haben Sie die Erfahrung gemacht, daß man Ihnen falſch berichtete. Die Erzherzogin Marie Louiſe haßt mich.

Vielleicht haben Sie ſich nicht mit Ernſt und Eifer um ihre Gunſt bemühen wollen? Vielleicht finden Sie die Kaiſerin nicht intereſſant, nicht ſchön, nicht liebenswürdig und anmuthig?

Ach, Durchlaucht, ſie iſt das reizendſte, bezauberndſte, liebenswürdigſte, geiſtreichſte Weſen, das ich je geſehen!

Der Hochverrath iſt alſo erklärt, Sie lieben Marie Louiſe. Still,

ſtill, vertheidigen Sie ſich nicht, ſondern gönnen Sie einem Rechenmeiſter, der ſich eine ſchwierige Aufgabe geſtellt hatte, den kleinen Triumph, zu ſehen, daß ſein Exempel richtig gerechnet iſt und die Probe aushält. Aufrichtig alſo: ich wünſchte und hoffte, daß Sie die Erzherzogin lieben ſollten, ich rechnete dabei auf Ihr Herz und — auf Ihren Ehrgeiz. Denn man mag noch ſo ſehr Philoſoph ſein, es iſt immerhin ſchmeichelhaft für einen tapferen General, wenn er eine Feſtung erobert, welche dem Kaiſer und Feldherrn Napoleon gehört und von ihm vertheidigt wird; es iſt immerhin ſchmeichelhaft für einen noch ſo hochgeborenen Grafen, der bevorzugte Freund, und, — ſagen wir das Wort, — der Geliebte einer Kaiſerstochter, einer Erzherzogin zu ſein! Ich rechnete alſo auf Ihr Herz und Ihren Ehrgeiz! Und jetzt, mein Freund, jetzt, da wir uns ſo lange von Herzensangelegenheiten unterhalten haben, jetzt dürfen wir uns wohl erlauben, uns auch einige Momente mit der Politik zu beſchäftigen. Sie fragten vorhin, ob die Erzherzogin Marie Louiſe Ausſichten habe, bald in den Beſitz des Herzogthums Parma zu gelangen, und ich gab Ihnen vorher eine ausweichende Antwort, jetzt will ich Ihnen beſſer antworten: es hängt von Ihnen ab, lieber theurer Graf, ob die entthronte Kaiſerin, die heimgekehrte Erzherzogin bald die ſouveraine Herzogin von Parma werden kann.

Von mir? rief der Graf erſchrocken. Was kann ich dazu thun, Durchlaucht?

Sie können Alles dazu thun, Graf, und Sie müſſen den Willen und die Abſicht haben, Alles zu thun! Sie müſſen Marie Louiſe vergeſſen machen, daß ſie Kaiſerin und Franzöſin war, und ſie ſanft dahin bringen, daß ſie ſich wieder als Erzherzogin und als Deutſche fühlt. Sie müſſen als tapferer General Breſche ſchlagen in die Feſtung ihres Herzens, und müſſen die Liebe, das Bild und die Erinnerung Napoleons daraus verjagen. Sie müſſen die Erzherzogin gelehrig und fügſam machen, auf daß ſie einſieht, daß *ihre* Exiſtenz und die ihres Sohnes nur wieder eine feſte und geſicherte werden kann, wenn ſie ſich ganz und gar von Napoleon losſagt, wenn ſie ihren Vater ermächtigt, bei dem Papſt zu Rom auf eine Trennung ihrer Ehe mit dem Exkaiſer

Napoleon anzutragen, und wenn ſie öffentlich und in's Geheim jeden Verkehr mit dem Gefangenen von Elba aufgiebt. Sobald ſie dieſe Entſchlüſſe faßt, und durch ihre Handlungen die Aufrichtigkeit derſelben bewährt, iſt ihr das Herzogthum Parma geſichert, und ſie kann dort reſidiren, vorausgeſetzt, daß ſie neben ſich einen vertrauten und klugen Rathgeber hat, der ihre politiſche Unerfahrenheit leitet, und ihr das Geſchäft der Staatsregierung nach Kräften erleichtert. Ein ſolcher Rathgeber müßte alſo Marie Louiſens Staatsminiſter ſein, ein Mann voll Einſicht, Mäßigung, Verſtand und Klugheit, mit einem Wort, Sie, Graf Neipperg, müßten es ſein!

Der Graf erröthete vor Vergnügen und ein Blitz flammte in ſeinen Augen auf, aber er unterdrückte ihn ſchnell und ſchlug die Augen nieder.

Ich ſagte Ihnen ja, Durchlaucht, daß die Kaiſerin mich verabſcheut und haßt, bemerkte er traurig.

Mein Freund, die Liebe fängt ſehr oft mit dem Haß an, und die Herren von Bauſſet und von Meneval, welche Sie beklagten, weil Marie Louiſe hart und grauſam gegen ſie war, die müſſen ſehr wenig die Politik der Liebe und die Herzen der Frauen kennen. Wenn die Frauen fühlen, daß ſie angegriffen werden und daß ſie zu ſchwach ſind, um dem Angriff widerſtehen zu können, ſo machen ſie es, wie die Schnecke es in ihrem Hauſe macht. Sie kriechen hervor aus der Feſtung ihres Herzens, ſtrecken ihre Hörner vor und greifen an, um ſich zu vertheidigen und zu retten. Es kommt dann Alles darauf an, daß man die kleinen zierlichen Schneckchen bei den Hörnern ergreift und ſie verhindert, wieder in ihre Feſtung zurückzukriechen, ſondern ſie zwingt, ihr wahres und wirkliches Antlitz zu zeigen. Marie Louiſe vertheidigt ſich mit dem Haß gegen die Liebe, glauben Sie das einem Manne, der von ſich ſagen darf, daß er die Frauen kennt, und ſich dieſe Kenntniß mit hundert ſüßen und bittern Erfahrungen erkauft hat.

Oh, was Sie da ſagen, macht meinen Kopf wirre, und mein Herz beben vor Entzücken, murmelte der Graf. Sie zeigen mir da ein Glück, welches ſo blendend iſt, daß ich fürchte, es ſich in einen Blitz verwandeln zu ſehen, der mich zerſchmettert und vernichtet. Dieſe

ſchöne liebreizende Frau, welche ich anbete, welcher jeder Pulsſchlag meines Herzens, jeder Gedanke meines Kopfes gehört, die ſollte eines Tages mich lieben können!

Sie wird es, wenn Sie als tapferer General um ſie werben. Sie haben Ihre Narben, Ihre Schönheit, Ihren Geiſt für ſich, und endlich haben Sie noch die Kunſt als Ihren Schildknappen. Sie ſind Virtuos, ein Meiſter des Clavierſpiels! Die Muſik iſt aber die beſte Bundesgenoſſin der Liebe, ſie umſtrickt die Sinne mit allerlei träumeriſchen und nebelhaften Gefühlen, ſie hüllt die Gedanken in duftige Schleier von Träumereien, Phantaſterei und Poeſie, und lullt die Vernunft ein zum Beſten des Gefühls. Es iſt eine recht ſinnliche Kunſt, die Muſik, und deshalb haben die Bildhauer und Maler Recht, welche dem Amor eine Leier in den Arm legen. Wenn der Amor ſingt und muſicirt, widerſteht ihm kein Frauenherz. Muſiciren Sie alſo, mein ſchöner blinder Amor, muſiciren Sie Marie Louiſens Herz wach, ſingen Sie ihre Erinnerungen in ewigen Schlaf, und lullen Sie ihre Kaiſerliebe mit den Wiegenliedern einer neugebornen zweiten Liebe ein. Das iſt Ihre Aufgabe, und bei Gott, mich dünkt, es iſt eine ſchöne und ſtolze Aufgabe. Der Nebenbuhler eines Napoleon zu ſein, iſt immer ſchon Etwas, ihn beſiegt zu haben, iſt ſehr Viel!

Nur daß, ſelbſt wenn ich das Glück hätte zu ſiegen, dieſer Sieg ſich in Schweigen und Geheimniß zurückziehen müßte, ſeufzte der Graf, nur daß die Welt niemals erfahren dürfte, daß ich gewagt, auch nur der Nebenbuhler Napoleons bei der Tochter des Kaiſers von Oeſterreich zu ſein!

Und warum nicht, mein Freund? Was war denn Napoleon, der erſte Gemahl dieſer Tochter des Kaiſers? Er war der Sohn eines Advokaten, war ſelbſt ein armer Artillerie-Offizier. Nun, Sie ſind Graf und General; die Kaiſerin wird ſich in eine Herzogin verwandeln, und dadurch einige Stufen zu Ihnen herabſteigen; Sie werden ſich vielleicht in einen Fürſten, einen Feldmarſchall verwandeln, und dadurch einige Stufen zu ihr heraufſteigen, ſo werden Sie ſich begegnen und ſich die Hand reichen können, — iſt es dabei nicht gleichgültig, ob Sie ſich die rechte oder die linke Hand reichen? Aber ich verliere mich da

in Träumereien über die Zukunft, und wir wollten zunächſt doch von der Gegenwart ſprechen. Ich wiederhole Ihnen alſo, theuerſter Graf, machen Sie aus der franzöſiſchen Kaiſerin wieder eine deutſche Erzherzogin und ſeien Sie der Zufriedenheit des Kaiſers und Ihres eigenen Glückes gewiß.

Man ſieht wohl, Durchlaucht, daß Sie die Kaiſerin wenig beobachtet haben, ſagte Graf Neipperg ſeufzend, ſie iſt treu in ihrem Lieben und in ihrem Haſſen. Sie liebt Napoleon und haßt mich! Ich glaube und fürchte daher, Durchlaucht, daß es zur Erreichung Ihres Planes nothwendig ſein wird, daß Sie einem anderen, der Kaiſerin weniger verhaßten Ehren-Cavalier dieſe Miſſion anvertrauen: die Kaiſerin ihre Liebe vergeſſen zu machen. Es iſt für mich ein tiefer Schmerz, eingeſtehen zu müſſen, daß ich nicht im Stande bin, dieſe herrliche und glanzvolle Miſſion auszuführen, aber ich hatte Ihnen die Wahrheit verſprochen und ich mußte ſie alſo ſagen.

Blinder Amor, wirklich, die Frauen haben Recht, Sie den blinden Amor zu nennen. Sie ſehen nicht, mein Freund! Nun, ich will Sie ſehend machen! Ich gehe alſo auf Ihren Vorſchlag ein: zeigen Sie ſich heute nicht bei der Kaiſerin, gehen Sie morgen früh zu ihr und bieten Sie ihr an, daß Sie, um ihrem Wunſche zu genügen, bei dem Kaiſer um Ihre Entlaſſung nachſuchen und bitten würden, für Marie Louiſe einen andern Ehren-Cavalier zu beſtimmen.

Sie wird mein Anerbieten annehmen, ſie wird mich entlaſſen, rief der Graf mit zitternder Stimme und mit erbleichenden Wangen.

Wir werden ja ſehen, ob ſie es thut, ſagte Metternich lächelnd. Es iſt die Probe meines Exempels; wenn Marie Louiſe Sie wirklich entläßt, ſo habe ich falſch gerechnet; wenn ſie es nicht thut, ſo werden Sie ſich Ihrer Miſſion erinnern, und der Ehren-Cavalier der Kaiſerin wird all ſeinen Geiſt und ſeinen Witz anwenden, die Kaiſerin in eine Herzogin, Sie ſelber in einen Staatsminiſter zu verwandeln. Ich werde Ihnen bei dieſem Bemühen nach beſten Kräften beiſtehen, und mich mit Ihnen verbinden, um das Glück, die Zukunft und Ruhe Marie Louiſens zu ſichern. Ich werde damit anfangen, die Kaiſerin zu veranlaſſen, daß ſie ihre Livréen und ihre Wappen ändert,

und Sie werden damit anfangen, daß Sie Ihre Entlaſſung anbieten! An's Werk alſo, mein theuerſter Graf!

Ja, an's Werk, ſeufzte Graf Neipperg, indem er ſich erhob und zum Gehen anſchickte, aber ich verſichere Ew. Durchlaucht, daß mir ſehr bange iſt, und daß ich vor dem morgenden Tage mehr Sorge und Furcht empfinde, als ich jemals an dem Vorabend einer Schlacht gehabt habe. Morgen erwartet mich auch eine Schlacht, nur werde ich meine Wunden nicht außen an meiner Stirn, ſondern innen an meinem Herzen empfangen!

Nun, dieſe Angelegenheit wird, denke ich, ihren normalen Lauf gehen, ſagte Metternich, als der Graf ihn verlaſſen hatte und er wieder allein war. Der ſchöne und liebenswürdige Graf Neipperg wird ſeine Schuldigkeit thun und die Feſtung erobern. Ich werde ihm dabei helfen und einige Hülfstruppen für ihn in's Feld rücken laſſen. Die Kaiſerin Marie Louiſe hat in Paris gelernt, daß die öffentliche Meinung eine wichtige Sache iſt, und daß man das Murren des Volkes nicht unbeachtet laſſen darf. Wir wollen ihr beweiſen, daß es auch in Wien eine öffentliche Meinung giebt, daß das Volk auch hier zu murren verſteht, wenn ihm eine Sache nicht gefällt. Sie ſoll erkennen müſſen, daß unſerm lieben Wiener Volk ihre Kaiſerlivrées und ihre Kaiſerwappen durchaus nicht gefallen!

II.

Marie Louiſe.

Marie Louiſe ging mit haſtigen, unruhigen Schritten in ihrem Kabinet auf und ab, zuweilen forſchende Blicke nach dem Fenſter hinwerfend, dann bei dem geringſten Laut ſtehen bleibend und horchend.

Sie werden ſehen, meine liebe Gräfin, ſagte ſie dann nach einer langen Pauſe, indem ſie ſich an die Dame wandte, die neben dem Tiſch

in der Mitte des Cabinets ſtand, und mit ehrerbietiger Aufmerkſamkeit jeder Bewegung der Kaiſerin gefolgt war, Sie werden ſehen, daß der Kaiſer nicht kommt, daß man mich ganz und gar vergißt und vernachläſſigt. Ich bin ſeit geſtern von meiner Reiſe zurückgekehrt, ich habe ſogleich einen Courier an meinen Vater geſandt und ihn gebeten, mir zu erlauben, daß ich ihm und meiner Familie ganz in der Stille und ganz incognito meinen Beſuch mache, aber er hat es mir abgeſchlagen, er hat mir ſagen laſſen, er würde heute mit der Kaiſerin zu mir nach Schönbrunn kommen, um mich zu beſuchen. Und er kommt nicht, oh, Sie werden ſehen, die Kaiſerin, meine Stiefmutter, wird es bei ihm durchgeſetzt haben, daß mein Vater nicht kommt, daß meine Schweſtern und Brüder ſich fern von mir halten. Oh, meine Stiefmutter haßt mich ſo ſehr, ſie hat es mir nie vergeben, daß ich damals in Dresden vor ihr den Vortritt gehabt, daß ich ſie in den Schatten geſtellt habe. Die Kaiſerin Ludovica haßt mich, und ſie will jetzt ihre Rache nehmen für Dresden. Oh, mein Gott, Gräfin, welch ein unglückſeliges, beklagenswerthes Geſchöpf bin ich doch! Alles verläßt mich, Alles giebt mich auf! Was habe ich denn gethan, was habe ich denn verſchuldet, daß ich ſo viel Unglück und Strafe verdient?

Ew. Majeſtät ſind die Gemahlin des großen Kaiſers geweſen, deſſen Name genügt, um alle die hier in Wien verſammelten Fürſten mit Scham und daher mit Zorn zu erfüllen, ſagte die Gräfin Brignole ernſt. Das iſt Ihre Schuld, Majeſtät; Sie ſind ein lebendes, unabweisbares Denkmal von der Macht und Größe Napoleons, deſſen Exiſtenz jetzt Alle ſo gern vergeſſen und verleugnen möchten, — deshalb wird man vielleicht jetzt Ew. Majeſtät auch zu vergeſſen trachten.

Oh, es iſt grauſam, höchſt grauſam, rief Marie Louiſe, während ihre großen blauen Augen ſich mit Thränen füllten, die dann langſam über ihre roſigen Wangen niederrollten. Sagen Sie ſelbſt, iſt es nicht grauſam, wie man mit mir verfährt? Vor vier Jahren gebietet mir der Kaiſer, mein Vater, ich ſolle den Kaiſer Napoleon heirathen, das heißt, einen Mann, den ich niemals geſehen, und den man mich bis dahin gelehrt hatte, zu verabſcheuen und zu haſſen. Jetzt aber war die Politik eines Opfers bedürftig, und ich ſollte das Opfer ſein! Man

achtete nicht meines Flehens, meiner Angſt, meiner Thränen, man ſagte mir, die Prinzeſſinnen hätten die Pflicht, als ſtumme und gehorſame Werkzeuge der Politik ſich dahin ſtellen zu laſſen, wohin man ſie ſtellen wolle, um dem Wohl des Staats, dem ſie angehörten, zu dienen.

Der Kaiſer befahl mir, die Gemahlin Napoleons zu werden, er befahl mir, meinen Gemahl zu lieben, und ihm in allen Dingen Gehorſam, Treue und Anhänglichkeit zu beweiſen.*) Nun wohl, ich unterwarf mich, ich gehorchte, und ward die Gemahlin Napoleons. Anfangs fürchtete ich ihn, aber er, — er liebte mich, und die Liebe trieb die Furcht aus, ich liebte und bewunderte ihn, und dankte meinem Vater von ganzer Seele, daß er mich zu meinem Glück gezwungen. Ich war eine glückliche Kaiſerin, ein glückliches Weib, eine glückliche Mutter. Und nun, ſehen Sie mich an, Brignole, was bin ich jetzt? Eine verlaſſene, einſame Frau ohne Namen, ohne Gemahl, ohne Titel! Eine Frau, die durch die Armee ihres eigenen Vaters ihrer Krone, ihres Reiches und ihres Gemahls beraubt worden iſt, und die bei ihrem Beſieger jetzt Hülfe und Schutz ſuchen muß, weil dieſer Beſieger ihr Vater iſt!

Sie ſtieß einen lauten Wehelaut aus, und ſchlug ihre Hände vor ihr Angeſicht, um ihre Thränen und ihr Schluchzen zu erſticken.

Ihre Oberhofmeiſterin, die Gräfin Brignole, betrachtete ſie mit kalten, ſtrengen Blicken.

Ew. Majeſtät haben indeſſen Unrecht, ſich zu beklagen, ſagte ſie. Es hängt nur von Ihnen ab, frei, geehrt, glücklich und von der Welt beneidet zu ſein.

Marie Louiſe richtete ihr Haupt haſtig empor und blickte mit ihren, noch von Thränen umdüſterten Augen erſtaunt in das düſtere, ſtrenge Antlitz ihrer Oberhofmeiſterin.

Sie wollen mich alſo verſpotten, Brignole? fragte ſie.

Nein, Majeſtät, es würde mir ſchlecht anſtehen, das Unglück zu verſpotten.

---

*) Méneval. II. p. 5.

Wie denn könnte es von mir abhängen, frei, glücklich und von aller Welt beneidet zu werden?

Kaiſerin, der Mann, dem Sie angehören, dem Sie Treue und Liebe geſchworen, der der Vater Ihres Sohnes iſt, dieſer Mann lebt! Gehen Sie zu ihm, gehen Sie nach Elba, und Sie werden frei, Sie werden wieder Kaiſerin, Sie werden wieder glücklich ſein, denn Sie werden Ihre Pflicht gethan haben, und alle Frauen werden Sie beneiden, daß es Ihnen vergönnt iſt, den Heros in ſeinem Unglück zu tröſten!

Ach, Gräfin, rief Marie Louiſe ſchmerzlich, Sie wiſſen wohl, daß ich keinen Willen haben darf, daß der Befehl meines Vaters mich heute ſo gut zwingt, hier zu bleiben, wie er mich vor vier Jahren gezwungen hat, von hier fortzugehen.

Wer kann eine Frau zwingen, ſich von ihrem Gemahl zu trennen, wenn ſie es nicht will? fragte die Gräfin mit ſtrengem Ton. Ich wiederhole Ihnen, Majeſtät, was Ihnen Ihre Großmutter, die Königin Caroline von Neapel ſagte, als Sie vor Ihrer Reiſe von ihr Abſchied nahmen. „Wenn man Sie hindern will, zu ihrem Gemahl zu gehen, ſo müſſen Sie Nachts Ihre Betttücher an das Fenſter binden, und verkleidet entfliehen, um zu Napoleon zu gehen. Er iſt Ihr Gemahl, und wenn man ſich verheirathet hat, ſo iſt das für's ganze Leben. Entfliehen Sie alſo, eilen Sie zu Ihrem Gemahl, und alle Welt wird Ihnen Beifall ſpenden.“ *)

Entfliehen, um von den Spionen, die mich ewig umſchleichen und umlauern, wieder eingeholt, und wie eine Verbrecherin zurück gebracht zu werden! rief Marie Louiſe entſetzt. Oh nie, nie würde ich den Muth dazu haben, denn ich weiß, daß eine Flucht unmöglich iſt, daß ſie nicht gelingen kann!

Ein raſcher Blitz leuchtete in den dunklen Augen der Gräfin auf, und ſie ſchritt haſtig zu der Kaiſerin hin. Aber wenn man Ew. Majeſtät einen ganz ſichern Weg zur Flucht angeben könnte, ſagte ſie geheimnißvoll, wenn man eine Verkleidung anſchaffte, welche Ew. Majeſtät

*) Méneval: Mémoires. Vol. III. p. 9.

unkenntlich machte, wenn man ſichere Führer bereit hielte, Begleiter, die lieber ſterben, als ihre Kaiſerin verlaſſen, wenn man für raſche Pferde, für ein ſchnell ſegelndes Schiff geſorgt hätte, wenn Alles zur Flucht mit Vorſicht und Verſchwiegenheit bereitet wäre, würden Ew. Majeſtät dann thun, was Ihre Großmutter, die Königin Caroline, ſagte, daß Sie thun müßten, würden Sie dann nach Elba gehen, um ſich mit Ihrem Gemahl zu vereinigen?

Gräfin, ſtammelte die Kaiſerin erſchrocken, und mit erbleichenden Wangen, Sie wollen doch nicht ſagen, daß —

Das donnernde Geräuſch heranrollender Wagen machte Marie Louiſe verſtummen. Sie eilte an's Fenſter und ſchaute hinaus.

Es iſt der Kaiſer und die Kaiſerin, rief ſie beklommen. Gräfin, ſehen Sie mich an. Sieht man, daß ich geweint habe?

Man ſieht es, ſagte die Gräfin ernſt, aber die Thränen, die man um das Unglück des Gemahls weint, ehren jede Frau.

Die Kaiſerin ſoll aber nicht ſehen, daß ich geweint habe, rief Marie Louiſe, und ſie eilte zum Spiegel hin, beſchaute prüfend ihr eigenes Bild, und ordnete mit haſtigen Händen ihren Kopfputz und die Spitzen und Schleifen, die ihre vollen weißen Schultern an dem Ausſchnitt des blauen Atlaskleides einfaßten.

Erlauben Ew. Majeſtät, daß ich mich auf mein Zimmer zurückziehe, ſagte die Gräfin Brignole, ſich tief verneigend. Da die Majeſtäten ſich nicht melden laſſen, ſcheinen ſie sans cérémonie kommen zu wollen, und alſo wäre es nicht ſchicklich, daß ich bei dieſer Familienſcene anweſend wäre.

Marie Louiſe antwortete ihr nicht. Sie war noch immer damit beſchäftigt, vor dem Spiegel ihre Toilette zu ordnen, und jede Spur von Trauer aus ihren Mienen zu verbannen.

Gräfin Brignole wandte ſich um, und indem ſie mit eiligen Schritten das Cabinet der Kaiſerin verließ, murmelte ſie: ſie hat ein eitles, kaltes Herz. Es wird nicht gelingen, ſie zur Flucht zu bereden, denn ihr fehlt die Liebe und der Muth!

Die Oberhofmeiſterin hatte kaum das Cabinet der Kaiſerin verlaſſen, als da drüben die beiden Flügelthüren des Salons geöffnet wurden,

und der Kammerherr der Kaiſerin mit lauter Stimme rief: Ihre Majeſtäten der Kaiſer und die Kaiſerin.

Marie Louiſe eilte raſch durch das Gemach hin, um mit lachendem, heiterm Geſicht ihren kaiſerlichen Aeltern entgegen zu gehen. Sie hatte noch nicht die Thür erreicht, als auf der Schwelle derſelben die hohe, ſtattliche Geſtalt des Kaiſers Franz erſchien, hinter dem man das bleiche ernſte Antlitz der Kaiſerin Ludovica gewahrte.

Ah, mein Vater, rief Marie Louiſe mit dem Ausdruck freudiger Verwirrung, wie Sie mich überraſchen! Ich habe Ihr Kommen gar nicht gehört!

Wir wollten Dich auch überraſchen, meine Tochter, ſagte Kaiſer Franz, mit ſeinem heitern gutmüthigen Geſicht ſeine Tochter anſchauend und ihr freundlich zunickend. Jetzt komm her, mein Kind, komm in die Arme Deines Vaters! Willkommen ſei Deine Heimkehr!

Ja, willkommen ſei Deine Heimkehr, wiederholte die Kaiſerin Ludovica, ſich Marie Louiſe nähernd, und ihr freundlich zunickend.

Marie Louiſe, welche ſich eben mit Thränen der Rührung ihrem Vater in die Arme geworfen, zuckte leiſe zuſammen bei den Worten der Kaiſerin. — Seit ihrer Vermählung hatte ihre Stiefmutter ſie ſowohl in jenem berühmten Beiſammenſein in Dresden und in Prag, wie auch in den Briefen, die ſie an die Kaiſerin nach Paris geſandt, immer mit dem ceremoniellen und feierlichen „Sie" angeredet. — Jetzt nannte die Kaiſerin Ludovica ſie wieder „Du", und Marie Louiſe empfand das nicht als einen Beweis ihrer Liebe und Herzlichkeit, ſondern als eine Zurückſetzung und Vernachläſſigung.

Ew. Majeſtät ſind zu gütig, mich willkommen zu heißen, ſagte ſie, ſich aus den Armen des Kaiſers aufrichtend, und ſich tief vor der Kaiſerin verneigend.

Nicht ſo, nicht ſo, mein Kind, rief der Kaiſer in ſeinem ungenirten Wiener Dialekt, ſind halt nit gekommen zum feierlichen Ceremoniell, ſondern es iſt der Vater und die Mutter, welche Dich willkommen heißen, meine Tochter. Da gieb alſo Deiner Mutter einen herzlichen Kußerl, und laß uns vertraulich mit einander plaudern.

Die Kaiſerin Ludovica ſchloß Marie Louiſe mit herzlicher Zuvor-

kommenheit in die Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Sei nochmals willkommen, meine Tochter, sagte sie. Ich verspreche Dir hiermit feierlich meinen Schutz, meine Protektion und meine Liebe, und werde thun, was in meinen Kräften steht, um die beklagenswerthe und demüthigende Stellung, in der Du Dich befindest, zu erleichtern.

Marie Louise empfand jedes dieser anscheinend so herzlichen und zärtlichen Worte wie einen Dolchstoß, und ihr verwundetes Herz strömte sein Blut in ihre Wangen.

Ich bin gewiß, sagte sie, sich dem Kaiser zuwendend, ich bin gewiß, daß mein theurer Vater Alles thun wird, um mein Glück und meine Zukunft zu sichern, und um mir eine Stellung zu geben, wie sie einer Kaiserin gebührt, deren Majestät von allen Fürsten Europa's anerkannt worden.

Kaiser Franz hustete leicht, wie er es zu thun pflegte, wenn irgend eine Sache oder Situation ihn genirte und ihm unbequem war. Mein Kind, sagte er, seine lange dürre Hand auf Marie Louisens Schulter legend, sprechen wir halt ganz aufrichtig miteinander, und sehen wir die Sachen klar und deutlich, so wie sie sind. Du nennst Dich eine Kaiserin, und sagst, ganz Europa habe Deine Majestät anerkannt. Das kann möglich sein, aber es ist halt schon so lange her, und ist seitdem so Vieles passirt, daß ich die Dinge, die so lange her sind, darüber vergessen habe. Ich weiß nur, daß meine Tochter Marie Louise, die wegen einer Badekur nach Aix gegangen war, zu uns zurückgekehrt ist, und daß wir gekommen sind, die heimgekehrte Erzherzogin von ganzem Herzen willkommen zu heißen. Als meine Tochter kannst Du über Alles, was ich habe, verfügen, und jedes meiner Schlösser, welches Du wählen magst, gebe ich Dir, jeden Wunsch, den ich Dir erfüllen kann, erfülle ich Dir mit Freuden. Aber als Souverainin und als Kaiserin kenne ich Dich nicht.*)

Marie Louise senkte traurig ihr Haupt auf ihre Brust, und ein schwerer Seufzer entwand sich ihrem Herzen.

Aber Sie sollten doch der Verlassenheit und Hülflosigkeit unserer

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Méneval, Mémoires. III. 5.

armen geliebten Marie Louiſe ſich erbarmen, ſagte die Kaiſerin freundlich. Sie müſſen bedenken, daß unſere arme Tochter jetzt gewiſſermaßen ohne Namen, ohne Rang, ohne Stand iſt, und daß man kaum weiß, wie man ſie nennen ſoll. Hier in Schönbrunn hört man ſie noch immer als Kaiſerin und Majeſtät tituliren, aber außerhalb dieſes Schloſſes weiß Niemand etwas mehr von ihrer Majeſtät und ihrem Kaiſerthum. Man will ſie nicht als Kaiſerin betrachten, und wagt nicht, ſie wieder als Erzherzogin zu behandeln. Die fremden Souveraine machen daher der armen Marie Louiſe nicht, wie ſie es doch ihren Brüdern und Schweſtern gethan, ihren Beſuch, und noch geſtern ſagte die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland zu mir: Ich würde gern nach Schönbrunn gehen, und die unglückliche verlaſſene Frau, die dort wohnt, beſuchen. Aber ſagen Sie mir nur, wie ich ſie nennen, welchen Titel ich ihr geben ſoll? Ich mußte leider ſchweigen, und konnte der Kaiſerin keine genügende Auskunft geben.

Marie Louiſe hob ihr Antlitz haſtig empor und blickte nach ihrer Stiefmutter hin. Ihre Augen kreuzten ſich, wie zwei flammende Degenklingen im Duell.

Sie hätten, glaube ich, der Kaiſerin von Rußland ſagen können, daß ich noch immer die Kaiſerin bin, rief Marie Louiſe heftig, Sie hätten ihr ſagen können, daß ich vor kaum zwei Jahren in Dresden alle ſouverainen Fürſten und Fürſtinnen Deutſchlands ſich vor mir neigen ſah; Sie hätten ihr ſagen können, daß die Kaiſerin von Oeſterreich mir damals nachſtehen, und mir den Vortritt laſſen mußte; Sie hätten ihr ſagen können, daß die Krone noch nicht von meinem Haupt gefallen iſt, denn mein Gemahl lebt und er iſt Kaiſer! Ich bin daher eine Kaiſerin, ich habe einen Namen, denn ich heiße Marie Louiſe, wie Sie Ludovica heißen, ich habe einen Titel, denn man nennt mich Majeſtät, wie man Sie und wie man die Kaiſerin Eliſabeth nennt. Ich bin ferner keine verlaſſene Frau, denn mein Gemahl, der Kaiſer Napoleon, liebt mich, und begehrt meine Nähe, und ich bin auch keine arme Frau, denn mein Gemahl iſt der Herr über die Inſel Elba, und ich denke, dieſe Inſel wird wohl eben ſo groß ſein, wie das Herzogthum Modena, das Vaterland meiner erhabenen Stiefmutter. Aber

da es doch ſcheint, als wenn man mich hier nur beklagen und nicht anerkennen will, ſo beſchwöre ich Sie, mein Herr und Kaiſer, Sie, mein Vater, laſſen Sie mich zu meinem Gemahl nach Elba gehen! Dort wird Jedermann wiſſen, wie er mich zu nennen hat, dort werde ich die Gemahlin des Kaiſers, die Mutter des Kronprinzen ſein. Oh, mein geliebter Vater, haben Sie Erbarmen, entlaſſen Sie mich nach Elba!

Der Kaiſer ſchüttelte haſtig und unwillig ſein Haupt. Red' mir nit ſolches Zeug, ſagte er unwillig. Haſt nichts zu ſchaffen mit dem Mann, den wir da auf Elba eingeſperrt haben, und ſollſt nimmer wieder mit ihm zuſammen kommen. Er iſt kein Kaiſer mehr, ſondern ein abgeſetzter Uſurpator, und Du biſt alſo auch keine Kaiſerin mehr, ſondern biſt halt wieder die Erzherzogin Marie Louiſe. Meine Gemahlin, Deine Mutter, hat aber doch Recht, daß man im Augenblick nit weiß, wie man Dich nennen ſoll, denn ich kann doch Dich nicht wieder zur unverheiratheten Erzherzogin machen, da Du leider einen Sohn mit heimgebracht haſt, der immer wieder erinnern wird an das, was geweſen, wenn der heilige Vater zu Rom mir auch den Gefallen thut, Deine Ehe zu löſen und Dich von dem böſen Feind zu trennen. Dies Kind bleibt immer als ein trauriger Beweis unſerer Schande und Demüthigung übrig.

Ja, ſeufzte die Kaiſerin Ludovica, dieſes Kind iſt eine traurige Laſt, ein ſchlimmes memento mori.

Madame, rief Marie Louiſe, wenn Gott Sie jemals begnadigt hätte, Mutter zu werden, ſo würden Sie nicht ſo grauſam ſein, in Gegenwart einer Mutter ſo von ihrem Kinde zu ſprechen.

Still, ſtill, mein Kind, ſagte der Kaiſer, ereifere Dich nicht ohne Noth und beleidige nicht Deine Mutter, die es gut mit Dir meint.

Oh, mein Gemahl, ſagte Ludovica mit einem ſtolzen Lächeln, Marie Louiſe kann mich nicht kränken. Sie iſt unglücklich und den Unglücklichen verzeiht man es, wenn ſie ein wenig die Haltung verlieren!

Marie Louiſe zuckte in ſich zuſammen, ihre Lippen zitterten, und ein leiſes Aechzen drang aus ihrer Bruſt hervor, welche von dieſem *neuen Dolchſtoß* ihrer kaiſerlichen Mutter ſich tief verwundet fühlte.

Der Kaiſer achtete nicht darauf und ſagte freundlich und gelaſſen: Wir ſind Beide hierher gekommen, liebes Kind, um Dich zu begrüßen und Dir zu ſagen, daß Deine Angelegenheit ſich hoffentlich günſtig geſtalten, und daß man Dich hoffentlich bald zur ſouverainen Herzogin von Parma und Piacenza ernennen wird. Freilich mußt Du auch Deinerſeits noch einige Schritte thun, um dies Ziel zu erreichen, aber meine Tochter wird klug und geſcheidt genug ſein, um vor dieſer Nothwendigkeit nicht zurückzuſchrecken. Der Metternich wird kommen, das Nöthige mit Dir darüber zu beſprechen, und Dir meinen Willen kund zu thun.

Ich werde ihn mit Gehorſam empfangen, ſagte Marie Louiſe traurig, ich werde gewiß Alles, was man verlangt, thun, um mir das Herzogthum Parma, meinem Sohn einen Namen und ein Erbe zu ſichern.

Der Kaiſer bekam wieder ſeinen Huſten.

Das würd' halt doch nimmer angehen, ſagte er zögernd, ich kann halt nit in Italien eine neue Dynaſtie gründen, das Parma und Piacenza gehört mir nicht, und es haben ſich ſchon die eigentlichen Eigenthümer gemeldet. Die vormalige Königin von Hetrurien verlangt als Vormünderin ihres Sohnes, des Prinzen von Toscana, die Herzogthümer Parma und Piacenza, und die ſpaniſchen Geſandten haben ſchon auf dem Congreß Klage geführt, daß wir die Herzogthümer eigenmächtig verſchenken wollen. Wenn wir's alſo zuletzt doch dahin bringen, daß wir Dich zur Herzogin von Parma machen, ſo wird's doch nur unter der Bedingung geſchehen, daß die Beſitznahme nur für die Zeit Deines Lebens gemeint iſt, und keine Nachfolge beanſprucht wird.

Das heißt alſo, man will meinen Sohn enterben, ſagte Marie Louiſe, und die Thränen, die ſie nicht mehr zurück zu halten vermochte, floſſen in hellen Perlen über ihre Wangen nieder.

Armes, unglückliches Kind, ſagte Ludovica mitleidsvoll, auch er hat keinen Namen und keinen Titel, und wenn man ihn jetzt nennen wollte mit dem Titel, den der Uebermuth ſeines Vaters ihm gegeben, ſo würde man nur verlacht und verhöhnt werden. Denn es giebt ſo wenig einen König von Rom, wie es einen Kaiſer von Frankreich giebt.

Oh, wie danke ich Gott, daß ich keine Kinder habe, da ich sehe, welchen Kummer und welche Schmerzen man für seine Kinder erleiden muß! Aber, mein Gemahl, Sie dürfen die arme Marie Louise nicht so in Trauer und Schmerzen über den kleinen Knaben lassen, Sie müssen in Ihrer Güte und Liebe auch seine Zukunft sichern und ihm eine Existenz begründen. Mag sein Vater sein, wer er will, so ist doch seine Mutter jedenfalls Ihre Tochter und eine Erzherzogin von Oesterreich, es ist also eine heilige Pflicht, die Existenz des Knaben zu sichern.

Ich werd' ihm eine ausreichende Appanage geben, ihm aus einigen Gütern ein kleines Fürstenthum zusammenstellen, sagte Kaiser Franz gelassen, und er kann sich dann halt nach dem Fürstenthum nennen, so lange er lebt; nach seinem Tode fällt es aber an mein Haus zurück.

Aber wenn er sich vermählt? fragte Marie Louise schüchtern. Wenn er Erben hat?

Ja, das ist freilich ein schlimmer Punkt, sagte der Kaiser gedankenvoll. Hab' halt nit dran gedacht, daß der kleine Teufelsbraten sich am Ende auch vermählen und eine neue Dynastie gründen könnt', — als ob wir noch nicht genug hätten an den Königen, Herzögen und Fürsten, die der Bonaparte, sein Vater, hat vom Mond herunterfallen lassen, und die jetzt alle Welt erfüllen mit ihrem Geschrei, weil sie halt nit runter wollen vom Thron, und weil man sie doch halt runter schmeißen muß von den Thronen, die ihnen nit zukommen.

Man müßte ein solches Embarras zu vermeiden suchen, mein theurer Gemahl, sagte Ludovica mit einem sanften Lächeln. Man müßte den unglücklichen Knaben von seiner Jugend an schon mit dem Gedanken vertraut machen, daß er sich niemals vermählen darf. Man müßte ihn also für die Kirche bestimmen, vielleicht einen Bischof aus ihm machen.*)

Einen Bischof? rief Marie Louise empört. Mein Sohn, der Enkel des Kaisers Franz, sollte zu einem Bischof gemacht werden?

Und warum nicht? fragte Ludovica gelassen. Warum sollte der

*) *Méneval*, Mémoires. III. p. 58.

Enkel des Kaisers sich nicht der Kirche weihen können, da es doch der Bruder des Kaisers thut? Ist nicht der Erzherzog Rudolf dem geistlichen Stande bestimmt, und wird vielleicht bald ein geistliches Amt antreten?

Der Erzherzog Rudolf indessen, mein theurer, geliebter Oheim, leidet an der schlimmen und gefährlichen Krankheit, welche die Spanier und Italiener in unser Haus gebracht haben, rief Marie Louise erbittert. Der Erzherzog leidet gleich Ihren spanischen und italienischen Verwandten, Madame, an der Epilepsie.

Und wer sagt Dir, daß Dein Sohn nicht auch daran leiden wird? fragte die Kaiserin. Ich habe ihn schon mehrmals gar seltsam zucken und Gesichter schneiden sehen, aber freilich, das kann auch ein Erbtheil sein von seinem Vater, der das Zucken und Gesichterschneiden als ein Andenken an die schmutzige und ekelhafte Krankheit behalten hatte, die er als Artillerie-Officier sich in den Kasernen geholt.*) Wahrlich, meine arme Marie Louise, ich bewundere, daß Du die Annäherung eines Mannes ertragen konntest, dessen bloße Berührung Dich der Gefahr der Ansteckung aussetzte.

---

*) Napoleon litt viele Jahre an einem schlimmen und widrigen Hautausschlag, der ihm indessen nicht zur Schande, sondern zur Ehre gereichte. Als General bei der Belagerung von Toulon war er selber bei den Belagerungsgeschützen thätig, und gab den Kanonieren die Richtung an, in welcher sie feuern sollten. Eben hatte er einem Kanonier einen sehr wichtigen Punkt bezeichnet, auf welchen er sein Geschütz abbrennen sollte, als eine feindliche Kugel heransauste und den Kanonier todt zu Boden warf. Napoleon nahm mit Gelassenheit aus den Händen des Sterbenden die noch von seinem langen Halten warme Lunte, feuerte selbst das Geschütz ab, und behielt die Lunte in der Hand, um noch mehrere Schüsse zu thun. Der Kanonier aber hatte die Krätze gehabt. Napoleon ward durch das lange Halten und Anfassen der Lunte gerade an den für diese Hautkrankheit empfänglichsten Theilen angesteckt, und da er sich niemals Zeit und Muße gönnte, sich einer gründlichen Kur zu unterwerfen, so litt er Jahre lang an diesem Uebel. Erst als er schon Kaiser war, gelang es Corvisart, ihn zu überreden, daß er sich einer strengen Kur unterzog, die ihn dann auch heilte. Aber von dem peinlichen Jucken seines ganzen Körpers hatte er für immer die Gewohnheit beibehalten, zu zucken und mit den Schultern zu ziehen. Constant. II.

Madame, ſagte Marie Louiſe mit blitzenden Augen, ich habe indeſſen in Dresden geſehen, daß Sie dem Kaiſer Napoleon immer ſehr bereitwillig Ihre Hand darreichten, und daß Sie ſich ſehr geſchmeichelt fühlten und ſehr glücklich lächelten, wenn er ſich herabließ, Ihnen die Hand zu küſſen.

Hör' Du, meine Tochter, ſagte der Kaiſer raſch, um einer Antwort der Kaiſerin zuvorzukommen, hör' Du, es wär' halt beſſer, Du ſchwiegſt von der Vergangenheit und beſchäftigteſt Dich ein wenig mit der Zukunft, mit Deiner eigenen und der Deines Sohnes. Es iſt aber halt gar keine üble Idee, einen Geiſtlichen aus ihm zu machen, dann haben wir wenigſtens keine legitimen Erben zu befürchten.

Und ich glaube in der That, der Knabe würde ſehr zufrieden ſein können, wenn man ihm eine recht einträgliche Pfründe, einen recht guten Biſchoffitz verſchaffte, ſagte die Kaiſerin freundlich.

Ah, mein Sohn ſoll alſo Biſchof werden! rief Marie Louiſe heftig. Sagten Sie nicht vorhin, Madame, er ſolle werden, was mein Oheim, der Erzherzog Rudolf, wird?

Gewiß, meine theure Louiſe, ich ſchlug Deinem Vater vor, den kleinen namenloſen Knaben dieſelbe Bahn einſchlagen zu laſſen, die Dein Oheim, mein theurer Schwager, wandeln wird.

Nun, mein Oheim wird indeſſen Cardinal werden!

Auch Dein Sohn kann es ja zu dieſer Höhe bringen! Wenn er erſt Biſchof iſt, kann er nachher Cardinal werden.

Und wenn er erſt Cardinal iſt, kann er dran denken, Papſt zu werden, rief der Kaiſer faſt erſchrocken. Und wenn er Papſt iſt, kann das ehrgeizige Blut ſeines Vaters ſich in ihm regen, und er kann auch anfangen, Alles drunter und drüber zu kehren, und die ganze Welt in Verwirrung zu bringen! Nein, nein, es iſt halt nix mit Deinem Plan, Ludovica, der Burſch' darf mir nit Geiſtlicher werden, denn es iſt ſchon richtig, wenn er Biſchof iſt, kann er Cardinal werden, und wenn er Cardinal iſt, kann er Papſt werden, und ganz Europa in Brand ſtecken. Ich werd' ihm ſchon ſo viel geben, daß er nit hungern und darben braucht, und ich mich ſeiner nit als meines Enkels zu ſchämen *hab'*. Werd' ihm auch einen guten Titel und eine gute Erziehung

geben, und ſchon dafür ſorgen, daß die Bäum' nit in den Himmel wachſen, und mir der Bub' fein gehorſam und beſcheiden bleibt. Aber wir müſſen jetzt fort, meine Tochter, wir ſind blos gekommen, Dich zu begrüßen, und Dir zu ſagen, daß wir Dich lieben, und allzeit nur Dein Beſtes im Aug' haben. Ich werd' für Dich thun, was ich kann, und ich hoff', auch die Herren vom Congreß werden ihre Einwilligung geben, daß Du ſouveraine Herzogin von Parma wirſt, beſonders wenn Du klug und gehorſam biſt, und Alles das thuſt, was Dir der Metternich ſagen wird. Und jetzt lebe wohl, mein Kind, und nochmals ſei herzlich willkommen bei uns in Wien, — das heißt in Schönbrunn wollt' ich ſagen. Denn ich denke mir, es kann Dir halt nit angenehm ſein, jetzt nach Wien zu kommen, wo ſo viel Menſchen zuſammen ſind, die Du vielleicht nit gern ſehen, und ſo viel Feſte gefeiert werden, denen Du vielleicht nit beiwohnen magſt.

Und bei denen man gewiß auch meine Anweſenheit nicht gern ſehen würde, ſagte Marie Louiſe mit einem traurigen Lächeln, und mit Thränen in den Augen. Ich werde alſo Schönbrunn nicht verlaſſen, und während man in Wien überall Feſte giebt, und ſingt und tanzt, werde ich hier einſam und allein ſein, und weinen.

Nun, ich denk', Du wirſt auch noch einige Zerſtreuung bekommen, ſagte der Kaiſer gutmüthig. Hab' ſo etwas gehört, als wollten die Fürſten Dir ihren Beſuch machen, und meiner Tochter ihre Ehrfurcht bezeugen. Ich weiß, der König von Baiern hat gemeint, er würd' Dir ſehr gern einen Beſuch machen, wenn nur ein Anderer den Anfang machte, er möcht' nit gern der Erſte ſein. Und da hat der Kaiſer Alexander gelächelt und geſagt: „Ich nenne mich Alexander der Erſte, und ich werde ſehr gern den Anfang machen.“ Ich glaub' alſo, mein Kind, daß Du Dich halt immer darauf vorbereiten kannſt, die Monarchen hier bei Dir zu empfangen.

Ah, wirklich, die Monarchen wollen kommen? rief Ludovica freudig. Welch ein Glück und eine Ehre für unſere arme Louiſe. Bereite Dich alſo vor, meine Theure, die Monarchen auf eine würdige Weiſe, ihrem Range gemäß, zu empfangen.

Es bedarf dazu keiner weitern Vorbereitungen, ſagte Marie Louiſe ſtolz, ich bin es ſehr gewohnt, Königen und Fürſten Audienzen zu geben.

Aber jetzt ſollſt Du nicht blos Audienzen geben, ſagte Ludovica lächelnd, ſondern ich habe Dir noch eine andere Freude zu verkünden, Du ſollſt auch zu einer Audienz zugelaſſen werden. Ich wollte Dich morgen mit dieſer Nachricht überraſchen, aber ich ſag's Dir lieber gleich heute: die Kaiſerin von Rußland will Dir eine Audienz geben.

Ich habe indeſſen keine Audienz verlangt, ſagte Marie Louiſe, ihr Haupt ſtolz zurückwerfend. Ich bin keine Bittſtellerin!

Ach, meine Tochter, rief Ludovica zärtlich, doch bleibt Dir ſo Vieles zu bitten, und Du bedarfſt ſo ſehr der Fürſprache! Die Kaiſerin Eliſabeth iſt ſehr bereit, allen ihren Einfluß anzuwenden, damit der Congreß die Sorge für Deine Exiſtenz übernimmt und Dich als Herzogin von Parma feierlich anerkenne. Es iſt daher wohl nöthig, daß Du der Kaiſerin einen Beſuch machſt.

Iſt das auch Ihre Anſicht, mein Vater? fragte Marie Louiſe, ſchüchtern zu dem Kaiſer empor ſehend. Bedarf es wirklich für mich noch anderer Protectionen, da ich doch unter der Protection meines edlen und großmüthigen Vaters ſtehe?

Der Kaiſer zuckte die Achſeln. Mein Kind, ſagte er, ich bemerkte Dir ſchon vorher, daß in Deiner Sache ich mich ganz neutral verhalten muß, und daß das Zartgefühl und meine Stellung als Vater es mir zur Pflicht machen, in Betreff Deiner Angelegenheiten auf den Congreß gar keinen Einfluß auszuüben.*) Es wär' alſo halt ſehr gut, wenn die Kaiſerin Eliſabeth und die Großfürſtin Katharina, die Beide viel Einfluß auf die Herren des Congreſſes haben, Deine Fürſprecherinnen ſein wollten. Und ich rath' Dir deshalb den Vorſchlag der Kaiſerin anzunehmen und mit ihr zur Kaiſerin Eliſabeth zu fahren.

Ich habe auch ſchon Alles mit der Kaiſerin verabredet, ſagte Ludovica freundlich, die Etiquettefrage iſt erledigt. Da Du mit mir und in meiner Begleitung kommſt, ſo wird die Etiquette geübt werden, wie man ſie einer Kaiſerin ſchuldig iſt, und die Kaiſerin Eliſabeth wird

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Méneval, Mémoires. III. 5.

mir, das heißt uns bis in den Vorſaal entgegenkommen. Ich werde Dich dann ihr präſentiren als meine geliebte Tochter Marie Louiſe, und ſie wird Dich im Lauf des Geſpräches als Majeſtät anreden. Ich hoffe, meine liebe Louiſe erkennt in meinen Bemühungen, aus dem Schiffbruch ihrer Verhältniſſe ihr einige glänzende Trümmer wenigſtens zu retten, die zärtliche und fürſorgliche Liebe einer Mutter, die ich ihr von ganzem Herzen darbringe.

Marie Louiſe antwortete nur mit Seufzern und halb unterdrücktem Schluchzen, und nur mühſam noch ihre Thränen zurückhaltend, begleitete ſie den Kaiſer und die Kaiſerin bis zur Thür des Vorſaals.

Als ſich aber dieſe Thür hinter dem Kaiſerpaar ſchloß, als Marie Louiſe allein war, ſtürzten ihre Thränen in glühenden Strömen hervor, und ihre beiden Arme gen Himmel erhebend, rief ſie: oh mein Gott, mein Gott, wie unglücklich bin ich doch! Welche Marter habe ich erdulden müſſen! Warum denn, mein Gott? Was that ich denn, um ſolche Strafe zu verdienen? Man will mir Alles nehmen, Alles, meine Treue, meinen Namen und Titel, meinen Gemahl und ſelbſt meinen Sohn! Und ich, ich kann nichts thun, als dulden, ſchweigen und mich unterwerfen!

Der Kaiſer und die Kaiſerin indeſſen waren ſchweigend zu ihrem Wagen zurückgekehrt. Der Kaiſer war gedankenvoll und trübe, und eine Wolke lag auf ſeiner ſchmalen hohen Stirn.

Weißt Du, Ludovica, ſagte er nach einer langen Pauſe, als der Wagen auf der Straße nach Wien dahin rollte, weißt Du, daß es mir halt geſchienen hat, als wollte meine ſchöne und edle Gemahlin die neue Mode mitmachen, die wir mit unſern Congreßfreuden angenommen haben, und in Schönbrunn bei meiner Tochter ein kleines Luſtſpiel aufführen?

Und was für ein Luſtſpiel, mein Gemahl? fragte die Kaiſerin lächelnd.

Nun ich meine, Dein Luſtſpiel hieß: „Le chat métamorphosé en Imperatrice“, und ich meine, Du haſt Deine Rolle ausgezeichnet geſpielt, und warſt eine ſchöne Katze, welche wundervoll kratzte, indem ſie zu ſtreicheln ſchien.

Die dunklen Augen der Kaiserin flammten höher auf, und ein stolzes Lächeln umspielte ihre purpurrothen Lippen. Ach, mein Gemahl, rief sie, ich bin aber eine Katze, welche von Marie Louise in Dresden immerfort rückwärts gestrichen ist. Kein Wunder also, daß ich Funken sprühe!

III.

Der Sohn des Verbannten.

Tiefe Stille herrschte auf der Seite des Schlosses von Schönbrunn, in welchem der Sohn Napoleons, der einstige kleine König von Rom wohnte. Keine Schildwachen, kein Durcheinander von Bedienten, Wagen und Pferden, Kommenden und Gehenden, wie man das sonst vor den Wohnungen der Fürsten zu sehen gewohnt ist, kein Geräusch des bewegten wechselnden Lebens war hier zu sehen.

Auch im Innern des Schlosses selbst war hier Alles düster, trübe und einförmig. Nur selten kam durch die langen, schweigenden Corridore eine menschliche Gestalt, die langsam und träge vorüberrauschte, nur selten unterbrach das Geräusch irgend einer in die Bedientenzimmer ausmündenden Klingel dieses Schweigen der Oede, das den Sohn des Kaisers Napoleon umgab. Kein freudiges Lachen ertönte aus dem Innern der Gemächer, und die jubelnde Stimme des kleinen Königs von Rom, die sonst in Versailles und in den Tuilerieen so oft die großen Säle durchklungen hatte, sie schien jetzt für immer verstummt.

Traurig, still und bleich saß der Knabe vor seinem mit Spielzeug aller Art bedeckten Tisch, und die Hände in seinem Schooß gefalten, das noch immer von langen blonden Locken umwallte Haupt an die Lehne seines Stuhls zurückgebeugt, starrte er mit seinen großen blauen Augen in das Leere.

Warum ſpielen Sie nicht, Sire? fragte die Gräfin Montesquiou, welche neben dem Tiſch ſaß und mit einer Tapiſſerie-Arbeit beſchäftigt war, von der ſie indeß ſehr häufig die Augen emporhob, um ſie mit einem Blick unendlicher Liebe und Theilnahme auf den Prinzen zu heften. Warum ſpielen Sie nicht, Sire? fragte ſie noch einmal, als der Knabe ihr nicht antwortete.

Er ſchüttelte haſtig das Haupt und blickte die Gräfin düſter und faſt zürnend an. Warum nennen Sie mich, Sire? fragte er. Wiſſen Sie nicht, daß ich nicht mehr ſo genannt werde? Hat man Ihnen nicht geſagt, liebe Quiou, daß mein Herr Großvater, der Kaiſer Franz, es nicht gern hat, wenn man mich „Sire" nennt, weil er auch ſo genannt wird?

Aber der Kaiſer Franz iſt jetzt nicht hier, ſagte die Gräfin, und ich darf Sie wohl „Sire" nennen, denn Niemand hört uns, wir ſind allein!

Ja, ſeufzte der Prinz, wir ſind allein! Wir ſind immer allein! Als ich noch in unſerm ſchönen Tuilerieenſchloß wohnte, als ich noch bei meinem lieben Papa Kaiſer war, da durfte ich niemals allein ſein! Da hatte ich immer kleine Knaben bei mir, die mit mir ſpielten, mit mir lachten und ſangen. Ach, wir ſangen ſo ſchöne Lieder zuſammen, und einmal da kam der Papa Kaiſer herein, wie wir gerade ſein Lieblingslied ſangen, und ſang mit uns, bis wir Beide ſo ſehr lachen mußten, daß wir nicht mehr ſingen konnten. Wie hieß doch das Lied? Oh, ſage mir doch, liebe Quiou, Du warſt ja doch dabei, ſage mir, wie hieß das Lied? Ich habe es ganz vergeſſen, und das kommt daher, daß ich hier Niemand habe, mit dem ich ſingen kann.

Sire, ich weiß es wirklich nicht, was Sie damals geſungen haben, ſagte die Gräfin lächelnd.

Es war ein Lied, das mich mein Papa ſelber gelehrt, ſagte der Knabe ſinnend, und er ſagte mir auch dabei, daß ich, der kleine König von Rom, der Einzige ſei, der dies Lied jetzt in Frankreich ſingen und darnach marſchiren dürfe. Oh, liebe Quiou, ſage mir nur die erſten zwei Worte, dann fällt es mir Alles wieder ein!

Sire, Ew. Majeſtät haben alſo vergeſſen, daß Ihre Frau Mutter

verboten hat, daß Sie dies Lied ſingen? Als wir damals von Paris nach Rambouillet fuhren, da ſtimmten Sie auch einmal im Wagen dieſen Geſang an, aber Ihre Majeſtät die Kaiſerin ward ſehr böſe, und ſie ſagte, das ſei ein ſchlechtes und unwürdiges Lied, und Sie ſollten es niemals wieder ſingen.

Und mein Papa hatte mir doch erlaubt, daß ich es ſingen dürfe, und mein Papa iſt doch der Kaiſer, der allein in Frankreich und in der ganzen Welt zu befehlen und zu verbieten hat.

Er war der Einzige, er war der Kaiſer, ſeufzte die Gräfin. Aber ſeine Feinde haben ihn aus Frankreich vertrieben und haben ihn nach der einſamen kleinen Inſel Elba gebracht, und ſie wollen, daß er da bleiben, und niemals wieder Kaiſer von Frankreich werden ſoll.

Oh, liebe Quiou, rief der Knabe aufſpringend, ich will nach Elba, ich will zu meinem Papa. Er wird ſonſt denken, daß ich ihn vergeſſen habe, und ich denke doch alle Tage an ihn, und ich habe ihn doch ſo ſehr, ſehr lieb! Quiou, laß meinen Wagen vorfahren, ich will zu meinem Papa Kaiſer nach Elba fahren!

Sire, das iſt unmöglich! Ich ſagte Ihnen ja, Elba iſt eine Inſel, die ſehr weit von hier iſt; um dahin zu gelangen, müßten Sie erſt bis an's Meeresufer fahren, und dort ein Schiff beſteigen, um über das Meer bis zur Inſel Elba hinzugelangen.

So ſoll man mir ein Schiff geben, und mich zu meinem Vater fahren! rief der Knabe mit blitzenden Augen.

Sire, ſagte die Gräfin leiſe, nicht ſo laut, nicht ſo laut. Sie dürfen das zu keinem Menſchen hier ſagen, denn Ihr Herr Großvater, der Kaiſer, würde ſehr böſe ſein wenn er das hörte.

Der Prinz runzelte die Stirn, und ſein ſchönes, ſonſt ſo ſanftes Geſicht nahm einen trotzigen Ausdruck an. Ich liebe meinen Großvater, den Kaiſer Franz, gar nicht ſehr, ſagte er.

Sire, ermahnte ihn die Gräfin, er iſt aber der Vater Ihrer Frau Mutter.

Aber er iſt der Feind meines Herrn Vaters, rief der Knabe heftig, und er iſt daran Schuld, daß mein Papa nicht mehr Kaiſer von Frankreich iſt, und daß Er jetzt auf der alten ſchlechten Inſel Elba, und ich

in dem alten ſchlechten Schloß von Schönbrunn ſitze. Ach, liebe Quiou, wenn ich doch nur ein einziges Mal erſt wieder mit meinem lieben Papa Kaiſer in Paris und in den Tuilerieen wäre, und mit ihm das ſchöne Lied ſingen könnte, das ich vergeſſen habe, und das — Nein, halt, unterbrach er ſich lebhaft, ich weiß es jetzt, ich weiß es! Höre nur, liebe Quiou, höre nur.

Er nahm haſtig von dem großen Tiſch mit Spielſachen ein kleines zierliches Gewehr, und es in ſeinen Arm legend und eine ſtrenge militairiſche Haltung annehmend, begann er mit klarer, heller Stimme zu ſingen:

Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé,
Marchons —

Die Stimme verſagte ihm, und ſeine vorher ſo glänzenden Augen umdüſterten ſich. Ich will lieber nicht ſingen, Quiou, ſagte er, denn mir iſt immer, als hörte ich meinen Papa mit mir ſingen, und dann thut mir das Herz ſo weh, weil ich ihn nicht ſehen kann. Nein, rief er dann, ich will doch ſingen, denn alsdann höre ich doch die Stimme meines lieben Papa Kaiſers.

Und zum zweiten Mal, jetzt noch lauter, noch jauchzender, begann er von Neuem:

Allons, enfants de la patrie —

Le jour de gloire est arrivé, ſang hinter ihm eine laute mächtige Stimme.

Der Knabe ſah ſich erſchrocken um, dann lachte er laut auf, und eilte zu dem Herrn hin, der auf der Schwelle der geöffneten Thür ſtand, und fröhlich lachend den kleinen Prinzen begrüßte.

Ah, mein lieber Freund Iſabey, rief der kleine Prinz, ihm beide Hände darreichend.

Ja, mein theurer Sire, Ihr Freund Iſabey, rief der Eintretende, und indem er ſich tief vor der Gräfin verneigte, fuhr er fort: ich bitte die Frau Gräfin um Verzeihung, daß ich es gewagt habe, auf ſo wenig ceremonielle Weiſe hier einzutreten. Allein der Maler hat, gleich dem Arzt, das Vorrecht, unangemeldet zu ſeinen Patienten eintreten zu

dürfen. Denn Diejenigen, welche dem Maler ſitzen, betrachten ſich gar ſehr als Patienten, und es geht ihnen, wie den andern Patienten, ihr Arzt, der Maler, iſt es, der ſie krank macht. So bin ich denn heute gekommen, um unſern lieben Prinzen wieder krank zu machen. Sire, ich bitte Sie um eine Sitzung für Ihr Portrait.

Heute ſchon? fragte die Gräfin. Ich meinte, Sie hätten die nächſte Sitzung erſt auf morgen beſtimmt gehabt?

Iſabey zuckte die Achſeln. Meine Gnädige, ſagte er, hier in Wien kann man vorher nichts beſtimmen, und nicht wiſſen, ob das Heute dem Morgen entſprechen wird. Es iſt wahr, ich wollte morgen hierher kommen, und heute ſollte ich das Glück haben, die Herren Congreßmitglieder in ihrer Sitzung zu ſehen, um ihnen auf meinem Bilde die richtige Stellung und die Wahrheit der Natur zu geben.*) Aber die Herren Diplomaten wiſſen immer nicht, ob ihnen auch Zeit übrig bleibt, um ſie mit Geſchäften und Conferenzen zu vergeuden, oder ob nicht irgend ein wichtiges Feſt ſie daran verhindern wird. So

*) Iſabey, der berühmte Hofmaler Napoleons, war, einer Aufforderung Talleyrands folgend, nach Wien gekommen, um ſein Glück, das mit dem Kaiſer in Trümmer gefallen zu ſein ſchien, in Wien beim Congreß wieder aufzurichten. Es gelang ihm dies auch in der That. Er erhielt von dem Kaiſer Alexander den Auftrag, die Herren Congreßmitglieder, auf einem Bilde und in einer Sitzung vereinigt, zu malen, und zugleich die Erlaubniß, dieſes Bild alsdann durch den Kupferſtich zu vervielfältigen. Jeder von den Herren der Congreßſitzungen rechnete es ſich zur Ehre an, dem Maler zu ſeinem eigenen Portrait zu ſitzen, und kaufte dann ſein eigenes Portrait für einen hohen Preis dem Maler ab. Nur Wilhelm von Humboldt weigerte ſich zu ſitzen, indem er ſagte: die Natur habe ihm ein ſo ſehr häßliches Geſicht gegeben, daß er ſich wohl hüten würde, für ſein Conterfey noch Geld auszugeben. — Iſabey bat aber nur um Erlaubniß, das Portrait des zweiten preußiſchen Diplomaten des Congreſſes für ſein Bild malen zu dürfen, und Herr von Humboldt bewilligte ihm alsdann mehrere Sitzungen. Das Portrait Wilhelm von Humboldt's gehört zu den wohlgelungenſten des großen Iſabey'ſchen Bildes, das damals durch den Kupferſtich in viel tauſend Exemplaren verbreitet ward. Wilhelm von Humboldt aber ſagte lachend: ich habe dem Maler Iſabey nichts für mein Portrait bezahlt. Er hat ſich dafür gerächt, indem er mich ſprechend ähnlich *gemalt* hat.

iſt aber heute wirklich eine Verhinderung eingetreten. Die Congreß-mitglieder ſind zu einem déjeuner dansant zur Kaiſerin von Oeſterreich eingeladen, und es iſt daher natürlich, daß die Conferenz ausfällt. Ich werde alſo erſt morgen an meinem Bilde weiter arbeiten können, und ich wollte deshalb bitten, daß ich heute das Portrait des Prinzen weiter fortführen dürfte, das heißt, wenn die Frau Gräfin und der Prinz nicht anderweit verhindert ſind.

Oh, wir ſind niemals verhindert, ſagte die Gräfin mit einem trüben Lächeln. Es bekümmert ſich Niemand um uns, und vielleicht iſt das noch ein Glück, denn wir ſind dadurch vollkommen Herr unſerer Zeit. Laſſen Sie uns alſo in das Malzimmer gehen. Kommen Sie, Sire!

Aber ich mag nicht gemalt werden, rief der Knabe unwillig. Es iſt unangenehm, immer ſo ſtill auf dem Stuhl zu ſitzen und ſich gar nicht zu bewegen. Nein, nein, ich will nicht gemalt werden.

Sire, bedenken Sie aber, daß Ihr Portrait von Ihrer Frau Mutter gewünſcht wird, und daß ſie es in ihrem Salon zu haben begehrt.

Der Knabe ſeufzte. Ach, ſagte er leiſe vor ſich hin, ich wollte, das Portrait wäre für meinen lieben Papa beſtimmt, dann würde ich mich ſehr gern malen laſſen.

Wer weiß, Sire, ſagte Iſabey, welcher die leiſen Worte des Knaben dennoch verſtanden hatte, wer weiß, ob es Ihr Herr Vater, der Kaiſer, nicht doch noch einmal erhält, und ob es alſo nicht für Ihn iſt, daß Sie mir heute eine Sitzung bewilligen.

Wenn das ſo iſt, ſo will ich ſitzen, rief der Prinz lebhaft, — das heißt, ſetzte er zögernd hinzu, ich mache eine Bedingung!

Was für eine Bedingung, mein Prinz?

Der Knabe ſchaute den Maler mit zärtlichen, flehenden Blicken an. Ich mache die Bedingung, ſagte er, daß Sie mir wieder eine ſo hübſche Geſchichte von meinem lieben Papa erzählen, wie Sie es geſtern thaten.

Ich nehme die Bedingung an, ſagte Iſabey lächelnd. Ihr Vater, der große Kaiſer Napoleon, hat ſo viel Großes und Herrliches gethan,

daß es niemals ſchwer fällt, von ihm Neues zu erzählen. Kommen Sie alſo in das Malzimmer und erlauben Sie, daß ich Ihnen als Ober-Ceremonienmeiſter vorauf gehe und Ihnen die Pforten öffne.

Er verneigte ſich tief vor dem kleinen Napoleon und der Gräfin, und durchſchritt dann mit gravitätiſchen Schritten das Gemach, um die großen Flügelthüren da drüben zu öffnen.

Der Prinz reichte ſeiner „Quiou" die Hand und folgte lächelnd dem Maler in das anſtoßende Gemach. Hier, in dem Malzimmer, ſtand auf einer großen Staffelei das angefangene Portrait des kleinen Napoleon, daneben der geöffnete Malkaſten und die Palette, auf welche der kunſtgeübte Diener Iſabey's ſchon die Farben in ihrer Reihenfolge aufgeſetzt hatte.

Fangen wir ſogleich an, rief der Knabe, indem er ſich auf den mit Goldbrocat überzogenen Lehnſtuhl ſetzte, welcher der Palette gegenüber ſtand.

Die Gräfin ordnete ſeine reichen, bis auf die Schultern niederringelnden Locken, und gab ihm die Stellung, in welcher er gemalt ward. Iſabey nahm ſeine Palette in die linke Hand, und den Pinſel in die Farben eintauchend, wollte er eben zu malen beginnen.

Halte là, rief Napoleon lebhaft, Sie dürfen erſt anfangen zu malen, wenn Sie auch anfangen zu erzählen!

Nun, ich fange an zu erzählen, ſagte Iſabey lächelnd. Hören Sie alſo, Sire!

Und indem Iſabey jetzt eifrig malte, bald die Augen feſt auf ſeine Arbeit gerichtet, bald hinüberſchauend auf das Kind, das mit lächelndem Angeſicht, mit freudeſtrahlenden Augen ihm zuhörte, begann er zu erzählen:

Sire, ich will Ihnen heute einige kleine Züge aus der Kindheit Ihres Vaters, des Kaiſers Napoleon erzählen. Denn Sie müſſen wiſſen, der Kaiſer, ein ſo großer und erhabener Mann er jetzt iſt, war doch auch einmal ein kleiner Knabe, und was noch mehr ſagen will, er war zuweilen ein unartiger Knabe. Das heißt, wenn man das unartig nennen will, daß er durchaus immer beſchäftigt, immer thätig ſein *wollte,* und ſogar des Nachts keine Ruhe fand, um zu ſchlafen.

Vielleicht aber kam das daher, weil er mit seinen vier Brüdern in Einem und demselben Zimmer schlief, und das Geräusch der schlafenden und schnarchenden Brüder ihn, den lebhaften Knaben, in seinem leichten Schlummer störte.

Warum sagte er da nicht seinen Kammerdienern, und seinem Gouverneur, daß er in einem andern Zimmer schlafen wolle, wo er die schnarchenden Brüder nicht hören konnte? fragte der kleine Prinz lebhaft.

Sire, damals hatte Ihr Vater noch keine Kammerdiener und keinen Gouverneur; denn damals war er noch kein reicher und mächtiger Kaiser, sondern der Sohn eines Advokaten Bonaparte, der auf der Insel Corsika wohnte. Ihr Vater, mein Prinz, hat es nicht so gemacht, wie die andern Kaiser und Könige, er hat sich nicht blos die Mühe genommen, geboren zu werden, um sich dann eines Tages auf den Thron zu setzen, sondern er hat sich die Mühe gegeben, große Thaten zu thun, und sich selber einen Kaiserthron aufzurichten. Damals aber war Ihr Vater nur noch der kleine Sohn des Advocaten Bonaparte und Niemand ahnte, welch' ein großer Mann er eines Tages werden würde. Er hatte keine Kammerdiener und keinen Gouverneur, er hatte nur seine Amme Cordelia; die aber liebte ihn grenzenlos, und wenn der kleine Napoleon Abends nicht einschlafen konnte, so setzte sich Cordelia vor sein Bett, und sang ihm vor, und erzählte ihm Geschichten und Mährchen, bis er ruhig ward und ihre Feenmährchen übergingen in seine Träume.

Aber eines Tages vermochten alle schönen Mährchen der treuen Amme Cordelia den kleinen Napoleon nicht einzuschläfern, er lag immer noch da mit offenen Augen, und weinte leise vor sich hin aus Aerger über seinen Bruder Louis, der sein Bett mit ihm theilte, und so laut schnarchte, als habe er ein ganzes Register von Orgelpfeifen in seiner Nase.

Die Amme Cordelia neigte sich über den kleinen Napoleon und küßte ihn. Sei ruhig, Napoleon, sagte sie bittend, schlafe jetzt ein, dafür gebe ich Dir auch, wenn Du groß bist, die ganze Insel Corsika! —

Und giebſt Du mir nicht auch Frankreich? fragte der kleine Napoleon, ſie trotzig anſtarrend.

Nun ja, ich gebe Dir Corſika und ganz Frankreich dazu, wenn Du jetzt einſchläfſt.

Ich will einſchlafen, wenn Du mir die ganze Welt giebſt, rief Napoleon heftig.

Ach, mein Kind, ſeufzte Cordelia, nimm ſie denn hin, die ganze Welt. Aber hüte Dich, mehr zu fordern, denn ſonſt müßten wir ja Gott im Himmel entthronen um Deinetwillen.

Es iſt gut, Delia, ſagte Napoleon, ich will jetzt ſchlafen, denn Du haſt mir Corſica, Frankreich und die ganze Welt geſchenkt, und wenn ich groß bin, werde ich mir das Alles nehmen, was Mein iſt. Ich bin alſo König von Corſika, von Frankreich und der ganzen Welt. —

Er legte ſich ruhig nieder, und ſchlief wirklich ein. — Von dieſem Tage an nannte der kleine fünfjährige Knabe ſich immer nur „König von Corſika und Frankreich", und er beeilte ſich vor allen Dingen ſich eine Armee zu bilden. Alle Knaben ſeiner Nachbarſchaft, ſelbſt Diejenigen, welche älter und größer waren, als Er, gehorchten ihm dennoch, und ließen ſich von ihm täglich in Schlachtordnung aufſtellen und einexerciren, — nur war das militairiſche Exercitium ganz und gar von des kleinen Napoleon Erfindung. Oft rückte er auch mit ſeinen Truppen aus der Stadt hinaus, um Schlachten zu liefern, und Eroberungen zu machen. Aber da kein Feind da war, ſo lieferte er mit ſeinen Soldaten den Blumen und Bäumen in den Gärten ſeine Schlachten, und Blumen und Früchte waren dann die einzigen Eroberungen der tapfern Armee. — Doch den Leuten, welchen die Gärten gehörten, gefielen dieſe Schlachten ganz und gar nicht, und ſie gingen zu dem Vater Napoleons, zu dem Advocaten Bonaparte, und beklagten ſich über ſeinen Sohn, und verlangten, daß er den kleinen Napoleon tüchtig beſtrafe, weil er ein Räuber ſei.

Der kleine Napoleon war bei der Anklage gegenwärtig geweſen, und er trat jetzt mit blitzenden Augen, die Arme über der Bruſt in einander geſchlagen, vor ſeine Ankläger hin.

Ich bin kein Räuber, ſagte er ſtolz, ich bin ein Feldherr, und meine Soldaten mußten das Fouragiren lernen. — Die Leute lachten, und verziehen ihm das Fouragiren, wenn er verſprechen wollte, ſeine Schlachten künftig nicht wieder in ihren Gärten zu liefern. Napoleon verſprach es, und verſprach auch ſeiner guten Amme Cordelia, daß er ſich jetzt wie ein Mann und ein Feldherr betragen, und niemals mehr Abends im Bett weinen wolle, wenn ſein Schlafgefährte, der Bruder Louis, ſo laut ſchnarchte. — Er hielt auch Wort, und als Abends Louis wieder ſo heftig ſchnarchte, da weinte Napoleon nicht, ſondern er lag ganz ſtill, und ſah mit ſeinen großen feurigen Augen ſeine Amme Cordelia ſpöttiſch an, indem er flüſterte: „Er wird doch wohl einmal aufhören, wie ein Eſel zu ſchreien.“ Als aber Louis immerfort ſchnarchte, da ward der kleine Napoleon zornig, und ſchüttelte und rüttelte ſeinen Bruder ſo heftig, bis dieſer die Augen aufſchlug und erwachte.

Warum weckſt Du mich, Napoleon? fragte er ſeufzend.

Weil Du ſchnarchteſt, wie ein Eſel, und weil ſich das nicht geziemt für den Bruder des Königs von Corſika und Frankreich, ſagte Napoleon trotzig.

Ach, ſeufzte Louis, ich träumte eben ſo ſchön und prächtig.

Und was träumteſt Du denn?

Ich träumte, daß ich König wäre, und eine goldene Krone auf meinem Haupte trüge!

Wie, rief Napoleon heftig, was bin denn ich, wenn Du König biſt? Dann muß ich doch zum Allerwenigſten Kaiſer ſein!

Zum Allerwenigſten? fragte Louis ſchüchtern. Kann man denn noch mehr ſein?

Ja, man kann noch mehr ſein, rief Napoleon, man kann ein berühmter Feldherr ſein, ein berühmter Mann, und das iſt mehr als König und Kaiſer und Papſt, das iſt ſo viel als der liebe Gott ſelber iſt!

Die gute Cordelia drückte mit einem Ausruf des Schreckens ihre Hand auf Napoleons Lippen, und neben dem Bett auf ihre Kniee ſinkend, rief ſie: „Bete, Napoleon, bete, daß der liebe Gott Dich nicht ſtrafe für Deinen Uebermuth, und nicht in's Gericht mit Dir gehe,

wenn Du es eines Tages verſuchen willſt, ihm gleich zu ſein!" — Sie begann Gebete zu murmeln; Napoleon lag ganz ſtill und hörte auf dieſe Gebete, die wie das leiſe Geplätſcher einer Quelle an ſein Ohr ſchlugen, und unter dieſem Geplätſcher ſchlief er ein. Aber noch im Schlaf murmelte er leiſe: „ich will Kaiſer werden! Ich will ein berühmter Mann werden!"

Und er hat Wort gehalten, jubelte der kleine König von Rom, vergnügt ſeine kleinen Hände in einanderſchlagend, und ganz vergeſſend, daß er ſtill ſitzen müſſe, damit ſein Portrait gemalt werden könne. Ja, mein lieber Papa hat Wort gehalten, er iſt Kaiſer geworden, ein berühmter Feldherr! Oh, mein lieber Herr Iſabey, ich danke Ihnen! Welch' eine ſchöne Geſchichte haben Sie mir erzählt. Wenn Sie mir noch mehr von meinem Papa erzählen wollen, werde ich den ganzen Tag, die ganze Nacht, und immerfort ſtill ſitzen, bis mein Portrait vollendet iſt.

Iſabey lächte und war eben im Begriff eine Antwort zu geben, als ein Bedienter in der Thür des Malzimmers erſchien, und ſich der Gräfin nähernd, leiſe ſagte: der Herr Marſchall von Ligne iſt da, und wünſcht Sr. Majeſtät dem König von Rom ſeine Aufwartung zu machen!

Der Knabe ſprang auf, und heftig ſeine Arme vor ſich ausſtreckend, als wolle er ein nahendes Schreckniß von ſich abwehren, rief er: ein Marſchall will mich beſuchen? Nein, nein, ich will keinen Marſchall empfangen. Die Marſchälle haben meinen Vater verrathen! Keiner von ihnen ſoll zu mir kommen!*)

Aber Sire, ſagte die Gräfin begütigend, dies iſt keiner von den franzöſiſchen Marſchällen. Es giebt auch außerhalb Frankreichs Marſchälle, und dieſer Marſchall iſt nicht von Ihrem Herrn Vater, ſondern vom Kaiſer von Oeſterreich ernannt worden.

Ich will ihn dennoch nicht ſehen, murmelte der Knabe, ich will niemals wieder einen Marſchall ſehen.

---

*) Des Königs von Rom eigene Worte. Siehe: Comte de la Garde: *Mémoires.* I. 99.

Wiſſen Sie aber, wer dieſer Marſchall iſt, Sire? Es iſt ein guter Freund von Ihnen, und Sie haben ohne Zweifel ſeinen Namen mißverſtanden?

Ich habe nur gehört, daß es ein Marſchall iſt, der mich beſuchen will, und ich will ihn nicht empfangen, ſagte der Knabe trotzig.

Aber Sire, es iſt ja der Marſchall Fürſt von Ligne —

Wie, es iſt mein lieber Fürſt Ligne? rief der Knabe fröhlich. Er ſoll kommen, der gute liebe Fürſt. Laufe, Jacques, laufe, damit er nicht länger warten muß! Oh, ich will ſelber gehen, und ihn willkommen heißen!

Und leicht und anmuthig wie ein Vogel flatterte der Knabe durch das Zimmer in das anſtoßende Gemach, um dieſes durcheilend in den Vorſaal zu gehen.

IV.

Der Fürſt von Ligne.

Indeß war der Lakay dem Prinzen ſchon zuvorgekommen, und hatte den Fürſten benachrichtigt. Jetzt öffnete er die Thür, und auf der Schwelle erſchien die lange hagere Geſtalt des alten Fürſten von Ligne, des einſtigen Freundes der Kaiſerin Katharina, des Kaiſers Joſephs des Zweiten, und des Königs Friedrich des Großen. Achtzig Jahre waren über ſein Haupt dahin gegangen, ohne ſeinen graden ſtolzen Rücken zu beugen, ohne das Feuer ſeiner Augen zu trüben, und ohne den Ausdruck der Heiterkeit und des Lebensgenuſſes aus ſeinem edlen und geiſtvollen Antlitz zu verwiſchen. Das Alter hatte wohl die Jahrzehnte mit hartem Griffel auf ſeiner Stirn verzeichnet, es hatte wohl ſeine Haare gebleicht, die wie die ungeheure Mähne eines Löwen bis auf ſeine Schultern niederhingen, aber es hatte keine Furchen durch ſein Herz gezogen, es hatte den Geiſt und die Phantaſie

des Fürſten nicht abgemattet. Der Fürſt von Ligne war mit achtzig Jahren noch immer ein heiterer, feiner, lebensfroher Geſellſchafter, ein geiſtvoller Mann, ein feiner Satyriker, der mit heiterm Spott jede Lächerlichkeit geißelte, und deſſen piquante Witzworte noch jetzt, wie ſchon vor funfzig Jahren, von ganz Wien, ja von ganz Europa wiederholt wurden.

Ah, mein lieber Fürſt Ligne iſt da! rief der kleine Napoleon, zu dem Greiſe hineilend, und ihm ſeine beiden Hände darreichend.

Ja, der Fürſt Ligne iſt da, die Signalſtange der alten Zeit iſt da, ſagte der Fürſt heiter lachend, indem er den Knaben in ſeinen Armen emporhob, und ihn herzlich küßte. Mein Herz ſehnte ſich zu ſehen, wie es meinem kleinen König hier ergeht; während die großen Könige in Wien ſo viel tanzen und lachen und ſchwatzen, wollte ich mich bei Ihrer kindlichen Weisheit ausruhen von all' den altklugen Thorheiten, die ich in Wien mit anſchauen muß. Sagen Sie, Sire, bin ich willkommen?

Von Herzen willkommen, ſagte der Knabe, indem er ſeine beiden kleinen Arme um des Fürſten Nacken legte, einen Kuß auf des Fürſten Stirn drückte. Aber ich will Sie um Etwas bitten, Herr Fürſt, und Sie müſſen mir einen Gefallen thun!

Alles, Sire, nur müſſen Sie nicht verlangen, daß ich, weil ich ſo hübſch groß bin, Ihnen einige Sterne vom Himmel herunterholen ſoll.

Ich verlange das auch nicht, denn ich weiß wohl, daß die eigentlichen Sterne viel zu hoch ſind für die Menſchen, und daß ſie ſich darum Sterne von Gold und Brillanten machen, die ſie auf ihre Bruſt ſtecken, und „Orden" nennen. Sie ſollen mir blos den Gefallen thun, ſich bei mir niemals als Marſchall anmelden zu laſſen. Ich liebe die Marſchälle nicht, aber ich liebe Sie, und nicht wahr, Sie werden es nicht mit mir ſo machen, wie es die Marſchälle mit meinem Vater gemacht haben, Sie werden mich nicht verrathen?

Der Fürſt hatte den Prinzen ſanft aus ſeinen Armen auf den Boden niedergleiten laſſen, und ſchaute jetzt mit einem wehmüthigen Lächeln zu ihm nieder.

Nein, ſagte er, ich werde Sie nicht verrathen, obwohl ich ein

Marſchall bin, und niemals werde ich bei Ihnen mich anders melden, als indem ich Ihnen ſagen laſſe: „der alte Freund iſt da, um mit ſeinem jungen Freund zu ſpielen!“ — Aber kommen Sie, Sire, wir wollen erſt die Frau Gräfin begrüßen!

Ja, kommen Sie, rief der Prinz, den Fürſten mit ſich fortziehend, und betrachten Sie dann auch mein Bild, das der gute Iſabey malt.

Der Fürſt betrat mit dem kleinen Prinzen das Malzimmer, an deſſen Thür die Gräfin ihn mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung empfing, während Iſabey vor ſeiner Palette ſaß und malte.

Fürſt Ligne begrüßte die Fürſtin mit jener chevalereſken Höflichkeit und Grazie, wie er ſie an dem Hof der großen Katharina geübt, und mit der er ſelbſt die Marquiſe Pompadour für ſich gewonnen hatte. Dann wandte er ſich dem Maler zu, und betrachtete ſchweigend und mit forſchenden Blicken das faſt vollendete, lebensgroße Bild des kleinen Prinzen.

Welch' eine frappante Aehnlichkeit, rief er, mit wie viel Grazie, Feinheit und Genialität das aufgefaßt iſt! Wahrlich, mein Herr, Sie haben da ein Meiſterwerk geſchaffen, das nicht blos Ihrem Talent, ſondern auch Ihrem Geiſt und Ihrem Herzen Ehre macht. Sie haben nicht blos mit dem Pinſel, ſondern auch mit dem Herzen und dem Geiſt gemalt. Es iſt eine reizende und hochpoetiſche Elegie, welche Sie da auf die Leinwand gezaubert haben. Sie haben nicht ein Kind gemalt, ſondern eine Sternenblume, die in reizender Unſchuld und Schönheit auf den Trümmern von Rom blüht; dieſe großen blauen Augen ſcheinen wehmüthig zu fragen: „wollt Ihr mich blühen laſſen auf meinen eigenen Trümmern?“ Dieſes Lächeln, das die purpurnen Lippen wie der Traum eines Engels umſchwebt, ſcheint zu bitten: „gönnt mir ein wenig Sonnenſchein und Glück, denn ich muß verwelken, wenn ich im Schatten ſtehen ſoll.“ Mein Meiſter, Sie haben da nicht ein Bild geſchaffen, ſondern ein Gedicht!

Durchlaucht, rief Iſabey freudig, Sie ſchufen das Gedicht, aber ich bin ſchon zufrieden, daß mein Bild Sie dazu begeiſtern konnte. Ich bin nach Wien gekommen mit dem Wunſch, daß ich die Portraits

aller der berühmten und erlauchten Perſonen, die ſich jetzt hier befinden, malen dürfte, und ich hätte eigentlich bei Ihnen den Anfang machen müſſen.

Ah gewiß, lachte der Fürſt, in meiner Eigenſchaft als Großmeiſter des Alters!

Nein, Durchlaucht, in Ihrer Eigenſchaft als Vorbild alles Deſſen, was es Großes und Ruhmvolles in dieſem Jahrhundert giebt, ſagte Iſabey ſich tief verneigend.

Der Fürſt wandte ſeine Augen wieder dem Portrait zu. Dies Bild hat eine wunderbare Aehnlichkeit mit einem andern Portrait, das ich beſitze, ſagte er, mit einem Portrait, das Joſeph den Zweiten als Kind darſtellt, und das mir Maria Thereſia zum Geſchenk gemacht hat. Nun, Sire, ich gratulire Ihnen, dieſe Aehnlichkeit mit einem großen Mann iſt eine glückliche Vorbereitung für die Zukunft!

Sagen Sie, Fürſt, fragte der Knabe haſtig, war dieſer Joſeph der Zweite, von dem Sie ſagen, daß ich ihm ähnlich ſehe, war er ein Oeſterreicher?

Ja, Sire, ein Kaiſer von Oeſterreich.

Dann thut es mir leid, daß ich ihm ähnlich ſehe!

Und weshalb, Sire?

Der Prinz hob ſeine großen blauen Augen langſam zu dem Fürſten empor, und ließ ſie dann mit einem forſchenden Ausdruck in dem Zimmer umher gleiten. Ich will es Ihnen erzählen, ſagte er, denn Sie, und die liebe Quiou und Freund Iſabey werden mir nicht böſe darüber ſein, und Sie werden es alle Drei keinem Menſchen wieder ſagen, — auch nicht, fügte er leiſe hinzu, auch nicht meiner Mutter, der Kaiſerin! Ich will Ihnen alſo erzählen, weshalb ich mich nicht freue, daß ich einem Oeſterreicher ähnlich ſehe. An dem Tage, an welchem ich meinen Papa Kaiſer zum letzten Mal ſah, war mein lieber Papa ſehr ernſt und traurig. Er ſpielte und lachte nicht mit mir, wie er ſonſt gethan, er ließ mich nicht exerciren und commandiren, ſondern er ſah mich immer ſo traurig an, ach, ſo traurig, daß ich auch gar nicht mehr ſpielen und lachen mochte, ſondern ganz ſtill zu ihm hinſchlich, mich zu ſeinen Füßen niederſetzte, und meinen Kopf auf ſein K nie legte.

Er nickte mir zu und ſagte: ich müſſe aber ganz ſtill ſein, er habe heute noch viel zu arbeiten, denn er wolle die Nacht zur Armee abreiſen. Ich lag auch ganz ſtill, ſo ſtill, als ob ich ſchliefe. Da kam Herr Miniſter Maret herein, und kaum hatte er die Thür geſchloſſen, ſo rief er: Sire, die Oeſterreicher ſind ſchon in Frankreich! Die Oeſterreicher auch? rief mein Papa; oh, Maret, Maret, dieſe Oeſterreicher ſind mein Unglück. Sie haben mich immer betrogen, immer getäuſcht, die Oeſterreicher haben es nie ehrlich gemeint! Sie ſehen jetzt, daß ich ſchwach bin, und deshalb hoffen ſie, daß ſie mich zertreten können. — Herr Maret ſagte: Sire, iſt nicht Ihr eigener Sohn ein halber Oeſterreicher? — Nein, nein, rief mein Papa, er ſoll immer nur ein ganzer Franzoſe ſein, denn das öſterreichiſche Blut hat Frankreich immer nur Unglück gebracht. Gott verhüte alſo, daß mein Sohn ein halber Oeſterreicher wäre, und Gott verhüte, daß er jemals ein ganzer Oeſterreicher werden ſollte. Schwören Sie mir, Maret, daß Sie das nicht leiden wollen, ſchwören Sie mir, daß Sie meinen Sohn lieber tödten, als leiden wollen, daß man ihn nach Oeſterreich bringt, und ihn zu einem Oeſterreicher mache. — Herr Maret wollte eben antworten, da kam ein anderer Herr herein, und ſie ſprachen von anderen Dingen. Ich lag noch immer da zu den Füßen meines Papa's, und während ſie dachten, daß ich ſchliefe, hatte ich Alles gehört, und ich that leiſe den Schwur, den Herr Maret nicht hatte leiſten wollen, ich ſchwur: niemals ein Oeſterreicher zu werden, und lieber zu ſterben, als nach Oeſterreich zu gehen! — Ach, aber ich habe doch nicht Wort halten können, und ſie haben mich doch nach Oeſterreich gebracht; ich konnt's nicht hindern, und ich wäre freilich gern geſtorben, aber ich wußte nicht, wie man's anfangen muß, um zu ſterben, und ſo hab' ich's denn leiden müſſen, daß ich nach Oeſterreich gebracht wurde. Aber ein Oeſterreicher will ich doch niemals werden, denn ſonſt würde mein Papa mich nicht mehr lieb haben. Nein, nein, ein Oeſterreicher will ich niemals werden; wenn ich erſt größer bin, ſo werde ich auch lernen, wie man's machen muß, um zu ſterben, und wenn ſie dann verlangen, daß ich ein Oeſterreicher werde, ſo ſterbe ich, ganz gewiß, dann ſterbe ich, damit mein Papa mich lieb behält! Und darum, Herr Fürſt, darum

iſt es mir nicht lieb, daß ich einem Oeſterreicher gleiche, denn die Oeſterreicher haben meinem Papa Kaiſer Unglück gebracht!

Der Knabe ſchwieg, aber Niemand antwortete ihm, alle Geſichter waren düſter und wehmuthsvoll, und allen Herzen ſchien die ſanfte melodiſche Stimme des Prinzen wie ein Lied der Klage, der Trauer und der ſchmerzlichen Erinnerungen erklungen zu ſein, denn Thränen rollten über die bleichen Wangen der Gräfin nieder, Thränen umdüſterten die Augen Iſabey's, daß er nicht malen konnte, und ſelbſt die Augen des achtzigjährigen Fürſten fanden dieſes ſalzige Naß wieder, das ſeit manchem langen Jahr ſeine Wimpern nicht befeuchtet hatte.

Aber er wollte dieſer Stimmung nicht nachgeben, er wollte ſich ihr mit Gewalt entreißen. Er neigte ſich nieder und drückte einen Kuß auf Napoleons goldene Locken. Mein Kind, ſagte er leiſe, erzählen Sie dieſe Geſchichte Niemanden anders, als uns, und ſagen Sie es Niemand, daß Sie kein Oeſterreicher ſein wollen. Und jetzt, Sire, jetzt erlauben Sie mir, Ihnen das kleine Geſchenk zu zeigen, das ich Ihnen mitgebracht habe.

Er zog ein kleines Käſtchen von rothem Maroquin aus ſeinem Buſen hervor und reichte es geöffnet dem Prinzen dar. Es enthielt einige große Medaillen von ſeltener Schönheit, Medaillen, die einſt bei Gelegenheit und zur Feier der Geburt des Königs von Rom geſchlagen worden.

Es iſt ein Andenken an Frankreich, ſagte der Fürſt lächelnd, erkennen Sie wohl dieſe Medaillen?

Der kleine Prinz betrachtete ſie aufmerkſam. Ja, ſagte er mit einem ſanften Lächeln, ich erkenne ſie, dieſe Medaillen ſind gemacht, als ich noch König war?*)

Und wer hat Ihnen denn geſagt, daß Sie jetzt nicht mehr König ſind? fragte der Fürſt.

Der Kaiſer von Oeſterreich und die Kaiſerin, ſagte Napoleon traurig, und die kleinen Erzherzöge ſagen es mir, ſo oft ich mit ihnen

*) Des Prinzen eigene Worte. Siehe: Comte de la Garde. I. 105.

zuſammenkomme, und ſie lachen und weiſen mit Fingern nach mir hin und ſingen dazu: „Seht, ſeht, in der Wiege war er König, und jetzt iſt er gar nichts mehr!“ Aber wenn man mir es auch nicht geſagt hätte, ſo wüßte ich es doch, daß ich kein König mehr bin, denn ich habe keine Pagen mehr, und wenn die liebe Quiou nicht wäre, ſo müßt' ich immer allein ſein, und —

Auf einmal erhellte ſich das Antlitz des Knaben und ein glühendes Roth übergoß ſeine Wangen. Von draußen ertönten die ſchmetternden Klänge militairiſcher Muſik, mit welchen einige Regimenter ungariſcher Huſaren, vom Exerciren heimkehrend, an dem Schloſſe vorüberzogen.

Der kleine Napoleon flog zum Fenſter hin und ſchaute hinaus, bis der letzte Huſar um die Biegung des Weges verſchwunden war. Dann wandte er ſich wieder den Freunden zu und ein glückliches ſtolzes Lächeln verklärte jetzt ſein Angeſicht.

Es waren die Lanciers meines Papa Kaiſers, ſagte er, in kindlicher Unſchuld die Gegenwart mit der Vergangenheit verwechſelnd. Jetzt, Herr Fürſt, jetzt fällt mir ein, daß ich Ihnen auch noch etwas Schönes zu zeigen habe, rief er heiter. Kommen Sie und ſehen Sie einmal, welche ſchöne Soldaten mir der Herr Erzherzog Carl geſtern gebracht hat.

Und er zog den Fürſten in das andere Zimmer und zu ſeinem Spieltiſch hin. Sehen Sie einmal, rief er eifrig, es ſind Soldaten, die ihre Arme und Beine bewegen, exerciren und manövriren können, als wenn ſie wirkliche Menſchen wären.

In der That, der kleine Prinz hatte Recht, dieſe Soldaten von Holz benahmen ſich, als ob ſie wirkliche Menſchen wären. Es war ein Trupp Cavalleriſten, die auf beweglichen und zuſammenhängenden Klötzen ſtehend, durch einen künſtlichen Mechanismus ſo eingerichtet waren, daß ſie alle militairiſchen Evolutionen ausführen, ſich auseinander bewegen, ſich entwickeln und in Colonnen aufſtellen konnten.

Ach, das iſt eine allerliebſte Armee, rief der Fürſt lächelnd, ganz würdig des Feldherrn, der ſie zur Schlacht führen ſoll. Denn nicht wahr, Sie verſtehen ſchon mit Ihrer Armee da zu manövriren?

Ich kann ſie das ganze Manöver machen laſſen, ſagte Napoleon ſtolz.

Nun denn, Sire, zum Manöver! rief Fürſt Ligne mit lauter Commandoſtimme. Und mit einem Ernſt, als ginge es zu einer wirklichen Schlacht, zog er ſeinen Degen, ſalutirte vor dem Prinzen und ſtellte ſich dann in militairiſcher Haltung neben dem Tiſch auf.

Und mit eben ſolchem Ernſt, ganz Aufmerkſamkeit und Spannung, legte Napoleon die Hand an die Schraube, welche ſeine Armee bewegte.

Aufgepaßt! rief der Fürſt mit ſchallender Stimme. Aufgepaßt!

Und mit unerſchütterlichem Ernſt ertheilte er jetzt das erſte Commando. Und mit unerſchütterlichem Ernſt führte der Prinz es aus. Dann folgte ein zweites, ein drittes Commando, ebenſo ernſt gegeben, ebenſo prompt und ernſt ausgeführt.

Das Antlitz des Kindes glühte vor Begeiſterung und Kriegsluſt, und ein Abglanz dieſer Gluth röthete die Wangen des Greiſes. Eben ſollte das letzte große Manöver beginnen, als ſie durch das Eintreten des Lakaien unterbrochen wurden. Er meldete der Gräfin Montesquiou, daß der Commodore Sir Neil Campbell mit Erlaubniß der Kaiſerin dem Prinzen einen Beſuch zu machen komme.

Die Gräfin winkte ihn einzulaſſen, Fürſt Ligne ſteckte ſeinen Degen wieder in die Scheide, der kleine Prinz ſchob ſeine Armee wieder in ihren Kaſten, und der Maler Iſabey kehrte wieder in das andere Zimmer und zu ſeiner Palette zurück.

Die Thür öffnete ſich jetzt, und Sir Neil Campbell trat herein. Mit aller Feierlichkeit, Steifheit und Würde eines Sohns Albions durchſchritt er das Gemach und machte den Anweſenden ſeine militairiſchen Verbeugungen.

Sire, ſagte die Gräfin, ſich dem Prinzen zuwendend, der Herr Commodore Neil Campbell iſt einer von den vier Herren, die Se. Majeſtät den Kaiſer, Ihren Herrn Vater, von Fontainebleau nach Elba begleitet haben.

Das Antlitz des kleinen Prinzen verfinſterte ſich. Der Herr war alſo einer von den vier Gefangenwärtern meines Vaters? fragte er

mit faſt drohendem Ton, die Arme in einander ſchlagend, und den Engländer trotzig anblickend.

Aber Sire, ſagte die Gräfin faſt verlegen, dieſer Herr will Sie beſuchen. Ihre Frau Mutter hat es ihm erlaubt, Sie müſſen den Herrn Commodore alſo willkommen heißen.

Nein, rief der Knabe, heftig mit dem Fuß ſtampfend, nein, ich heiße ihn nicht willkommen, denn er hat meinen Papa in's Gefängniß geführt!

Sie werden ihn doch willkommen heißen, Sire, ſagte der Fürſt Ligne lächelnd. Sie werden ihn willkommen heißen, wenn ich Ihnen eine kleine reizende Geſchichte von dem Herrn Commodore erzählt habe. Sie erlauben es mir doch, Herr Commodore.

Ach, mein Fürſt, rief Sir Neil, Jeder wird unſterblich, dem Fürſt Ligne die Ehre erzeigt von ihm zu ſprechen.

Der Fürſt dankte mit einem Lächeln, und wandte ſich wieder dem Prinzen zu.

Es iſt wahr, Sire, ſagte er, Sir Neil Campbell war Einer von den vier Herren, welche nach Fontainebleau geſchickt waren, um den Kaiſer Napoleon nach Elba zu begleiten, als Gefangenwärter, wie Sie vorhin ſagten. Aber Sir Neil Campbell war, wie Sie gleich ſehen werden, ein ſehr milder Gefangenwärter. Er war zugegen, als der Kaiſer auf dem Hof des Schloſſes Fontainebleau von ſeiner Garde Abſchied nahm. Er hörte jene erhabene, rührend ſchöne Rede, mit welcher Napoleon, Ihr Vater, Sire, ſeinen Kriegern das letzte Lebewohl ſagte, und als der Kaiſer die Adler küßte, und als nun der allgemeine Jubel losbrach, als alle die Krieger ihre Schwerter hoben, ihre Fahnen ſchwenkten, und alle ihre Stimmen ſich vereinigten zu dem Einen weithallenden, begeiſterten Ruf: vive l'Empereur! da vergaß Sir Campbell, daß Er einer von den vier Commiſſairen war, welche den Kaiſer eben fortführen ſollten, und hingeriſſen von Begeiſterung und Rührung ſchwenkte auch Er ſeinen Hut hoch in die Luft, und während ihm die Thränen über die Wangen rollten, rief er wie die Andern: vive l'Empereur!*)

*) Comte de la Garde. I. 102.

Iſt das wahr, mein Herr? fragte der kleine Napoleon, mit ſtrahlenden Augen den Engländer anſchauend.

Es iſt wahr, ſagte Sir Campbell langſam und feierlich. Ich habe gerufen: vive l'Empereur! und wenn ich jene erhabene Scene noch einmal erlebte, würde ich noch einmal rufen: vive l'Empereur!

Der Knabe trat raſch auf ihn zu, und reichte ihm beide Hände dar. Ich danke Ihnen, mein Herr, ſagte er, und ich heiße Sie willkommen!

Nicht wahr, fragte Frau von Montesquiou lächelnd, jetzt freuen Sie ſich, Sire, dieſen Herrn zu ſehen, der Ihren Herrn Vater nach Elba begleitet hat, und der ihn erſt vor kurzer Zeit verlaſſen?

Ja, ich freue mich, ſagte das Kind leiſe, aber wir dürfen das hier Niemand ſagen, hört Ihr, Niemand!

Ich habe Ihren Vater nicht blos erſt kürzlich geſehen, ſagte der Commodore, ſondern ich werde ihn auch bald wieder ſehen, denn ich reiſe noch heute wieder ab, und werde mit meinem Schiff ganz nahe bei Elba ſein.

Oh, wenn Sie meinen Papa Kaiſer ſehen, rief der Prinz mit zitternder Stimme, wenn Sie ihn ſehen, ſo grüßen Sie ihn, und ſagen Sie ihm, daß ſein armer kleiner König von Rom ſo gern bei ihm ſein möchte, wenn man es ihm nur erlauben wollte.

Sire, ſagte Sir Campbell ernſt, Ihr Herr Vater hat mir einen Auftrag an Sie gegeben. Wollen Sie mir erlauben, daß ich ihn ausführe?

Thun Sie es, mein Herr, thun Sie es!

Ihr Herr Vater hat mir aufgetragen, Sie zu umarmen und Ihnen in ſeinem Namen einen Kuß zu geben!

Der Prinz ſchrie laut auf; zu Sir Campbell hinſtürzend, ſprang er in ſeine Arme und drückte einen langen glühenden Kuß auf ſeine Lippen.

Dann auf einmal in lautes Weinen ausbrechend, und ſeine kleinen Arme und das von Thränen überfluthete Antlitz zum Himmel erhebend, rief er mit herzzerreißendem Wehelaut: Oh, mein Vater, warum bin ich nicht bei Dir! Warum biſt Du nicht bei mir! Mein Vater, mein lieber, lieber Papa Kaiſer!

V.

Das Wappen und die Livrée Napoleons.

In Thränen aufgelöſt, an allen Gliedern bebend, verließ Marie Louiſe ihre Equipage, und kehrte ſchwankenden Ganges, leiſe Klagen und Seufzer ausſtoßend, in ihre Gemächer zurück.

Die Gräfin von Brignole ſoll ſogleich zu mir kommen, befahl ſie dem ihr die Thüren öffnenden Kammerdiener. Dann trat ſie in ihr Cabinet ein, und den Hut, den Mantel abreißend und ihn weit von ſich in das Gemach hinein ſchleudernd, ſank ſie auf einen Lehnſtuhl nieder, bedeckte ſich das Antlitz mit beiden Händen und weinte laut und bitterlich.

Gräfin Brignole hatte ſchon lange das Cabinet betreten, ohne daß Marie Louiſe ſie beachtet hatte. Sie ſtand unfern der Thür, und ſchaute mit aufmerkſamen und theilnahmsvollen Blicken zu der Kaiſerin hin, welche noch immer mit verhülltem Antlitz daſaß, und deren Seufzen und Schluchzen allein die Stille unterbrach. Endlich, als ſie ſah, daß Marie Louiſe immer noch nicht ihr Haupt emporrichtete, und gar nicht zu wiſſen ſchien, daß ſie gegenwärtig ſei, näherte ſich die Gräfin leiſe der Kaiſerin.

Ew. Majeſtät haben mich rufen laſſen, ſagte ſie mit ſanftem Ton.

Marie Louiſe zuckte zuſammen, ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten, und ſich von ihrem Fauteuil erhebend, ſchlang ſie mit leidenſchaftlicher Gewalt ihre Arme um den Hals der Oberhofmeiſterin.

Gräfin, rief ſie ſchluchzend, Gräfin, retten Sie mich! Laſſen Sie uns fliehen! Laſſen Sie uns in irgend einer Verkleidung dieſes Schloß verlaſſen, und zu meinem Gemahl flüchten! Oh, bei Napoleon allein iſt mein Platz, bei ihm allein iſt für mich Ehre, Ruhe und Glück!

Gelobt ſei Gott, daß Ew. Majeſtät das endlich anerkennen, ſagte die Gräfin freudig, gelobt ſei Gott, daß Sie dahin gehen wollen, wohin die Pflicht und die Ehre Eure Majeſtät allein rufen! Ja, es iſt wahr, Sie müſſen nach Elba, Sie müſſen zu Ihrem Gemahl hineilen.

Ihre Gegenwart wird für ihn nicht allein eine Freude, ſondern auch eine Stütze ſein. Man wird nicht wagen, die ſchlimmen Dinge auszuführen, welche man hier gegen den Kaiſer im Schilde führt, wenn Ew. Majeſtät an Napoleons Seite iſt, und daher Oeſterreich die Pflicht auferlegt, um Ihretwillen Schonung zu üben. Gehen Sie alſo zum Kaiſer, Majeſtät, er breitet Ihnen lange ſchon ſeine Arme entgegen, eilen Sie, ſich an ſeine Bruſt zu werfen!

Ja, rief Marie Louiſe entſchloſſen, ich will zu ihm hin. Ich ſehe es klar, daß dies die einzige Rettung iſt, die mir noch geblieben. Wir wollen uns ernſthaft damit beſchäftigen, Brignole, wir wollen ganz im Geheimen alle Vorbereitungen treffen. Ich muß fort, ich muß zu meinem Gemahl! Hier wagt man es, mich zu beleidigen, mich zu beſchimpfen, und Niemand iſt da, der mich ſchützt, Niemand, der ſich meiner erbarmt. Wiſſen Sie, Brignole, was man mir gethan, wie furchtbar man mich ſo eben in Wien beleidigt hat?

Ich hatte nicht die Ehre, Ew. Majeſtät nach Wien zu begleiten, ich weiß daher nichts.

Hören Sie alſo, wie man in dieſem gemüthlichen Oeſterreich, die Tochter des Kaiſers von Oeſterreich zu beſchimpfen wagt! Sie wiſſen, ich begab mich nach Wien, um mit der Kaiſerin Ludovica einige Beſuche zu machen, und mich der Kaiſerin von Rußland vorſtellen zu laſſen.

Ja, ich weiß, ſeufzte die Gräfin, daß die Gemahlin des Kaiſers Napoleon dieſe Demüthigung hat erfahren müſſen, daß ſie, nicht Incognito, ſondern in ihrer Staatscaroſſe, öffentlich vor aller Welt der Kaiſerin von Rußland den erſten Beſuch machte, ehe dieſe ihr den ſchuldigen erſten Beſuch gemacht. Oh, Majeſtät, ich konnte nur weinen vor unausſprechlichem Weh, als ich die Staatscaroſſe mit dem großen kaiſerlichen Wappen dahin rollen ſah, und dachte, daß dieſe und die Livréen des Kaiſers es den Straßen von Wien verrathen würden, daß Ew. Majeſtät ſich zu den Feinden Ihres erhabenen Gemahls begaben. Oh, wären Ew. Majeſtät mindeſtens in einfacher Equipage, ohne die große Livrée dahin gefahren, ſo —

Ja, Sie haben Recht, unterbrach ſie die Kaiſerin ungeſtüm, wäre

ich incognito dahin gefahren, ſo würde ich die Schmach und Beſchimpfung vermieden haben, die ich jetzt erdulden mußte. Denn man hat mich beſchimpft, Brignole, man hat mit Fingern auf mich gewieſen, und hat mich verſpottet und verlacht. Und weshalb? Weil ich das kaiſerliche Wappen Frankreichs an meiner Kutſche führe, weil mein Kutſcher und meine Lakaien die kaiſerliche Livrée und das mit der Kaiſerkrone gezierte N auf ihren Knöpfen tragen. Ich war zuerſt an der Burg vorgefahren, um die Kaiſerin Ludovica abzuholen. Mein Vater und meine Geſchwiſter kamen mich zu begrüßen, und es dauerte daher einige Zeit, ehe wir zu den Equipagen hinab ſtiegen. Der Wagen der Kaiſerin Ludovica fuhr zuerſt vor, und das Volk, das ſich in großer Menge um die Wagen gruppirt hatte, empfing die Kaiſerin mit lautem Vivatrufen. Alsdann aber, als mein Wagen vorfuhr, als ich einſtieg, brach dieſe rohe, elende Menſchenmenge in lautes Geſchrei, in Ziſchen und Pfeifen aus, und lachte und ſchrie, und zeigte mit Fingern auf mich, die ich halbohnmächtig in den Wagen zurückſank, und mich vergeblich fragte: was ich denn gethan, um dieſe Verhöhnung des Volkes zu verdienen? Endlich hielt der Wagen vor dem Hôtel der Kaiſerin von Rußland, und zitternd, mit angſtklopfendem Herzen ſtieg ich aus. Gott ſei Dank, die Straße war leer, unangefochten trat ich in das Hôtel, und begab mich mit der Kaiſerin unangemeldet in die Gemächer der Kaiſerin Eliſabeth. Sie empfing mich mit einer Zärtlichkeit, Zuvorkommenheit und Güte, wie ich ſie hier in Wien noch von Niemanden erfahren habe. Für ſie mindeſtens war ich noch immer die Kaiſerin, und ſie nannte mich ſo, und beobachtete alle Egards, die meinem Range gebühren. Das machte mich heiter und geſprächig, ich vergaß in der Unterhaltung mit Eliſabeth die unangenehme Scene, welche ich zuvor erlebt hatte, und verließ ganz ruhig die kaiſerlichen Gemächer, um zu meinem Wagen zurückzukehren. Aber unſere vor dem Hôtel wartenden Equipagen hatten eine ungeheure Menſchenmaſſe herangelockt, die doppelt ſo groß war, wie die, welche ich vorhin vor der Burg geſehen. Wieder beſtieg die Kaiſerin unter dem Zujauchzen der Menge ihre Equipage, und wieder, ſobald meine Equipage vorfuhr, begann das Schreien und Toben, das Pfeifen und

Ziſchen. Ich fühlte, wie meine Augen ſich mit Thränen füllten, und ich ließ den Schleier über mein Antlitz fallen, damit Niemand die Todesbläſſe ſehen ſolle, welche meine Wangen bedeckte. Man ließ mir kaum einen Weg offen, um in den Wagen zu gelangen, und als der Lakai dann die Wagenthür zuſchlug, ward das Schreien und Toben nur noch lauter. Der Kutſcher wollte abfahren, aber das Volk, das jetzt in dichten brauſenden Maſſen die ganze Straße erfüllte, das Volk litt es nicht. Es fiel den Pferden in die Zügel, und zwang ſie zum Stehen, es faßte den Vorreiter, und warf ihn unter Lachen und Geſchrei von ſeinem Pferde, es drohte mit geballten Fäuſten nach dem Kutſcher empor, und rief: „Still gehalten, ſtill gehalten! Wir haben der Madame, die im Wagen ſitzt, Etwas zu ſagen!“ — Ja, wir haben der Madame Etwas zu ſagen, lachte und brüllte die Menge, und jetzt wälzte ſich die tobende Maſſe bis dicht zu meinem Wagenfenſter hin. Ein rieſengroßer Menſch, der die Menge anzuleiten ſchien, klopfte mit der Hand an mein Wagenfenſter, und begehrte, daß ich es öffnete, weil er mir im Namen des Wiener Volkes Etwas zu ſagen habe. Ich raffte all' meinen Muth zuſammen, damit dieſer elende Pöbel nicht ſehen ſollte, wie ſehr ich mich ängſtigte, und ließ das Fenſter herunter. Hören Sie, Madame, ſagte der Menſch, den die Menge zu ihrem Redner ernannt, hören Sie, Madame, wir kennen Sie nicht, und wir wollen Sie auch nicht kennen. Aber wir haben gehört, daß Sie von Schönbrunn kommen, und ſicherlich fahren Sie dahin zurück. In Schönbrunn aber wohnt jetzt die Tochter unſers Kaiſers, die Erzherzogin Marie Louiſe, und wir glauben, daß ihr dieſer Wagen gehört, und daß ſie dieſe Livrée noch aus Frankreich mitgebracht hat. Sagen Sie aber der Erzherzogin, daß wir hofften, ſie ſei zu uns zurückgekehrt mit einem deutſchen Herzen und mit deutſcher Geſinnung, und daß wir überzeugt wären, es ſei nur aus Verſehen und Vergeſſenheit geſchehen, daß ſie noch das alte verhaßte franzöſiſche Kaiſerwappen und die häßliche kaiſerliche Livrée beibehalten habe. Sagen Sie ihr, der Maler und der Schneider müßten ſich ſehr beeilen, um ein anderes Wappen zu malen, und andere Livréen zu machen, denn dieſe Kutſche *und dieſe* Livréen wollten und könnten wir nicht mehr dulden. Wenn

ſie ſich noch einmal hier auf den Straßen zeigten, ſo würde das Volk ſie zerſtören. Sagen Sie das der Erzherzogin Marie Louiſe, ſagen Sie ihr, ſie ſoll uns in Wien, als die Tochter unſers Kaiſers, immer willkommen ſein, aber das abgedankte kaiſerliche Wappen und das gottverdammte N mit der Kaiſerkrone wollen wir nicht mehr ſehen!" — Nein, das wollen wir nicht mehr ſehen, rief und heulte der Pöbel ihm nach, fort mit dem Wappen, fort mit der Livrée! — Dem Kutſcher war es endlich gelungen, vorwärts zu fahren, aber das Volk lief ſchreiend und brüllend zu beiden Seiten meines Wagens her, es pfiff und heulte und tobte und drohte mir mit den Fäuſten, und zeigte mit Fingern nach mir hin. Ich ließ die Vorhänge nieder, um wenigſtens unbemerkt weinen zu können, und Gott mein Elend zu klagen, da doch auf Erden Niemand ſich meines Jammers erbarmen wollte.*)

Entſetzlich, rief die Gräfin, ja, Ew. Majeſtät haben Recht, man hat es gewagt Sie zu beſchimpfen, und die Polizei, welche ſonſt in Wien ihre Argusaugen überall offen hat, und Jedermann bewacht, die Polizei hat nicht für gut befunden, dieſen Scandal zu verhüten, ja, ſie hat ihn vielleicht ſogar hervorgerufen, um Ew. Majeſtät zu zwingen, die verhaßten Farben und Wappen des Kaiſers abzulegen. Ew. Majeſtät haben Recht, Sie dürfen nicht länger hier in Oeſterreich bleiben, denn Ew. Majeſtät ſind hier nicht ſicher vor Schmach und Beleidigung. Sie müſſen nach Elba zu Ihrem Gemahl, er wird Sie ſchützen, an ſeiner Seite allein werden Sie ſicher ſein. Bereiten wir alſo heimlich und in aller Stille Alles zur Flucht vor, ſuchen wir uns Vertraute, auf deren Verſchwiegenheit wir rechnen können, und die uns bei der Ausführung Ihrer Flucht hülfreiche Hand leiſten können.

Ja, thun wir das, ſagte Marie Louiſe zerſtreut, ich überlaſſe Ihnen das ganze Arrangement, ſorgen Sie für Alles. Aber iſt es Ihr Ernſt, Gräfin, meinen Sie wirklich, daß dieſer Scandal, den man mir da bereitet hat, nicht von dem Volk ausgegangen, ſondern von Anderen veranlaßt worden iſt?

---

*) Méneval: Mémoires. Vol. III. p. 85.

Ich bin davon überzeugt, ſagte die Gräfin raſch. Es iſt ein Angriff der Polizei —

Nein, rief Marie Louiſe heftig, nein, es iſt eine neue Bosheit des Grafen Neipperg! Oh, jetzt verſtehe ich Alles, jetzt weiß ich Alles! Meine Livréen, meine Wappen waren ihm lange ein Gegenſtand des Aergerniſſes, und er hat mich ſchon oft gebeten, dieſelben aufzugeben. Da ich es ihm abgeſchlagen, will er mich mit Gewalt dazu zwingen. Ja, ſo iſt es, Er iſt der Anſtifter dieſes Straßentumults! Deshalb auch iſt er ſeit geſtern nicht hier geweſen, deshalb hat er es nicht gewagt, vor mir zu erſcheinen. Oh, von dieſem Manne kommt mir alles Unglück und alles Wehe! Er ſchwebt über mir, wie der böſe Dämon, und ſo oft ich ihn ſehe, fühle ich es daher wie einen Dolchſtich in meinem Herzen, habe ich ein Gefühl, als ob ich fliehen müßte, um mich vor dem aufgehobenen Arm des Unheils zu erretten. Oh, ich haſſe, ich verabſcheue dieſen Mann, den mein Vater mir als Spion, als Aufſeher an meine Seite geſtellt; ich will ihn nicht da dulden, und müßte ich mich dem Zorn meines Vaters deshalb ausſetzen! Beſſer ſelbſt zu Grunde gehen, als ſolche Schmach und Demüthigung länger ertragen. Gleich, jetzt in dieſer Stunde ſoll es zur Entſcheidung kommen!

Sie ſprang zu dem Tiſch hin, und die Klingel ergreifend, ſchellte ſie heftig. Iſt der Graf Neipperg hier? fragte ſie den eintretenden Lakaien.

Zu Befehl, Majeſtät, der Graf iſt ſo eben angelangt.

Sagen Sie dem Grafen Neipperg, er ſolle ſich ſogleich hier in mein Cabinet begeben, ich wolle ihn ſprechen!

Was wollen Ew. Majeſtät thun? fragte die Gräfin Brignole, als der Lakai hinaus gegangen war.

Ich will den Verräther zur Verantwortung ziehen, rief Marie Louiſe, indem ſie mit haſtigen Schritten, die Arme über der Bruſt gefaltet, auf und nieder ging. Ich will ihm ſeine Hinterliſt und Bosheit in's Antlitz werfen, ich will ihm ſagen, daß Er es iſt, der mir dieſe empörende Scene in Wien bereitet hat, daß Er es iſt —

Die Thür des Vorſaals ward geöffnet, und der Lakai erſchien

wieder in derſelben. Se. Excellenz der General Graf Neipperg, meldete er.

Gut, er ſoll eintreten, rief Marie Louiſe, und ſich an die Gräfin wendend, ſagte ſie: gehen Sie, Brignole, laſſen Sie mich allein mit ihm! Wenn er mich beim Kaiſer verklagen will, ſoll er wenigſtens keine Zeugen wider mich anrufen können!

Die Gräfin verneigte ſich, und verließ durch eine Seitenthür das Cabinet. In demſelben Augenblick erſchien in der Thür des Vorſaals die ſchlanke und edle Geſtalt des Grafen Neipperg.

VI.

Das Entlaſſungsgeſuch.

Marie Louiſe ging noch immer mit raſchen Schritten auf und ab, den Grafen gar nicht beachtend, der in demüthiger Haltung neben der Thür ſtand und von der Kaiſerin erſt die Erlaubniß zu erwarten ſchien, um ſich ihr nähern zu dürfen.

Auf einmal blieb Marie Louiſe vor ihm ſtehen und ſah ihn mit flammenden Zornesblicken an. Weshalb waren Sie geſtern nicht hier, Herr Graf? fragte ſie ſtrenge.

Ich glaubte, Ew. Majeſtät bedürften meiner nicht, ſagte der Graf demüthig.

Marie Louiſe lachte höhniſch. Wirklich, Sie glaubten das, rief ſie. Nun, wenn Sie aber erſt kommen wollen, wenn ich Ihrer bedarf, Herr Graf, ſo hätten Sie niemals nöthig gehabt, mich mit Ihrer Nähe zu beläſtigen, denn in der That, ich habe Ihrer noch niemals bedurft!

Ich weiß das wohl, und Ew. Majeſtät haben ſchon oft die Gnade gehabt, es mir zu wiederholen, ſagte Graf Neipperg traurig. Aber Se. Majeſtät, mein Herr und Kaiſer, hatte mich zu der hohen Stelle

eines Ehrencavaliers Eurer Majeſtät ernannt, und dieſe Stelle legte mir die Pflicht auf, mich immer wieder in die Nähe Ew. Majeſtät zu drängen, ſo wenig willkommen ich auch ſein mochte.

Das iſt's, rief Marie Louiſe, es war Ihre befohlene Pflicht, hier in Schönbrunn und zu meinen Dienſten zu ſein! Ich wiederhole alſo meine Frage, mein Herr: warum waren Sie geſtern nicht hier in Schönbrunn? Warum vernachläſſigen Sie Ihre Pflicht? Sagen Sie mir die Wahrheit, mein Herr!

Ew. Majeſtät wollen die Wahrheit wiſſen? Nun wohl, da Sie es befehlen, werde ich ſie Ihnen ſagen: ich kam nicht nach Schönbrunn, weil ich weiß, daß Ew. Majeſtät meine Gegenwart verabſcheuen, und weil ich Sie wenigſtens für einen Tag von einem ſo verhaßten Anblick befreien wollte.

Ah, in der That, Sie ſind ſehr barmherzig, rief Marie Louiſe hohnlachend, Sie wollten mir alſo aus Erbarmen einen Tag der Ruhe gönnen, nachdem Sie mich ſechs Wochen lang nicht einen Tag dieſer Erholung würdig gehalten.

Majeſtät, wir waren auf der Reiſe, und es war daher unmöglich, mich fern zu halten und zu verbergen.

Und man muß geſtehen, daß Sie auch nicht den mindeſten Verſuch dazu machten, rief die Kaiſerin ſpöttiſch. Immer fand ich Sie an meiner Seite, immer beobachteten Sie mein Geſicht, um auf demſelben meine innerſten Gedanken zu errathen. Die Wünſche, die ich noch nicht ausgeſprochen, Sie hatten ſie ſchon auf dem Grunde meines Herzens geleſen, und ehe ich ihnen Worte geben konnte, waren ſie ſchon erfüllt. Sahen Sie, daß etwas mir unbequem und läſtig war, ſo räumten Sie es hinweg, noch ehe ich meine Lippen geöffnet, um es zu verlangen; laſen Sie in meinen Zügen, daß mir irgend Etwas angenehm war, ſo boten Sie es mir dar, ehe ich Zeit gehabt, es zu fordern. Gefiel mir eine Gegend, ſo fand ich am andern Tage ein Bild derſelben auf meinem Frühſtücktiſch — kurz, Sie verfolgten mich mit Ihrer Spionage in jedem Moment, auf jedem Schritte, und ich hätte mich in das Grab retten müſſen, um Ihrem fürchterlichen Spionirſyſtem zu entgehen.

Jetzt haben aber Ew. Majeſtät glücklicherweiſe ein anderes Mittel erſonnen, um ſich zu befreien von meinem Spionirſyſtem, wie Sie meine gehorſame Aufmerkſamkeit auf alle Ihre Wünſche zu nennen belieben.

Und welch' ein Mittel, wenn ich fragen darf?

Ew. Majeſtät werden mich in das Grab ſchicken, ſagte Graf Neipperg leiſe und traurig. Ew. Majeſtät wollten die Wahrheit wiſſen, weshalb ich geſtern nicht hierher gekommen? Nun, ich geſtehe, daß ich Ew. Majeſtät noch nicht ganz die Wahrheit geſagt habe, jetzt aber will ich ſie ſagen: ich war geſtern feig und ſchwach. Ich fühlte, daß ich nicht die Kraft hatte, wieder den Zorn und Spott Ew. Majeſtät zu ertragen. Mein Herz ſchmerzte von tauſend Wunden, die ich auf dieſer Reiſe empfangen. Ich wollte ſie wenigſtens einen Tag ausbluten laſſen, ehe ich neue Wunden empfing. Deshalb, Majeſtät, kam ich geſtern nicht nach Schönbrunn!

Das iſt nicht wahr, rief Marie Louiſe, zum zweiten Mal haben Sie mir die Wahrheit verhehlt. Ich aber will ſie Ihnen ſagen: Sie kamen nicht nach Schönbrunn, weil Sie in Wien beſchäftigt waren. Weil Sie die Leute anzuwerben hatten, welche ich heute auf den Straßen Wiens finden ſollte, weil Sie die Rede aufzuſchreiben hatten, welche der Anführer der Straßen-Emeute heute an meinem Wagen halten ſollte. Sie kamen nicht nach Schönbrunn, weil Sie mit der Polizei Ihre Verabredungen zu treffen hatten, damit ſie Ihnen kein Hinderniß in den Weg legte, und weil Sie Alles vorbereiten mußten zu der ekelhaften und verächtlichen Scene, mit welcher der Pöbel Wiens ſich heute auf meine Koſten beluſtigen ſollte. Ach, mein Herr Graf, ich mache Ihnen mein Compliment, Sie ſind in der That ein ſehr geſchickter Theater-Regiſſeur, und Sie haben Ihr Volksdrama mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit in Scene geſetzt.

Mein Gott, mein Gott, wovon reden Ew. Majeſtät? fragte Graf Neipperg verwirrt und erſtaunt. Was iſt geſchehen? Wer hat es gewagt, Ew. Majeſtät zu beleidigen? Oh, ich beſchwöre Ew. Majeſtät, ſagen Sie mir, worüber Sie ſich zu beklagen haben? Sie ſprachen vom Pöbel, von einer Emeute? Was iſt denn geſchehen?

Ach, in der That, es steht Ihnen wohl an, den Erstaunten, den Unwissenden zu spielen, rief Marie Louise. Nicht wahr, Sie wissen es nicht, daß heute in Wien der Pöbel sich um meinen Wagen zusammengerottet hat? Sie so wenig, wie die Polizei, wissen es, daß dieser Pöbel mit Fingern nach mir gezeigt, mit Fäusten mir gedroht hat? Sie haben nichts davon gehört, daß man mit unverschämten Drohungen von mir verlangt hat, ich solle das Kaiserliche Wappen von meinen Equipagen nehmen, meinen Lakaien die Kaiserliche Livrée ausziehen lassen und ihnen andere Livrée und andere Knöpfe geben? So sagen Sie doch, daß dies Alles nicht von Ihnen veranstaltet ist? Schwören Sie doch, daß Sie gar nichts davon gewußt haben und ganz unschuldig sind an dem Insult, den man mir angethan.

Ja, ich bin unschuldig daran, ich schwöre es, sagte der Graf ernst und würdevoll. Es steht Ew. Majestät frei, mich zu hassen, aber Sie dürfen mich nicht verachten, Sie dürfen mich nicht einer schmachvollen und erbärmlichen Hinterlist fähig halten. Ich habe Ew. Majestät demüthigst gebeten, lieber jetzt aus Klugheit, wenigstens für einige Zeit, die Kaiserliche Livrée aufzugeben, nur so lange, bis der Congreß über Ihre Zukunft entschieden, bis man Ihnen gestattet hätte, nach Parma zu gehen, und dort als Souverainin Sich Selber zu leben. Ich wollte, indem ich an Ew. Majestät diese Bitte wagte, Sie bewahren vor dem Uebelwollen und der Mißstimmung der öffentlichen Meinung. Aber als Ew. Majestät mir meine Bitte abschlugen, habe ich mich demüthig gefügt, und niemals würde ich mich so weit vergangen haben, dem Willen Ew. Majestät auf so unwürdige Weise Trotz bieten zu wollen.

Ach, das sind Worte, leere Worte, rief Marie Louise, die Thaten sprechen gegen Sie.

Wie? rief der Graf, Ew. Majestät wagen es, zu bezweifeln und mich zu beschuldigen?

Ja, ich wage es, sagte Marie Louise, ihre herausfordernden Blicke auf das bleiche, wehmüthige Antlitz des Grafen heftend. Ich wage es, Sie zu beschuldigen!

Ew. Majeſtät haben alſo nicht gehört, daß ich Ihnen geſchworen habe, ich ſei an dieſer Infamie unſchuldig?

Ich habe das wohl gehört, mein Herr, aber ich habe Ihnen nicht geglaubt, ſagte Marie Louiſe mit jenem ſtolzen, kalten Ton, der nur den Fürſten zu Gebote ſteht, und der mehr kränkt und demüthigt, als es Worte und Beſchuldigungen vermögen.

Der Graf zuckte zuſammen und eine flammende Röthe überflog einen Moment ſein Antlitz. Majeſtät, rief er außer ſich, aber indem Sie meinem Schwur nicht glaubten, haben Sie mich in meiner Ehre beleidigt!

Nun denn, ich habe Sie beleidigt, ſagte Marie Louiſe ruhig, ich habe Sie beleidigt, was weiter?

Der Graf war im Begriff eine heftige Antwort zu geben, ſeine Lippen hatten ſich ſchon geöffnet — aber mit einer letzten, gewaltigen Kraftanſtrengung zwang er ſeine Worte wieder hinein in ſein Herz, und trat haſtig, als fürchte er die Nähe der Kaiſerin, einige Schritte zurück.

Ich ſehe es wohl, ſagte er tiefaufſeufzend, Ew. Majeſtät haßten mich wirklich.

Ja, ich haßte Sie, rief ſie faſt freudig. Ich räche mich mit meinem Haß dafür, daß man Sie an meine Seite geſtellt, damit Sie an mir Ihr Meiſterſtück machen ſollten, damit Sie durch Ihr liebenswürdiges und chevalereskes Benehmen mich darüber täuſchen ſollten, daß Sie mein Aufſeher ſind, damit Sie durch Ihre geiſtvolle und anregende Unterhaltung mich über mein Unglück zerſtreuen ſollten, damit Sie durch Ihre Demuth, Unterwürfigkeit und Verehrung mich belehren ſollten, daß ich noch immer eine hohe und der Verehrung würdige Fürſtin ſei, wenn ich auch nicht mehr eine Kaiſerkrone auf meinem Haupte trage. Ich räche mich mit meinem Haß dafür, daß Sie es verſuchen ſollen, meine Vergangenheit auszulöſchen und mich mit der Gegenwart zu verſöhnen. Aber ich ſage Ihnen, ich will die Vergangenheit nicht vergeſſen, ich werde ſie ewig beklagen, ewig zurück erſehnen, denn ich liebe meinen Gemahl, hören Sie es wohl, mein Herr General Graf Neipperg, ich liebe den Kaiſer Napoleon und ich werde ihn ewig lieben, ihn, und ihn allein.

Ich habe es gehört, Majestät, sagte der Graf sich tief verneigend, ich habe Alles gehört und Ihre Worte haben mein Herz wie Dolchstiche getroffen. Ich fühle, daß ich nicht mehr die Kraft habe, die Qualen, die ich erdulden muß, länger zu ertragen, die Last dieses Hasses auf mich zu nehmen, mit dem Ew. Majestät mein Haupt und mein Herz zerschmettern. Ich fühle mich zu schwach, um die Folter dieser kalten, verächtlichen Blicke, mit denen Ew. Majestät mich zermalmen, auch nur einen Tag noch zu ertragen, und ich werde es nicht länger mehr wagen, Ihrem Zorn und Ihrem Abscheu Trotz zu bieten. Ich bitte Ew. Majestät mich zu entlassen, denn ich will sogleich nach Wien zum Kaiser gehen, um Se. Majestät zu beschwören, daß er mir meinen Abschied bewilligt. Ich will heute noch dieses Land verlassen, in dem ich so unglücklich war, nur Haß und Abscheu zu erndten für eine Anbetung und Verehrung, die so tief, so heilig und rein war, daß ihre Seufzer, ihre Wünsche zu Gebeten wurden für die erhabene Frau, der ich mit Freuden mein Leben geopfert, für die mein Blut tropfenweise hinzugeben, für welche Folterqualen zu leiden mir eine Wonne und ein Entzücken gewesen wäre! Ich bitte Ew. Majestät mich zu entlassen!

Die Kaiserin erbebte, ein Ausdruck des Schreckens malte sich auf ihren Zügen, aber er verschwand schnell wieder, und sie nahm wieder ihre gleichgültige, stolze Miene an.

Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie, sagte sie, ich gebe Ihnen mit Freuden meine Entlassung, und zum ersten Male fühle ich mich Ihnen dankbar, denn Sie wollen mich befreien von der Wachsamkeit eines befohlenen Aufsehers. Gehen Sie!

Der Graf erblaßte und schwankte rückwärts. Ew. Majestät ermächtigen mich also, zu dem Kaiser zu gehen und mit Ihrer gnädigen Erlaubniß um meine Entlassung, um meinen Abschied nachzusuchen?

Ja, ich ermächtige Sie dazu, Herr Graf!

Graf Neipperg seufzte tief auf, und einen letzten Blick voll Schmerz und Verzweiflung auf die Kaiserin heftend, sagte er mit zitternder Stimme: so leben Ew. Majestät denn wohl! Ich gehe hin *um zu sterben*!

Er wandte ſich ab und durchſchritt langſam, gebeugten Hauptes, das Gemach.

Marie Louiſe ſchaute ihm nach mit bewegten, angſtvollen Mienen, ihr Buſen wogte, ihre Geſtalt bebte, ihre Augen waren unverwandt und mit einem wunderbar leuchtenden Ausdruck auf die gebeugte Geſtalt hingerichtet, die da langſam der Thür zuſchritt.

Jetzt legte der Graf die Hand auf den Griff der Thür, jetzt öffnete er ſie —

Herr Graf Neipperg, rief die Kaiſerin mit einem Ton, der faſt einem Schrei glich.

Der Graf wandte ſich um. Ew. Majeſtät haben mich gerufen? fragte er.

Ja, ich habe Sie gerufen, ſagte ſie athemlos. Kommen Sie hierher, Herr Graf. Beantworten Sie mir noch eine Frage! Sagten Sie nicht, Sie wollten den Kaiſer um Ihren Abſchied bitten, weil Sie die tägliche Qual des Zuſammenſeins mit mir nicht länger zu ertragen vermöchten?

Ich ſagte, daß ich mich zu ſchwach fühlte, noch länger die Folter Ihrer verächtlichen Blicke zu ertragen, rief der Graf heftig, ich ſagte, daß ich nicht länger die Kraft hätte, die Laſt Ihres Haſſes, mit dem Sie mich zerſchmettern, zu ertragen, daß ich deshalb mich flüchten wollte vor den Qualen, die ich hier täglich erdulden muß.

Nun wohl, mein Herr Graf, ſagte Marie Louiſe freudig, Sie werden dieſe Qualen noch länger erdulden müſſen. Ich nehme mein Wort zurück. Ich entlaſſe Sie nicht, nein, ich entlaſſe Sie nicht! Sie haben mich viele Wochen lang leiden gemacht, jetzt ſollen Sie leiden! Ihre Nähe iſt mir eine ſtete Qual, eine ſtete Mahnung an meine Abhängigkeit geweſen, jetzt will ich Ihnen vergelten! Jetzt ſollen Sie Ihre Abhängigkeit fühlen! Ich entlaſſe Sie nicht, ich erlaube Ihnen nicht, bei meinem Vater um Ihren Abſchied nachzuſuchen. Sie ſind mein Ehrencavalier und Sie ſollen es bleiben. Sie ſollen täglich die Qual erdulden, neben mir zu ſein, Sie ſollen Theil nehmen an meinen Diners, Sie ſollen gezwungen ſein, Ihren Dienſt zu erfüllen, mit mir ſpazieren zu gehen, mich zu unterhalten, mir auf dem Pianoforte

vorzuſpielen, obwohl Sie wiſſen, daß mir Ihre Gegenwart läſtig und bedrückend iſt, daß mich Ihre Unterhaltung langweilt, daß ich das Clavierſpiel haſſe! Aber Sie ſind mein Ehrencavalier und Sie ſollen es bleiben, und es giebt für Sie kein Entrinnen! Ich banne Sie in meine Nähe, Ihnen zur Strafe, mir zur Befriedigung meines Haſſes und meiner Rache! Sie werden bleiben, mein Herr, ich gebe Ihnen nicht Ihre Entlaſſung!

Der Graf ſtieß einen Freudenſchrei aus, auf ſeine Kniee niederſtürzend, neigte er ſein Haupt bis zur Erde nieder vor der Kaiſerin und küßte den Saum ihres Kleides.

Ich danke Ew. Majeſtät, daß Sie mir das Leben gerettet haben, ſagte er mit tiefbewegter zitternder Stimme, denn ich wäre geſtorben, wenn Ew. Majeſtät mich aus Ihrer Nähe verbannt hätten, ich hätte das Leben von mir geworfen, dem die Sonne auf ewig untergegangen, und das für mich nur eine ewige qualvolle Nacht der Dunkelheit und des Schweigens geweſen! Jetzt iſt es Tag um mich, und hoch über mir ſtrahlt und leuchtet meine Sonne! Geſegnet ſei ihr Licht, geſegnet jeder ihrer Strahlen, der, wenn auch wider ihren Willen, mein Haupt trifft!

Marie Louiſe ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen, befangen und erröthend, wie ein junges Mädchen.

Ich weiß, ſagte ſie verwirrt und mit leiſer ſtockender Stimme, ich weiß, daß ich zuweilen ſehr hart gegen Sie geweſen, und vielleicht waren Sie weniger ſchuldig, als ich glaubte, vielleicht war es nicht Ihre Abſicht, mich zu kränken, und mich meine unglückliche und demüthigende Lage fühlen zu laſſen. Aber mein Unglück hat mich ängſtlich und mißtrauiſch gemacht, und da ich weiß, daß ich immer umgeben bin von Feinden und Spähern, glaubte ich nicht mehr an irgend einen Freund! Mein Gott, ich bin ja ſo allein, ſo verlaſſen auf der Welt! Ich habe Niemand, der ſich Meiner erbarmt!

Ew. Majeſtät haben wenigſtens Einen treuen Diener, wenigſtens Einen Mann, der in jeder Minute freudig bereit iſt, ſein Leben für Sie hinzugeben, rief der Graf leidenſchaftlich. Dieſer Mann, das bin ich, ich, der den Platz hier zu Ihren Füßen nicht mit einem Thron

vertauſchen möchte, ich, der hinfort nur leben wird, um Ew. Majeſtät zu dienen und an der Erfüllung Ihrer Wünſche zu arbeiten! Ich bin freilich kein mächtiger Fürſt, ich habe keine Länder und keine Kronen zu vergeben, aber ich habe einen tapfern Arm, und ein kühnes Schwert, und Beide ſind Ihnen geweiht. Ich habe eine Stimme, die laut genug iſt, um das Feſtgetöſe und die Muſik des Congreſſes zu durchſchallen, und inmitten ihrer Conferenzen, ihrer Bälle und Masqueraden ſollen die Herren, die da in Wien die Welt unter ſich theilen und verſchenken wollen, immer dieſe meine Stimme hören, welche ruft: Gerechtigkeit für die Kaiſerin Marie Louiſe! Man hat ihr das Herzogthum Parma verſprochen, man muß das Verſprechen erfüllen! Marie Louiſe ſoll und muß Herzogin von Parma werden!

Geſegnet ſei der Tag, an dem ich abreiſen kann in mein neues Herzogthum, ſeufzte Marie Louiſe, geſegnet ſei der Tag, wo ich dieſes Wien verlaſſen darf, in welchem man mich heute ſo tief beleidigt und gekränkt hat!

Aber Ew. Majeſtät glauben nicht mehr, daß ich Theil gehabt habe an dieſer verabſcheuungswürdigen That?

Nein, ich glaube es nicht mehr, und ich will Ihnen einen Beweis davon geben, ſagte Marie Louiſe ſanft. Ich beauftrage Sie als meinen Ehrencavalier und Ober-Stallmeiſter, mir ſogleich andere Livréen für meine Dienerſchaft zu beſtellen, auch Sorge zu tragen, daß man das Kaiſerwappen an meiner Kutſche übermale, und es durch das Wappen Oeſterreichs erſetze. Wieder ſchwindet eine Erinnerung an meine ſtolze und ſchöne Vergangenheit dahin, und indem ich meine Livréen und meine Wappen ändere, bekenne ich es demüthig aller Welt: ich bin nicht mehr die Kaiſerin Marie Louiſe! Ich bin jetzt nur eine Frau ohne Namen, Rang und Stand, und ich werde ſchon glücklich ſein, wenn man mir bald erlaubt, mich die Herzogin von Parma zu nennen! — — —

Während Marie Louiſe mit ihrem Ehrencavalier, dem Grafen Neipperg, in ihrem Cabinet verweilte, ſaß die Gräfin Brignole vor ihrem Schreibtiſch, und mit raſcher, flüchtiger Hand ſchrieb ſie: „Man bereite Alles vor zur Flucht, man beſorge einen Männeranzug, halte

Pferde bereit und beſchaffe ein Schiff. M. L. iſt endlich entſchloſſen, ſich zu ihrem Gemahl zu begeben. In höchſtens vier Wochen müſſen alle Vorbereitungen beendet ſein! In vier Wochen muß M. L. entfliehen!“

Am Abend dieſes Tages war geheime Sitzung im Hôtel Aldini, und als Graf Montbrun dieſes vom Baron von Meneval ihm übergebene Briefchen der Gräfin Brignole geleſen, ſagte er mit freudeſtrahlendem Geſicht: Bald werden wir am Ziel ſtehen! Bald wird der Adler nicht mehr einſam ſein auf unwirthlichem Felſenhorſt! Er wird die Geliebte, das Weib an ſeiner Seite haben! Laßt uns ein Schiff ausrüſten, ein Schiff, auf dem wir die Matroſendienſte üben! Gott ſende uns einen günſtigen Wind, damit das Schiff alsdann ſicher den Hafen von Porto Ferrajo erreiche!

Drittes Buch.

Ludwig van Beethoven.

I.

Der Marquis von Barbaſſon.

Und ſo iſt es denn wahr, ſo liebſt Du mich wirklich? fragte Friederike Hähnel, ſich mit einem ſeligen Lächeln hernieder neigend zu dem jungen Mann, der vor ihr auf den Knieen lag und mit ſtrahlenden Augen zu ihr empor ſchaute.

Ja, ich liebe Dich, ſagte er, ſein Haupt auf ihr Knie lehnend und mit einer anmuthigen Bewegung ihre beiden Arme um ſeinen Nacken ſchlingend. Lege die funkelnden Marmorketten um meinen Hals, Du meine Gebieterin, laß Deinen Sclaven einhergehen unter dem Joch der Liebe.

Es iſt wahr, ſagte Friederike ſinnend, die Liebe iſt eine Sclavenkette, welche unſer ganzes Weſen und Sein umſchlingt, die Liebe iſt eine Tyrannin, welche uns mit unſern Gedanken, unſerm Wollen und Fühlen gefangen nimmt. Seit ich Dich kenne, ſehe, denke und fühle ich nur Dich; weit ab hinter mir liegt meine Vergangenheit, wie ein wüſter, ſchlimmer Traum, aus dem ich zum ſchönſten Erwachen mich aufgeſchwungen habe. Ich will Dir etwas geſtehen, mein Eduard, Du haſt mich nicht blos glücklich gemacht, ſondern Du haſt auch meine Seele errettet. Ohne Dich war ich ein armes, unglückliches Weſen, hingegeben und verloren an die Eitelkeit der Welt, meine Seele verkaufend für Gold und Brillanten, meine Ehre hingebend für den flüchtigen Ruhm: eine einflußreiche, mächtige, politiſche Intriguantin zu ſein. Ohne Dich, mein Eduard, war ich verdammt, unterzugehen in dieſem wüſten Strudel des Lebens; Du aber, Du haſt mich errettet,

und ich ſteige empor aus dem Strudel, in dem ich meine Seele rein gebadet von allen Laſtern und von allen Sünden, ich ſteige empor, eine fleckenloſe, reine Jungfrau, welche ihre Hände emporhebt zum Himmel und ihn demüthig anfleht, ihr zu vergeben, daß ſie einſt ſo ſchlimme und unheilige Träume gehabt. Die Liebe entſündigt, und ſo bin ich denn entſündigt, denn ich liebe Dich, mein Eduard!

Sie neigte ſich zu ihm nieder und drückte einen Kuß auf ſein ſchwarzes, lockiges Haar. Du liebſt mich, ſagte er, mit einem zärtlichen Lächeln zu ihr aufſchauend. Aber wirſt Du auch treu ſein, Friederike? Wirſt Du nicht eines Tages mich verrathen und vergeſſen und mich in den Tod der Verzweiflung jagen?

Sie ſchüttelte lachend das Haupt. Ich bin getreu, ſagte ſie ernſt, getreu im Lieben, wie im Haſſen, Eduard. Nie werde ich aufhören, Dich zu lieben, es müßte denn ſein — —

Ach, unterbrach er ſie traurig, es giebt alſo doch eine Möglichkeit, daß Du aufhören könnteſt mich zu lieben?

Ja, ſagte ſie, wenn Du mich verrathen und vergeſſen könnteſt, dann würde ich aufhören Dich zu lieben, dann würde ſich meine Liebe in Haß verwandeln, und dann, ach, ich fürchte, dann würde der böſe Dämon wieder in mir erwachen, und dann würde ich mich rächen! Aber nein, nein, ſchwöre mir, Eduard, daß Du mich nie verrathen willſt, ſchwöre mir, daß Du kein Weib liebſt außer mir, daß Du mich liebſt, und mich allein! Schwöre mir das, damit ich ruhig ſein kann! Denn, ſiehſt Du, es martert und quält mich zuweilen ein Zweifel. In der Stille der Nacht kriecht er wie eine giftige Schlange in mein Herz und beängſtigt, plagt mich, daß ich laut aufſchreie vor Qual, daß Ströme von Thränen meinen Augen entſtürzen. Dann frage ich mich zitternd vor Angſt und Weh: wie kommt es, daß er, der ſchöne, der vornehme Marquis von Barbaſſon mich lieben kann, mich, das häßliche, reizloſe Geſchöpf, das ihm nichts zu bieten hat, nicht einmal einen Namen, nur ein glühend Herz, eine begeiſterungsvolle Liebe.

Aber indem Du ſo fragſt, Friederike, rief der junge Mann haſtig aufſpringend, indem Du ſo fragſt, läſterſt Du Dich ſelber, läſterſt Du unſere Liebe! Das Schickſal ſelber iſt es geweſen, das uns zuſammen-

führte, das Schickſal hat gewollt, daß wir uns liebten. Ich kam hierher als ein armer, heimathloſer Fremdling, und jetzt, jetzt habe ich in Dir meine Heimath, meine Familie, meine Vergangenheit und meine Zukunft gefunden. Gott ſelber ließ Dich damals, an jenem Tage, an dem ich Dich zuerſt ſah, jene Worte ſprechen: „meine Mutter war eine Marquiſe von Barbaſſon!“ — Ich ſchrak zuſammen, wie ich da inmitten dieſer fremden Welt meinen Namen nennen hörte, und blickte nach Dir hin. Ich ſah in Deine von Geiſt, Klugheit und Genialität blitzenden Augen, ich horchte auf den ſanften, lieblichen Ton Deiner Stimme — mein Herz jauchzte auf vor Entzücken und begrüßte Dich als meine Verwandte. Ich folgte Dir, als Du die Tribüne verließeſt, denn ich mußte doch wiſſen, wo diejenige wohnte, welche ſich eine Tochter der Marquiſe Barbaſſon nennen durfte, und welche ich jetzt ſchon liebte wie ein theures, letztes Vermächtniß meiner Familie. Ich erfuhr Deine Wohnung und am andern Morgen kam ich zu Dir, um Dir zu ſagen: Madame, ich bin der Marquis Barbaſſon, der letzte meines Stammes, denn mein Vater und mein Großvater ſind todt und der einzige Bruder meines Großvaters iſt in Deutſchland verſchollen. Ich hörte Sie geſtern ſagen: Ihre Mutter ſei eine Marquiſe Barbaſſon geweſen, und ich komme alſo, Sie zu fragen, ob ich das Glück habe, mit Ihnen verwandt zu ſein? — Und ich hatte das Glück! Wir verſtändigten uns und erfuhren, daß unſere Großväter Brüder geweſen. Wir reichten uns die Hand als die letzten Reiſer eines einſt ſo mächtigen, blüthenreichen Stammes, wir ſchwuren uns einander treue Freundſchaft und Verwandtſchaft, das Alles ging ganz einfach, ganz natürlich zu! Unter dem Sonnenſchein der Freundſchaft reifte uns die köſtliche Blüthe der Liebe, und wir hatten nicht nöthig, ſie uns zu verleugnen, denn wir ſind Beide unabhängig und frei, wir dürfen es froh hinaus jauchzen in die ganze Welt: Ich liebe Dich! Ich liebe Dich! — Und jetzt willſt Du böſe, geliebte Zweiflerin uns unſern Himmel trüben? Jetzt genügt es Dir nicht an dem Glück und Du willſt uns abſichtlich Schlangen unter die Roſen ſchieben?

Die Liebe iſt hellſehend, ſagte ſie kopfſchüttelnd. Ich fühle, daß Du nicht ganz wahr mit mir biſt, daß Du mir etwas verbirgſt. Du

ſagſt mir nicht, weshalb Du hierher gekommen biſt? Du ſagſt mir nicht, was Du hier thuſt und treibſt? Du haſt ein Geheimniß vor mir, Eduard, und doch ſagſt Du, daß Du mich liebſt?

Der Marquis antwortete ihr nicht ſogleich; ſein ſchönes Antlitz hatte ſich beſchattet und mit düſtern Mienen, die Arme ineinander geſchlagen, ging er einige Male im Zimmer auf und ab.

Friederike folgte jeder ſeiner Bewegungen mit flammenden Blicken, mit athemloſer Aufmerkſamkeit.

Jetzt blieb der Marquis vor ihr ſtehen und ſchaute ſie lange und forſchend an. Friederike ſchlug das Auge nicht nieder, ſondern ſah ihn mit fragendem Lächeln an.

Du haſt die Wahrheit geſagt, Friederike, ſagte er düſter, ich habe ein Geheimniß vor Dir, ich habe Dir etwas verborgen gehalten. Aber jetzt ſollſt Du ſehen, wie ich Dich liebe, denn ich will Dir die Wahrheit ſagen, ich will Dir mein Geheimniß anvertrauen!

Komm hierher, ſagte ſie, ihn ſanft auf den Divan neben ſich niederziehend, ſetze Dich zu mir, mein Geliebter, laß uns Auge in Auge ſchauen, und nun ſage mir Dein Geheimniß.

Schwörſt Du mir, es treu zu bewahren, Friederike?

Ich ſchwöre es Dir bei unſerer Liebe! Sprich zu mir, mein Geliebter, und möge ich verdammt ſein, und möge ich Dein Herz verlieren, wenn ich auch nur ein Wort Deines Geheimniſſes verrathe!

Nun denn, ſo höre mich! Du haſt meine Liebe angeklagt, Du haſt mir gemißtraut, ich will Dir wenigſtens den Beweis geben, daß ich Dich grenzenlos liebe, daß ich Vertrauen zu Dir habe! Höre alſo mein Geheimniß: Ich bin hierher gekommen nach Wien, um den König von Rom, um die Kaiſerin Marie Louiſe nach Frankreich zu entführen. Frankreich ſehnt ſich nach ſeinem Kaiſer, nach ſeiner Kaiſerin, und bald wird es ſich erheben wie Ein Mann, und in heiligem Zorn wird es den Bourbonen, der es gewagt, ſich auf den lorbeerbekränzten Thron des Kaiſers niederzuſetzen, von dieſem Thron niederſchmettern und mit der Stimme des zürnenden Weltenſturmes wird es ſeinen Kaiſer von Elba herbeirufen. Ich und meine Freunde wir werden Sorge tragen, daß der Kaiſer ein Schiff bereit finde, um ihn hinüber zu führen nach

Frankreich, und meine ſpecielle Aufgabe iſt es, die Kaiſerin und den König von Rom dem Kaiſer zuzubringen. Ich werde dieſe Aufgabe erfüllen, oder ich werde ſterben! Das habe ich mit einem heiligen Eid geſchworen, bevor ich Frankreich verließ, das habe ich auf das Crucifix geſchworen in der Verſammlung meiner Freunde. Ich werde Wort halten, und ſelbſt die Liebe darf mich nicht davon zurückbringen! Jetzt, Friederike, weißt Du mein Geheimniß, und jetzt, da Du es weißt, entſcheide über unſere Zukunft. Reiche mir Deine Hand, laß uns gemeinſam wirken zu dem großen Ziel, und wenn wir es erreicht, wenn der Kaiſer wieder in die Tuilerien eingezogen iſt, wenn die Kaiſerin und der König von Rom wieder durch mich an ſeine Seite geſtellt worden, dann werde mein Weib, meine Gemahlin vor Gott und den Menſchen, dann laß uns heimkehren in die Stille und den Frieden unſeres Ahnenſchloſſes, und laß uns dort unſerer Liebe und unſerem Glücke leben! Oder, wenn Du dies nicht willſt, dann wende Dich von mir, gehe hin, verrathe mich Deinen mächtigen Freunden, ſie werden Dir den Verrath mit Schätzen und Ehren belohnen, und Dich braucht es alsdann nicht zu beunruhigen, daß meine ſterbenden Lippen Dir als meiner Mörderin fluchen. Du wirſt dafür die Segnungen der Bourbonen, die Lobſprüche von halb Europa haben, und vielleicht wird Dich dereinſt die Geſchichte die Retterin der Welt nennen. Entſcheide Dich alſo! Denn jetzt, da Du mein Geheimniß weißt, jetzt haſt Du auch unſere Liebe herausgehoben aus den Bahnen des ſtillen, ſorgloſen Glückes. Da Du mein Geheimniß weißt, mußt Du entweder meine Mitſchuldige ſein oder meine Verrätherin. Es giebt keinen Mittelweg mehr!

Und ich will auch keinen Mittelweg gehen, rief Friederike mit flammenden Blicken, ich will Deine Mitſchuldige ſein. Ich lege meine Hand auf Dein Herz, und ſo ſchwöre ich Dir: ich will Theil haben an Deinem Werk! Ich will Deine Gefahren mit Dir theilen, Deine Zwecke verfolgen, für ſie thätig ſein, für ſie wirken, ſo viel in meinen Kräften ſteht. Ich will für Dich ſpioniren, und Alles, was ich erfahre, und erlauſche, das will ich Dir wiederſagen, und wo eine Gefahr droht, da will ich ſie hinwegräumen, und wo es einen Vortheil zu er-

kämpfen giebt, da will ich ihn für Dich erkämpfen, oder im Kampf ſterben! Von dieſer Stunde an nehme ich Theil an Deiner Verſchwörung, und erſt, wenn es unſerm gemeinſamen Wollen gelungen iſt, die Gemahlin und den Sohn des Kaiſers Napoleon wieder nach Frankreich zurück zu führen, erſt dann will ich Deine Gemahlin werden, erſt dann ſoll der Marquis von Barbaſſon mich als ſein Weib in das Schloß unſerer Ahnen heimführen. Das ſchwöre ich bei Gott und unſerer Liebe!

Ich nehme Deinen Schwur an im Namen unſerer Liebe, und Gott wird ſeinen Segen dazu geben, rief der Marquis, indem er das junge Mädchen in ſeine Arme zog und einen glühenden Kuß auf ihre Lippen preßte.

Und jetzt ſage, was ich thun muß, ſagte ſie lebhaft. Weihe mich in Deine Pläne ein. Gieb mir einen recht ſchwierigen, gefährlichen Auftrag, damit ich ihn erfüllen und Dir beweiſen kann, was ich zu thun im Stande bin.

Für den Augenblick giebt es noch nichts Entſcheidendes zu thun. Alles kommt darauf an, abzuwarten, hinzuhalten und zu verhindern, daß man den Kaiſer nicht etwa durch einen coup de main und ehe wir es hindern können, von Elba fortführt.

Ich werde Eure Spionin ſein, rief Friederike lächelnd, ich werde Alles erfahren und Dir Alles wiederſagen.

Du wirſt Alles erfahren? wiederholte der Marquis ſinnend. Durch wen?

Durch einen hohen und mächtigen Freund und Gönner, durch einen Mann, der mich ſeines Vertrauens, ſeiner Freundſchaft würdigt, und der mächtig und einflußreich iſt.

Das heißt durch einen Nebenbuhler, rief er düſter, durch einen Mann, mit dem ich Deine Liebe und Dein Herz theilen ſoll.

Ah, ich rathe Dir, auf ihn eiferſüchtig zu ſein, ſagte ſie lächelnd. Mein Freund iſt ein Greis von mehr als ſechszig Jahren, ein Greis, der mich liebt, wie ein Großvater ſein Enkelkind liebt, mit dem er ſchäkert und ſpielt, um ſich von den ernſten Geſchäften zu erholen.

Ich glaube Dir, Friederike, ſagte er, ſeine Hand auf ihre Schulter

legend, und ihr tief in die Augen ſchauend. Ja, ich glaube Dir, denn mein Leben würde ſeinen Halt und ſein Licht verlieren, wenn ich Dir mißtrauen müßte. Sprich alſo mit Deinem Freund, ſuche zu erfahren, was der Congreß über den Kaiſer Napoleon, über den Prometheus, den ſie auf Elba angeſchmiedet haben, beſchloſſen hat. Suche einzuwirken auf die Geſinnungen Deines Freundes. Mache ihn unſern Plänen geneigt, ſage ihm, daß Frankreich die Bourbonen verabſcheut, und den Kaiſer zurückerſehnt.

Ich werde ihm das Alles ſagen, ich werde alle meine Beredtſamkeit, meine Geſchicklichkeit aufbieten. Indem ich das thue, arbeite ich ja an meinem Brautkleid und pflücke mir die Myrthen zu meinem Hochzeitskranz. Aber iſt das Alles, kann ich weiter nichts für Dich thun, Eduard? Bedürfen wir zu unſerer Unternehmung nicht vor allen Dingen des Geldes?

Nein, Friederike, ſagte er lächelnd. Wenn Du Geld haſt, ſo ſammle es für Dich, meine Braut, für unſer Stammſchloß im Ardennenwald. Ich bin arm, Friederike, meine Vorfahren haben ihr Vermögen hingegeben im Dienſt der Könige. Ich habe die letzten Trümmer deſſelben hingegeben im Dienſt des gefangenen Kaiſers.

Ich werde Reichthümer ſammeln für uns Beide, rief Friederike freudig. Das Schloß unſerer Ahnen ſoll aus dem Schutt hervorgehen, wie der Phönix aus der Aſche, und alle Quellen des Wohlſtandes, des Lebensgenuſſes ſollen ſich uns öffnen! Vertraue nur mir, mein Geliebter. Du giebſt mir Deinen Namen, ich gebe Dir die Mittel, unſerm Namen Glanz zu verleihen.

Dazu bedarf es keines Geldes, dazu bedarf es nur Deiner Perſon, ſagte er innig. Aber jetzt fällt mir noch etwas ein, um das ich Dich bitten könnte im Namen unſeres Bundes. Ich bedarf einer Unterredung mit Eugène Beauharnais, ich muß ſuchen ihn für uns, für ſeinen Vater zu gewinnen. Aber es giebt kein Mittel ihn zu ſehen, ohne ihn zu verdächtigen, denn überall umgeben ihn Aufpaſſer und Spione, und er wäre verloren, wenn es gelänge, ihn bei dem Kaiſer Alexander zu verdächtigen.

Sende mich zu ihm, rief Friederike, mache mich zur Vermittlerin

zwiſchen ihm und Euch. Ich werde ihn nicht verdächtigen, mich wird man nicht für eine Verſchworene halten.

Es iſt wichtig, daß ich ihn ſelbſt ſpreche, ſagte der Marquis lächelnd, und ſo weiſe und frei von Eiferſucht bin ich nicht, daß ich dem ſchönen Beauharnais ein tête à tête mit meiner Geliebten erlauben möchte. Ich ſelber muß ihn ſprechen, und Du kannſt mir die Gelegenheit dazu verſchaffen. Der Baron von Arnſtein giebt in acht Tagen einen Maskenball, zu dem bereits die Einladungen ergangen ſind. Alle hier anweſenden Monarchen haben ihr Erſcheinen auf dieſem Maskenball zugeſagt, auch Eugène Beauharnais wird dort ſein. Ich bitte Dich alſo, ſuche mir eine Einladungskarte zu dieſem Feſt zu verſchaffen.

Sie ſprang auf, und eilte zu ihrem Schreibtiſch hin, aus dem ſie ein Papier hervorzog. Da, rief ſie triumphirend, das Blatt hoch empor haltend, da ſieh, wie mächtig ich bin! Du ſprichſt den Wunſch kaum aus, und ich erfülle ihn ſchon. Hier iſt die Einladungskarte! Ich ſelber wollte zu dieſem Feſt gehen, ich wünſchte auch einmal mir die Freuden und Herrlichkeiten des Congreſſes anzuſchauen, und mein Freund verſchaffte mir alſo dies Billet. Denn unter der verhüllenden Maske darf ich ihn begleiten, und Niemand von den hohen Ariſtokraten ahnt das Verbrechen, daß des Uhrmachers bürgerliches Töchterlein ſich sub rosa in ihre geweiheten Kreiſe eingeſchlichen hat. Aber um Deinetwillen entſage ich dem Feſte. Da, nimm die Karte, Du ſiehſt, der Name iſt noch nicht ausgefüllt, ſchreibe den ſtolzen ſchönen Namen: „Marquis von Barbaſſon“ hinein, und die Pforten des Banquier-Palaſtes werden ſich vor Dir aufthun, und der Banquierfürſt wird Dich mit Freuden bei ſeinem Feſt willkommen heißen.

Aber Du entbehrſt alsdann ein ſchönes Feſt, Friederike?

Komm andern Tages zu mir, und ich habe mein Feſt, ſagte ſie, ſich lächelnd an ihn ſchmiegend. Jetzt aber geh, mein Geliebter, geh! Es iſt bald die Stunde, in welcher mein Freund mich zu beſuchen pflegt, und ich will nicht, daß er Dich ſieht, bevor ich ihm geſagt, was Du mir biſt, und wie ich Dich liebe.

Ich gehe alſo, ſagte der Marquis traurig, ich weiche einem Glück-

licheren. Möge die Zeit bald kommen, wo Mir jeder Andere weichen muß, wo ich frei und ſtolz vor aller Welt ſagen darf: Friederike iſt Mein! Mir gehört ſie an, und Niemand hat ein Recht auf ſie, als ich allein!

Dieſe Zeit wird bald kommen, Eduard, wir werden ihren Flug beſchleunigen, daß ſie mit Engelsfittigen zu uns heranſchwebt und uns glücklich macht! Lebe wohl, mein Eduard, lebe wohl, und gedenke mein!

Noch eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß, dann eilte Eduard von dannen.

II.

Die Entdeckung.

Friederike ſchaute ihm nach mit ſtrahlenden Augen, mit einem glücklichen Lächeln. Oh, mein Gott, flüſterte ſie leiſe, ich liebe ihn, und ich fühl's, dieſe Liebe wird mein Verderben ſein, denn ſie hat mich herausgeworfen aus meiner Bahn, ſie will verſuchen, den Dämon in einen Engel zu verwandeln. Aber wird ihr denn das gelingen? Wird nicht eines Tages, mitten in den heiligen Tempelhallen der Liebe, der Dämon wieder wach in mir werden, und wird den Engel verjagen, um wieder Beſitz von mir zu nehmen? Ach, ach, ich zittere vor meiner eigenen Schwäche, und mir ſcheint, ich bin nicht dazu gemacht, um gut und glücklich zu ſein. — Aber nein, ich will nicht grübeln, und phantaſiren von der Zukunft. Die Gegenwart nimmt alle meine Kräfte und Gedanken in Anſpruch. Wie närriſch doch dieſe Welt iſt! Die Liebe ſollte mich erlöſen, hoffte ich, aus allen Intriguen, Heucheleien und Verſtellungen, und jetzt iſt es juſt die Liebe, welche mich wieder mitten hinein wirft in den Strudel der Intriguen, der Heuchelei und Lüge! Denn ich bin jetzt eine Verſchworene, eine Bonapartiſtin! Ah, wie mein theurer Freund ſtaunen und ſich entſetzen würde, wenn er

dies wüßte! Ha, und iſt es nicht in der That eine luſtige Geſchichte? Die Freundin des großen Staatskanzlers von Hardenberg iſt die Geliebte eines bonapartiſtiſchen Parteigängers, und hat ſich mit ihm verſchworen, die Kaiſerin und den König von Rom nach Paris zu entführen, und Napoleon von Elba zu befreien! Oh, ich muß lachen, lachen über dieſen köſtlichen Roman, den ich da ganz für mich allein aufführe. Steh mir bei, Gott der Liebe, daß er ein ſchönes Ende hat, und daß die Liebenden am Schluß ſich heirathen! Doch ſtill, ſtill, höre ich da nicht Schritte auf der Treppe? Ja, ja, ſie kommen näher! Er iſt es! Nun, Schauſpielerin, nun ſpiele deine Rolle! Heuchle, ſchmeichle! Ziehe ſeine Geheimniſſe aus ſeiner Seele, um ſie dem Geliebten zu verrathen, und dir ein Lächeln zu verdienen!

Sie flog nach der Thür und öffnete ſie. Willkommen, willkommen, rief ſie mit lautem Jubelton, willkommen, meine Sonne und mein Tag!

Willkommen, meine Sonne und mein Abend! müſſen Sie ſagen, Friederike, ſagte der Staatskanzler lächelnd, indem er in das Zimmer trat. Denn wenn Sie ſchon die Schmeichelei ſo weit treiben wollen, mich eine Sonne zu nennen, ſo müſſen Sie doch auch dieſer Schmeichelei ein wenig Schein der Wahrheit geben, und mich der untergehenden Sonne vergleichen, oder, wenn Sie wollen, auch dem Mond, denn ſchauen Sie nur mein Haupt an, es iſt vollkommener Mondſchein da.

Er neigte ſein von dicken weißen Locken umwalltes Haupt, und ließ ſie die Stelle ſehen, von welcher die Jahre und die Mühen des Lebens die Haare ſchon hinweg genommen hatten.

Mein Herr und Meiſter, ſagte Friederike ernſthaft, Sie ſind ein Prieſter der Weltweisheit, und es iſt daher ganz natürlich, daß Sie die Tonſur tragen. Das hindert Sie aber nicht, doch in Ihrem Herzen die ewige Jugend zu tragen, und Ihnen, als dem geweiheten Prieſter, lege ich, die Novize der Weltthorheit, mich zu Füßen.

Der Staatskanzler lachte. Gott ſegne Deine tolle Laune, Kind, ſagte er, indem er auf dem Fauteuil Platz nahm, und Friederike zu ſich winkte. Sie eilte zu ihm hin, und kauerte ſich zu ſeinen Füßen nieder, wie ein Hund zu den Füßen ſeines Herrn, und ſchaute, wie dieſer, mit großen, glänzenden Augen zu ihm empor.

Hardenberg blickte zu ihr nieder mit einem ſanften ſtillen Lächeln, das ſein ſchönes edles Angeſicht wie mit einem Abendſonnenſtrahl verklärte. Erzähle mir ein wenig von Deinen tollen Streichen, Kind, ſagte er. Laß mich ausruhen bei Deiner weiſen Thorheit von der thörichten Weisheit der ſogenannten klugen Leute. Ach Kind, Kind, ich komme zu Dir, um mich ein wenig zu erholen von all dem Jammer dieſer Herrlichkeit und dieſer Feſte, mit denen man uns hier in Wien erdrückt, ich komme zu Dir, um endlich wieder ein wahres Menſchenangeſicht zu ſehen, nachdem ich heute ſchon ſo viele Larven geſehen habe. Nicht wahr, Friederike, Du betrügſt und heuchelſt nicht, Du trägſt keine Larve?

Wenn ich eine Larve trüge, ſo hätte ich mir ſicherlich eine ſchönere gewählt, ſagte ſie lachend. Und wozu denn auch für mich eine Larve und eine Lüge? Ich bin noch immer ein armes, vergeſſenes, unbeachtetes Geſchöpf, das Niemand kennt, und von dem Niemand weiß, außer dem Einzig Einen, den ich anbete, und bei dem mein Antlitz und mein Herz immer unverhüllt daliegen vor ſeinen Alles ſchauenden und ergründenden Blicken.

Hardenberg neigte ſich lächelnd vorwärts und betrachtete mit einem ſeltſamen Ausdruck die zu ſeinen Füßen hingekauerte Geſtalt.

Du haſt Dich ſeit einigen Wochen verändert, Friederike, ſagte er, ſeit wir hier in Wien ſind, iſt ein fremder Ausdruck in Dein Antlitz gekommen. Deine Augen haben ihren wilden dämoniſchen Blitz verloren, Dein Lächeln iſt milder und mädchenhafter geworden. Wie, ſollte ſich da vielleicht ein Wunder begeben? Sollte meine holde liebreizende Diavolezza ſich am Ende alles Ernſtes in einen ſchmachtenden, unſchuldsvollen Engel verwandeln wollen?

Die Götter mögen mich vor ſolcher Verwandlung bewahren, rief ſie lächelnd, denn wenn ich ein Engel wäre, müßte ich zuletzt noch in den Himmel kommen und ſelig werden. Ich geſtehe aber, ich habe eine fürchterliche Angſt vor der Seligkeit, und als Engel im weißen Flügelgewande am Throne Gottes zu ſtehen, und Halleluja zu ſingen, das iſt eine Seligkeit vor der mir graut. Nein, nein, in der Hölle geht es luſtiger und intereſſanter zu, da finde ich die beſte Geſellſchaft, und

alſo bleibe ich Ihre Diavolezza, und freue mich darauf, mit Ihnen dort unten zuſammen zu ſein.

Wie, Du meinſt alſo, daß ich auch ein Sohn der Hölle ſei und einſt in meine Heimath zurückkehren werde? rief Hardenberg lachend.

Ich bin davon überzeugt, Excellenz. Sie ſind viel zu geiſtreich, um in den Himmel kommen zu können, und ſeit Sie hier in Wien als Congreßmitglied wirken, haben Sie ſchon ganz den Duft eines echten Teufelsbratens angenommen.

Ja, es iſt wahr, ein bischen von der Vorhölle durchleben wir ſchon hier in Wien, ſagte Hardenberg lachend, und wenn wir nicht ſelbſt Teufel ſind, ſo kann man hier in der Ungeduld ſeines Herzens leicht zum Teufel gehen.

Das heißt, zu Talleyrand, rief Friederike, ich bilde mir ein, daß Talleyrand wirklich der verkleidete Teufel iſt. Er hat ſich freilich als Menſch angezogen, aber ſeinen hinkenden Pferdefuß hat er doch nicht verleugnen können, und dieſe Mahnung an ſeinen Urſprung ſchleppt er durch Eure Salons dahin! Und Ihr ſeht's mit Euren leibhaftigen Augen, und ahnt doch nicht, daß er der leibhaftige Gottſeibeiuns iſt, dem Ihr Alle ſo hofirt und ſchön thut.

Du haſt Recht, Friederike, etwas vom Teufel ſteckt in ihm, ſagte Hardenberg gedankenvoll. Ein ziemliches Feuer hölliſcher Zwietracht hat der Herr Talleyrand uns hier ſchon auf dem Congreß angezündet, und ſchürt es mit geſchickten Händen, auf daß es immer höher auflodere, und mit ſeinem Rauch und ſeinem Dunſt uns Allen die Köpfe verdrehe. Unter dem Vorgeben, nichts zu wollen, ſondern nur im Namen Frankreichs das Princip der Legitimität aufrecht erhalten zu müſſen, opponirt er dagegen, daß Preußen von Sachſen Beſitz nehme, und erklärt es für einen Raub, für ein revolutionaires Unternehmen. Aus demſelben Princip will Talleyrand den König Joachim Murat des Throns von Neapel verluſtig erklärt wiſſen, obwohl England und Oeſterreich, zum Dank für Murat's an Napoleon verübten Verrath, ihm feierlich den Beſitz Neapels zugeſichert haben. Eine unbeſchreibliche Verwirrung, ein ewiges Hadern und Zanken iſt die Folge davon,

und Herr Talleyrand ſieht das mit Luſt, und ergötzt ſich an dieſer Zwietracht, unter welcher die eigentlichen Zwecke des Congreſſes vernichtet werden, und man zuletzt Alles ſo laſſen wird, wie es iſt. Von den Völkern, ihren Rechten und Anſprüchen, und den Verſprechungen, die man ihnen gemacht hat, iſt ſchon jetzt gar keine Rede mehr, ſondern nur noch von den Ländergrenzen, die man erweitern möchte, von den Thronen, die man ſtärken und ſtützen ſoll, von den Titeln und Bevorzugungen, die man ſich aneignen will. Zuletzt wird der Congreß nur eine große Razzia ſein, in der Jeder ſich bemüht, ſo viel Beute als möglich zu machen, und ſich durch einen kühnen Handgriff anzueignen, was dem Andern gehört.

Und an all dieſem Elend iſt der Talleyrand und ſein König Ludwig der Achtzehnte Schuld, rief Friederike glühend. Wahrlich, es wäre klüger gehandelt, dieſen undankbaren, zankſüchtigen alten König Ludwig, den, gleich dem Sir John Falſtaff, „Kummer und Sorgen aufgebläht haben wie einen alten Schlauch", es wäre beſſer, ihn wieder vom Thron herunter zu rollen, und den Napoleon von Elba herbei zu rufen, daß er wieder Frieden mache in Europa. Schicken Sie mich hin zu Napoleon nach Elba, Excellenz. Ich will ihm ſagen, daß Preußen ihm helfen wolle, wieder den Thron von Frankreich zu beſteigen, vorausgeſetzt, daß er Preußen dafür im Beſitz von Sachſen belaſſe. Was denkt mein angebeteter Herr und Meiſter von dieſem Plan? Wäre er nicht ganz geeignet dem unſeligen Congreß und allen Zwiſtigkeiten ein raſches Ende zu machen?

Ja, wahrhaftig, das wäre ein raſches Ende, ſagte Hardenberg, das hieße eine heroiſche Kur machen, und Demjenigen, der an Zahnweh leidet, die Schmerzen vertreiben, indem man ihn guillotinirt. Aber was kümmert uns die Politik, Holde, ſprechen wir nicht mehr von dieſer Kinderkrankheit der Herren Diplomaten. Sprechen wir von Ihnen, Friederike. Ich habe mich in dieſen Tagen viel mit Ihnen beſchäftigt, mein Kind, und oft an das Verſprechen gedacht, das ich Ihnen in Berlin gegeben.

Welches Verſprechen, Excellenz? fragte Friederike mit dem Anſchein der Befremdung.

Ach, die Schlaue, will ſich den Anſchein geben, als habe ſie es vergeſſen!

Friederike legte ihr Haupt auf ſeine Kniee, und ſchaute mit ihren großen ſchwarzen Augen tiefernſt zu ihm empor. Ich habe Alles vergeſſen, außer daß ich Sie anbete, und daß ich ewig ſo zu Ihren Füßen liegen möchte!

Oder als angebetete Königin und Herrin, umgeben von Schmeichlern, inmitten eines Salons ſtehen möchte, rief Hardenberg lachend.

Ah, jetzt weiß ich, wovon Sie reden, ſagte Friederike gleichgültig, Sie reden von meinem Mann, von dem deus ex machina, der erſcheinen, und mir Namen, Rang und Stand geben ſoll.

Ja, von Ihrem Manne rede ich, den ich Ihnen damals in Berlin feierlich verſprochen habe. Denken Sie nicht, Theuerſte, daß ich es mit Ihnen mache, wie es die Fürſten mit ihren Völkern gemacht, daß ich in der Stunde, wo ich Ihrer Hülfe bedurfte, Ihnen nur glänzende Verſprechungen gemacht habe, die ich aber nicht zu erfüllen gedenke. Nein, mein Kind, ich bin eingedenk meines Schwurs, und die Stunde der Erfüllung iſt jetzt gekommen. Aber erſt ſagen Sie mir doch, wie ſtehen Sie mit dem jungen Herrn von Sahla, dem enragirten jungen Sachſen? Haben Sie ſeinen Enthuſiasmus richtig geleitet, und die Vaterlandsbegeiſterung glücklich erſtickt unter der Liebesbegeiſterung? Iſt er noch immer der Auserkorene, dem meine Diavolezza ihre Hand reichen will?

Ich glaube, Excellenz, ich habe da den furchtbarſten Affront, der einem Weibe geſchehen kann, erdulden müſſen. Ich bin verſchmäht, und Herr von Sahla hat unſern Plan vergeſſen, oder er mißtraut mir, und meint, daß ich als gute Preußin, das heißt als gute Hardenbergerin, auch nicht ſein Sachſen von Preußen erlöſen werde. Die Probezeit der vier Wochen iſt beinahe zu Ende, und ich habe Herrn von Sahla nicht wieder geſehen.

Nun denn, le mari est mort, vive le mari! ſagte Hardenberg lächelnd. Ich habe einen andern Gemahl für Sie entdeckt, einen liebenswürdigen Gentilhomme, mit hochtönendem ariſtocratiſchen Namen,

ſeines Handwerks ein Spieler, und ſehr gern bereit, für einige tauſend Thaler ſein Herz und ſeine Hand hinzugeben.

Ein verführeriſcher Gemahl, rief Friederike, aber er kommt zu ſpät, ich ſelber habe ſchon gewählt, und ich bitte meinen erhabenen Herrn und Meiſter mich gewähren zu laſſen. Mein Herz liegt zu Ihren Füßen, und träumt ſeinen erſten Frühlingstraum, laſſen Sie mich doch träumen, und wecken Sie mich nicht, um mir einen Trauring anzuheften. Warten Sie nur, die Jahre werden ſchon kommen, mich zu wecken, und wenn ich dann erwachend in den Spiegel ſchaue, und die erſte Runzel und das erſte weiße Haar entdecke, dann werde ich ſagen: vive le mari! Bis dahin, oh, bis dahin will ich frei ſein, um zu lieben und zu haſſen, frei, um Sie zu lieben, mein Herr und Meiſter.

Hardenberg ſchüttelte leiſe ſein Haupt, und legte ſeine Hand auf Friederikens Stirn. Sie ſind aus der Rolle gefallen, Kind, ſagte er freundlich, Sie ſchwören jetzt, daß Sie nur um meinetwillen den Gemahl, den ich Ihnen biete, verſchmähen, und doch geſtand Ihr Herz vorher, Sie hätten ſchon ſelbſt gewählt. Kind, halten Sie mich nicht für einen eiferſüchtigen Tyrannen, der Ihrem Glück im Wege ſtehen möchte. Was Sie mir ſind, das bleiben Sie mir, wenn auch ein Gemahl Ihnen zur Seite ſteht. Ich liebe an Ihnen Ihren Geiſt, Ihren Muthwillen, Ihre Bosheit. Mein Gott, ich liebe meine Diavolezza, und ich frage nichts darnach, ob die Diavolezza Anderen gegenüber ſich vielleicht in ein liebeſchmachtendes, empfindungsvolles Weib verwandelt. Es iſt eine Maske, mit der ſie ſich und Andere beluſtigt, die mich aber niemals täuſchen wird und ſoll. Ich habe meiner Diavolezza bis auf den Grund geſchaut, und ich weiß, daß ſie kein Herz hat.

Und wenn Sie ſich nun doch geirrt hätten? fragte Friederike mit zitternder Stimme. Wenn die Diavolezza nun doch ein Herz hätte, und dies wüchſe jetzt auf einmal ſchnell empor, und öffnete, gleich der Königin der Nacht, auf einmal ſeine Wunderblüthe, und erfüllte mein ganzes Sein und Denken mit köſtlichem Entzücken? Was würde mein Herr und Meiſter dann ſagen?

Dann würde ich ſagen: mein holdes Kind, die Königin der Nacht blüht wie Ihre Liebe nur vier und zwanzig Stunden, dann iſt's mit ihrem Duft und ihrer Poeſie vorbei, und der verwelkten Blüthe gegenüber erwacht man aus ſeinen Himmelsphantaſieen mit etwas Kopfſchmerz und Erſchlaffung, und fragt ſich ganz entnüchtert: wie man jene abgefallenen welken Blätter als Wunderblüthe habe anſtaunen können? Hüten Sie ſich wohl, meine liebe Holde, es giebt auch falſche Wunderblüthen, und falſche Liebe. Bewahren Sie Ihr Herz, da Sie doch ſagen, daß Sie bei ſich ein Herz entdeckt haben. Laſſen Sie ſich nicht anſtecken von Ihrer Sympathie, — Sie haben ſich oft ſelbſt eine Abenteurerin genannt, hüten Sie ſich aber vor den Abenteurern! Es giebt deren in Wien ſehr viele, der Congreß hat alle Vögel dieſer Art aus ihren Neſtern und Schlupfwinkeln aufgetrieben, und wer nur irgend noch von ihnen die Kraft in ſeinen Flügeln ſpürte, der iſt hierher geflattert, um ſich wo möglich hier im allgemeinen Trouble unbemerkt mit einigen falſchen Federn aufzuſtutzen, und ſeinen Sperlingscharacter unter einem Pfauencoſtüm zu verbergen. Es giebt hier viele ſolche Pfauen, die doch nur ausgeputzte Sperlinge ſind! Ein ganzes Heer von Glücksrittern, Aventuriers, Spielern und Beutelſchneidern jeder Art umlagert uns hier, und wahrhaftig, man kann oft kaum noch den Diplomaten und Politiker von dem Glücksritter und Beutelſchneider mehr unterſcheiden. Das erinnert mich daran, daß ich vor Ihrer Thür einem ſolchen Aventurier, und zwar einem von der gefährlichſten Sorte, begegnet bin. Sie kennen ihn doch nicht, und er kam nicht von Ihnen?

Ich weiß nicht einmal, von wem Sie ſprechen, Excellenz, und ich ſoll ſagen, ob ich ihn kenne?

Ich ſpreche von einem jungen Mann, der unſeren geheimen-Agenten bekannt iſt als ein ſehr gefährliches Individuum, als ein enragirter Bonapartiſt, der hierher gekommen iſt, um hier zu intriguiren, Verbindungen anzuknüpfen, und Alles in Bewegung zu ſetzen, um Napoleon von Elba nach Frankreich zurückzuführen. Er gehört nicht zu der ſchlimmſten Sorte der Abenteurer, denn er meint es in gewiſſem Betrachte ehrlich. Es iſt ihm wirklich um die Sache Ernſt, die er vertritt,

und nicht um perſönlichen Vortheil und Gewinn. Aber um die Sache, der er dient zu fördern, ſcheut er keine Lüge, keine Heuchelei und Verſtellung, und darum nenne ich ihn gefährlich, denn er iſt überdies ein ſchöner Mann, und beſitzt in hohem Grade die Anmuth der Rede und des Betragens. Auch iſt er ſo geſchickt, daß ihm die Polizei nichts anhaben kann. Seine Papiere ſind in Ordnung, er iſt bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft legitimirt, in vielen Häuſern hier accreditirt, und beſitzt mächtige und einflußreiche Gönner.

Ah, wahrhaftig, Sie machen mich neugierig, dieſes Wunder kennen zu lernen, rief Friederike vollkommen unbefangen. Wie heißt denn Ihr intereſſanter Abenteurer?

Er heißt, je nachdem es ihm bequem iſt. Beim Grafen Aldini iſt er mir vorgeſtellt als Marquis von Laſtodère, doch weiß ich, daß er ſich anderswo als Marquis von Barbaſſon eingeführt hat.

Marquis Barbaſſon, rief Friederike, aus ihrer ruhenden Stellung emporſchnellend, und ſich groß und ſtolz aufrichtend. Marquis Barbaſſon! Ach, ich ſehe, Excellenz, Ihre Spione ſind gut, und Sie haben mich gut überwachen laſſen. Sie wiſſen alſo Alles, Sie wiſſen, daß ich den Marquis kenne, daß er oft zu mir kommt. Ja, ich leugne es nicht, ich kenne den Marquis Barbaſſon, ich leugne es nicht, ich liebe ihn. Er iſt es, der mein Herz erweckt hat. Er iſt es, dem ich meine Hand reichen, von dem ich meinen Namen empfangen will. Oh, Excellenz, zürnen Sie mir nicht, verſtoßen Sie mich nicht von Ihrem Angeſicht, ich verehre Sie als meinen Herrn und Meiſter, ich liebe Sie als Ihre Sclavin, als Ihr Geſchöpf, ich hänge Ihnen in ewiger Treue an als Ihre Schülerin und Ihre Dienerin, aber der Marquis Barbaſſon, den liebe ich als meinen Geliebten, als den Gemahl, dem ich zu ewigem Liebesbunde meine Hand reichen will.

Hat er Ihnen geſagt, daß er ſich mit Ihnen vermählen will? Hat er Ihnen ſeine Hand angeboten? Hat er Ihnen geſagt, daß er Sie liebt?

Die Luft hier iſt noch durchduftet von den Schwüren ſeiner Liebe, und mein Herz bebt noch von der ſüßen Melodie ſeiner Worte, ſeines Liebesantrags. Ja, er hat mir ſeine Hand angeboten, er hat mir ge-

ſagt, daß ich ſein Weib, daß ich die Marquiſe von Barbaſſon werden ſoll, er hat mir geſchworen, daß er mich liebt, mich allein.

Armes Kind, und Sie haben ihm geglaubt? fragte Hardenberg mitleidsvoll. Hören Sie, Friederike, ich habe dieſen Mann genau beobachten laſſen, und ich weiß mehr von ihm als die wachſame Wiener Polizei. Das kommt daher, daß dieſe jetzt ſehr Viele überwachen muß, während ich mein Augenmerk nur dieſem Einzigen zugewandt hatte, und nur um Ihretwillen, Kind. Ich werde daher auch meine Entdeckungen nicht der Wiener Polizei mittheilen, denn ich miſche mich nicht gern in fremde Angelegenheiten, und ich bin fremd hier, wie Ihr Marquis Barbaſſon ſelber. Aber ich werde Ihnen meine Entdeckungen mittheilen, Friederike, denn Ihre Angelegenheiten ſind die meinen, und mich trifft der Pfeil der auf Ihr Herz gerichtet iſt. Ich ſage Ihnen alſo, Kind, hüten Sie ſich vor dem Verräther, der ſich bei Ihnen unter einem falſchen Namen eingeſchlichen hat.

Unter einem falſchen Namen? rief Friederike empört. Ew. Excellenz verläſtern und klagen an, aber Sie beweiſen nicht.

Ich will beweiſen! Es kennt ihn hier Niemand als Marquis Barbaſſon. Er heißt für Jedermann Marquis von Laſtodère Als ſolchen kennt ihn die franzöſiſche Geſandtſchaft, der er als eifriger Legitimiſt und geſchickter Agent von Fouché ſelbſt empfohlen worden.

Das beweiſt alſo nur, daß er Jenen ſeinen wahren Namen verſchwiegen hat, ſagte Friederike.

Nein, Kind, das beweiſt, daß er Ihnen, gleich Jenen, einen falſchen Namen geſagt hat, denn er heißt weder Barbaſſon noch Laſtodère. Er heißt Graf von Montbrun.

Nun, ich finde nicht, daß dieſer Name ſchlechter klingt, als die beiden andern, und ich werde mich eben ſo gern Gräfin Montbrun, als Marquiſe Barbaſſon nennen hören.

Ein ganz kleiner Umſtand wird das aber leider unmöglich machen.

Was für ein Umſtand?

Der Graf Montbrun, oder der Marquis Barbaſſon iſt verheirathet.

Das iſt nicht wahr, das iſt eine elende Lüge, rief Friederike mit *erglühenden* Wangen.

Das iſt die Wahrheit, Kind, die lautere Wahrheit. Er iſt vermählt mit einer reizenden, ſchönen Frau, gleich ihm einer enragirten Bonapartiſtin, einer nahen Anverwandtin der Herzogin von Montebello. Sie iſt gleich ihm hier unter einem falſchen Namen, und Niemand ahnt, daß die liebreizende junge Wittwe Baldorini, die hier in allen Salons gefeiert wird, ganz im Geheimen vermählt, und nichts weiter als eine ſehr geſchickte Agentin des Herrn Bonaparte iſt.

Beweiſe! ſagte Friederike hochathmend, ihre Hände krampfhaft in einander ſchlagend, die bebenden Lippen feſt auf einander gepreßt. Laſſen Sie mich ſeine Frau ſehen, — oh, laſſen Sie mich ſie ſehen, damit ich ſie mit meinen Blicken erdolchen kann.

Nun, ich denke, eine Gelegenheit, ſie zu ſehen, werde ich Ihnen ſchon verſchaffen können. Die ſchöne Gräfin Baldorini wird überall eingeladen, wo man hier ein Feſt giebt. Um Ihnen gefällig zu ſein, habe ich mich erkundigt, ob ſie eine Einladung zum Maskenfeſt beim Baron von Arnſtein erhalten hat.

Und was haben Sie erfahren? Wird ſie dort ſein?

Ja, ſie hat eine Einladung erhalten, und ſie hat ſie angenommen. Sie ſehen alſo, wie herrlich ſich das trifft, denn auch Sie haben ja eine Einladungskarte für dieſes Feſt.

Friederike ſtieß einen dumpfen Schrei aus, und ſank wie zerbrochen auf einen Seſſel nieder.

Was iſt's? fragte Hardenberg erſtaunt. Was bewegt Sie auf einmal ſo ſehr? Fühlen Sie nicht die Kraft, Ihrer glücklichen Nebenbuhlerin gegenüber zu treten? Wollen Sie nicht zu dem Feſt gehen?

Ich kann nicht hingehen! ſagte ſie, ihre geballten Fäuſte hoch emporſtreckend, als wolle ſie dem Himmel drohen, daß er ſie verrathen habe.

Wie denn, Sie können nicht zu dem Feſt gehen? fragte Hardenberg. Ich habe ja für Sie, für meine Landsmännin, Fräulein von Friedrich, noch eine Einladungskarte erbeten, und man hat ſie mir geſandt. Haben Sie denn dieſe Karte nicht mehr?

Nein, ich habe ſie nicht mehr! Er hat ſie von mir erbeten, und ich gab ſie ihm.

Hardenberg lachte. Wahrhaftig, ſagte er, das iſt genial. Sie müſſen ihm auf dieſe Weiſe zu einem Rendezvous mit ſeiner Frau verhelfen. Niemand ſoll ohne Zweifel erfahren, daß zwiſchen Beiden ein Zuſammenhang iſt, deshalb ſieht man ſie nie bei einander. Auch hat der Herr Marquis trotz ſeiner wohlklingenden Namen nur in wenig Häuſern Zutritt gefunden, denn man mißtrauet ihm allgemein. Es hat ihm alſo, wie es ſcheint, an einer Einladungskarte für den Maskenball des Baron Arnſtein gefehlt, und er iſt ſo klug geweſen, ſich von Ihnen eine ſolche zu verſchaffen. Ihr lieber kleiner Couſin, der Marquis von Barbaſſon, fängt an, mir zu gefallen. Es gehört in der That eine geniale Frechheit dazu, ſich von ſeiner Geliebten die Mittel zu einem Rendezvous mit ſeiner Frau zu verſchaffen.

Friederike zuckte zuſammen, und ſich von ihrem Seſſel erhebend, ſchritt ſie langſam zu Hardenberg hin. Eine ſeltſame Veränderung war jetzt mit ihrem ganzen Weſen vorgegangen. Der freudige Glanz war aus ihrem Antlitz gewichen, das verklärte Lächeln umſpielte nicht mehr ihre vollen Lippen, das ſchwärmeriſche Feuer glühte nicht mehr in ihren ſchwarzen Augen, — die Verklärung der Liebe, welche dieſes Antlitz wie mit ſtrahlendem Sonnenglanz verſchönt hatte, war jetzt auf ihren Wangen erblaßt, ein unheimliches Feuer blitzte aus ihren Augen, ihre zuckenden Lippen ſchienen eine Verwünſchung zu murmeln, und mit entſetzten Mienen in das Leere ſtarrend, die rechte Hand hoch erhoben, als faſſe ſie in der leeren Luft nach Etwas, ſchien ſie gleich Macbeth den unſichtbaren Dolch zu zücken, mit dem ſie ihren Feind erlegen wollte.

Diavolezza, rief Hardenberg, Diavolezza, willſt Du mich ermorden? Sieh nicht ſo ſtarr, Kind, laß den Dämon in Dir nicht ſeine geheimſten Gedanken verrathen! Sei ruhig, ſtürmiſches Meer, ſei ruhig!

Ich bin ruhig, oh ganz ruhig, ſagte ſie mit dumpfer Stimme. Ich werde auch bald wieder lachen und fröhlich ſein. Ich hatte nur eben ein Gefühl, als ob ein Geier mit ſeinen Krallen nach meinem Herzen faßte, und es mit Gewalt aus meiner Bruſt riß. Oh, es that *ſehr weh*, aber die Wunde wird bald heilen, und dann werde ich

wieder ganz glücklich sein, denn ich werde wieder Ich selbst sein, Ihre Diavolezza, Ihr lustiger Kobold, Ihr boshafter Dämon. Aber damit ich ganz geheilt werde, ganz genese, dazu bedarf es nur Eins.

Was denn, mein armes liebes Kind? fragte Hardenberg. Beim Himmel, ich habe nicht geahnt, daß ich Ihnen einen so tiefen Schmerz verursachen würde. Ich glaubte, Sie suchten da nur den vornehmen Namen und nähmen den Mann mit in den Kauf, und nun finde ich zu meinem Bedauern, daß Sie den Mann geliebt, und nur den vornehmen Namen mit in den Kauf genommen haben. Sagen Sie also, Theure, was kann ich thun, um Ihnen Genesung zu verschaffen?

Ich muß auf den Maskenball, rief sie mit einem lauten Schrei. Ja, ich muß dahin. Ein Billet, schaffen Sie mir ein Billet zu diesem Fest.

Oh, Sie wollen ihn in flagranti überraschen? Aber, Kind, ich fürchte Ihre Leidenschaftlichkeit. Sie werden eine Scene machen, Sie werden den Strom Ihres leidenschaftlichen Zorns über den Verbrecher ergießen, Sie —

Ich schwöre Ihnen ganz still zu sein, kein Wort mit ihm zu sprechen, ihn nicht ahnen zu lassen, daß ich da war. Wollen Sie mir nun eine Einlaßkarte verschaffen?

Und was versprechen Sie mir, wenn ich's thue?

Ich verspreche Ihnen alsdann, den Mann zu heirathen, den Sie mir ausgewählt, ich verspreche Ihnen, niemals etwas Anderes mehr zu sein, und sein zu wollen, als Ihre Diavolezza.

Es sei, ich nehme Ihre Versprechungen an. Sie sollen Ihre Einladungskarte haben. Aber Sie schwören mir, keine Scene zu machen?

Ich schwöre es Ihnen.

Aber der Marquis wird im Costüm und maskirt dort sein. Wie wollen Sie ihn erkennen?

Oh, sagte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln, er wird mir sein Costüm sagen, er hat kein Geheimniß vor mir, denn er weiß, daß er mir vertrauen kann, und daß ich ihn liebe. Ich muß die

Wahrheit wiſſen, und wenn es ſo iſt, wie Sie ſagen, wenn er vermählt iſt, und mich betrogen hat, dann, beim ewigen Gott, dann werde ich mich rächen!

III.

Ludwig van Beethoven.

Auf dem Landhaus des Fürſten von Lichnowsky war heute eine glänzende, auserleſene Geſellſchaft verſammelt. Alles, was ſich jetzt in Wien an Rang, Stand und Namen aufhielt, alle Diplomaten des Congreſſes, alle die ſchönen und hochadligen Diplomatinnen, der ganze hohe Adel von Wien, waren zu dieſem Feſte geladen, das der Fürſt zur Abwechſelung der ſich immer wiederholenden Feſte heute nicht in ſeinem Hôtel in Wien, ſondern in ſeiner zwei Meilen von Wien entfernten Villa veranſtaltet hatte. Man fing bereits an, der immer in gleichem Styl veranſtalteten Diners, Soupers und Routs von ganzem Herzen überdrüßig zu ſein, und man mußte auf pikante Variationen über das angenommene Thema der Congreßvergnügungen bedacht ſein, um ihnen noch Reiz und Intereſſe zu verleihen. Deshalb hatte der Fürſt heute eine erſte Variation verſucht, und die ſchöne und glänzende Congreßgeſellſchaft hinaus geladen auf ſeine Villa zu einem Feſt ganz neuer Art. Dieſes Feſt ſollte einen ganzen Tag in Anſpruch nehmen, und ſchon in der Frühe des Morgens fuhren daher die Equipagen in einer langen Reihe die chauſſirte, breite Straße dahin. Neben den Wagen ſah man die vornehmen Reiter auf herrlichen Roſſen und gefolgt von ihren Jockeys dahin ſprengen. Es war ein ſchöner, kalter Novembermorgen, die Nachtkälte hatte die Bäume und Geſträuche, die zu beiden Seiten des Weges ſtanden, mit einem leichten Reif überzogen, der jetzt in der hellen Morgenſonne wie mit tauſend Diamanten und Sternen funkelte, als habe die Natur ſelbſt ſich ſchmücken wollen,

die vorüberfahrenden Gäste Wiens zu begrüßen. Die Luft war von jener reinen, durchsichtigen Klarheit, wie sie nur den Herbsttagen eigen ist, und in den wundervollsten, wechselndsten Schattirungen lagerte der Wald dort drüben, die Gegend abschließend, sich am Horizont hin. Dieser heitere Sonnenschein, diese reine Luft färbte die Wangen der Damen mit einem höhern, schönern Incarnat, und da sie sich dessen gar wohl bewußt waren, so glänzten ihre Augen freudiger, und mit köstlichem Lächeln auf den Purpurlippen wandten sie sich aus den Equipagen zu den Cavalieren, die sich in ihren schönen pelzverbrämten Reitercostümen gar stattlich ausnahmen auf den schönen pirouettirenden Pferden. So unter Lachen und fröhlichen Scherzen legte man den Weg nach der Villa zurück, und dort empfing das fürstliche Paar mit anmuthiger Zuvorkommenheit die glänzende Schaar seiner Gäste. Man erquickte sich an einem auserlesenen Dejeuner, zu welchem die schöne Morgenfahrt den Appetit gegeben, welchen man, ermattet von den stets sich gleich bleibenden Diners und Soupers, lange schon verloren gehabt, und nach dem Dejeuner begann die Reihe der verschiedenartigen Belustigungen und ländlichen Freuden, mit denen man sich eine Erquickung bereiten wollte nach so vielen städtischen Freuden und Genüssen. Eine Hetzjagd in den großartigen, hinter der Villa belegenen Waldungen füllte die Zeit angenehm genug aus, dann beschäftigte man sich mit der Fischerei und ergötzte sich damit, die in italienischer Tracht sich darstellenden Fischer ihre Reusen aus dem See ziehen zu sehen, in deren Netzen eine Unzahl lustiger Fische zappelte und sprang. Alsdann kehrte man in die Villa zurück, die Damen, um in den Gastzimmern ihre Toiletten zu machen, die Herren, um in dem Billardsaal, in der Bibliothek oder im Musiksaal sich bis zum Diner je nach ihren Neigungen zu erheitern.

Die erste Hälfte dieses Tages, die gleichsam wie ein Schluck schöner, unschuldiger Milch die überreizten Gaumen kühlen sollte, war also durchaus den ländlichen Vergnügungen gewidmet. Aber die zweite kleinere Hälfte gehörte fast wieder dem aristokratischen Stadtleben an. Gemäß dem Programm des Tages, das der Fürst seinen Gästen gegeben, sollte nach dem Diner eine kurze Erholung stattfinden, alsdann

eine Soirée folgen, zu der aus Wien noch neue Gäste eintreffen würden, und dann inmitten der Nacht sollte die ganze Gesellschaft unter Fackelschein wieder nach Wien zurückfahren.

Man war in dem Programm der Tagesfreuden bis zu der Soirée gelangt, und die Gesellschaft befand sich jetzt in den prachtvollen, glänzend erleuchteten Sälen, die in ihrer kostbaren und auserlesenen Einrichtung nichts von dem Charakter des Ländlichen und Einfachen mehr an sich trugen. Die Damen wetteiferten miteinander in der Pracht der Toiletten, mit Brillanten und Juwelen waren ihr Haupt und ihre Arme geschmückt, die Herren erschienen in ihren goldgestickten Uniformen, die Brust mit funkelnden Orden geziert, und nur spärlich wagte sich der schwarze Frack, das bürgerliche Civilkleid unter dieses goldfunkelnde, frohe Gewühl.

Man war heiter und frohen Muthes, selbst die erhabenen Diplomaten, welche in Wien sich täglich damit beschäftigten, Europa's Ländern und Fürsten neue Gesetze, neue Grenzen zu geben und Europa's Völker, je nach den Wünschen der Fürsten, hierhin und dorthin zu vertheilen, Denen Unterthanen, oder wie man damals zu Wien auf gut Russisch sagte: „Seelen" fortzunehmen, um sie Jenen zu geben, hier ein Herzogthum in ein Königreich, ein Fürstenthum in ein Herzogthum zu verwandeln, bald Königreiche zerstückelnd, um sie als neuen, glänzenden Diamant andern Kronen einzufügen, bald Republiken vernichtend, um sie als Provinzen irgend einem Königreich oder Kaiserreich einzuverleiben, diese so vielfach beschäftigten Diplomaten selbst hatten heute bei diesem Fest ein vollkommen heiteres Gesicht. Ihre Sorgen und Nöthe hatten sie in Wien zurückgelassen und keine der Wolken, die in den vormittäglichen Conferenzen die Stirnen der Staatsmänner zu beschatten pflegten, lagerten jetzt auf ihrer Stirn. Viele von ihnen hatten indeß dem Ernst des Tages erst ihren Tribut zahlen müssen, sie hatten nicht Theil nehmen können an den ländlichen Vergnügungen und waren erst zur Soirée auf der fürstlichen Villa eingetroffen.

Diese spät Gekommenen wurden von ihren Freunden und Bekannten freudig begrüßt, gleichsam, als habe man sich lange nicht gesehen und finde sich nun nach langer Trennung in der Fremde wieder.

Auch der Fürſt Metternich war erſt am Abend von Wien her angelangt, und ſein Erſcheinen hatte in allen Salons eine freudige Senſation gemacht. Die Herren empfingen ihn als den vielgefeierten, mächtigen Staatsmann, in deſſen Händen die Geſchicke der Völker, in deſſen Bruſt die Geheimniſſe und Wünſche der Fürſten ruhten, die Damen begrüßten ihn als den ſchönen, anmuthsvollen, geiſtreichen Cavalier, dem jedes Frauenherz entgegenklopfte, und den, wenn auch nur für einen Tag, gewonnen zu haben, auch der ſchönſten Frau ein glänzender Triumph, eine von der Schönheit, der Jugend und Grazie ihr gewährte Prämie dünkte.

Der Fürſt hatte ſo eben die Dame des Hauſes, die Fürſtin Lichnowsky, begrüßt und näherte ſich den Damen, die da wie ein großer funkelnder, duftender Blumenſtrauß in der Mitte des Salons ſich befanden.

Willkommen, Durchlaucht, von Herzen willkommen, rief eine der ſchönſten, reichgeſchmückteſten Damen, indem ſie aus dem Kreiſe heraustrat, dem Fürſten ihre von Brillanten funkelnde Hand entgegenſtreckte, und ihn mit einem Lächeln begrüßte, das zwiſchen den purpurnen Lippen zwei Reihen blendend weißer Zähne ſehen ließ.

Der Fürſt drückte die dargereichte Hand an ſeine Lippen, und wie er ſich dann wieder aufrichtete, traf ein glühender Blick ſeiner Augen das ſchöne Antlitz der Dame. Er trat einige Schritte zurück, und wie von ſeinem Blick angezogen folgte ihm die Dame, ſo daß ſie jetzt Beide, allein und abgeſondert von den Andern, in der Mitte des Salons ſich befanden.

Sie nennen mich von Herzen willkommen, ſagte der Fürſt leiſe und mit einem ſeltſamen Lächeln, haben Sie denn noch ein Herz, Frau Fürſtin Bagration?

Sie lächelte. Wenn ich keins mehr hätte, ſagte ſie, wer wäre denn anders Schuld daran, als der Fürſt Metternich? Denn geſtehen Sie ſelbſt, Fürſt, als wir uns damals in Dresden kennen lernten, damals, vor ſo und ſo viel Jahren — rechnen Sie mir nicht vor, wie viel Jahre es her iſt — damals hatte ich ein Herz.

Wenn man Sie anſieht, Fürſtin, ſagte Metternich lächelnd, ſo

ſollte man meinen, dieſes „Damals“ ſei geſtern geweſen, denn Sie, Sie ſehen noch ganz genau ſo aus wie damals, als ich zum erſten Mal zu Ihren Füßen kniete, und Ihnen ſchwur, daß ich Sie ewig lieben würde. Die ewige Jugend thront auf Ihrer Stirn, und wenn Ihr Herz ſeitdem geſtorben iſt, ſo muß es doch vorher keine große Leidens- und Paſſionsſtationen durchwandelt haben, denn Ihre Schönheit hat nicht davon gelitten. Sie ſind noch immer das junge Weib von ſechszehn Jahren, und wenn ich Sie anſehe, ſcheint mir, ich bin auch wieder der junge, ſchüchterne Diplomat von zwanzig Jahren, der in Dresden von Ihnen ſeine erſten Lectionen über den Umgang mit Frauen empfing.

Still, ſtill, flüſterte die Fürſtin mit einem zauberhaften Lächeln, ſprechen Sie nicht weiter, ſonſt wird die Herzogin von Sagan eiferſüchtig, und mag vermeinen, ich habe ihr ihren glühenden Anbeter und Liebhaber, den Fürſten Metternich, geraubt. Schauen Sie nur, Fürſt, wie ſie hinter dem Fächer nach uns herüber ſchaut; ihre Augen ſind wie zwei Dolchſpitzen, die ſich in mein Angeſicht bohren möchten. Ah, ich fürchte mich, beim Himmel, ich fürchte mich.

Und die Fürſtin ſchlug ihren großen Fächer auseinander und hielt ihn gleichſam zum Schutz vor ihr lachendes Angeſicht.

Sie ſind bezaubernd, ſagte Metternich lächelnd, ich ſah nie eine talentvollere Schauſpielerin. Selbſt der Bigottini ſind Sie überlegen an Meiſterſchaft der Mimik.

Fürſt, wenn die Herzogin Sie hört, —

Ah bah, mag die Herzogin mich hören und meine Gemahlin dazu, ſagte der Fürſt faſt unwillig, ich fürchte mich nicht vor ihnen Allen, — ich bete Sie an, Fürſtin, Sie wiſſen es wohl, und es iſt grauſam, daß Sie Sich immer den Anſchein geben, es nicht wiſſen zu wollen.

Oh, rief die Fürſtin lachend, es geht alſo Etwas vor? Sie bedürfen alſo meiner? Ich ſoll Ihnen alſo zu irgend Etwas meine Hand bieten? Bei irgend Jemand Ihnen behülflich ſein? Was iſt's denn, Fürſt? Was giebt's, daß Sie meiner bedürfen, und womit ſoll ich Ihnen dienen? Denn wenn Sie Ihre ſchönen zarten Hände auf die Claviatur meines Herzens legen, und das ſchöne melancholiſche

Lied von der ersten Liebe unserer unschuldigen Herzen wieder erklingen lassen, so hat das Etwas zu bedeuten. Ich bin überzeugt davon, es hat Etwas zu bedeuten.

Es hat weiter nichts zu bedeuten, als daß ich Sie beschwöre, meine treue Alliirte zu bleiben, wie wir es uns gelobt. Ich sehe Sie seit einigen Tagen immer in Begleitung des Lord Steward, und Se. Lordschaft ist ganz entzückt von Ihnen. Machen Sie ihm doch begreiflich, daß England Unrecht thut, für Preußen in der sächsischen Angelegenheit Partei zu nehmen, denn —

Still, die Sagan schreitet auf uns zu, flüsterte die Fürstin, kommen Sie morgen zu mir, Fürst, dann besprechen wir das Weitere. Ah, Herzogin, rief sie dann mit einem fröhlichen Lachen, Sie kommen gerade zu rechter Zeit. Der Fürst fing eben an, insupportable zu werden mit seiner ewigen Politik. Und sagen Sie selbst: was hat die Politik in unsern Salons zu thun? Es ist eine langweilige, hohläugige Alte, halb Parze, und halb Lumpensammlerin, immer bereit, den Lebensfaden der Völker abzuschneiden, und immer sammelnd an den Lumpen vergilbter Pergamente, um daraus neue Besitz- und Rechtstitel für die Fürsten zusammen zu flicken. Ich frage Sie, was sollen wir mit diesem Unding in den Salons beginnen?"

Ueber dasselbe lachen, Fürstin, wie Sie es thun, sagte die Herzogin freundlich. Aber was geht denn da vor, unterbrach sie sich auf einmal selber, indem sie hinüberschaute nach der andern Seite des Saals. Sehen Sie nur, wie Alles dorthin drängt, wie Aller Blicke nach jener Gruppe sich hinwenden. Irgend eine der höchsten Personen muß so eben unerwartet angelangt sein. Doch kann es nicht der Kaiser Alexander, auch nicht der König von Preußen sein, denn man würde ihre schlanken Gestalten über den andern hervorragen sehen.

Aber Sie haben Recht, sagte die Fürstin, eine der hervorragendsten Personen muß angelangt sein. Sehen Sie nur, wie freudestrahlend der Fürst Lichnowsky da herbeieilt, um den Angekommenen zu begrüßen. Und jetzt durchschreitet die Fürstin Lichnowsky den Salon, und geht gerade zu dem Fürsten Radziwill hin, dem sie einige Worte

sollte man meinen, dieses „Damals“ sei g[illegible] freudigem
Sie sehen noch ganz genau so aus wie [illegible] Voll-
Mal zu Ihren Füßen kniete, und [illegible] dem Kreis.
lieben würde. Die ewige Jugend [illegible]
Ihr Herz seitdem gestorben ist, [illegible] still es auf ein-
Leidens- und Passionsstationen [illegible] anzuhalten und
heit hat nicht davon gelitten [illegible]
von sechszehn Jahren, [illegible] die Herzogin von
auch wieder der junge, [illegible] der allerhöchsten Personen
in Dresden von Ihne[illegible] vor allen Dingen Sie
Frauen empfing. [illegible]

Still, still, [illegible] gehen, meine Damen, sagte
sprechen Sie nicht [illegible] Präsentation in der Nähe bei,
süchtig, und [illegible] und Fürst hier die Hul-
und Liebhab[illegible]
Fürst, wie [illegible] Damen diesem glänzenden Kreis von
sind wi[illegible] der andern Seite des Salons sich
Ah, i[illegible] ungewohntem Schweigen sich

ihr [illegible] Unterhaltung schien auf einmal in diesem von
[illegible] wechselnden Menschenstimmen durch-
[illegible] zu sein. Aller Lippen waren geschlossen,
[illegible] sprachen von Bewunderung, Ehrfurcht
[illegible] standen Einige mit der Schreibtafel in der
[illegible] aufzeichnend, und dann mit der Schreib-
[illegible] hinein drängend.

[illegible] die tiefe Stille durch eine laute männliche
[illegible] einige Worte sprach, dann folgte
[illegible]

[illegible] murmelte die Herzogin
[illegible] hat heute hier das
[illegible] verstummen.

[illegible] Fürst Metternich, jetzt
[illegible] Der Kreis theilt und öffnet sich

Fürſtin Lichnowsky und dem Fürſten Radziwill Platz zu machen.
nur!

t, der Kreis zog ſich jetzt auseinander, und in der
n in goldgeſtickten Uniformen mit den reichen Or-
nen vornehmen Frauen in den reizenden Toi-
Schmuck der Brillanten und Juwelen, in der Mitte
kratiſchen reichen Geſellſchaft erblickte man jetzt Den-
alle Aufmerkſamkeit ſich zugewandt hatte.

Es war ein Mann von unterſetzter kräftiger Geſtalt, gekleidet in
en einfachen, ſchwarzen Frack, der mit keinem Band, keinem Ordens-
ſtern geziert, ſchmucklos und einfach war, wie die ganze Geſtalt. Und
dennoch lag in der Erſcheinung dieſes Fremden etwas Imponirendes,
Hoheitsvolles und Außergewöhnliches. Sein Kopf, der für ſeine Ge-
ſtalt von breiten, muskelkräftigen Formen etwas zu groß erſchien, war
umwallt von einer Fülle dichter brauner Haare, die wenig gepflegt in
kunſtloſer genialer Wildheit wie eine Löwenmähne zu beiden Seiten
ſeines Antlitzes niederfielen. Auch ſein Angeſicht hatte etwas von der
Majeſtät und der wilden Energie des Löwen. Seine Stirn war breit,
oberhalb dicht beſchattet von dem dicken braunen Haar, unterhalb be-
grenzt von dicken buſchichten Augenbrauen, die in großen Bogen ſich
wölbten und in deren Mitte das breite kräftige Naſenbein ſich anſetzte.
Seine Augen, beſchattet von ſtarken Brauen und von langen ſchwarzen
Wimpern, waren klein und hervortretend, doch zuweilen leuchtete es in
ihnen auf wie mit drohenden göttlichen Zornesblitzen, und dieſes
Leuchten ſeiner Augen warf dann einen ſeltſamen, durchgeiſtigenden
Ausdruck über ſein ganzes Antlitz, und gab ſeinen ausgeprägten harten
Zügen einen weicheren, milderen Charakter. Sein Mund war wohl-
geformt, die Lippen leicht aufgeworfen, und ſelten umſpielt von einem
Lächeln, aber wenn er lächelte, ſo war der Ausdruck dieſes Lächelns
ſo traurig wehmuthsvoll und ſpöttiſch zugleich, daß man davon ſein
Herz in tiefem Mitleid erregt fühlte, und ahnte, welche großen und
gewaltigen Schmerzen in dieſer breiten Bruſt geſtürmt und ihre Linea-
mente durch dieſes düſtere Antlitz gezogen haben mochten.

Dieſem Fremden, wie geſagt, waren Aller Blicke, Aller Aufmerk-

ſagt. Mein Gott, ſehen Sie nur, er zuckt zuſammen wie in freudigem Schreck, und ſein gutes rundes Antlitz leuchtet wie ein verklärter Vollmond. Er nimmt die Hand der Fürſtin, und folgt ihr zu dem Kreis. Mein Gott, wer kann denn der Angekommene ſein?

Und bemerken Sie nur, flüſterte Metternich, wie ſtill es auf einmal hier im Salon wird. Jeder ſcheint den Athem anzuhalten und zu horchen.

Aber auf was denn, auf wen denn? fragte die Herzogin von Sagan eifrig. Es muß in der That eine der allerhöchſten Perſonen ſein, aber wie kommt es denn, daß man nicht vor allen Dingen Sie heranruft, Fürſt, und daß man uns —

Laſſen Sie uns ein wenig näher gehen, meine Damen, ſagte Metternich lächelnd, wohnen wir der Präſentation in der Nähe bei, dann werden wir ja ſehen, welcher Potentat und Fürſt hier die Huldigungen ſeines Hofes empfängt.

Er näherte ſich mit den Damen dieſem glänzenden Kreis von Herren und Damen, der da an der andern Seite des Salons ſich gebildet hatte, und der in wunderbarem, ungewohntem Schweigen ſich verhielt.

In der That, alle Unterhaltung ſchien auf einmal in dieſem von Heiterkeit, Lachen und frohen wechſelnden Menſchenſtimmen durchrauſchten Salon verſtummt zu ſein. Aller Lippen waren geſchloſſen, aber Aller Mienen ſprachen; ſprachen von Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe. Hier und da ſtanden Einige mit der Schreibtafel in der Hand, haſtig einige Worte aufzeichnend, und dann mit der Schreibtafel ſich in den Kreis hinein drängend.

Auf einmal jetzt ward die tiefe Stille durch eine laute männliche Stimme unterbrochen, die haſtig einige Worte ſprach, dann folgte wieder daſſelbe feierliche Schweigen.

Eine merkwürdige Scene in der That, murmelte die Herzogin von Sagan, es ſcheint, nur der unbekannte Fürſt hat heute hier das Recht zu ſprechen, und alle Andern müſſen vor ihm verſtummen.

Sehen Sie nur, meine Damen, flüſterte Fürſt Metternich, jetzt wird ſich uns das Räthſel löſen. Der Kreis theilt und öffnet ſich

um der Fürstin Lichnowsky und dem Fürsten Radziwill Platz zu machen. Sehen Sie nur!

In der That, der Kreis zog sich jetzt auseinander, und in der Mitte dieser Herren in goldgestickten Uniformen mit den reichen Ordenssternen, dieser schönen vornehmen Frauen in den reizenden Toiletten und dem Schmuck der Brillanten und Juwelen, in der Mitte dieser hocharistokratischen reichen Gesellschaft erblickte man jetzt Denjenigen, dem alle Aufmerksamkeit sich zugewandt hatte.

Es war ein Mann von untersetzter kräftiger Gestalt, gekleidet in einen einfachen, schwarzen Frack, der mit keinem Band, keinem Ordensstern geziert, schmucklos und einfach war, wie die ganze Gestalt. Und dennoch lag in der Erscheinung dieses Fremden etwas Imponirendes, Hoheitsvolles und Außergewöhnliches. Sein Kopf, der für seine Gestalt von breiten, muskelkräftigen Formen etwas zu groß erschien, war umwallt von einer Fülle dichter brauner Haare, die wenig gepflegt in kunstloser genialer Wildheit wie eine Löwenmähne zu beiden Seiten seines Antlitzes niederfielen. Auch sein Angesicht hatte etwas von der Majestät und der wilden Energie des Löwen. Seine Stirn war breit, oberhalb dicht beschattet von dem dicken braunen Haar, unterhalb begrenzt von dicken buschichten Augenbrauen, die in großen Bogen sich wölbten und in deren Mitte das breite kräftige Nasenbein sich ansetzte. Seine Augen, beschattet von starken Brauen und von langen schwarzen Wimpern, waren klein und hervortretend, doch zuweilen leuchtete es in ihnen auf wie mit drohenden göttlichen Zornesblitzen, und dieses Leuchten seiner Augen warf dann einen seltsamen, durchgeistigenden Ausdruck über sein ganzes Antlitz, und gab seinen ausgeprägten harten Zügen einen weicheren, milderen Charakter. Sein Mund war wohlgeformt, die Lippen leicht aufgeworfen, und selten umspielt von einem Lächeln, aber wenn er lächelte, so war der Ausdruck dieses Lächelns so traurig wehmuthsvoll und spöttisch zugleich, daß man davon sein Herz in tiefem Mitleid erregt fühlte, und ahnte, welche großen und gewaltigen Schmerzen in dieser breiten Brust gestürmt und ihre Lineamente durch dieses düstere Antlitz gezogen haben mochten.

Diesem Fremden, wie gesagt, waren Aller Blicke, Aller Aufmerk-

ſamkeit zugewandt, um ſeinetwillen war die Unterhaltung in den Salons verſtummt, und ihn nur wollte man hören.

Mein Gott, wer mag das ſein? fragte die Fürſtin Bagration. Ich habe mich doch geirrt, es iſt kein Fürſt —

Nein, Fürſtin, ſagte Metternich, und ſein ſchönes Antlitz hatte einen ernſten, ehrfurchtsvollen Ausdruck angenommen, nein, Fürſtin, Sie haben ſich nicht geirrt, es iſt ein Fürſt, den Sie da vor ſich ſehen, ein großer und mächtiger Fürſt, nur daß ſein Reich nicht von dieſer Welt iſt, und daß der Congreß, ſo mächtig und begehrlich er immer ſein mag, ihm von ſeinen Domainen auch nicht einen Zoll breit entwenden kann. Es iſt ein ſouverainer Fürſt der Kunſt, und er heißt Ludwig van Beethoven.

Beethoven! rief die Fürſtin freudig. Oh, laſſen Sie mich hin, ich muß ſeine Hand küſſen, muß ihm ſagen, daß ich ihn anbete, daß —

Nein, bleiben Sie, holde Schwärmerin, ſagte Metternich, ſie lächelnd zurückhaltend, Sie ſollen Niemand ſagen, daß Sie ihn anbeten, ſelbſt Beethoven nicht! Aber hören Sie nur, welch' eine mächtige gewaltige Stimme Fürſt Beethoven hat.

Still! Laſſen Sie mich hören, was er ſagt. Er ſchweigt ſchon wieder. Aber warum antwortet ihm denn Niemand? Was ſchreiben denn die Andern?

Sie ſchreiben, Fürſtin, weil Beethoven wohl ſehen, aber nicht hören kann. Der große Fürſt der Töne und der Klänge iſt ſelber taub, und nur Wenige giebt es, die er verſteht, deren Stimmen ihm noch im Ohr klingen von langer Gewohnheit her. Deshalb verſteht er auch die Fürſtin Lichnowsky, denn er kennt ſie lange ſchon.

In dieſem Moment vernahm man wieder Beethoven's Stimme.

Ach, Sie ſind ein Verwandter des Prinzen Louis Ferdinand, Herr Fürſt von Radziwill, ſagte er. Es freut mich, Sie kennen zu lernen, denn Sie erinnern mich an einen der liebenswürdigſten, begabteſten und geiſtvollſten Jünglinge, die ich geſehen. Wahrhaftig, der Prinz Louis Ferdinand hätte es gar nicht nöthig gehabt, ein Fürſt zu ſein, um Etwas in der Welt vorzuſtellen, es war der Stoff in ihm zu einem *Künſtler*, zu einem Meiſter in der Kunſt!

Fürſt Radziwill ſchrieb ſchnell einige Worte auf die Schreibtafel und reichte ſie Beethoven hin.

Sie meinen, Fürſt, die Kunſt des Lebens habe er nicht verſtanden, ſagte Beethoven. Das iſt freilich auch die ſchwerſte von allen Künſten, der Stärkſte unterliegt oft unter dieſer Laſt, und läuft dem Meiſter da droben aus der Schule weg. Aber der Prinz Louis Ferdinand iſt ihr nicht entlaufen, ſondern das Schickſal hat die Hand nach ihm ausgeſtreckt. Vielleicht brauchten ſie da droben einen guten Kapellmeiſter zu ihren Engelsconcerten. Aber wenn ſie den Prinzen Louis Ferdinand dazu angeſtellt haben, ſo fürchte ich, der geniale Kapellmeiſter wird die ſchönen Engelein in Verwirrung und aus dem Tact bringen.

Sie meinen alſo, ſchrieb der Fürſt, daß die Muſik des Himmels und der Engel auch an beſtimmte Rhythmen und Tacteintheilungen gebunden iſt?

Ich weiß das ganz gewiß, ſagte Beethoven raſch, denn ich habe oft in den Stunden der Begeiſterung dieſe Muſik vernommen, und was ich dann geſchrieben, iſt nur eine Wiederholung deſſen, was ich gehört.

Aber Sie, großer Meiſter, ſchrieb der Fürſt, Sie haben nichts von den Engeln gelernt, ſondern Sie haben Alles von ſich ſelber, und ſind ſelber eine Offenbarung der Kunſt.

Wer kann ſagen, daß er von ſich ſelber Alles iſt und hat? ſagte Beethoven mit einem milden Lächeln; man empfindet, denkt, kämpft, leidet und überwindet, und das Reſultat aller Schmerzen und aller Kämpfe, das iſt bei mir Muſik, wie es bei den Muſcheln die Perle iſt. Die Menſchen haben ſchon dafür geſorgt, daß ich recht viele Perlen erzeugen mußte.

Und ſie werden Ihnen dafür dankbar ſein durch kommende Jahrhunderte hindurch, ſchrieb Fürſt Radziwill.

Ich wollte, ſagte Beethoven mit einem matten Lächeln, ich wollte, daß ſie mir lieber erlaubt hätten, während meines Lebens ein bischen glücklich zu ſein.

Und wie er ſo ſprach, fuhren ſeine Augen mit einem raſchen

Blitz über die Gesellschaft fort, und hefteten sich mit einem wunderbaren Ausdruck auf den ferner stehenden Kreis der Damen hin.

Die Fürstin Lichnowsky war seinem Blick gefolgt, und als jetzt Beethoven's Augen sich mit einem fragenden Ausdruck ihr zuwandten, schüttelte sie leise das Haupt.

Nun, was sagen Sie, flüsterte Fürst Metternich der Fürstin Bagration zu, gefällt Ihnen Fürst Beethoven?

Ich sage, seufzte die Fürstin mit Thränen in den Augen, ich sage, daß ich vor ihm niederknieen und im Namen des Schicksals ihn um Vergebung bitten möchte, daß es ihn so hart geprüft, mit so furchtbarem Unglück ihn heimgesucht hat. Oh, mein Gott, Er, welcher der Welt die erhabenste, die schönste Musik gegeben, er hört sie nicht! Es ist, wie wenn ein Bildhauer eine wundervolle Statue geschaffen, die alle Welt entzückt, nur ihn haben die Götter verdammt, daß sein geblendetes Auge immer nur den Marmorblock, nicht die Statue sieht.

Aber Sie haben ja gehört, daß er die Musik der Engel vernimmt, und zwar so deutlich vernimmt, daß er nur niederschreibt, was er gehört hat, sagte Metternich lächelnd. Nähern Sie sich ihm also Etwas, und er wird die Musik Ihrer Stimme vernehmen, und die Welt wird bald um eine Symphonie reicher sein!

Schmeichler und Spötter, rief die Fürstin, mit ihrem brillantenbesetzten Fächer dem Fürsten einen leisen Schlag auf die Schulter gebend, Schmeichler, wenn ich ein Engel wäre, würde ich dann jemals das Glück gehabt haben, Sie kennen zu lernen, Sie, den Sohn der Hölle! Aber was ist das? Die Stimme Beethovens wird auf einmal so laut und gellend, — hören Sie, mein Gott, hören Sie, und sehen Sie nur, wie er aussieht! Wie ein grimmiger Löwe schüttelt er seine Mähne! Mein Gott, was kann ihm nur geschehen sein?

In der That, das Antlitz Beethovens hatte jetzt einen wilden, zornigen Ausdruck angenommen, seine Augen schienen sich erweitert zu haben und schossen flammende Blitze, seine Stirn war in düstere Falten gelegt, sein Mund trotzig aufgeworfen, und wie er wild und unbändig den Kopf schüttelte, flatterte sein Haar um ihn her, wie ringelnde *Schlangen.*

Nein, Fürſtin, ſagte er laut und heftig, nein, ich ſpiele heute nicht! —

Oh, ich kenne Sie ſchon, mein guter Beethoven, rief die Fürſtin lächelnd, Sie werden ſich doch endlich erweichen laſſen. Sie ſind weichherziger und milder, als Sie ſich den Anſchein geben möchten. Wenn Sie in den Blicken der hier Anweſenden die flehentliche Bitte geleſen haben, zu ſpielen, uns eine Ihrer wunderherrlichen Phantaſien hören zu laſſen, dann werden Sie dieſe allgemeine Bitte erfüllen.

Glaubt die Frau Fürſtin, daß die Phantaſien nur ſo aus meinem Kopf herausſprudeln, wie der Wein aus der Champagnerflaſche, wenn man den Kork hat ſpringen laſſen? fragte Beethoven mit barſchem Ton. Ich habe meine Begeiſterung nicht auf Flaſchen gezogen, und kann ſie nicht nach Belieben öffnen.

Ah, rief die Fürſtin immer noch lächelnd, und ihm ſchelmiſch mit dem Finger drohend, wie oft habe ich den Meiſter Beethoven ſagen hören: der echte Künſtler müſſe ſich zu jeder Stunde begeiſtern können, oder vielmehr immer im Innerſten ſeiner Seele begeiſtert ſein!

Ja, das muß er auch, rief Beethoven heftig, aber die Begeiſterung iſt ein heiliges Altarlicht, und er muß ſie nicht als Talglicht verbrennen wollen für ſchwache Dämmerungsſeelen, deren blöde Augen doch nicht ſehen können. Ich vermag mich zu begeiſtern in der Einſamkeit, in der Natur, die mich verſteht, und die ich liebe, aber in der großen glänzenden Geſellſchaft kriecht die Begeiſterung ſcheu zurück unter die Flügel meiner Seele, und wagt ſich nicht unter die geputzte, blöde Menge.

Aber Sie werden ſie heute doch unter Ihren Flügeln hervorziehen, ſagte die Fürſtin. Sie werden es aus Gefälligkeit für mich thun, aus Freundlichkeit für den Herrn Fürſten von Radziwill, der zwei Mal in Ihrer Wohnung war, und immer abgewieſen ward, und dem ich verſprochen habe, daß er Sie hier kennen lernen und Sie ſpielen hören ſollte.

Dann thut es mir leid, Fürſtin, daß Sie Ihr Verſprechen nicht erfüllen können, ſagte Beethoven rauh. Ich ſpiele heute nicht, und da man, wie es ſcheint, mich nur geladen hat, daß ich als Muſikmaſchine

hier wirke, so erlauben Sie, daß die Musikmaschine sich selber zuklappt und von dannen geht.

Er verneigte sich rasch, und wollte sich entfernen, aber die Fürstin legte ihre Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

Nein, sagte sie lächelnd, wer ein Verbrechen begeht, muß seine Strafe erdulden. Sie haben sich an uns versündigt, denn Sie wollen uns einen schönen und ersehnten Genuß versagen, Sie werden dafür gestraft, und müssen hier bleiben. Sie sind unser Gefangener, und Sie dürfen dies Schloß nicht eher verlassen, bevor Sie nicht dort am Flügel mit Ihrer Musik sich Vergebung erwirkt haben!

Das wird nicht geschehen! rief Beethoven trotzig.

Dann werden Sie also immer mein Gefangener bleiben, sagte die Fürstin, indem sie, kaum noch im Stande, ihren Unmuth zu verbergen, sich abwandte.*)

IV.

Die Flucht.

Nun, gefällt Ihnen Fürst Beethoven immer noch? fragte Metternich lächelnd. Möchten Sie noch vor ihm niederknieen und im Namen des Schicksals ihn um Vergebung anflehen?

Ja, ich möchte es, selbst auf die Gefahr hin, von ihm fortgestoßen zu werden, sagte die Fürstin lächelnd. Er sah aus wie der Donnergott, der mit seinem Blitz das niedere Gewürm aller Titanen zerschmettern will. Es ist ein wundervoller Anblick, einen Mann in der Majestät seines Zorns zu sehen.

Nun, in dieser Majestät, glaube ich, würden Sie den Beethoven

---

*) Ignaz Ritter von Seyfried: Ludwig van Beethoven's Studien im Generalbaß ꝛc. nebst biographischen Notizen. S. 23 des Anhangs.

alle Tage ſehen können, ſagte Metternich lächelnd. Er ſoll oft gar heftig und ungebärdig ſein, der gute Beethoven, und er beſtätigt die Anſicht der Alten, daß das wahre Genie von einem göttlichen Wahnſinn befallen ſei, und daß der wahre Künſtler unter den Menſchen einhergehe wie ein Geächteter, dem die Andern ängſtlich ausweichen, weil ſie ihn für einen Thoren oder für einen Raſenden halten! Aber helfen wir der Fürſtin Lichnowsky ein wenig, die Störung zu überwinden, welche das Genie in die Geſellſchaft gebracht hat.

Er verneigte ſich leicht vor der ſchönen Bagration und wandte ſich der Fürſtin Lichnowsky zu.

Sie hätten mich auffordern ſollen, Gnädigſte, Ihnen ein wenig Muſik vorzumachen, ſagte Metternich lächelnd, denn ich bin ganz im Stande, die Stelle des großen Beethoven zu erſetzen. Sie ſehen mich ungläubig an, Fürſtin? Ich rede im vollen Ernſt, Gnädigſte. Ich habe ein Lied aufgebracht, zur Unterhaltung für Sie und Ihre Gäſte. Freilich iſt es kein Lied von meiner Compoſition, aber ich werde es Ihnen wenigſtens mit Begeiſterung vortragen können, und dazu iſt nicht einmal nöthig, daß man es ſingt, die Worte klingen ſchon an ſich ſelber wie Muſik.

Ich bitte Ew. Durchlaucht um Gnade, ſagte die Fürſtin lächelnd, erklären Sie ſich deutlicher, wenn ich nicht ſterben ſoll vor Neugierde. Was iſt's für ein Lied? Hat der hochweiſe Congreß es componirt? Hat die heilige Taube der göttlichen Pfingſten ſich über dem Congreß niedergelaſſen, und ihn begeiſtert, daß er in tauſend Zungen ſpricht, dichtet und ſingt?

Nein, nein, ich verſichere Sie, rief Metternich lachend, der Congreß hat nichts gethan, und ich habe keine Taube in unſerm Sitzungsſaal bemerkt. Der Congreß ſingt nicht und dichtet nicht, aber er iſt beſungen, er hat ſich einen Dichter begeiſtert, und zwar einen Dichter von fürſtlichem Ruhm und hohem Namen.

Und wer iſt dieſer congreßbegeiſterte Dichter?

Der Fürſt von Ligne, meine Gnädige.

Ach, hören Sie nur, meine Herren und Damen, rief die Fürſtin

Lichnowsky, ſich der Geſellſchaft zuwendend, hören Sie nur die große Neuigkeit, welche der Fürſt Metternich die Gnade hat, uns mitzubringen. Der Fürſt von Ligne hat den Congreß beſungen.

Ach, das iſt allerliebſt! Das iſt intereſſant! tönte es von allen Seiten, und die Diplomaten und Generäle, die Fürſtinnen und Gräfinnen, die ganze ariſtokratiſche Geſellſchaft drängte ſich dichter heran, und Alles lachte und freute ſich dieſer herrlichen Idee des Fürſten Ligne, den Congreß zum Gegenſtand eines Liedes zu machen.

Aber wird man dies wundervolle Lied auch kennen lernen, Durchlaucht? fragte die Herzogin von Sagan. Wird man es kennen lernen, oder exiſtirt es nur gleich jenem unſichtbaren Gott Wiſchnu, der in dem Kelche der irdiſchen Wunderblüthe ruht, und deſſen Exiſtenz Jedermann kennt, aber den noch kein menſchliches Auge jemals erſchaut hat?

Nein, das Gedicht des Fürſten Ligne iſt aus dem Wunderkelch ſeiner Poeſie in die Wirklichkeit herniedergeſtiegen und exiſtirt wirklich. Ich habe es mitgebracht und ich biete das Lied den Damen und Herren an als einen Erſatz für die Muſik Beethovens.

Ach bitte, laſſen Sie uns das Lied hören, riefen die Damen und Herren von allen Seiten. Das Lied, das den Congreß beſingt!

Fürſt Metternich verneigte ſich lächelnd und zog aus ſeinem Buſen ein zierlich zuſammengefaltetes roſa Papier hervor.

Es iſt kein Lied im hohen Styl, ſagte er, ſondern es iſt ein Lied in der Art der berühmten Lieder vom Pont neuf, wie man ſie zu den Zeiten Ludwigs des Funfzehnten in Paris auf dem Pont neuf ſang, ein rechtes Volkslied, das Jeder ſich ſelbſt componirt und wozu es keines Beethoven bedarf. Hören Sie alſo! Die Ueberſchrift lautet: Le congrès d'amour. — Sie ſehen alſo, daß unſer Congreß durchaus nicht damit gemeint und daß wir es ohne Furcht der Beleidigung leſen dürfen. Die erſte Strophe alſo!

Après une longue guerre
L'enfant ailé de Cythère
Voulut, en donnant la paix
Tenir à Vienne un congrès.

Il convoque en diligence
Les dieux, qu'on put réunir,
Et par une contredanse
On vit le congrés s'ouvrir!

Et par une contredanse, on vit le congrès s'ouvrir! wiederholte man hier und dort in leiſem, ſingendem Ton, und alle Geſichter lächelten und alle Blicke waren ſtrahlend vor Vergnügen auf den Fürſten gerichtet, der jetzt die zweite und dritte Strophe las:

Au bureau de Terpsichore
Dès le soir jusqu'à l'aurore
On agitait des débats
Sur l'importance des pas.
Minerve dit en colère:
Cessez au moins un instant,
Si vous ne voulez pas faire
A Vienne un congrès dansant.

Venus et la Jouissance,
Qui savaient bien que la danse
Ajoutait à leurs appas,
Voulaient qu'on ne cessât pas.
La Sagesse doit se taire,
Dit en riant le plaisir
A Vienne l'unique affaire
Est de traiter le plaisir.*)

A Vienne l'unique affaire, est de traiter le plaisir! rief und lachte die ganze Geſellſchaft. Selbſt die Diplomaten, die ernſten und

*) Die anderen Strophen dieſes Chanſon des Fürſten Ligne lauten alſo:

A ces mots on recommence
Les masques entrent en danse;
Mars, Hercules et Jupiter
Valsent un nouveau landler.
Soudain Minerve en furie
Dit sans son courroux: Je crois,
Qu'à ce congrès la Folie
Présiderait mieux que moi.

gewichtvollen Herren des Congreſſes, der in Wien zuſammengekommen, um über das Schickſal der Völker und Länder zu entſcheiden, ſelbſt dieſe lauſchten mit heiterem Lachen der ſanglanten Verſpottung ihrer ernſten Angelegenheiten, und wiederholten mit den Andern: A Vienne l'unique affaire, est de traiter le plaisir!

Nur Einer ſtimmte nicht ein in die allgemeine Heiterkeit, nur Einer ſtand düſteren Angeſichts abſeits von den Anderen und betrachtete mit zürnenden unwilligen Blicken dieſe goldglitzernde, brillantenfunkelnde, lächelnde und heitere Menge.

Dieſer Eine, das war Beethoven!

Er hatte ſich ſeit jener Scene mit der Fürſtin in eine Fenſter-

---

Taisez vous, mademoiselle,
Lui dit l'enfant infidèle,
Laissez ces propos oiseux
Et livrez vous à nos jeux:
Assez longtemps sur la terre
Votre soeur nous fit gémir,
Laissez nous après la guerre
Respirer pour le plaisir.

A l'instant à la barrière
Pour entrer dans la carrière
S'offrent trente chevaliers,
Le front couvert de lauriers.
On lisait sur leurs bannières
Ces mots: loyal et fidel,
Ce sont les chargés d'affaires
Du congrès au carrousel.

Enfin de tout on se lasse:
Les bals, les jeux et la chasse
Avaient été discutés
Et résumés en traités.
Que ferons nous d'avantage,
Dit l'Amour? Donnons la paix
Et cessons ce badinage
En terminant le congrès.

niſche zurückgezogen, und mit in einander geſchlagenen Armen, das Herz voll finſteren Grolls, ſchaute er auf das glänzende Gewühl hin.

Wie ſie lachen und froh ſind, murmelte er in ſich hinein. Wie harmlos, glücklich und unbekümmert der Fürſt Metternich dreinſchaut, als wäre Er's nicht, der ganz Oeſterreich auf den Schultern trägt, als wär' er nur ſo ein loſer Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert, und Honig ſaugt, den er nachher als Galle auf das Geſindel ausſpritzt, welches keine Orden und keine goldgeſtickten Kleider trägt. Ha, da verzerren ſich die Geſichter ſchon wieder zu einem grinſenden Lachen! Warum lachen ſie denn? Wie? Lachen ſie etwa über mich? Diene ich den faden Geſellſchaftsſeelen zur Zielſcheibe des Spottes und Hohnes! Ah, ich will es ihnen nicht gerathen haben, ich will ihnen beweiſen, daß der Beethoven nicht über ſich lachen läßt!

Und mit zornblitzenden Augen that Beethoven einige Schritte vorwärts. Aber Niemand achtete auf ihn, Niemand blickte zu ihm hin, und ließ ſich erſchrecken von ſeiner drohenden Stellung. Alle ſchauten ſie nur zu Metternich hin, der eben die fünfte Strophe des Chanſon begonnen hatte.

Beethoven trat wieder in ſeine Fenſterniſche zurück. Thor, der ich war, zu glauben, daß dieſe vornehmen, geputzten Leute ſich mit mir beſchäftigen, und ſei's auch nur, um mich zu verſpotten, murmelte er. Niemand denkt an mich! Da ich ihnen nicht apportiren und Hundekünſte vormachen, da ich nicht der Knecht ihrer Laune und Langeweile ſein will, ſo kümmern ſie ſich nicht um mich, und ſcheinen ganz vergeſſen zu haben, daß der Beethoven noch da iſt. Aber warum bin ich denn da? Was ſtehe ich denn hier als Hampelmann für die kindiſchen Leute, und warte, bis es ihnen gefällig iſt, mich tanzen und Purzelbäume ſchießen zu laſſen! Die Fürſtin ſagt, ich ſei ihr Gefangener, ich dürfe nicht eher fort, als bis ich geſpielt habe, — ah, wir wollen doch einmal ſehen, ob ſie es wagen will, mich feſtzuhalten, wenn ich fortgehen will!

Mit trotzigen Schritten, die Arme über der Bruſt in einander geſchlagen, trat Beethoven wieder aus der Fenſterniſche hervor, und mitten durch die Geſellſchaft dahin ſchreitend, warf er nach allen Seiten

hin drohende, herausfordernde Blicke, als wollte er kecken Muthes Diejenigen zum Kampf fordern, die es wagen möchten, ihn aufzuhalten.

Aber ach! Niemand achtete auf ihn, Niemand schien sich noch zu erinnern, daß Beethoven gegenwärtig sei. Ueber dem spöttelnden Chanson hatte man den großen Meister der Symphonieen vergessen!

Jetzt stand er an der Thür, und seine Löwenmähne schüttelnd warf er einen letzten flammenden Zornesblick rückwärts in den Salon hinein.

Laissez nous après la guerre respirer pour le plaisir! wiederholte man erröthend und einander zunickend hier und dort die Endstrophe des fünften Verses.

Beethoven hatte die Worte nicht gehört, aber er sah, daß Alle lachten, er sah, daß Alle heiter waren, daß Keiner zu ihm hinblickte, Keiner sich um ihn kümmerte.

Mit einem hastigen Ruck öffnete er die Thür und stürmte hinaus. Im Vorzimmer trat ihm des Fürsten alter Kammerdiener entgegen, den Beethoven von manchem langen Aufenthalt in der Villa des Fürsten schon kannte, und der es gelernt hatte, sich durch Zeichen mit ihm zu verständigen.

Mein Zimmer, schrie Beethoven außer sich, ich bin krank, ich will zu Bett gehen!

Der Kammerdiener machte einige Zeichen mit der Hand, nahm den Leuchter und schritt voran. Beethoven folgte ihm mit düstern Blicken, nicht achtend, daß sie heute einen andern Weg einschlugen, als er es sonst gewohnt gewesen, daß sie, statt die große Treppe hinauf zu gehen, die kleine, seitwärts belegene Treppe hinauf gingen, und den kleinen niedrigen Corridor einschlugen, statt den großen vorderen Corridor zu gehen, an welchem die beiden Zimmer lagen, welche Beethoven bei seinen früheren Besuchen der fürstlichen Villa bewohnt hatte.

Endlich öffnete der Kammerdiener eine Thür und sie traten in ein Gemach ein, das comfortable und stattlich genug eingerichtet war, aber nichts von jener fürstlichen Eleganz, jenem strahlenden Luxus zeigte, der die früheren Logirzimmer des Meisters geziert hatte.

Beethoven, aus seinem düsteren Sinnen erwachend, warf einen

fragenden, verwunderten Blick umher. Was iſt das? rief er. Dies iſt nicht ja nicht mein gewohntes Zimmer? Warum führen Sie mich hierher?

Ich ſagte es Ihnen ja vorher, ſchrie der Kammerdiener, die vorderen Logirzimmer ſind alle von den Damen, welche hier bleiben, beſetzt. Die Frau Fürſtin läßt daher bitten, daß Sie dieſe Eine Nacht mit dieſem Zimmer hier vorlieb nehmen.

Recht ſo, recht ſo, rief Beethoven mit jenem lauten, brüllenden Lachen, das ihm in Momenten der Aufwallung eigen war, recht ſo, man ſchickt mich in das Bedientenzimmer, damit die vornehmen Damen es bequemer haben!

Dies iſt kein Bedientenzimmer, ſchrie der Kammerdiener, es iſt nur ein Logirzimmer zweiter Ordnung!

Schön, ſchön, und in die zweite Ordnung, unter das Gefolge, da gehöre ich hin, das iſt mein Platz! rief Beethoven. Hier in dieſem Vogelbauer kann ich als Dompfaff mir ein Lied einüben, um es morgen pflichtſchuldigſt den Herrſchaften vorzupfeifen, wenn ſie die Langeweile antritt, und ſie nicht wiſſen, wie ſie ſich zerſtreuen ſollen. Nicht einmal ein Bett iſt hier. Soll ich etwa auf dem Fußboden ſchlafen?

Hier iſt das Bett, ſchrie der Kammerdiener, eine Tapetenthür öffnend, hinter der eine hohe gewölbte Niſche ſichtbar ward. In dieſer Niſche ſtand ein Bett, deſſen dunkelroth ſeidene, mit breiten Spitzen eingefaßte Decke, deſſen Kiſſen von feinſtem Batiſt mit kunſtvoller Stickerei über ſeidenem Unterfutter wenigſtens die Sorgfalt bewies, welche man auf dies Lager verwendet hatte.

Darin ſoll ich ſchlafen? ſchrie Beethoven. In dieſe Mauerritze ſoll ich mich legen? Aber, Menſch, das iſt ja ein offenes Grab, und wenn ich darin liege, ſo habt Ihr nichts weiter nöthig, als die Thür zuzumachen, und ich bin verloren, ich bin ein lebendig Begrabener, ein Gefangener auf Lebenszeit. Kein Menſch kann meinen Todesſchrei vernehmen, kein Menſch auf meinen Hülferuf herbeieilen. Und Ihr glaubt, daß ich ſo albern ſein werde, mich freiwillig in's Grab zu legen? Nein, nein, nein! Ich gehe nicht in die Falle, ich bin keine

Mauerſchwalbe, die in irgend einer finſtern Ecke ihr Neſt baut. Ich bleibe hier in dem Zimmer, hier auf dem Sopha!

Gut, wie's Ihnen gefällig iſt, ſchrie der Kammerdiener. Jetzt will ich hingehen und Ihnen etwas zum Nachtmahl beſorgen. Nicht wahr, Sie eſſen doch Etwas, Herr van Beethoven?

Jetzt fragt der Menſch, ob ich Etwas eſſe! rief Beethoven. Aber ſoll ich denn etwa gar verhungern? Iſt's nicht genug, daß Ihr mich in ein Bedientenzimmer ſteckt, mir ein offenes Grab als Nachtlager anbietet, wollt Ihr mich jetzt auch noch Hunger leiden laſſen?

Es iſt heute einmal wieder nichts mit ihm anzufangen, ſagte der Kammerdiener vor ſich hin. Er hat heute einmal wieder ſeinen Raptus, wie er das ſelbſt zu nennen pflegt, und da iſt es beſſer, man läßt ihn austoben! Ich werd' ihm ſein Souper beſorgen, und mich ſoll's nicht kümmern, wenn er den Bedienten ein paar Teller an den Kopf wirft.

Er machte Beethoven eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und verließ das Gemach. Draußen vor der Thür blieb er ſtehen. Halt, ſagte er leiſe vor ſich hin, wenn der Herr van Beethoven ſeinen Raptus hat, iſt ihm nicht recht zu trauen, und man muß vorſichtig ſein! Er wär' im Stande, und rennt hier fort, um ſich ſeine gewohnten Zimmer zu erobern, und brächt' die Damen mit Gewalt da heraus. Nein, das geht nicht! Ich muß ihn hier feſthalten bis der Raptus vorüber, und er wieder ſanft geworden iſt. Wenn er zu Nacht gegeſſen, wird er ſchon anders werden! Bis dahin, und bis ich ihm ſein Souper ſchicke, bis dahin wollen wir uns ſicher ſtellen.

Er ſchloß vorſichtig und leiſe die Thür von Beethoven's Zimmer zu, zog den Schlüſſel heraus und ſteckte ihn in ſeine Taſche. So, ſagte er, jetzt ſind wir ſicher, jetzt kann er wenigſtens nur in ſeinem Zimmer Scandal machen.

Beethoven hatte das Zuſchließen der Thür nicht bemerkt. Er war auf den Divan niedergeſunken, und das Haupt an die Polſter zurückgelehnt, ſchaute er mit ſtarren Blicken zur Decke empor.

Allein, ſagte er, immer allein, verlacht, verkannt und geflohen von den Menſchen, gemißbraucht von ihrem Egoismus, verfolgt von

ihrem Neid, mißverſtanden und geſchmäht von ihrer Erbärmlichkeit, das iſt mein Loos! So gehe ich durch die Welt, ohne Freund, ohne Geliebte, — ja, ohne Geliebte, wiederholte er nach einer langen Pauſe. Ich war gekommen, um ſie zu ſehen, aber ſie? Oh, auch ſie hat mich vergeſſen! Ich weiß, daß ſie in Wien iſt, ich wollte ſie heute Abend ſehen, ich wollte mit einem Blick ihr ſagen, daß ich ihr vergeben habe, daß — Nichts wollte ich ihr ſagen, rief er auf einmal ganz laut, indem er aufſprang, und mit flammenden Blicken umher ſchaute. Nein, gar nichts wollte ich ihr ſagen, — ein Glück für ſie, daß ſie nicht da war, ich würde ſie mit meinen Blicken, wie mit Blitzſtrahlen zerſchmettert haben, ſie, welche mein Herz zerfleiſcht hat, welche — Still, ſtill! Schweigt Ihr Stimmen da innen! Warum muß ich denn Euch immer hören können, da ich doch die Stimmen da draußen nicht hören kann, da ewiges, furchtbares Schweigen, ewige Grabesſtille mich Armen umgiebt! Oh, ſchweigt alſo auch Ihr, Stimmen meiner Erinnerungen, werdet ſtumm für mich wie die Welt, wie die Menſchen! Ich bin einſam und allein, laßt mich ſo bleiben, flüſtert nicht ewig von der Vergangenheit. Still, ſage ich, ſtill!

Er ſtampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden, und rannte auf und ab.

Es iſt mir zu einſam hier, ſagte er dann hochaufathmend, ich muß Menſchengeſichter ſehen, denn hier iſt es wie in einem offenen Grabe. Ich will wieder hinunter gehen, will der Fürſtin meine Hand reichen, denn ich glaube, ich bin zu heftig gegen ſie geweſen, ich habe ihr weh gethan. Es war vielleicht Unrecht, daß ich ihr nicht zu Gefallen ſpielen wollte, denn ſie iſt mir allzeit eine liebe, mütterliche Freundin geweſen, ſie hat mich niemals gekränkt, niemals vernachläſſigt. Ja, ja, ich will hinunter gehen, ich will wieder gut machen. Ich will ſpielen, nicht um der andern Maulaffen willen, ſondern für meine gute Fürſtin!

Er ſtürzte nach der Thür hin, und wollte ſie öffnen, um hinab zu gehen. Aber dieſe Thür gab dem Druck ſeiner Hand nicht nach, ſie öffnete ſich nicht.

Was iſt das? ſchrie Beethoven entſetzt. Warum kann ich nicht hinaus?

Er rüttelte heftig an der Thür, aber ſie gab nicht nach, ſie war und blieb geſchloſſen!

Sie haben mich eingeſchloſſen, ſchrieBeethoven wüthend, ſie haben mich wie ein wildes Thier in einen Käfig geſteckt. Es iſt alſo Ernſt geweſen, und nicht blos eine Drohung. Sie behandeln mich als einen Gefangenen! Weil ich nicht ſpielen wollte, haben ſie mich hinterliſtiger Weiſe herauf gelockt, und mich eingeſperrt wie ein unartiges Kind, das man erziehen will. Und ich Dummkopf, ich gutmüthiger Narr wollte mich ſchon wieder überreden, daß ich Unrecht gehabt, wollte ſchon wieder hingehen, und ihnen den Willen thun! Oh Menſchen, Menſchen, was für grauſame, herzloſe Geſchöpfe ſeid Ihr doch, wie zerfleiſcht Ihr mein Herz, und lacht zu meinen Qualen! Aber dies Mal ſoll's ihnen nicht gelingen. Nein, ſie ſollen nicht die Freude haben, mich hier wie ein wildes Thier einſperren zu können, und über mich, den armen Gefangenen, zu lachen! Ich will frei ſein, ihnen Allen zum Trotz!

Er ſprang zu dem Fenſter hin, und öffnete es. Unten, wenigſtens dreißig Fuß unter dem Fenſter lag der Park; deutlich konnte er im hellen Mondſchein die gelben Kieswege der Alleen erkennen. Da unten war die Freiheit, die Rettung! Aber wie ſollte er da hinunter gelangen? Die Entfernung war zu groß, um hinunter zu ſpringen, denn er lief Gefahr, ſich zu zerſchmettern, oder die Glieder zu zerbrechen! Oh, welche Wonne dann für ſeine Feinde, ihn da mit zerbrochenen Füßen am Boden zu finden, ihn wieder in's Haus zu ſchaffen, den Gefangenen wieder in ſein Zelle einzuſperren!

Nein, ſie ſollten dieſen Triumph nicht haben! Er wollte ihnen dieſe Freude nicht bereiten!

Er ſtürzte zu dem Bett hin, und wühlte unter den Kiſſen, und zog das weiße Bettlaken hervor. Mit gewaltiger Kraftanſtrengung riß er es in drei Streifen auseinander, knotete dieſe Streifen zuſammen, band das Ende dieſer improviſirten Strickleiter an das Fenſterkreuz feſt, und hing ſie hinaus.

So, ſagte er, einen letzten, flammenden Blick auf das Zimmer

ſchleudernd, jetzt fort! Ein Glück noch, daß ſie mir keinen Hund als Wächter in meinen Käfig gegeben haben! Fort, fort!

Er ſprang auf den Fenſterſims empor, faßte mit ſeinen beiden Händen die Strickleiter, und ſich nun mit einem einzigen ſtarken Ruck hinausſchwingend, glitt er raſch an dem weichen weißen Rettungsſeil hinab.

V.

Die Nachtwanderung.

Jetzt berührten ſeine Füße den Boden, jetzt war er unten im Park. Gerettet! ſagte er athemlos, einen Moment unten am Boden zuſammenſinkend und nach Athem, nach Faſſung ringend. Ich bin frei! Ich bin wieder mein eigener Herr!

Er ſprang auf und that einige Schritte die Allee hinunter, und wandte ſich wieder zurück, um nach dem Fenſter hinzublicken, aus welchem er eben entflohen war. Deutlich konnte er durch das große, offene Fenſter das hell erleuchtete Zimmer überſchauen. Er ſah Schatten ſich an den Wänden abzeichnen, er ſah wie jetzt zwei Lakayen in der ſilbergeſtickten Livrée des Fürſten an's Fenſter ſtürzten, ſeine Strickleiter entdeckten und ſie wieder emporzogen.

Ja, holt ſie nur, holt ſie nur, ſagte Beethoven in ſich hineinlachend, der Gefangene ſitzt nicht mehr daran, der Gefangene hat ſich befreit. Aber jetzt werden ſie mich am Ende hier im Park ſuchen, rief er aufſpringend, jetzt werden ſie mich wieder einfangen wollen! Vorwärts alſo, vorwärts!

Und in raſender Eile lief er die Allee hinunter zu der kleinen Seitenpforte des Parks, die auf den großen Hof vor der Villa hinausführte. Da lag ſie vor ihm, dieſe glänzende, ſchöne Villa, wie ein Feenpalaſt leuchtend im Glanz der Lichter, die in den Sälen flammten und einen goldenen Schein über den Hofraum hinaus warfen. Man

hatte, weil es keine Zuſchauer zu meiden gab, die Fenſtervorhänge nicht geſchloſſen, und da die Säle im hohen Parterre der Villa belegen waren, konnte man bequem alle dieſe Säle überſchauen, dieſe ganze glänzende, geputzte, lächelnde, plaudernde, minaudirende, mediſirende und coquettirende Geſellſchaft, wie in wechſelnden, reizenden Bildern einer Laterna magica an ſich vorübergaukeln laſſen.

Beethoven, fernab hinter dem Vorſprung der Mauer des Parkes ſtehend, ſchaute eine Zeitlang hinüber zu dem Glanz des frohen Feſtes. Dann hob er drohend mit verächtlichen Mienen die Hände gegen die erleuchteten Fenſter empor.

Lacht nur, ja, lacht nur, ſagte er ingrimmig. Ihr ſeid glücklich, hochgeehrt und unabhängig. Ihr habt alles, was das Leben angenehm, genußvoll und ſchön macht! Ich habe nichts als meine Kunſt und meine Freiheit, und doch bin ich mehr als Ihr Alle, Alle, und ich möchte meine Schmerzen und Qualen nicht austauſchen gegen Eure Freuden und Genüſſe. Denn meine Schmerzen läutern ſich zu Brillanten, die Euren werden trübe und ſchaal, wie geſchmolzenes Eis! Lacht nur, lacht! Wie bald, und Ihr werdet in Staub und Aſche zerfallen, aber der Beethoven, der ſtirbt nicht, der wird ewig leben, und vielleicht erlaubt ihm Gott da droben, was ihm hier unten verſagt iſt, vielleicht kann er im Himmel lachen und glücklich ſein! Lacht alſo hier unten, ich werde da droben lachen!

Noch einmal drohte er hinüber zu den glänzenden Fenſtern, dann wandte er ſich ab und ſchritt über den weiten Hofraum hin, zu dem Eiſengitter, das ihn von der Landſtraße abſchloß. Dem Pförtner, der neben dem Gitter ſtand, und Beethoven ſeit manchem Jahr kannte, drückte er ein Geldſtück in die Hand und hieß ihn die kleine Pforte öffnen, und wie er dann hinaustrat, ſtieß er einen lauten Freudenſchrei aus, als wolle er der Freiheit ſeinen Jubelgruß entgegenjauchzen. Dann, wie im erſten Taumel des Entzückens, rannte er vorwärts, die Straße hinunter, gar nicht des Weges achtend, ganz unbekümmert, wohin er ihn führe. Das Haupt rückwärts geworfen, ſchaute er empor zu dem Himmel, zu dem goldenen, ſtrahlenden Mond, zu den Sternen, die hell und köſtlich zu ihm niederfunkelten, und ein ſeliges Lächeln ver-

klärte Beethovens Angeſicht, und Stimmen der Wonne, des Jubels, der Begeiſterung erklangen in ſeiner Bruſt. Beethoven, lauſchend auf dieſe Stimmen, ſtand ſtill, und den Blick zum Himmel empor gewandt, horchte er in andächtigem Schweigen dieſer wunderbaren Muſik, die mit heiligen Orgelklängen, mit Poſaunenſchall, mit dem Geflüſter harmoniſcher Saiten, mit rauſchenden und jauchzenden Engelsſtimmen ihn umtönte. Nein, jetzt war er nicht taub, jetzt hörte er Alles, Alles! Dort der große dunkle Baum, deſſen Zweige ſich im Nachtwind bewegten, er hörte ihn rauſchen, mit wunderbaren, geheimnißvollen Melodien, hier der kleine Bach, der zur Seite des Weges dahin floß, er hörte ſeine vom Mondlicht vergoldeten Waſſer plätſchern, und hörte das Lachen und Kichern, mit denen die Welle zur Welle plauderte. Der Mond, der groß und golden ihn begleitete auf ſeiner einſamen Nachtwanderung, der ſprach wie mit machtvoller Gottesſtimme zu ihm und kündete ihm die Geheimniſſe des Himmels; die Sterne, die hell zu ihm niederfunkelten, ſie ſangen ihm die Melodien der Engel! Die ganze Natur ſprach zu ihm, umrauſchte ihn mit himmliſchen Melodien, mit erhabener, wunderbarer Muſik, und er fühlte ſich ihr hingegeben in Liebe, Andacht und Entzücken. Lächelnd vor Wonne und Glück ſetzte er ſich nieder auf einem der großen, weißen Steine zur Seite des Weges und zog ſein Notizbuch hervor. Der Mond, der groß und voll über ihm ſtand, ſchien zu lächeln über die Idee, daß er dem Meiſter als Studirlampe zu ſeiner Arbeit leuchten ſolle, aber er that es doch; die Sterne ſchienen heller aufzuflimmern, als wollten auch ſie ſich bemühen, die Nacht für ihn zu erhellen und ein wenig Himmelsglanz über das Papier zu werfen, auf dem Beethoven jetzt mit großen Zügen ſeine Noten hinwarf, daß die großen, ſchwarzen Punkte auf dem weißen Grunde aufleuchteten, wie die Schatten der Sterne da oben am Himmel. Und der Nachtwind rauſchte herbei und kühlte mit ſeinem Fächeln die brennende Stirn des Meiſters, und mahnte ihn daran, daß es Zeit ſei, aufzubrechen und heimzukehren.

Beethoven, in ſich zuſammenſchauernd, ſchlug ſein Notizbuch zu, und ſtand auf. Wie aus einer Verzückung erwachend, ſchaute er mit verwunderten ſtaunenden Blicken umher, als werde er jetzt erſt inne,

daß er nicht daheim an ſeinem Schreibtiſch geſeſſen, daß nicht die Lampe ihm geleuchtet, ſondern der Mond, daß er nicht auf dem Clavier von Holz und Metall ſich ſeine Symphonie componirt, ſondern auf dem großen Clavier der Natur, das ihm ſeine aus Luft und Mondenſchein, aus Nachtfrieden und Waldesrauſchen, aus Sternenfunkeln und Bachesmurmeln zuſammengefügte Claviatur hatte erklingen laſſen.

Aber ich muß doch wieder hinein in das häusliche Elend, in den Menſchenjammer, und die Lebensnoth, ſeufzte Beethoven leiſe vor ſich hin. Ich muß heimkehren nach Wien, denn ſonſt ſchilt meine gute Haushälterin, die gute Frau Schnaps, und mein Bruder Carl wird böſe werden und vermeinen, ſein lebendiges Capital, das für ihn arbeiten muß, ſeine lebendige Citrone, die er nach Belieben auspreßt, ſein unglücklicher Bruder ſei davon gegangen. Nein, nein, Bruder Carl, ich komm ſchon wieder und Du kannſt weiter an mir preſſen. Ich komm ſchon wieder, Frau Schnaps, und Sie kann mir wieder Ihre verwünſchten magern Suppen und Ihre angebrannten Braten vorſetzen. Ich komm ſchon wieder und Ihr könnt mich Alle wieder betrügen und verläſtern, und an meinem Herzen zerren und reißen, bis es bricht!

Aber wie? fragte er ſich ſelber. Wie komm ich nur heim nach Wien? Ich habe den Weg verloren und die Richtung, und weiß nicht, ob ich zur Rechten, oder zur Linken gehen muß. Sagt mir's doch, Ihr Sterne! Steck' doch einmal Deine Naſe heraus, Du Mann im Monde, und deute mit Deiner Naſenſpitze mir die Richtung an, die ich gehen muß!

Er warf ſein Haupt zurück in den Nacken, und blickte empor zum Himmel, lange und forſchend, als erwarte er wirklich, da oben einen Wegweiſer für ſich ausſtrahlen zu ſehen. Aber der Mond ging ruhig ſeine Bahn, die Sterne funkelten und flimmerten an derſelben Stelle — doch nein, da drüben, da löſte ſich ein Stern ab, fuhr vorüber mit Blitzesſchnelle und ſank dort jenſeits hinab in die Dunkelheit.

Alſo dorthin muß ich mich wenden, hinter mir geht der Weg nach *Wien, ſagte Beethoven*, ganz überzeugt, daß für ihn die Sternenſchnuppe

gefallen ſei. Gut, ich werde meinem himmliſchen Wegweiſer folgen! Ich werde nach links gehen!

Er wandte ſich um, und ſchritt rüſtig die Landſtraße dahin. Aber die Zeit verging, mehr wie zwei Stunden mochte er gewandert ſein, und immer noch nicht hatte er ſein Ziel erreicht, immer noch nicht ſah er die Häuſermaſſen Wiens am Horizont ſich abzeichnen. In unendlicher Oede drehte die Straße ſich dahin, und Beethoven fing an ſich ermüdet zu fühlen, und die Kälte der Nacht zu empfinden.

Dahin alſo haben die böſen, mißgünſtigen Menſchen mich gebracht, ſagte er grollend, dahin, daß ich jetzt einſam und verlaſſen hier auf der Landſtraße umher irren muß! Das iſt der Lohn für alle meine Werke, daß ich wie ein Ausgeſtoßener, Flüchtiger umher irre in der Wüſte! Weil ich nicht wie ein Dudelſack bei ihrem erſten Händedruck gleich Muſik von mir gab, wollten ſie mich einſperren, mich zum Gefangenen machen, und ich mußte fliehen, um meine Ehre und Mannes-würde zu erretten, und ihnen zu zeigen, daß ſie trotz ihrer Fürſtentitel und ihrer Herrlichkeit doch keine Macht haben über mich, und daß ihr Wille keine Gewalt und keine Bedeutung hat für mich. Aber nun muß ich hier herum irren in Nacht und Nebel, als wäre ich es, der Strafe dafür verdient, und nicht ſie, die Uebermüthigen, die in ihren vergoldeten Sälen einherſtolziren, und die ich verwünſche, ja, denen ich fluche mit aller Kraft meines Geiſtes, deren Hochmuth, Kälte und Eigennutz meinem Herzen ſchon ſo viele, ach ſo unſäglich viele Schmerzen gemacht hat. Ja, immer ſind ſie mir genaht mit Lächeln und ſüßen Blicken, dieſe vornehmen Frauen, dieſe verblendeten Sirenen, immer haben ſie mich zu ſich gezogen mit ihren Verführungskünſten und ihren glänzenden Augen, die einen Himmel verhießen, und ihren roſigen Händen, die bereit ſchienen, den Vorhang des Paradieſes vor mir aufzuthun! Und ich war immer der Thor, der an ſie glaubte, der ſein Herzblut zu ihren Füßen hinſtrömte, der in ſeligen Zukunftsträumen der Welt vergaß, und nur von ſeiner Liebe ſich begeiſtern ließ. Aber dann kamen ſie, dieſe roſigen Engel, und weckten mich aus meiner Begeiſterung, und ſagten mir, daß ſie nicht Mein ſein könnten, daß eine Kluft zwiſchen uns liege! Was für eine Kluft? Die Kluft der

Vorurtheile, der Standesunterſchiede! Beethoven, der Mann der Muſik, des Talents und der Kunſt, Beethoven war ihnen nicht ebenbürtig, ſie hatten nur eine Stunde der Entzückung mit ihm durchträumen, eine Symphonie der Liebe mit ihm ſpielen wollen, um dann als vernünftige, nüchterne Menſchenkinder weiter zu gehen.*) Und ſie gingen weiter, und ich blieb einſam zurück, einſam, aber mit blutendem Herzen, und allein in meiner Qual. Und ſo bin ich geblieben, einſam und ausgeſtoßen, ſo ſchreite ich einſam und verlaſſen jetzt durch die Nacht dahin! Ach, mein ganzes Leben iſt Nacht, Einſamkeit und Oede! — Doch ſieh, leuchtet da nicht ein Licht? Sehe ich da nicht Häuſer? Ja, ja, Gott ſei Dank, ich bin am Ziel!

Und Beethoven ſchritt raſcher vorwärts den Lichtern zu, die als lockende Wegweiſer ihm entgegen leuchteten. Aber es war nicht eine Stadt, nicht das erſehnte Wien, das ihm da ſeine Lichter entgegengefunkelt hatte, ſondern es waren nur die Laternen, die vor einem großen, einſam gelegenen, nur von einigen niederen Stallgebäuden und Schuppen umgebenen Hauſe brannten.

Dieſes Haus indeß war eine Poſthalterei, und Beethoven gelang es nach vielem Toben und Schelten endlich, die Schlafenden zu wecken, zu erfahren, daß ſein fallender Stern ihn doch irre geleitet, und ihn weit ab von Wien geführt hatte, und daß es wohl eine Stunde Weges bis dahin ſei.

Gebt mir alſo eine Extrapoſt, legt mir vier Pferde vor, rief er, aber tummelt Euch! Ich bin müde, ich ſehne mich nach meinem Bett!

Eine halbe Stunde ſpäter fuhr die holprichte Poſtchaiſe vor, der verſchlafene Hausknecht öffnete den Schlag, und hielt mürriſch die Hand hin, um ſein Trinkgeld zu empfangen, der Poſtillon ſchwang ſich auf den Bock, und hob die Peitſche, um die Pferde in Trab zu ſetzen.

Beethoven lehnte ſich behaglich in die Wagenecke zurück, und

*) Beethoven hatte mehrere ſehr glühende Liebesverhältniſſe, die ſich ihm, dem Gefeierten, mehr entgegentrugen, als daß er ſie ſuchte. Aber immer waren ſeine Geliebten hohen und vornehmen Standes, ſo daß an eine ernſthafte und dauernde Verbindung nicht gedacht werden konnte. Siehe: Anton Schindler. *Biographie von* Ludwig van Beethoven. S. 67.

lächelte vergnügt, als der Wagen jetzt mit ihm dahin fuhr. Ach, sagte er leise, so möchte ich durch die Welt dahin fahren, ein glückliches, freies, ungebundenes Menschenkind, von Niemanden abhängend, als von dem schmucken Postillon da vor mir auf seinem Thiere, und lauschend auf das lustige Geschmetter seines Horns!

In diesem Augenblick, und als habe der Postillon gehört und verstanden, was Beethoven doch nur zu sich selber gesagt, hob der Postillon sein im Mondschein blitzendes Posthorn empor und setzte es an seine Lippen.

Beethoven, mit froh lachendem Angesicht, neigte sich vorwärts, um das schmetternde Lied zu hören.

Aber ach, kein Ton desselben erreichte sein Ohr, nichts unterbrach das öde Schweigen, das ihn umgab, und doch sah er, daß der Postillon noch immer das Horn an die Lippen gesetzt hatte, sah, daß er noch immer sein schmetterndes Lied erschallen ließ.

Mit einem schmerzlichen Aechzen sank Beethoven in die Wagenecke zurück. Nein, murmelte er traurig, ich möchte doch nicht reisen, denn mein Elend würde mit mir gehen!

Nun schwieg er und versank tiefer in sich selbst. Und allgemach senkte sich der Schlaf auf seine müden Augen nieder und ließ ihn seiner Schmerzen vergessen, und ließ ihn seine Träume von Glück weiter träumen.

Erst als nach dreistündiger Fahrt der Wagen in Wien vor seinem Hause in der Mödlingergasse anhielt, erwachte Beethoven, und richtete sich staunend und verwundert umherschauend empor.

Wo bin ich denn? murmelte er leise vor sich hin. Was habe ich denn geträumt von Flucht, Verfolgung und — Ach, jetzt weiß ich Alles, Alles, rief er auf einmal, rasch sich erhebend und aus dem Wagen springend. Dann reichte er hastig dem Postillon sein Trinkgeld dar und stürzte nach der Hausthür, um so lange Sturm zu läuten, bis der Portier sich brummend und scheltend entschloß, die Thür zu öffnen.

Nun schlüpfte er in's Haus und die zwei Stiegen hinauf zu seiner Wohnung. Den Schlüssel zu seiner Thür führte er immer bei sich, und unbemerkt und leise trat er ein.

Da im Vorzimmer, neben der Nachtlampe, saß seine alte treue Dienerin; das Haupt auf die Brust gesenkt, ihren Meister und Herrn erwartend, war sie eingeschlafen.

Beethoven trat leise auf, um sie nicht zu stören, und ging in das anstoßende Gemach, sein Arbeitszimmer. Hier brannte die große Astrallampe, bei der er sonst zu arbeiten pflegte, und die ihn die halbe Nacht durch vergeblich an dem Schreibtisch erwartet hatte. Bei ihrem Schein konnte er Alles im Zimmer ganz deutlich erkennen. Er sah die beiden Büsten, welche da drüben auf dem Gesims des Schrankes standen, und welches die Büsten des Fürsten und der Fürstin Lichnowsky waren. Mit einem wilden zornigen Aufschrei stürzte er zu ihnen hin, und die Büste der Fürstin mit beiden Händen packend, rief er: Du hast mich heute gemißhandelt! Jetzt will ich Dich mißhandeln! Zahn um Zahn! Aug' um Auge!

Und die Büste hoch über seinem Haupt erhebend, schleuderte er sie dann mit gewaltiger Kraftanstrengung zur Erde nieder, daß sie in tausend Stücke zerschellte.*)

Auf das polternde, prasselnde Geräusch folgte ein Schrei, die Thür des Vorzimmers ward hastig aufgerissen, und die alte Haushälterin erschien in derselben, bleich vor Angst und Entsetzen.

Was ist's, Herr? Was ist geschehen? schrie sie außer sich.

Nichts ist geschehen, sagte Beethoven. Ich habe nur dem Scharfrichter ein bischen in's Handwerk gepfuscht und eine Sünderin gestraft. Jetzt, da sie ihre Strafe erlitten, ist ihr aber auch vergeben, und ich liebe sie wieder. Hör', Alte, morgen in der Frühe gehst Du zuerst in einen Gypsladen, kaufst mir da eine Büste der guten Fürstin Lichnowsky und stellst sie mir auf den Platz der andern. Und nun laß uns zu Bett gehen, gute Frau Schnaps! Gute Nacht! Aber vergiß nicht, mir die Büste zu kaufen!

Aber ich hab' kein Geld, Herr, schrie die Alte.

Beethoven achtete nicht auf sie, sondern nahm die Lampe und begab sich in sein Schlafzimmer.

---

*) *Aus dem* Leben Beethovens. Siehe: Ignaz Ritter von Seyfried. S. 13.

VI.

Beethovens Häuslichkeit.

Die lange, nächtliche Wanderung, die vielfachen Aufregungen des vorigen Tages hatten Beethoven ermüdet, und ihn in einen tiefen Schlaf verſenkt. Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel und der Meiſter ſchlief noch immer. Sein würdiger Diener, der zugleich ſich verrühmte, ein geſchickter Kleiderkünſtler zu ſein, ſaß ſchon lange auf ſeinem gewohnten Platz im Vorzimmer, und nähete mit emſiger Hand an dem neuen Frack ſeines Herrn. Seine Wirthſchafterin, die gute alte „Frau Schnaps", hatte ſchon lange das Waſſer zum Kaffee aufgeſetzt, aber wie ſehr es auch ſiedete und kochte, Beethoven ſchlief immer noch.

Ich muß ihn wecken, ſagte die Haushälterin zu dem Bedienten; Meiſter Zipferlein, ich muß den Herrn wecken.

Und warum müſſen Sie ihn wecken, Frau Streng? fragte Zipferlein, indem er langſam und gemächlich den langen Faden aus dem Schwalbenſchwanz des neuen Fracks emporzog. Warum müſſen Sie ihn wecken? Sie ſagen ja, der Herr iſt erſt in der Nacht heim gekommen; da iſt er natürlich matt und erſchöpft, und muß ſich ausruhen. Zudem wiſſen Sie wohl, daß er heut einen ſchweren Tag hat. Muß Probe abhalten für die Conzertaufführung, und Sie wiſſen wohl, da giebt's immer viel Aergerniß, und wir Beide müſſen's ausbaden, wenn die Muſici nicht haben Ordre pariren wollen. Laſſen Sie ihn alſo immerhin ſchlafen, denn wenn er ſchläft, dann brummt und zankt er nicht.

Es geht nicht, ich muß ihn wecken, ſagte Frau Streng kopfſchüttelnd. Ich muß auf den Markt, denn es iſt heut Freitag, und Sie wiſſen ja, er muß jeden Freitag ſeinen Schill aus der Donau haben, ſonſt iſt er nicht zufrieden.

Na, ſo gehen Sie und kaufen Sie ihm ſeinen Schill, ſagte Zipferlein gelaſſen. Da Sie wiſſen, daß der Herr dieſen Fiſch gern ißt, ſo brauchen Sie ihn ja nicht erſt zu fragen, ob er will.

Nein, aber Geld brauch' ich mir erſt von ihm geben zu laſſen, damit ich den Schill auch bezahlen kann, rief Frau Streng.

Geld? Von ihm Geld? rief Zipferlein lachend. Liebe Frau, das iſt eine Schwärmerei von Ihnen. Unſer Herr hat wieder einmal gar kein Geld! Ich war geſtern im Vorzimmer, als der Herr Bruder Carl hier 'reingeraſt kam. Iſt Caſſirer bei der Nationalbank, hat aber niemals nicht Geld, und kommt immer gelaufen und preßt unſerm Herrn den letzten Gulden aus. War geſtern wieder ein Lamento, und eine Wirthſchaft, daß unſerm Herrn Hören und Sehen verging. „Wenn Du mir nicht dreihundert Gulden giebſt, ſchrie Herr Carl immer, ſo bin ich ein ruinirter Mann, ſo muß ich in's Schuldgefängniß wandern, und werde meine Stelle verlieren." Na, natürlich gab der Herr die dreihundert Gulden, und der Herr Bruder zog mit ſehr vergnügtem Geſicht ab. Der Herr aber brummte, als ich ihn darauf anzog: „Er hat's Geld, und ich habe nun wieder gar nichts."

Er hat aber doch noch was, Zipferlein, ſagte Frau Streng geheimnißvoll, aber Sie müſſen fein den Mund halten, und ſich nichts merken laſſen, denn wenn die Herrn Brüder es erfahren, ſo fallen ſie wie die Raben über ihn her, und rupfen ihn kahl. Er hat geſtern aus England von einem Muſikalienhändler Herrn Thompſon, für den er die ſchottiſchen Lieder gemacht hat, hundert Ducaten bekommen, und die hat er noch, und davon will ich ihm nach und nach etwas abzwacken, damit wir's ſicher haben, und die Brüder ihm nicht wieder Alles abjagen können. Sehen Sie, darum muß er mir Geld geben, darum kann ich nicht nach dem Markt gehen, und den Schill kaufen. Geld habe ich wohl noch, denn ich habe dieſe Woche vier Mal Schmerzensgeld bekommen, aber ich will's doch lieber aufheben für die Zeiten der Noth, und ich will's nicht ausgeben, da noch Geld im Hauſe iſt.

Na, Sie haben Recht, ſagte Zipferlein, dann gehen Sie nur hin und wecken Sie ihn. Nu wird der Teufel los gehen, und das Gezanke und Gequike und Gedudle und Claviergetrommle, und die ganze Hölle wird nun wieder flott. Frau Streng, ich ſage Ihnen, wenn der Herr mich nicht jammerte, und wenn ich nicht wüßte, wie verlaſſen und hülflos der Herr ſein würde, wenn ich nicht mehr bei ihm

wäre, um ihn anzuziehen, ſeine Röcke zu bürſten, und ihm neue zu machen, —

Und wenn der Herr Sie nicht ſo verſchwenderiſch bezahlte, als wenn er'n Prinz wär', unterbrach ihn Frau Streng, wenn er Ihnen nicht monatlich dreißig Gulden gäbe, ſo würden Sie nicht bei ihm bleiben, und ſich nicht das bischen Schelten und Brummen gefallen laſſen. Es hat ihn nicht ein Jeder ſo lieb, wie ich, daß er blos aus Anhänglichkeit bei ihm bleibt, und es iſt nicht Jedermann's Sache, auch für umſonſt 'n guter und treuer Dienſtbote zu ſein!

Sie warf auf Herrn Zipferlein einen majeſtätiſch verächtlichen Blick und verließ mit ſtolzen Schritten das Vorzimmer, deſſen Thür ſie heftig hinter ſich zuwarf, worauf ſie, das Wohnzimmer durcheilend, in das Schlafgemach ihres Herrn eintrat.

Beethoven ſchlief noch immer, und es mußten ſchöne Träume ſein, die ihn im Schlaf umgaukelten, denn ein Lächeln ſtand auf ſeinen Lippen, und ſeine Stirn war ſo heiter und klar, wie es niemals bei dem wachenden Beethoven der Fall war.

Frau Streng neigte ſich über ihn und betrachtete das ſanfte lächelnde Antlitz ihres Herrn mit mütterlicher Zärtlichkeit. Er ſchläft ſo ruhig und träumt ſo ſchön, ſagte ſie, und wenn ich ihn nun wecke, iſt's vorbei mit ſeinem Glück. Armer Herr, er hat ſo viel Schmerzen und Herzeleid, und macht ſich noch mehr als nöthig iſt. Ja, wenn nur die Brüder nicht wären, die ſchlimmen Brüder! Na, es hilft nichts, ich muß ihn wecken!

Sie faßte ſeine beiden Hände und rüttelte und ſchüttelte ſie ſo lange, bis Beethoven die Augen aufſchlug.

Ach, ſagte er ſeufzend, warum weckt Sie mich, Frau Schnaps. Und ſofort war das Lächeln auf ſeinen Lippen erblaßt, und ſeine Stirn umwölkt.

Es iſt ſchon ſo ſpät, ſchrie Frau Streng, nach dem Fenſter hindeutend, durch welches die Sonne luſtig herein ſchien.

Sie hat Recht, ſagte Beethoven, es iſt ſchon ſpät, denn wenn die Sonne da auf mein Bett ſcheint, iſt's neun Uhr. Auf alſo, auf zum

neuen Gang durch's Jammerthal des Lebens. Geh' Sie hinaus, Frau Schnaps, damit ich aufstehen kann.

Frau Streng zog sich in die neben dem Schlafzimmer belegene Küche zurück, und Beethoven stand auf, warf seine Morgenkleider über, und trat in schlurfenden Pantoffeln, und in einem hier und da stark durchsichtigen Schlafrock in die Küchenthür.

Mein Frühstück, sagte er gebieterisch. Mich hungert fürchterlich, Alte, denn ich hab' seit gestern Mittag nichts zu essen bekommen. Hol' Sie mir doch ein paar Kipferle zum Frühstück.

Erst geben Sie mir die Kaffeebohnen heraus, Herr, schrie die Alte, damit ich Ihnen den Kaffee kochen kann.

Ach! rief Beethoven. Der Kaffee ist noch nicht einmal fertig? Mich hungert fürchterlich, ich stehe zwei Stunden später auf als sonst, und der Kaffee ist noch nicht einmal fertig.

Herr, das Wasser kocht schon eine Stunde, schrie Frau Streng, aber Sie haben's ja verboten, daß ich mir selber Kaffee nehme!

Warum habe ich's verboten? fragte Beethoven kläglich. Weil ich niemals eine ordentliche Tasse Kaffee bekomme, wenn Sie den Kaffee selbst nimmt, indem Sie bald zu viel, bald zu wenig nimmt, bald damit verschwendet, da Sie weiß, daß er Ihr nichts kostet, bald damit so knausert, als ob Sie ihn bezahlen müßt'. Ach Gott, ich bin ein gar unglücklicher Mensch, muß Alles allein besorgen, an Alles selber denken. Komm' Sie denn, Frau Schnaps, ich will Ihr den Kaffee geben!

Er ging an den in seinem Schlafzimmer befindlichen Wandschrank, schloß ihn auf, und holte die blecherne Kaffeebüchse hervor. Mit vollkommenem, tiefem Ernst zählte er sechszig Kaffeebohnen ab und reichte sie der Haushälterin dar.

Nun, Frau Schnaps, koche Sie mir einen guten, schönen Kaffee, aber hör' Sie, nicht mehr als Eine Tasse von sechszig Bohnen. Doch halt, da Sie mir Kipferle spendirt, ist Eine Tasse zu wenig. Ich muß heute zwei Tassen haben. Also nochmals abgezählt!*)

*) Dies Geschäft des Kaffeebohnenzählens besorgte Beethoven immer selbst, und mit einer Pünktlichkeit und Genauigkeit, die ihm sonst nicht eigen zu sein *pflegte*. Siehe: Schindler, Biographie Beethovens.

Er öffnete wieder den Wandschrank und zählte mit sorgfältigster Genauigkeit abermals sechszig Bohnen ab.

Jetzt, alte Spindel, jetzt schnurre Sie ab, damit ich meinen Kaffee bald habe, rief Beethoven, indem er die Küchenthür zuschlug, und den Schlafrock abwerfend, sich an seinen Waschtisch begab. Bald floß das Wasser in Strömen über den Fußboden hin, denn die beiden blechernen Eimer, die mit Wasser bis zum Rand gefüllt neben dem Waschtisch gestanden, waren jetzt leer; Beethoven hatte seinen Kopf und seine Arme so lange darin getaucht, bis der letzte Tropfen verbraucht war.

So, sagte er aufathmend, jetzt ist mir wohl, der Kopf ist wieder frei und arbeitsfrisch. Nun Kaffee, Kaffee, und ich bin ein gemachter Mann!

Der Kaffee stand schon in dem Wohnzimmer auf dem Tisch vor dem Sopha bereit, und daneben lag das ersehnte duftende Backwerk.

Beethoven nahm mit innigem Behagen sein Frühstück ein, und wie er dabei an die Scene des gestrigen Abends dachte, an seine Flucht aus der fürstlichen Villa, lachte er so laut, daß der Resonnanzboden des offenen Flügels tönte und die Saiten in leisem Echo erklangen.

Frau Streng hatte dieses Lachen in der Küche gehört. Er scheint mir heute gut gelaunt, sagte sie, er lacht. Das ist der richtige Augenblick, um Geld von ihm zu fordern.

Und mit entschlossenem Schritt, den großen Marktkorb am Arm, trat sie in das Zimmer.

Na, was giebt's, Frau Schnaps, rief Beethoven ihr fröhlich entgegen. Kommt Sie vom Markt?

Die Haushälterin schüttelte verneinend ihr gewichtiges Haupt.

Aber es ist doch heute Freitag, rief Beethoven unwillig, und Sie weiß doch, daß ich Freitag's vom Fischmarkt einen Schill haben muß?

Er ließ seine zornigen Blicke auf Frau Schnaps ruhen, und wie er sie abwandte, traf sein Auge die Stelle, wo die Büste der Fürstin Lichnowsky stehen sollte, und nicht stand.

Was ist das? schrie er aufspringend. Habe ich Ihr nicht befohlen, mir eine andere Büste der Fürstin zu kaufen?

Ja, Herr!

Nun also, hat Sie sie gekauft?

Nein, Herr!

Warum nicht? schrie Beethoven, wild mit dem Fuß stampfend. Warum hat Sie nicht die Büste gekauft? Warum hat Sie nicht den Fisch gekauft?

Frau Streng trat mit stolzen Schritten dicht zu ihm heran, und blickte ihren Herrn mit feierlichem Ernst an.

Weil ich kein Geld habe, rief sie mit donnernder Stimme.

Was, Sie hat kein Geld? schrie Beethoven wüthend. Sie will mir vorlügen, daß Sie kein Geld hat? Habe ich Ihr nicht erst zwanzig Gulden gegeben?

Ja, Herr, vor acht Tagen. Aber das ist aufgebraucht, kein Kreuzer ist mehr da!

Das heißt, schrie Beethoven, es ist aufgebraucht, aber nicht für mich, nicht für die elenden Mittagsessen, die Sie mir auftischt, und die ein Armenhaus-Pensionair Ihr in's Gesicht schmeißen würde; aber es ist aufgebraucht für Sie, für Ihre Näschereien. O Gott, mein Gott, Jeder geht darauf aus, mich zu betrügen, und mir das Leben sauer zu machen. Keinen Augenblick habe ich Ruhe. Ihr wollt mich zu Tode ärgern, mich umbringen. Alle arbeitet Ihr an meinem Untergang. Keinem kann ich trauen! Wenn das so fortgeht, bin ich bald ein ruinirter Mann, der betteln gehen kann vor den Thüren Derer, die sich an mir bereichert haben. Aber nein, nein, ich will das nicht länger mehr dulden! Ich will mich nicht mehr wissentlich betrügen lassen, ich will Herr in meinem Hause sein, und meine Wirthschaft selber führen. Sie hat nichts mehr von den zwanzig Gulden, die ich Ihr vor acht Tagen gab, sagt Sie?

Keinen Kreuzer habe ich mehr davon, Herr, Alles ist für die Wirthschaft hingegeben.

Das ist Ihr letztes Wort?

Ja, Herr, es ist mein letztes Wort.

Beethoven ſchleuderte einen flammenden Zornesblick auf ſie hin. Gut, Frau Schnaps, ſo bleibt es Ihr letztes Wort. Von nun an gehe ich ſelbſt auf den Markt, und werde ſelber meine Einkäufe machen. Ich will nicht mehr Ihr Narr ſein, ich will mich nicht länger betrügen laſſen! Ich gehe ſelbſt auf den Markt, und Zipferlein ſoll mit dem Korb mit mir gehen. Sag' Sie's ihm, daß er ſich fertig mache! Gebe Sie Ihren Korb, und Ihren Küchenſcepter an Zipferlein ab. Ihr Reich iſt zu Ende! Geh' Sie hinaus! Ich will mich ankleiden und auf den Markt gehen!

Frau Streng verneigte ſich ſchweigend und ging mit ihrem Korb hinaus in das Vorzimmer, wo Zipferlein mit gekreuzten Beinen ſaß und emſig an dem neuen Frack ſeines Herrn arbeitete.

Legen Sie die Arbeit bei Seite, Zipferlein, ſagte Frau Streng lächelnd, und nehmen Sie meinen Korb hier. Sie ſollen mit dem Herrn auf den Markt gehen, und einkaufen.

Herr Gott, was iſt denn das wieder für ein neuer Unſinn, rief der Schneider erſtaunt. Der Herr will ſelber einkaufen? Warum denn?

Er meint, ich übertheuere und betrüge ihn, ſagte Frau Streng, und ihre Stimme zitterte ein wenig, und wider ihren Willen füllten ſich ihre Augen mit Thränen, aber ſie preßte ſie muthig fort, und zwang ſich zu lächeln.

Ich nehm's ihm weiter nicht übel, ſagte ſie, er iſt gar ſo unglücklich, und außerdem habe ich mir ſagen laſſen, daß die tauben Leute alle gar ſehr mißtrauiſch ſind, und immer glauben, daß man ſie betrügt. Er wird's ſchon einſehen, und es wird ihm leid thun, ſeine arme Frau Schnaps ſo gekränkt zu haben. Er wird mir ſchon heute noch Schmerzensgelder zahlen.

Ja, unterbrach ſie Zipferlein, und die werden Sie nachher, wenn er mal wieder kein Geld hat, ihm ſchon wieder zuſtecken.

Das kümmert Sie nicht, das iſt meine Sach', rief Frau Streng. Aber Sie ſehen, daß ich Recht hatte. Der Herr iſt bei Kaſſe und da wollen wir ſuchen, ihm heute möglichſt viel Geld abzunehmen, damit wir was für ihn haben, wenn die Herren Brüder ihm mal wieder Alles abgenommen haben. Hören Sie alſo, guter Zipferlein, wie

wir's machen wollen. Sie gehen mit ihm auf den Markt, und zu den Frauen, von denen ich immer kaufe. Sie ſagen ihnen, daß Sie von mir geſchickt werden, und daß unſer armer lieber Herr heut' Mal wieder 'n bischen ſeinen Raptus hat, und ſelbſt einkaufen will. Sie ſagen den guten Frauen, die lauter liebe und ehrliche Weiber ſind, ſie ſollen ihm von allen Sachen gerade noch zwei Mal ſo viel abfordern, als es koſtet, dann ſollen ſie ſo viel herunterlaſſen, daß es noch Ein Mal ſo viel koſtet als es werth iſt. Und das Geld ſollen ſie mir aufheben, ich werde nachher auf den Markt kommen, und es mir wieder fordern.

Aber wenn ſie's nun nachher nicht wieder geben wollen?

Sie werden's aber Alle wiedergeben. Sie wiſſen ja, daß es für Herrn van Beethoven iſt. Oder meinen Sie, die Wiener kennen den großen, berühmten Beethoven nicht, und die Fiſchfrauen und die Krautweiber wären nit ſtolz darauf, daß ſie für den Beethoven ihre Sachen liefern, für den Beethoven, der die ſchönſte Muſik in der Welt macht, und der ſo berühmt iſt, daß kein Fremder nach Wien kommt, der nicht glücklich iſt, wenn er den Beethoven nur einmal ſehen kann, den Beethoven, der ſo klug iſt, daß ſelbſt ein Erzherzog noch von ihm lernen kann, und bei ihm in die Schule geht? Und den Mann, der der Stolz iſt von ganz Wien, und den Jedermann kennt, den meinen Sie, werden die Fiſchfrauen und die Krautweiber betrügen, und mir's Geld nit wiedergeben, was er ihnen hat zu viel bezahlen müſſen? Sie ſind auch wohl ſchon angeſteckt von dem Mißtrauen unſers armen Herrn? Meinen auch wohl ſchon, daß jeder Menſch ein Betrüger und ein Dieb iſt?

Na, wenn ich vielleicht angeſteckt bin von unſers Herrn Mißtrauen, ſagte Zipferlein, ſo ſind Sie jedenfalls angeſteckt von ſeinem Zorn und ſeiner Wüthigkeit. Schelten da gleich los, blos weil ein ehrlicher Chriſtenmenſch 'ne Bemerkung macht.

Eine ſchlechte und unwürdige Bemerkung, rief Frau Streng. Aber es iſt nun gut, vergeſſen Sie nur nicht, was ich Ihnen geſagt habe. Denn jetzt geht es los. Da kommt der Herr!

Die Thür des Wohnzimmers öffnete ſich haſtig, und Beethoven,

vollſtändig gekleidet und zum Ausgehen bereit, trat ein. Er ging gerade auf Frau Streng hin, und mit einem langen zornigen Blick ihre ganze Geſtalt überſchauend, fragte er: Frau Schnaps, wie viel hat Sie am vergangenen Freitag für den Schill gezahlt?

Einen Gulden, Herr!

Und wie viel wog er?

Vier Pfund!

Und wie viel hat Sie für das Pfund Butter gegeben?

Einen halben Gulden!

Gut, rief Beethoven pathetiſch. Jetzt werde ich Ihr beweiſen, wie man einkaufen und handeln muß! Jetzt werde ich Ihr beweiſen, was man zahlen muß, wenn man ſeinen Herrn nicht betrügen und zum Bettler machen will. Komm' Er, Zipferlein, nehme Er den Korb! Wir wollen zur Schande der Frau Streng auf den Markt gehen und unſere Einkäufe machen!*) —

Und wir wollen zur Ehre der Frau Streng mit unſern Einkäufen wieder heimkommen! ſagte Frau Streng, ihrem Herrn mit lächelnden Blicken nachſchauend. Ich ſage Ihnen, lieber guter Herr, es wird heute noch Schmerzensgelder koſten! Aber jetzt will ich ſeine Zimmer in Ordnung bringen, denn wenn Beſuch kommt, ſoll man nicht ſagen können, daß die Frau Streng dem großen berühmten Herrn van Beethoven ſeine Zimmer nicht in Ordnung hält!

VII.

Der Generaliſſimus und das Adjutanterl.

Eine Stunde war vergangen, da that ſich die Thür des Vorzimmers wieder auf, und Beethoven trat herein, gefolgt von ſeinem

*) Ignaz Ritter von Seyfried. Anhang. S. 16.

Diener, der gebeugt unter der Laſt des hoch gefüllten Korbes voll Gemüſe, Fleiſch und Fiſchen daher keuchte.

Frau Streng hatte am Fenſter ihre Wiederkehr erwartet, und war ihnen ſchon bis in's Vorzimmer entgegen gekommen.

Nun, fragte ſie den keuchenden Diener, iſt's alles gut abgegangen?

Oh ja, das heißt, wir haben mit jeder Verkäuferin Scandal gehabt, ſagte Zipferlein, den Korb zur Erde ſtellend. Der Herr hat mörderlich gewettert und geſcholten, und hat natürlich Alles noch einmal ſo theuer bezahlt. Die Fiſchfrau und die Krautweiber laſſen ſchön grüßen, und Sie ſollen nur nachher auf den Markt kommen, Frau Streng, ſie werden Ihnen Alle mitſammen das zu viel gezahlte Geld wiedergeben.

Beethoven war, ohne die Haushälterin auch nur eines Blickes zu würdigen, in ſein Zimmer gegangen, und hatte die Thür heftig hinter ſich zugeworfen.

Aber jetzt, wie Frau Streng eben den Korb genommen hatte, um ihn in die Küche zu tragen, öffnete ſich die Thür des Wohnzimmers wieder, Beethoven ſchaute heraus und rief mit ſanfter, freundlicher Stimme: Liebe Frau Schnaps!

Jetzt kommt das Schmerzensgeld, paſſen Sie auf, jetzt kommt's! ſagte Frau Streng ganz laut zu Zipferlein, indem ſie an ihm vorüber ging und in das Zimmer ihres Herrn eintrat.

Beethoven machte hinter ihr die Thür zu und ſah ſie mit einem freundlichen Lächeln an.

Ich habe Ihr etwas zu ſagen, gute Frau Schnaps, ſagte er.

Weiß ſchon, was Sie mir zu ſagen haben, Herr, ſchrie Frau Streng, wollen ſagen, daß Sie keine Betrügerin im Hauſe haben wollen. Aber ich habe auch was zu ſagen. Ich bitt' um meine Entlaſſung! Ich will heut' noch fort; Sie haben mich auf den Tod gekränkt. Ich will nicht länger bei einem Herrn bleiben, der mich eine Betrügerin, eine Diebin ſchilt. Das habe ich zu ſagen.

Ich habe aber ganz etwas Anderes zu ſagen, ſagte Beethoven mit einer Stimme, die ſo milde und weich war, daß ſie der Frau Streng *Thränen in* die Augen trieb. Ich habe zu ſagen, daß es mir leid

thut, daß ich vorher ſo heftig war, und daß ich Sie von ganzem Herzen um Verzeihung bitte. Sie ſagt, ich habe Sie bis auf den Tod gekränkt, aber vergeſſe Sie nur nicht, liebe Frau Streng, daß ich ein unglücklicher Mann bin, den ein hartes Schickſal zu jeder Zeit und zu jeder Stunde bis auf den Tod kränkt, und daß es daher kommt, daß jede leiſe Berührung mich wüthend macht. Vergeſſe Sie nur nicht, daß ich gewiß viel beſſer und ſanftmüthiger ſein würde, wenn das Schickſal, und ich darf auch ſagen, die Menſchen mit mir beſſer und ſanftmüthiger verfahren wären. Daß ich Ihr gut bin und Ihr vertraue, das weiß Sie, und wenn ich dann manchmal auffahre und poltere, und wenn ich Sie ſogar eine Betrügerin ſchelte, ſo muß Sie denken, ich habe da nur in meiner Taubheit auf meinem Herzensclavier einen falſchen Ton angeſchlagen, aber ich werd' den Fehler doch gleich wieder merken, und werd' dann den richtigen Ton wieder greifen. Und der richtige Ton iſt: Sie iſt eine gute brave Haushälterin, Frau Streng, ich weiß, daß Sie mich nicht betrügt, und ich bitte Sie, ſei Sie wieder gut, und bleibe Sie bei mir. Will Sie's? Will Sie ja ſagen?

Er ſtreckte ihr mit einem unausſprechlichen Blick die Hand entgegen und wiederholte noch einmal: Will Sie ja ſagen?

Aber Frau Streng vermochte nicht zu antworten, — nur liefen die Thränen wie leuchtende Perlen über ihre Wangen nieder, und wie ſie ſich über Beethovens dargereichte Hand neigte, um ſie an ihre Lippen zu drücken, fielen dieſe heißen, glühenden Thränen auf ſeine Hand nieder.

Beethoven zuckte zuſammen, und betrachtete ſinnend die glänzenden Tropfen auf ſeiner Hand. Dann hob er langſam die Augen zum Himmel empor. Verzeihe mir, Gott, ſagte er leiſe, verzeihe mir, daß ich, der ſelber ſo viel leiden muß, und weiß, wie bitter Leiden ſind, daß ich noch Andern Thränen erpreſſe.

Ich weine nicht mehr, Herr, rief Frau Streng, mit haſtiger Hand ihre Thränen abtrocknend, ich weine nicht mehr, ich bin ſchon ganz vergnügt, und ich bitte Sie, daß ich bei Ihnen bleiben darf.

Gut, Frau Streng, rief Beethoven, Sie darf bleiben, aber unter Einer Bedingung!

Was für Eine Bedingung, Herr?

Sie hat da vorhin ſieben Thränen auf meine Hand fallen laſſen. Ich habe ſie gezählt. Juſt ſieben Thränen. Nun muß Sie von mir für jede Thräne einen Ducaten Schmerzensgeld annehmen.

Herr, rief Frau Streng ſchmerzlich, Herr, Sie wollen mir meine Thränen bezahlen?

Nein, gute Frau Streng, ſagte Beethoven ſanft, ich will Sie blos bitten, ſich ein kleines Andenken an dieſe Stunde zu kaufen, ein Amulet, einen Talisman, den Sie um den Hals tragen kann, und den Sie, wenn ich einmal wieder ein bischen böſe werde, anfaßt, und dann bei ſich denkt: „Er meint es nicht ſo arg. Es donnert blos ein bischen, und nachher ſcheint die Sonne wieder.“ Solch' einen Talisman, der Ihr das ſagt, den muß Sie ſich kaufen, dazu muß Sie von mir jetzt ſieben Ducaten annehmen.

Er ſprang zu ſeinem Schreibtiſch hin und öffnete ihn. Mit haſtigen Händen nahm er eine Rolle Gold daraus hervor, und brach ſie mitten auseinander, daß die Goldſtücke mit hellem Klang hervorſprudelten, über den Tiſch rollten und zur Erde fielen.

Sehen Sie, Frau Streng, rief Beethoven fröhlich, die klugen Dinger wiſſen ſchon, wo ſie hingehören, und kommen ſchon von ſelbſt zu Ihr gelaufen. Jetzt wird Sie ſich doch nicht mehr weigern, ſie anzunehmen, Frau Streng?

Gut, ſagte die Haushälterin, die Goldſtücke aufſammelnd, ich nehme die ſieben Ducaten an, aber ich mache auch meine Bedingung.

Nun, laſſe Sie einmal hören, rief Beethoven lachend, was für eine Bedingung, Frau Streng?

Ich nehme die Ducaten nur an, wenn Sie mich nicht mehr Frau Streng, ſondern wieder Frau Schnaps nennen.

Ihr Wille geſchehe, rief Beethoven lachend. Hier ſind die ſieben Ducaten, und jetzt ſind Sie wieder meine brave Frau Schnaps. Und jetzt fort mit Ihr, Frau Schnaps, fort mit Ihr und Ihrem Korb, und *koch' Sie mir* den Fiſch recht ſchön. Uebrigens kann ich Ihr ſagen,

daß mich die Weiber auf dem Markt ſchon hinlänglich beſtraft haben für meine böſe Laune. Drei Mal ſo viel habe ich bezahlen müſſen, wie Sie bezahlt. Sie muß ſehr gut handeln können, Frau Schnaps, denn mein Schill wiegt nur drei Pfund und koſtet doch baare zwei Gulden. Und wenn ich feilſchen wollte, ſo wurden die Weiber, dieſe Poiſſarden böſe, und es regnete Grobheiten und Schimpfworte. Gehört habe ich ſie freilich nicht, aber geſehen, geſehen habe ich ſie auf den verzerrten Geſichtern, und ich habe laut darüber lachen müſſen. Hinaus, Frau Schnaps, hinaus jetzt mit Ihr! Wir haben wieder Frieden und ich will alſo arbeiten!

So, ſagte Beethoven, als er wieder allein war, jetzt an die Arbeit, an die liebe ſchöne Arbeit, den Troſt des Einſamen, die Geliebte des Verlaſſenen! Will doch zuerſt einmal anſehen, was ich mir dieſe Nacht da aufgeſchrieben habe in Waldeseinſamkeit, beim goldenen Mondenſchein. Mein Notizbuch! He, wo iſt mein Notizbuch!

Und indem er jetzt ſein Notizbuch zu ſuchen begann, warf er alle die Bücher, die Papiere, die mancherlei Kleinigkeiten, die da auf dem Schreibtiſch lagen, und welche Frau Streng erſt vorher ſo zierlich geordnet hatte, durcheinander, ſchleuderte, was ihn hinderte, auf den Fußboden, auf den nahen offnenen Flügel, auf die Taſten, welche ſofort einzelne unharmoniſche Accorde hören ließen.

Beethoven freilich hörte dieſe Accorde nicht, er hatte ſein Notizbuch glücklich aufgefunden, und war jetzt ganz damit beſchäftigt, die Noten zu entziffern, die er dieſe Nacht geſchrieben.

Das iſt ſchön, ſehr ſchön, rief er jetzt begeiſtert, dieſes Motiv iſt gut, es iſt Stoff darin zu einer Symphonie. Und ich will ſie componiren, eine Symphonie in A-Dur. Und die Menſchen werden ſie ſpielen, und werden Beifall klatſchen, und recht vergnügt dabei ſein, und nicht ahnen, daß ich ſie gedichtet, als ich, ein Einſamer, Ausgeſtoßener, in die Nacht und den Wald hinaus geflohen war. Ja, ganz einſam und verlaſſen ſaß ich da auf dem Stein am Wege, und wären die Sterne nicht geweſen und der Mond — Aber die Sterne und der Mond waren doch bei mir, rief er auf einmal mit fröhlicher Stimme, und ſie ſchienen in mein Herz hinein und durchleuchteten meine Seele,

und begeiſterten mich zu neuen Melodieen und Rhythmen. Auf, Beethoven, auf! Der Mond hat Dir geleuchtet zu einem neuen Werk. Die Sterne haben ſich für Dich in Noten hingeſtellt, nun ſchreibe ab, was Du geleſen im großen Notenbuch der Welt! An die Arbeit! An die A-Dur Symphonie!

Er ſtürzte mit ſeinem Notizbuch zum Schreibtiſch hin, nahm Feder und Notenpapier und begann in ungeheurer Schnelle ſeine Noten auf das Papier zu werfen.

Still war es um ihn her, aber jetzt war Beethoven nicht taub! Er hörte vor ſeinem innern Ohr wunderbare, erhabene, bald jauchzende, bald klagende Stimmen, ſie umrauſchten ihn mit entzückenden Melodieen, mit tiefernſten Gedanken, mit himmliſcher Wonne, und den heiligen Offenbarungen ſeines Genius lauſchend, ſtrahlte des Meiſters Antlitz in edelſter Begeiſterung, in himmliſcher Freude. Stunden vergingen, er achtete nicht darauf, ſondern ſchrieb immerfort, zuweilen einzelne Töne leiſe vor ſich hinſummend, zuweilen das ſtrahlende Auge gen Himmel erhebend, als wolle er da droben die Note ſuchen, die ihm eben fehlen mochte.

Auf einmal legte ſich eine Hand ſchwer auf ſeine Schulter; Beethoven zuckte zuſammen und ſchaute ſich um.

Ach, rief er dann plötzlich, Herr Tobias Haslinger, mein würdiger Adjutanterl, der meine Noten auf das Schlachtfeld des Lebens hinaus führt.*) Sei mir gegrüßt, Adjutanterl.

Er warf die Feder fort, und ſprang auf, um dieſem Herrn ſeine Hände darzureichen, und ihn mit freundlichen Worten zu begrüßen. Aber plötzlich verfinſterte ſich ſein Geſicht, und er warf einen ängſtlichen Blick umher.

Weshalb kommen Sie zu ſo ungewohnter Stunde? fragte er.

*) Herr Tobias Haslinger war damals Mitbeſitzer der großen Steiner'ſchen Muſikalienhandlung in Wien; faſt alle Werke Beethovens aus jener Zeit ſind zuerſt in ſeinem Verlag erſchienen. Beethoven war mit ihm perſönlich befreundet, und Herr Haslinger gehörte zu den Wenigen, die Beethoven an der Bewegung der Lippen auch dann noch verſtand, als er ſchon ganz taub war.

Habt Ihr mir irgend ein Unglück zu verkünden? Irgend eine unangenehme Nachricht mitzutheilen?

Nein, lieber Herr van Beethoven, sagte Haslinger lächelnd, nichts ist vorgefallen, keine unangenehme Nachricht bringe ich mit. Ich komme blos, um Sie, wie wir verabredet hatten, zur Probe abzuholen.

Oh, das ist wahr, sagte Beethoven aufathmend, es ist heute die zweite Probe von meiner Vittoria-Schlacht und von der Cantate.

Aber es ist erst elf Uhr, rief Herr Haslinger, wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, und wenn Sie wollen, machen wir einen Spaziergang.

Nein, ich bin diese halbe Nacht spazieren gelaufen, sagte Beethoven seufzend, ich habe einen Erlkönigsritt auf den schwarzen Fittigen der Nacht gemacht. Still, ich erzähl' Euch das ein ander Mal! Aber was die Nacht mir Schönes eingebracht, das sollen Sie jetzt schon erfahren. Herr Tobias Haslinger, geliebtes Adjutanterl des Generallieutenant Steiner, Adjutanterl, ich, Euer Generalissimus, bin im Begriff, meine Truppen wieder zu einer neuen Schlacht aufzustellen, und Ihr könnt Eure Platten von Stahl herrichten, um meine Truppen in alle Welt marschiren zu lassen. Eine neue Symphonie, hurrah, eine neue Symphonie! Schaut da, Adjutanterl, da ist der Schlachtplan!

Er reichte Herrn Haslinger die beschriebenen Notenblätter dar, die dieser indessen lächelnd und kopfschüttelnd betrachtete. Gratulire zu der neuen Symphonie, sagte er, gratulire aber nicht dem Abschreiber, der diese Hieroglyphen entziffern soll.

Es ist wahr, lachte Beethoven, ich schreibe nicht die schönste Handschrift. Aber das Leben ist zu kurz, um Buchstaben oder Noten schön zu malen, und schönere Noten brächten mich doch auch schwerlich aus den Nöthen.*)

Aber die Abschreiber und Stecher aus den Nöthen, sagte Herr Haslinger. Da haben sich zum Beispiel in's Violin-Quartett aus C-moll zwei Fehler eingeschlichen, die sicherlich auch nur der Abschreiber

*) Beethovens eigene Worte. Siehe: Seyfried, Anhang. S. 21.

verſchuldet hat. Aber jetzt, wo wir das Quartett neu herausgeben wollen, jetzt möchten wir die Fehler gern ausmerzen.

Na, was ſind's für Fehler? fragte Beethoven.

Es ſind da zwei reine Quinten im erſten Satz.

So? Zwei reine Quinten, und warum ſind das Fehler, mein ſuperkluges Adjutanterl? Und wer ſagt Ihnen denn, daß der Abſchreiber die verſchuldet, und daß nicht Ihr Generaliſſimus ſie ſo hingeſtellt hat?

Das kann ich nimmermehr glauben, weil der große Meiſter Beethoven keine Fehler machen und keine verbotenen Quinten ſchreiben wird.

Und wer hat denn die Quinten verboten?

Wer ſie verboten hat? fragte Herr Tobias erſtaunt. Es ſind ja doch die erſten Grundregeln —

Ich frage, wer die Quinten verboten hat? unterbrach ihn Beethoven heftig. Heraus damit! Schnell, ſchnell! Wer hat die Quinten verboten?

Nun, Marpurg, Kirnberger, Fuchs, alle großen Theoretiker haben die Quinten verboten.

Beethoven hob ſein Haupt ſtolz empor, und dicht vor Herrn Haslinger hintretend, ſagte er: Und ich erlaube die Quinten! Hören Sie wohl, ich Ludwig van Beethoven, ich erlaube die Quinten, wenn ſie an der rechten Stelle ſtehen, und ſie bleiben in meinem C-moll-Quartett!*) Stillgeſchwiegen, nicht raiſonnirt, Adjutanterl, Euer Generaliſſimus will es ſo! Soll mich wohl ſcheeren um Eure Generalbaßlehren! Was gehen mich die Regeln an, die ſich die kluge Menſchendummheit zurecht gemacht hat? Ich brauch' ſie nicht! Werd' Eurer weiſen, muſikaliſchen Dummheit noch manche Nuß zu knacken geben. Werd' den gelehrten Herren Kritikern noch oft Gelegenheit geben, mir nachzuweiſen, daß ich nach ihrer Anſicht grammatikaliſche Fehler gemacht habe. Ja, ja, ſie werden noch oft ſtaunen, und die Köpfe zu-

*) Biographiſche Skizzen über Ludwig van Beethoven. Von Dr. Wegeler *und Ferdinand* Ries. S. 87.

ſammenſtecken, weil ſie's noch in keinem Generalbaßbuch gefunden haben, was der Beethoven ihnen zum Trotz zu ſchreiben wagt.*) Aber halt, da fällt mir noch etwas ein, was ich Euch und dem Steiner vermelden wollt', ein neues Geſetz von Eurem Generaliſſimus, das Ihr in Euer Kriegsgeſetz aufnehmen könnt. Aufgepaßt, Adjutanterl, hier iſt das Geſetz!

Er nahm einen großen Bogen Papier von ſeinem Schreibtiſch und las: „An den Wohlgebornen Generallieutenant von Steiner, und ſeinen Adjutanten Herrn Tobias Haslinger."

Publicandum.

„Wir haben nach eigener Prüfung und nach Anhörung unſers Conſeils beſchloſſen und beſchließen, daß hinfüro auf allen unſern Werken, wozu der Titel deutſch, ſtatt Pianoforte: „Hammerclavier" geſetzt werde, wonach ſich unſer beſter Generallieutenant, ſammt Adjutanten, ſo wie alle andern, die es betrifft, ſogleich zu richten, und ſolches in's Werk zu bringen haben.

Statt Pianoforte, Hammerclavier —

womit es ſein Abkommen einmal für allemal hiermit hat.

Gegeben in unſerer Reſidenz zu Wien.

gez. Ludwig van Beethoven m. p.

Der beſte Generaliſſimus für die Guten,
Der Teufel ſelbſt für die Böſen." **)

Hier, Adjutanterl, ſagte Beethoven, Herrn Haslinger das Papier darreichend, thut das Pergament meines Willens in Eure Geſetzſammlung, und richtet Euch darnach. Hammerclavier ſoll es fortan heißen! Hammerclavier iſt ſicher deutſch, die Erfindung des Inſtruments iſt auch eine deutſche; alſo gebt Ehre dem Ehre gebührt.***) Aber noch Etwas! Ein Papier! Hab' Euch in's Verhör zu nehmen, Adjutanterl, und wollen das Verhör gleich zu Protocoll bringen. Papier her!

---

*) Beethovens eigene Worte. Siehe: Seyfried. Anhang. S. 5.
**) Seyfried, Anhang. S. 33.
***) Beethovens eigene Worte. Siehe: Seyfried. S. 33.

Er nahm ein Blatt Papier, und ſchrieb: Warum habe ich geſtern die Correctur des Trio nicht bekommen?

Sodann reichte er Herrn Haslinger das Blatt dar. Dieſer nahm eine andere Feder und ſchrieb, und ſo im raſchen Schriftwechſel der Fragen und Antworten flog die Converſation der Feder herüber und hinüber.

Weil die Correctur noch nicht fertig iſt, ſchrieb Herr Haslinger.

Warum iſt ſie nicht fertig?

Weil der Stecher an der Vollendung verhindert wurde.

Warum wurde er daran verhindert?

Weil wir ihm eine andere preſſante Arbeit auftragen mußten.

Warum mußtet Ihr ihm etwas Anderes auftragen?

Weil — weil — weil wir Geld brauchen.

Geld? Geld? Auch ich brauche Geld! Und wenn ich deßwegen zu Euch komme, ſo habt Ihr immer keins für mich. Geld? Verdient Ihr etwa keins bei meinen Arbeiten?

O ja! Sonſt würden wir gewiß nicht um den Beſitz derſelben geizen, und das Verlagsrecht mit bedeutenden Aufopferungen erkaufen. Indeſſen, haben Sie nur noch wenige Tage Geduld, dann erhalten Sie den letzten Abzug, und wir laſſen auch ein ſchönes Titelblatt dazu anfertigen.

Titelblatt! Schönes Titelblatt! Wenn der Inhalt nichts taugt, gebe ich auch für das allerſchönſte Titelblatt keinen Pfifferling. Aber ſagt mir einmal, wie ging's denn zu, daß, als ich geſtern in Eurer Handlung war, ſich gar keine Käufer im Laden ſehen ließen?

Weil die vornehme Welt, die jetzt Abends mit den Congreßfreuden beſchäftigt iſt, den Vormittag lieber ſchläft, als Muſikalien kauft.

Muſikalien kauft? Darin liegt's! Warum verkauft Ihr auch nichts als eitle Muſikalien? Warum befolgt Ihr nicht ſchon längſt meinen wohlgemeinten Rath? Werdet doch einmal klug und kommt zur Raiſon. Verſchreibt Euch ſtatt der Centner von Papierballen, echtes ungewäſſertes Regensburger, laßt dieſen ſehr beliebten Handelsartikel auf der Donau herunterſchwimmen, verabfolgt ihn Maaß-, Halbe- und

Seidelweis zu billigen Preisen, credenzt abwechselnd geselchte Würstel, Kipfel, Rettig, Butter und Käse, ladet die Hungrigen und Durstigen ein mit den ellenlangen Lettern eines Aushängeschildes: „Musikalisches Bierhaus", und Ihr werdet zu allen Stunden des Tages so viele Gäste haben, daß Einer dem Andern die Thür in die Hand giebt, und Euer Bureau nie leer wird. Ha! ha! ha!*)

Und mit einem lauten, schallenden Gelächter warf Beethoven die Feder bei Seite.

Es ist Zeit, glaube ich, daß wir zur Probe gehen, sagte er, seinen Hut nehmend.

Herr Tobias Haslinger machte ein verlegenes Gesicht, und seufzte leise vor sich hin: Jetzt wird der Sturm losgehen! Aber es hilft nichts! Es muß sein!

Was seht Ihr auf einmal so verlegen aus, Adjutanterl? fragte Beethoven. Warum kommt Ihr nicht?

Ich, — ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, Herr van Beethoven, rief Haslinger, und ich bitte Sie von ganzer Seele, mir nicht böse zu werden über das, was ich beauftragt bin, zu sagen.

Beethoven legte seinen Hut hin. So, sagte er, Sie haben mir noch etwas zu sagen, Herr Haslinger. Sie sind also doch nicht blos gekommen, um mich zur Probe abzuholen? Nun, was giebt es denn? Heraus damit! Sprechen Sie!

Ich komme eigentlich im Auftrag der Orchestermitglieder, rief Haslinger, und der Sänger, die in der Cantate singen sollen.

Sie wollen nicht singen und nicht spielen? schrie Beethoven. Nicht wahr, das ist es? Die Cantate ist ihnen zu schwer, liegt zu hoch, ist nicht für die Stimmen passend geschrieben, nicht wahr? Ich kenne die Redensarten. Ich soll abändern, es recht bequem und mundrecht machen, daß sie's nur so herunterleiern können, wie einen Gassenhauer. Und die Schlacht bei Vittoria, die ist den Herren Orchestermitgliedern auch nicht recht. Es ist zu viel Tempowechsel, zu viel Abweichung

*) Diese schriftliche Conversation ist mitgetheilt in: Seyfried, Anhang S. 39—40.

darin, man kann ſich auch nicht genug als Virtuos darin zur Geltung bringen, nicht wahr?

Nein, nein, ſchrie Haslinger, das iſt es Alles nicht. Das Orcheſter iſt ganz begeiſtert für Ihr Werk, die Sänger der Cantate wollen jeden Ton ſo ſingen, wie er da ſteht, aber —

Nun aber, — was iſt's denn? rief Beethoven.

Aber ſie bitten, der große Meiſter Beethoven möchte erlauben, daß ſie heute ihre Probe für ſich allein, unter Leitung des Kapellmeiſters Umlauf abhalten dürfen, und daß Sie heute nicht der Probe beiwohnen, ſondern erſt übermorgen bei der Generalprobe gegenwärtig ſein wollen, um ſich zu überzeugen, daß Alle mit Eifer und Bewunderung für Ihre herrlichen Tonwerke geübt haben.

Beethoven war blaß geworden, ſeine Lippen preßten ſich feſt aufeinander, und mit einem Ausdruck des Entſetzens preßte er ſeine beiden Hände an ſeine Stirn.

Das heißt, ſagte er leiſe und beklommen, das heißt, ſie wollen mich nicht zum Dirigenten haben?

Sie werden ſich Alle ſehr glücklich und geehrt fühlen, wenn Sie bei der Aufführung und der Generalprobe an der Seite des Kapellmeiſters Umlauf den Commandoſtab führen wollen, aber ſie beſchwören Sie, zu erlauben, daß ſie ſich erſt recht ſicher und feſt unter Umlaufs Direction einüben, ehe ſie ſich Ihrer Oberleitung anvertrauen.

Das heißt, ſchrie Beethoven mit einem tiefen Seufzer, das heißt, ich bin kein guter Dirigent?

Nein, nein, ein vortrefflicher. Aber geſtehen Sie ſelbſt, die geſtrige Probe war fürchterlich. Das Orcheſter kam alle Augenblicke in Verwirrung, die Sänger kamen aus dem Tact!

Ja, es war eine Höllenmuſik, aber das kam daher, weil Alle eilten, Keiner im Tact blieb.

Nein, ſchrie Haslinger, das kam daher, weil Sie, verehrter lieber Herr van Beethoven, weil Sie immerfort retardirten, weil Sie immerfort auf das Eintreten der Inſtrumente horchten, und anhielten, wenn Sie das Piano der Violinen, das Einſetzen der Stimmen nicht hörten. *Dadurch* entſtand die ganze heilloſe Verwirrung!

Beethoven ſtieß einen lauten, herzzerreißenden Schrei aus. Ich bin taub, rief er, und ſie wollen keinen tauben Dirigenten!

Sie bitten nur, daß ſie die erſten Proben unter Umlaufs Direction machen dürfen! Nachher, bei der Aufführung, da rechnen ſie es ſich zur höchſten Ehre, unter Ihrer Leitung zu ſtehen.

Nein, nein, ich will ſie nicht leiten, ſchrie Beethoven. Sie haben mich verworfen, mich bei Seite geſtoßen. Oh Gott, Gott, Du ſiehſt meinen Jammer, ſiehſt meine Demüthigung und Schmach, warum erbarmſt Du Dich nicht meiner? Warum ſendeſt Du nicht einen Blitzſtrahl, daß er den zuckenden Wurm zermalme, den die Menſchen unter ihre Füße getreten, den ſie im Staub und Schmutz des Lebens umher gehetzt haben? Haſt denn auch Du da droben kein Erbarmen mit mir? Biſt auch Du taub, und hörſt nicht den Jammerlaut Deiner Creatur?

Aber, Meiſter, flehte Haslinger, die Hand auf Beethovens Schulter legend, aber Meiſter, Freund, ich beſchwöre Sie, regen Sie ſich nicht ſo auf! Warum wollen Sie eine einfache Sache denn gar ſo tragiſch nehmen? Warum —

Still, gebot Beethoven mit machtvoller Stimme, will etwa die Taube den Adler tröſten? Still, ſage ich, ſtill. Gehen Sie zu den Leuten, die Sie geſandt, ſagen Sie den Herren vom Orcheſter, den Sängern und Sängerinnen, ſagen Sie Allen, ich wolle ihre Bitte erfüllen. Herr Kapellmeiſter Umlauf ſoll dirigiren, ſoll die Tempi angeben. Herr Kapellmeiſter Umlauf ſoll Alles, Alles leiten.

Aber bei der Aufführung, Beethoven, nicht wahr, bei der Aufführung, da erzeigen Sie dem Orcheſter, das Sie ſo hoch verehrt, den Sängern, die mit ſo viel Freude Ihre ſchöne Cantate ſingen wollen, da erzeigen Sie ihnen Allen die Ehre, und dirigiren ſelbſt?

Ha, ich ſoll apportiren, ich armer Pudel, apportiren, wie's den lieben Menſchenkindern gefällt, ſchrie Beethoven mit einem wilden Lachen. Nein, Herr, nein, ich werde nicht apportiren, nicht dirigiren. Führt Eure Muſiken auf, quikt meine Cantate, was geht es mich an, ich kümmere mich nicht mehr darum. Ich habe die Cantate geſchrieben, weil der hochlöbliche Magiſtrat von Wien mir den Auftrag gegeben

hatte, eine Cantate zur Begrüßung der hohen Congreßherren zu machen. ich habe ſie geſchrieben, weil man ſie mir gut bezahlt hat, und weil ich ein ſolcher Lump bin, wie alles andere Menſchengeſindel, weil ich auch Alles für's Geld thue, für's Geld meinen Geiſt apportiren laſſe. Die Cantate iſt geſchrieben und bezahlt. Jetzt dudelt ſie nur Euren hohen Herrſchaften vor. Ich kümmere mich nicht darum, mich geht's nicht an.

Aber die höchſten Herrſchaften wünſchen, wie man weiß, daß Sie die öffentliche Aufführung leiten, die höchſten Herrſchaften wünſchen den großen Meiſter zu ſehen, zu bewundern.

Was ſind mir die höchſten Herrſchaften! rief Beethoven wüthend. Meine höchſten Herrſchaften das iſt Gott und die Kunſt, ich kenne keine anderen, kümmere mich um keine anderen. Und jetzt iſt's genug, Mann! Gehen Sie! Ich will allein ſein! Gönnt mir wenigſtens mein bischen Ruhe und Einſamkeit!

Aber lieber Herr van Beethoven, ich —

Hinaus, hinaus! ſchrie Beethoven, zur Thür hinſpringend und ſie öffnend. Hinaus, ſage ich! Hier in meinem Zimmer bin ich wenigſtens der Herr, hier ſoll man mir nicht trotzen!

Aber, lieber Herr van Beethoven, flehte Herr Haslinger, zürnen Sie mir nicht, und vergeben Sie auch den Muſikern, die wahrhaftig unſchuldig ſind und nicht anders konnten. Ich beſchwöre Sie, ſeien Sie nicht grauſam, ſagen Sie, daß Sie die Aufführung dirigiren wollen, ſonſt —

Ich ſage, daß ich allein ſein will, ſchrie Beethoven, und daß ich kein Wort mehr hören will von der Aufführung! Herr Tobias Haslinger, es thut mir leid, mich nicht länger mit Ihnen unterhalten zu können, aber ich bin beſchäftigt. Ich arbeite an einer neuen Symphonie, die ich den Herren Gebrüdern Schott in Mainz in Verlag geben will. Haben Sie alſo die Güte, mich nicht länger zu ſtören.

Auch das noch, ſeufzte Herr Haslinger, auch die neue Symphonie will er uns entziehen. Nun, ich werde wiederkommen, wenn ſein Zorn verraucht iſt, und dann werden wir ja ſehen, ob er unerbittlich iſt.

Er nahm seinen Hut, und Beethoven mit einem letzten stummen Schmerzensblick begrüßend, verließ er traurig, gesenkten Hauptes das Zimmer.

Beethoven stand mit flammenden Blicken, mit düstern gehässigen Mienen neben der Thür, auf die er mit gebieterischer Handbewegung hindeutete.

Jetzt, als Herr Haslinger hinaus gegangen war, sank sein Arm nieder, und ein tiefer, qualvoller Seufzer drang aus seiner Brust hervor.

Taub, sagte er, auf einen Stuhl niedersinkend, taub, ausgestoßen aus der Gesellschaft, aus der Gemeinschaft mit den Menschen. Ein Componist, der nicht einmal im Stande ist, seine eigenen Compositionen zu dirigiren, ein Musiker, der keinen Ton von der Musik hört, die er macht! Oh, mein Gott, mein Gott, ein Lebender stehe ich in einem offenen Grabe, abgesondert von allen Freuden, allein und einsam!

Er senkte sein Haupt auf seine Brust, und saß lange so da, in sich gekehrt, schweigend.

Dann auf einmal erhob er sich und mit großen Schritten durch das Zimmer gehend, trat er zum Schreibtisch. Dort, inmitten der Bücher und an diese gelehnt, stand ein in einem leichten Rahmen eingefaßtes Papier. Es enthielt nichts, als einige mit großen, flüchtigen Zügen hingeworfene Zeilen von Beethovens eigener Handschrift. Diese Zeilen waren eine Inschrift, wie man sie auf einem ägyptischen Tempel der Isis gefunden, und welche Beethoven für den Inbegriff aller Religion und aller Weisheit erklärte.

Diese Inschrift, welche immer auf seinem Schreibtisch stand, hob er jetzt mit ihrem Rahmen von demselben empor, und betrachtete sie lange mit düsterm Schweigen. Dann auf einmal begann er sie zu lesen mit lauter kräftiger Stimme:

„Ich bin, was da ist, Ich bin Alles, was ist, was war, und was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben."

„Es ist ein Zeugniß von Ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig."

Nun hob er den Blick zum Himmel empor, und der Zorn war aus ſeinem Antlitz gewichen, und ſein Auge war wieder mild und klar.

Dir Einzigen bin ich mein Daſein ſchuldig, ſagte er mit tiefer, feierlicher Stimme, und da es alſo iſt, Einziger, ſo will ich auch über mein Daſein nicht murren, ſondern will es ertragen, wie Du es mir gegeben haſt.

Er legte leiſe und ſtill den Rahmen mit der Inſchrift wieder auf den Tiſch hin, und trat zum Clavier. Mit zitternden Händen ſchlug er einige Accorde an, dann ließ er ſeufzend die Arme ſinken.

Kein Ton durchdringt die Stille, ſagte er leiſe, und doch ſingt und klingt Alles in mir, und klagt und weint, und ſchreit nach Luft und Erlöſung. Ich will arbeiten, arbeiten! Das iſt die Erlöſung von meinen Schmerzen, das iſt die Luft für mein armes, engbrüſtiges Herz.

Er näherte ſich ſeinem Schreibtiſch und nahm die Feder, — aber in dieſem Moment öffnete ſich da drüben wieder die Thür und ein hochgewachſener, breitſchultriger Mann, mit düſterm, geröthetem Antlitz trat herein.

VIII.

Die feindlichen Brüder.

Bruder Johann, ſagte Beethoven faſt erſchrocken, indem er die Feder wieder bei Seite legte und aufſtand. Guten Morgen, Bruder, biſt ſchon heute ſo früh in die Stadt gekommen? Giebt es nichts zu thun auf Deinem Gut?

Das ſoll heißen, Bruder Ludwig, ſchrie Johann mit Stentorſtimme, das ſoll heißen, daß ich beſſer gethan hätte, daheim zu bleiben auf meinem Gut, ſtatt Dich mit meinem Beſuch zu beläſtigen! Aber ich bin doch nur um Deinetwillen gekommen, Bruder Ludwig, bin um Deinetwillen in dem kalten Morgen die drei Stunden gefahren, verſäume daheim meine Wirthſchaft um Deinetwillen.

Um meinetwillen, Bruder? fragte Beethoven verwundert. Aber weshalb denn, Bruder?

Deshalb, schrie Johann, weil ich mich Deiner annehmen muß, weil Du nichts von Geschäften verstehst, und weil Du Dich daher von Jedermann betrügen läßt.

Hat man mich schon wieder betrogen? fragte Beethoven scheu und ängstlich.

Man betrügt Dich fortwährend, schrie Johann, Jeder will von Dir profitiren, von Dir Vortheil ziehen, Keiner meint es ehrlich mit Dir, und wenn ich nicht wäre, so würdest Du zuletzt noch Hungers sterben können.

Oh, Bruder, so traurig ist es nicht, sagte Beethoven stolz. Wenn ich auch kein Vermögen habe, so werde ich doch immer genug haben, um zu leben, denn ich werde arbeiten, und man bezahlt mir meine Compositionen sehr gut.

Das ist's eben! Man bezahlt Dich nicht gut, man könnte Dich noch viel besser bezahlen! Die Herren Steiner und Haslinger, die Du Deine Freunde nennst, das sind Deine ärgsten Feinde, denn sie sind nur auf ihren Vortheil bedacht, sie zahlen Dir ein elendes Honorar, um selber destomehr zu verdienen. Es sind eigennützige, geizige Menschen, die Dich verlachen, weil Du so gutmüthig einfältig bist, ihnen für ein Lumpengeld Deine Compositionen hinzugeben.

Nun, ein Lumpengeld ist es gerade nicht, sagte Beethoven lächelnd. Sie zahlen mir für jede Sonate achtzig Ducaten, für jede Symphonie einhundert und funfzig Ducaten,*) das, glaube ich, ist ziemlich gut bezahlt.

Ich weiß aber, daß es schlecht bezahlt ist, schrie sein Bruder. Ich habe mich um Deinetwillen genau darnach erkundigt, habe an andere Musikalienhandlungen wegen des Verlags Deiner neuesten Arbeiten geschrieben und Alle haben sie mir mehr geboten.

Dir, mehr geboten, sagte Beethoven mit einem leisen Lächeln. Aber mir scheint, Dir hätten sie gar nichts für meine Arbeiten zu

*) Schindler. S. 101.

bieten, ſondern nur mir allein, und ich bitte Dich, Bruder, daß Du ſo gut biſt, Dich ferner nicht ſo ſehr um meine Geſchäfte zu bekümmern. Du ſagſt, alle Menſchen bemühen ſich aus Eigennutz um mich, und zuletzt müßte ich dann denken, daß Du es auch thäteſt.

Das iſt alſo mein Dank für all die Arbeit und Mühe, die ich mit Dir habe, ſchrie ſein Bruder. Das iſt mein Lohn, daß ich mich für Dich quäle, für Dich Briefe ſchreibe, für Dich umherlaufe, für Dich zum Spion und Aufpaſſer werde, um zu lauſchen und zu beobachten, wer Dich betrügt und Dich mißbraucht.

Und ich danke es Dir gar nicht, daß Du das thuſt, rief Beethoven unwillig. Du machſt mich mißtrauiſch, mürriſch gegen alle Menſchen, Du verfeindeſt mich mit Denen, die ich bis dahin meine liebſten und treueſten Freunde nannte, Du gießeſt Galle in mein Blut, und ſtatt mich mit meinem böſen Schickſal zu verſöhnen, erbitterſt Du mich mehr und mehr.

So iſt's recht, ſchrie Johann, Vorwürfe, Anſchuldigungen ſtatt des Dankes. Denn ich habe Dank von Dir verdient. Ich habe immer an Dir gehandelt, wie ein guter Bruder; Du verſtehſt nichts von den Dingen dieſer Welt, und bedarfſt daher eines Rathgebers und Führers, und das bin ich Dir allezeit geweſen.

Du, mir ein Führer, ein Rathgeber? ſagte Beethoven heftig. Ich bedarf eines Solchen nicht, und Du könnteſt es mir gewiß nicht ſein. Was warſt Du, ehe Du zu mir nach Wien kamſt? Ein armer Apotheker, der nichts hatte und nichts war. Ich gab Dir, was ich beſaß, ich kaufte Dir eine Apotheke, ich machte einen Mann aus Dir, denn Jedermann wollte Dir wohl, weil Du mein Bruder warſt. Und was biſt Du denn jetzt weiter mehr, als eben mein Bruder?

Oh, rief Johann ſtolz und würdevoll, ich bin Gutsbeſitzer! Nein, nein, ich bin nicht blos des Herrn Ludwig van Beethovens Bruder, ſondern ich ſtehe auf meinen eigenen Füßen, und ſtehe da vielleicht feſter als Du auf den Deinen. Ich bin Gutsbeſitzer.

Und ich, mein Herr Bruder, ich bin Hirnbeſitzer,*) rief Beethoven,

*) Seyfried. S. 15.

ſein Haupt ſtolz zurückwerfend. Glaubſt Du, daß Dein Gut ſchwerer wiegt als mein Kopf?

Ich glaube, daß Du ein ſtolzer und hochfahrender Mann biſt, der ſeinen Bruder gar nicht liebt, rief Johann. Ich glaube, daß ich am Beſten thue, Dich zu verlaſſen und niemals mehr hierher zurückzukehren. Lebe alſo wohl! Mögen Deine Feinde Dein Herz umſtricken und ſich zu Deinen Freunden lügen, mögen ſie Dich betrügen und beſtehlen, mögen ſie Dich umherzerren wie ein ſchwaches Kind und Dich zum Spott der Welt machen. Mich ſoll's nichts angehen, ich werde mich niemals mehr um Deine Angelegenheiten kümmern! Lebe wohl, wir ſehen uns niemals wieder! Lebe wohl, Du mein geliebter, angebeteter Bruder, wir werden uns niemals wiederſehen!

Und während er mit vor Rührung zitternder Stimme ſo ſprach, ſtürzten ihm die Thränen in hellen Strömen aus den Augen, und er wandte ſich ſchwankenden Schrittes der Thür zu.

Aber ſofort war Beethoven an ſeiner Seite, und ihn mit beiden Armen umſchlingend und ihn zärtlich an ſeine Bruſt drückend, rief er: nein, Bruder Johann, Du gehſt nicht fort, Du bleibſt bei mir! Es ſoll nicht geſagt werden, daß die Söhne unſerer Mutter, daß Brüder, die unter einem Herzen gelegen, in einem Hauſe auferwachſen ſind, daß die ſich feindlich von einander losſagen könnten. Nein, nein, Du biſt und bleibſt mein Bruder, und ich liebe Dich und werde Dich ewig lieben. Mögeſt Du Recht haben, mögen alle Menſchen mich betrügen, aber an Dich glaube ich, Dir will ich niemals mißtrauen, Dich will ich ewig lieben, mein Bruder, meiner geliebten Mutter geliebter Sohn!

Er drückte einen glühenden Kuß auf ſeines Bruders Lippen, und dann ſein Haupt an des Bruders Bruſt legend, hielt er ihn lange und innig umfangen.

Und nun, ſagte er dann, ſich lächelnd wieder emporrichtend, nun mußt Du mir auch beweiſen, daß Alles wieder zwiſchen uns gut iſt, mußt Dich nach wie vor um meine Angelegenheiten bekümmern, mußt mir Rath geben, und mich warnen, wenn man mich betrügen will. Willſt Du das auch thun, Bruder?

Ja, ich will's thun, ſagte Johann freundlich, und ich will Dir gleich einen Beweis davon geben, wie ſehr ich mich immer mit Deinen Angelegenheiten beſchäftige.

Er zog einen Brief aus ſeinem Buſen hervor, und reichte ihn Beethoven dar. Sieh', ſagte er, dieſen Brief will ich eben zur Poſt bringen.

Ein Brief an Herrn Thompſon in Edinburg, rief Beethoven. Aber warum ſchreibſt Du an ihn?

Warum? Ich will ihn mahnen, Dir die hundert Ducaten zu ſchicken, die er Dir noch für die ſchottiſchen Lieder ſchuldig iſt, und die er Dir lange ſchon hätte ſchicken müſſen, wenn er ein ehrlicher und anſtändiger Mann wäre.

Nun, Bruder Johann, er iſt ein ehrlicher und anſtändiger Mann, ſagte Beethoven aufathmend. Er hat mir geſtern das Geld geſchickt.

Ah, er hat's geſchickt, rief Johann, nun das freut mich, denn alsdann biſt Du jetzt ein wahrer Cröſus, ein Capitaliſt. Haſt erſt vor acht Tagen von dem Wiener Magiſtrat für die Cantate hundert Ducaten bekommen, und jetzt wieder hundert, das machen nahe an tauſend Gulden, ein Vermögen, Bruder. Jetzt mußt Du daran denken, Dir etwas zu ſparen, und ich mache Dir einen Vorſchlag! Gieb mir achthundert Gulden, damit ich Dir dafür ſichere Staatspapiere kaufe, die ich Dir dann bei mir in meinem eiſernen Schrank verwahre, denn hier bei Dir würde man ſie Dir doch ſtehlen. Baar achthundert Gulden in ſichern Papieren liegen haben, iſt immer eine angenehme Sache, in Zeiten der Noth kann man ſie ſogleich zu Gelde machen, und ſich aus der Verlegenheit erretten. Hörſt Du, Bruder, gieb mir alſo einhundert und funfzig Ducaten, damit ich Dir Papiere kaufe. Dann haſt Du noch funfzig Ducaten, und die reichen für das tägliche Leben hin, bis Du erſt wieder neues Geld verdient haſt. Alſo gieb das Geld.

Beethoven hatte, während ſein Bruder ſprach, mit verlegener und ängſtlicher Miene vor ſich hingeſtarrt, jetzt hob er langſam und mit bittendem Ausdruck die Augen zu ſeinem Bruder empor.

Lieber Bruder, ſagte er, ſei mir nicht böſe, aber — es muß heraus, — ich habe die andern hundert Ducaten nicht mehr.

Was? ſchrie Johann. Du haſt ſie nicht mehr? Hat man ſie Dir geſtohlen?

Nein, nein, Bruder, man hat ſie nicht geſtohlen. Ich hatte ſelbſt einige nothwendige Ausgaben und dann —

Und dann, nicht wahr, dann kam Bruder Carl und ſtahl Dir das Andere?

Nein, Bruder, er ſtahl mir nichts! Freiwillig habe ich ihm dreihundert Gulden gegeben, und ich hab's gern gethan, denn er war in gar großer Noth und Angſt. Er weinte und jammerte, und hätte ſeine Stelle verlieren müſſen, wenn er das Geld nicht herbeiſchaffte. Es war alſo meine Pflicht, als redlicher Bruder und Freund ihm zu helfen, und ſeine Ehre, welches ja auch die meine iſt, rein zu erhalten.

Und ſo hat ſich alſo mein kluger Bruder, das große Genie, wieder betrügen laſſen, ſchrie Johann wüthend. So hat der Mann, der ſich vorher ſo ſtolz Hirnbeſitzer nannte, denn ſo hirnlos gehandelt, daß er ſich von einem paar Crocodilsthränen hat täuſchen laſſen, daß er dem größten Lügner und Heuchler geglaubt hat. Denn ich ſage Dir, unſer Bruder Carl iſt ein Lügner und Heuchler. Es iſt nicht wahr, daß er in Noth war, daß er Geld brauchte. Er wußte nur, daß Du Geld bekommen hatteſt, und er wollte es Dir alſo blos abſchwindeln. Und es iſt ihm gelungen, er hat das Geld erwiſcht, und wird jetzt lachen über Deine Leichtgläubigkeit und Dummheit. Bruder, Bruder, wie oft ſoll ich es Dir denn ſagen, traue Niemand, als mir allein! Traue auch unſerm Bruder Carl nicht, denn auch Er meint es nicht ehrlich, er will Dich nur um Dein Geld betrügen!

Traue auch unſerm Bruder Johann nicht, ſchrie hinter den Brüdern eine laute zornige Stimme, und als ſie Beide ſich umſchaueten, ſtand hinter ihnen eine hohe männliche Geſtalt, bleich vor Zorn, mit drohend emporgehobener Fauſt.

Bruder Carl! ſchrie Beethoven, entſetzt zurücktaumelnd.

Ja, Bruder Carl, welcher Alles gehört hat, ſchrie dieſer, Bruder

Carl, welcher gleich nach dem Herrn Gutsbeſitzer gekommen iſt, und weil er neugierig war zu hören, was für Gift die brüderliche Schlange wieder in das Herz unſers Bruders ausſpritzen wollte, da hinter der Thür geſtanden und Alles mit angehört und die ganze ſaubere Unterhaltung der Herren Brüder vernommen hat. Aber jetzt hatte ich genug gehört, jetzt komme ich, um Theil zu nehmen an der Unterhaltung. Jetzt komme ich, um Dir zu ſagen, Bruder Ludwig, daß Du ein Mann ohne Treu' und Glauben biſt, denn Du haſt Dein feierlich gegebenes Wort nicht gehalten. Du hatteſt mir geſchworen, Niemanden von meiner Noth zu ſagen, Niemanden anzuvertrauen, in welcher gräßlichen Verlegenheit ich mich befunden, Niemanden zu verrathen, daß Du mir Geld geliehen. Jetzt haſt Du Deinen Schwur gebrochen, und das iſt ehrlos.

Aber ich konnte ja nicht anders, rief Beethoven. Johann wollte ja das Geld von mir haben, um mir dafür Papiere zu kaufen, und ich mußte ihm alſo doch ſagen, daß ich es nicht mehr habe! Zudem iſt er ja unſer Bruder, der wird alſo gewiß nicht Dein Geheimniß verrathen.

Carl lachte laut auf. Er verräth Bruder und Schweſter, Feind und Freund, wenn er Geld damit verdienen kann. Er liebt nichts als Geld, will nichts als Geld; und könnte er aus dem Blut ſeines Bruders Ludwig Geld münzen, ſo würde er Dich ohne Bedauern ermorden.

Carl, ſchrie Johann wüthend, kein Wort mehr, oder —

Still, unterbrach ihn Carl gebieteriſch. Still, Du haſt geſprochen und beſchuldigt. Jetzt iſt an mir die Reihe. Jetzt, Bruder Ludwig, höre an, was ich Dir zu ſagen habe! Dein Bruder Johann iſt ein geldgieriger Menſch, der Dich betrügt, der Dich mit allen Menſchen entzweien will, um Dich allein in ſeinem Beſitz zu haben, um Dich allein auszuſaugen, um Dir allein all' Dein Geld abzunehmen. Das iſt ſeine Liebe, ſeine Fürſorge! Er will Dich wie eine Spinne in ſein Netz einſpinnen, damit er Dir das Blut ausſaugen kann.

Oh, oh, habe Mitleid, ſchrie Beethoven ganz zerbrochen, ganz

troſtlos auf einen Stuhl niederſinkend. Sei barmherzig, Bruder, habe Mitleid mit mir.

Nein, kein Erbarmen, rief Carl, Du haſt angehört, was er über mich geſagt hat, jetzt ſollſt Du auch anhören, was ich über ihn ſage! Und ich ſage Dir, er iſt ein Heuchler und Betrüger. Er hat Dir geſagt, er wolle Dein Geld haben, um Dir Staatspapiere dafür zu kaufen, und ſie Dir in ſeinem eiſernen Kaſten aufzubewahren. Jetzt aber will ich Dir ſagen, was er mit den tauſend Gulden thun wollte, jetzt —

Bruder, ſchrie Johann ganz laut, ſchweige, wenn Du nicht willſt, daß ich Dich ermorden ſoll!

Er ſtürzte zu ſeinem Bruder hin und packte ihn heftig bei der Bruſt, aber indem er das that, ſprach er zu ihm in ſanfterem, gemäßigterem Ton, ſo daß Beethoven ihn nicht verſtehen konnte.

Carl lachte laut auf und ſtieß ihn dann mit gewaltiger Fauſt zurück. Bruder Ludwig, ſchrie er, willſt Du wiſſen, was der gute ehrliche Johann mir eben geſagt hat? Er hat geſagt: gehe nicht weiter, Carl! Schweige jetzt, und wenn er mir das Geld giebt, will ich Dir die Hälfte abgeben! Schweige, ſonſt entläuft er uns Beiden und wir werden gar nichts mehr von ihm bekommen.

Beethoven, einen lauten Schrei ausſtoßend, ſchlug die Hände vor ſein Angeſicht und ächzte laut. Aber Carl faßte ihn an der Schulter und rüttelte ihn aus ſeiner Traurigkeit auf.

Ich will Dir ſagen, Ludwig, wozu Bruder Johann die tauſend Gulden haben wollte, von denen er ſagt, daß er Dir Staatspapiere dafür kaufen wollte, ſchrie er. Er wollte das Geld haben, um mit dieſen tauſend Gulden die neue, ſchöne Equipage, die er ſich heute gekauft hat, zu bezahlen! Das iſt der eiſerne Kaſten, in dem er Dein Geld aufbewahren will. Eine Staatsequipage.

Iſt das wahr, Johann? ſagte Beethoven mit matter, verſagender Stimme.

Nein, ſchrie Johann, es iſt nicht wahr, es iſt eine elende Lüge! Er ſoll's mir beweiſen, wenn er nicht zugeben will, daß er ein Verläumder iſt!

Ich kann's beweiſen, und ich will's, ſchrie Carl. Soll ich Dir ſagen, wer der Mann iſt, der hier unten im Hausflur ſteht und mit dem Du hergekommen biſt?

Johann erbebte und eine dunkle Röthe flog einen Moment über ſein Antlitz hin.

Beethoven ſah es und ein leiſer Klageton, ein ſchmerzliches Wimmern kam aus ſeiner Bruſt hervor. Sage es, Bruder Carl, flüſterte er leiſe, wer iſt der Mann?

Es iſt der Wagenbauer, von dem Johann die Equipage gekauft hat, und der ſie ihm nicht ohne Bezahlung verabfolgen wollte, denn der Herr Gutsbeſitzer hat wenig Credit, wie es ſcheint. Johann wollte aber ſchon heute in ſeiner glänzenden Equipage auf's Gut fahren, und ſo hat er dem Wagenbauer geſagt, er ſolle mit ihm kommen, er habe bei Dir das Geld deponirt, und er wollte es von Dir holen! Und drunten im Hausflur ſteht alſo der Wagenbauer und wartet auf die tauſend Gulden, die der liebe, ehrliche, treue Johann Dir abſchwindeln wollte.

Oh, oh, ſtöhnte Beethoven, wie das ſchmerzt! Oh, warum ſterbe ich nicht!

Siehſt Du, ſchrie Johann, Du wirſt noch zum Mörder an unſerm Bruder werden.

Das wäre für Dich freilich ein Unglück, rief Carl, denn alsdann könnte er für Dich kein Geld mehr verdienen.

Und ziehſt Du nicht auch von ihm? brüllte Johann. Drückſt Du nicht auch an ihm, als wär' er eine Citrone?

Carl antwortete in gleicher wüthender Weiſe, und jetzt erhob ſich zwiſchen den beiden Brüdern ein glühender erbitterter Streit. Mit lauter donnernder Stimme ſprachen ſie zu einander, warfen ſie ſich die gröbſten Schmähungen in's Geſicht, beſchuldigten ſie ſich gegenſeitig der Betrügerei, der Habſucht, der Geldgier. Mit drohenden Blicken ſtarrten ſie einander an, und aus ihren Mienen flammte tödtlicher wilder Haß.

Beethoven ſaß mit bleichem, entſetztem Antlitz da. Einmal beim *Beginn* des wüthenden Streits, bei den lauten brüllenden Scheltworten

Johanns, hatte er haſtig ſeine beiden Hände an ſeinen Kopf gedrückt, und ſchmerzvoll gerufen: Oh weh, weh, meine armen Ohren.*) — Dann hatte er die Hände wieder ſinken laſſen, und mit weit geöffneten ſtieren Augen, wie erſtarrt vor Schreck und Entſetzen, dem wilden Streit der beiden Brüder zugeſchaut.

Als er aber jetzt ſah, wie Johann die drohend geballten Fäuſte gegen ſeinen Bruder erhob, als er ſah, wie Carl ſeinen gewaltigen Arm emporſchnellte, wie zu einem zerſchmetternden Schlag, da ſprang Beethoven empor, und ſich den beiden Zornigen entgegenſtürzend, ſtieß er ſie mit kräftigem Arm von einander zurück.

Es iſt genug, ſagte er ruhig und hoheitsvoll. Geht nicht weiter, belaſtet Euer Gewiſſen nicht mit noch größerer Schmach. Ihr ſeid ſehr unbrüderliche Brüder,**) aber ich verzeihe Euch um unſerer Mutter willen. In dieſer Stunde habe ich zum erſten Mal dem Schickſal gedankt, daß ich taub bin, denn ich habe nichts verſtanden von Eurem wüthenden Streit, ich habe nur in Euren verzerrten Mienen Euren Zorn und Eure gegenſeitigen Beleidigungen geleſen. Ich will nicht, daß Ihr im Zorn von einander geht. Da Ihr aber Euch nur ſo fürchterlich erzürnt habt um des Geldes willen, ſo wird Euch alſo auch das Geld wieder verſöhnen, und alſo will ich Euch verſöhnen!

Mit großen ſtolzen Schritten eilte er zu dem Tiſch, und öffnete die Chatoulle, worin die Geldrolle lag, die er vorhin durchbrochen hatte.

Hier, ſagte er, die Rolle und die einzelnen herausgefallenen Stücke auf den Tiſch legend, hier, nehmt Jeder! Du, Carl, die kleinere Hälfte der Rolle, denn Du haſt ja geſtern erſt von mir bekommen, Du, Johann,

---

*) Beethoven war um dieſe Zeit noch nicht völlig taub, er hörte noch zuweilen ziemlich gut, je nach der Stimmung ſeiner Nerven. Zuweilen, nach großen Gemüthsaufregungen, war er ganz und gar taub und hörte gar nichts, zuweilen aber auch ſchärfte die Aufregung ſeine Gehörnerven, und dann that jeder laute, heftige Ton ſeinen Ohren phyſiſch weh und machte ihn erbeben vor Schmerz.

**) Ein Ausdruck, deſſen ſich Beethoven ſehr oft bediente, wenn er von ſeinen Brüdern ſprach. Siehe: Schindler. Biographie Beethovens.

die größere Hälfte, denn Dein Wagenbauer wird Dir ſonſt am Ende Deine ſchöne Equipage nicht laſſen. Nehmt das Geld, aber vorher reicht Euch die Hände.

Die Brüder ſtanden ſich trotzig gegenüber, einander anſtarrend mit gehäſſigen Blicken. Keiner von ihnen mochte ſich entſchließen, dem Bruder die Hand darzureichen.

Gebt Euch die Hände, ich will es! ſagte Beethoven gebieteriſch.

Aber die Brüder gehorchten ihm nicht, ſie ſtarrten einander an mit finſterm Groll, doch ſie bewegten ſich nicht.

Gebt Euch die Hände, rief Beethoven, oder ich ſchließe das Geld wieder fort, und Ihr bekommt Beide nichts!

Nun zuckten ſie Beide zuſammen, und mit einer raſchen Bewegung reichten ſie einander die Hände dar.

Jetzt nehmt das Geld, und dann geht Beide fort, verlaßt mich Beide, befahl Beethoven.

Schweigend, mit niedergeſchlagenen Augen traten die beiden Brüder zu dem Tiſch und nahmen das Geld.

Jetzt, rief Beethoven, gebieteriſch nach der Thür hindeutend, jetzt lebt wohl!

Aber die beiden Brüder traten zu ihm hin, ſie reichten ihm die Hände dar, ſie ſprachen zu ihm von ihrer Reue, von ihrer Liebe, ſie ſchwuren, daß niemals ähnliche Scenen ſich wieder ereignen ſollten, ſie baten, daß er ihnen vergeben möchte.

Beethoven ſchüttelte traurig ſein Haupt. Meine Brüder, ſagte er, ich weiß und verſtehe nicht, was Ihr zu mir ſagt. Dieſe Stunde hat mir viel gekoſtet, denn jetzt höre ich keinen Ton mehr, jetzt bin ich ganz taub.

Als aber Johann nach einem Stück Papier griff, und ſchreiben wollte, wehrte ihn Beethoven zurück. Ich will nichts hören und wiſſen, rief er heftig. Geht! Geht! ich will allein ſein!

So komm, Bruder, ſagte Carl, ſich der Thür nähernd.

Geh Du, rief Johann, ich will noch bleiben.

Um mich auf's Neue zu verleumden, rief Carl lachend, um ihn

wieder zu umgarnen, nicht wahr? Nein, Bruder Johann, wir gehen zuſammen.

Er faßte mit kräftiger Hand den Arm ſeines Bruders und zog ihn nach der Thür.

IX.

Verzweiflung und Tröſtung.

Beethoven blickte ihnen nach mit entſetzten ſtarren Blicken, mit halbgeöffnetem Munde, athemlos vor Schmerz und Angſt.

Nun endlich waren ſie hinausgegangen, nun ſchloß ſich die Thür hinter den „unbrüderlichen Brüdern!“ Beethoven war allein.

Gott! Gott! ſchrie er, ſeine beiden Arme zum Himmel emporſtreckend. Biſt Du auch taub? Haſt Du ſie nicht gehört? Oh, ſie haben die Liebe geläſtert, die göttliche, die menſchliche Liebe! Und ſie ſind meine Brüder! Sollten meine natürlichen Freunde ſein, und ſind doch nur meine Feinde. Und Du duldeſt es, Einziger, Du, dem alle Dinge ihr Daſein ſchuldig ſind?

Er ließ ſeine Arme ſinken, und ein ſchweres Aechzen kam aus ſeiner Bruſt hervor. Jetzt bin ich ganz allein, murmelte er, kein Geſchöpf, das ſich meiner erbarmt! Kein Bruder mehr! Allein, immer allein!

Zwei Thränen rannen langſam über ſeine Wangen, und tropften nieder auf ſeine Hände, die er an die Bruſt gedrückt hatte, als wolle er die Qual, die da innen brannte, erdrücken. Beethoven blickte auf dieſe glänzenden Thränen nieder und ſeine Stirn verfinſterte ſich.

Pfui, ſagte er wild, ein Mann, der weint, wie ein altes Weib! Ich will nicht weinen! — Er ſchüttelte ſein Haupt, und ſeine Löwenmähne flog wild um ſein bleiches, zuckendes Antlitz her. Mit machtvollen großen Schritten rannte er auf und ab, dann ſtürzte er zum Clavier hin, und warf ſeine beiden Hände auf die Taſten, daß ſie in

ſchreienden Mißklängen aufheulten. Und wieder und noch einmal ſchlug er auf die Taſten.

Umſonſt, umſonſt! Tonloſe Stille des Grabes rings um ihn her! Kein Laut durchdringt dieſes Schweigen des Todes!

Und immer ſtärker ſchlug Beethoven auf die Taſten, — er wollte das Inſtrument zwingen, ſeinem Meiſter zu gehorchen, Antwort zu geben auf ſeine Schmerzen. — Aber ob auch das Zimmer durchrauſcht war von dieſer wilden Muſik der Verzweiflung, ob auch die Saiten klirrten und zitterten, der Reſonanzboden dröhnte, — Beethoven vernahm es nicht, für ihn blieb Alles ſchweigend und ſtumm, nicht in ewigem Frieden, ſondern ſtumm und in ewigen Schmerzen.

Mit einem letzten grollenden Accord hob er ſeine Hände von den Taſten, und preßte ſie gegen das Inſtrument, daß es ächzend von ihm fortrollte, weiter hinab in das Zimmer.

Hinweg! hinweg! ſchrie er. Auch Du haſt mich verrathen! Auch Du bleibſt mir ſtumm! Nichts wie Verrath, Bosheit und Tücke, rings um mich her! Aber warum dulde ich es, warum bleibe ich in dieſer ekelhaften Welt, unter dieſen Menſchen, die — Ich will fort! Hinaus, hinaus, dahin, wo ich keine Menſchen mehr ſehe! Wo ich allein bin, allein mit Gott, oder mit dem Tode!

Er faßte ſeinen Hut, und warf ihn ungeſtüm auf den Kopf, dann ſteckte er, ganz unbewußt, ganz mechaniſch ſein Notizbuch ein, und rannte hinaus in das Vorzimmer.

Eben kam Zipferlein mit den Tellern, um für ſeinen Herrn den Tiſch zu decken.

Wie er Beethoven mit dem Hut auf dem Kopf gewahrte, rief er in die Küche hinein: Frau Streng, der Herr will noch ausgehen!

Und ſofort ſtürzte Frau Streng, das Antlitz geröthet vom Feuer, mit geſchäftiger Eile aus der Küche herbei.

Herr, ſchrie ſie, das Eſſen iſt fertig!

Aber Beethoven achtete nicht auf ſie. Er hatte ſchon die Thür erreicht, und war ſchon im Begriff ſie zu öffnen.

Frau Streng eilte zu ihm hin, und faßte haſtig ſeine Hand, bemüht, ihn wieder in das Zimmer hinein zu ziehen.

Herr, ſchrie ſie, der Schill iſt fertig, und wenn er ſtehen ſoll, verdirbt er!

Beethoven ſchleuderte auf ſie einen ſeiner zermalmenden Blitze, ſtieß ſie mit gewaltiger Hand zurück, und ſtürzte fort, die Treppe hinunter, hinaus auf die Straße.

Die kalte Novemberluft that ihm wohl, und kühlte ſeine glühend heiße Stirn, und ſeine pochenden Schläfen. Er athmete hoch auf, wie von einer ſchweren Laſt befreit, und das blitzende Auge emporhebend zu den Wolken, die im ſchnellen Flug am Himmel vorüberrauſchten, ging er die Straße hinab.

Die Menſchen, die ihm auf ſeinem Wege begegneten, wichen ehrfurchtsvoll bei Seite.

Die ihn kannten, neigten ſich tief vor ihm, und flüſterten zu einander: „das war der große Meiſter Beethoven! Wie ſein Antlitz leuchtete. Er componirt gewiß wieder an einem neuen ſchönen Werk!“

Die ihn nicht kannten, blieben ſtehen, und ſchauten ihm verwundert nach, als hätten ſie eine Geiſtererſcheinung geſehen, und ſagten kopfſchüttelnd: „der Mann muß ſehr unglücklich, oder ſehr närriſch ſein!“

Beethoven ſah weder die Menſchen, noch ihre Grüße, noch ihre verwunderten Geſichter, er rannte weiter, und immer weiter, die Straßen hinunter, dem Thor zu, hinaus aus dem Thor, die Landſtraße dahin, und ſeitabwärts von der Straße über die weite kahle Wieſenfläche, an deren Ende da drüben der ſchwarze, nur hin und wieder noch mit röthlichem Laub geſchmückte Wald lag.

Hin, hin in raſchem Schritt über die Wieſen und das geackerte Feld!

Wohin, wohin?

Aus dem Acker ſchwingt ſich ein aufgeſcheuchter Rabe auf, und fliegt mit wildem Gekreiſch empor. Der wilde Wanderer mit dem fliegenden Haar ſchaut ihm nach und ruft mit zorniger Stimme: nimm mich mit, Vogel des Todes!

Durch die Wieſe ſchlüpft ein im Schlaf geſtörter Maulwurf dahin, ſeiner unterirdiſchen Höhle zu. Der wilde Wanderer nickt ihm zu und ruft: grabe, Maulwurf, grabe mir mein Grab!

Weiter! Weiter eilt er dahin, nicht achtend der Kälte, nicht achtend des Windes. Weiter!

Jetzt steht er am Rande des Waldes. Dunkel liegt er vor ihm da, im nächtigen Schatten des Schweigens.

Hinein, hinein! Er kennt die Wege! Er kennt die Stege! Er ist sie oft gewandelt in einsamen Leiden, in einsamen Freuden!

Den schmalen Waldweg hinunter, wohin! Einsamer Wanderer! Wohin!

Stundenlang wandert er! Den Gedanken will er entfliehen, aber sie gehen mit ihm! Den Schmerzen will er entrinnen, aber sie wühlen in seiner Brust.

Jetzt steht er an einer Lichtung des Waldes. Dort jenseits neben der Wiese liegt ein schönes stattliches Dorf. —

Er kennt es wohl! Schöne sonnige Tage hat er hier verlebt, hier in dem reizenden Hetzendorf. Damals war er glücklich! Damals glaubte er noch an die Menschen! Liebte sie Alle!

Und vor allen liebte er Sie! Giulietta!

Vorüber! Vorüber, schöne Erinnerung glücklicher Liebestage!

Er wendet das Haupt ab, er will seine Erinnerungen nicht sehen! Er will ihnen entfliehen! Weiter! Weiter lenkt er die Schritte.

Da liegt es vor ihm in fürstlicher Pracht, das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn. Er schaut mit einem trotzigen wilden Blick hin auf das Schloß, das die große Maria Theresia gebaut hat, und in dem jetzt die Gemahlin des gestürzten Kaisers Napoleon wohnt, das jetzt die Zuflucht ist Marie Louisens und des kleinen Königs von Rom.

Vorüber an dem Schloß geht der einsame düstere Wanderer, und tritt durch die kleine, nur angelehnte Seitenpforte in den Park ein.

Weiter! Weiter! Die Wege hinab, die Alleen hinauf zur Höhe, wo der Pavillon Glorietta steht. Nun hinein in das Dickicht des Waldes, hinauf die Anhöhe dicht daneben. Da ist die Stelle, welche er gesucht, der wunderbare Eichbaum, der einst in den Zeiten der Liebe ihm ein Bild gedäucht des Menschenglücks.

In Einem dicken festen Stamm steigt diese Eiche empor aus der Erde, gebaut für die Ewigkeit, von der Erde geboren, aufstrebend

zum Himmel. Aber auf einmal hat ſich der Stamm getheilt, und zwei Fuß hoch über der Erde hat er ſich getrennt, zu Zwei Eichen aus Einem Stamm. So zu Zweien, und doch nur Eins, ſind ſie emporgeſtiegen die beiden Eichen, und da droben haben ſich ihre Häupter wieder geküßt, und ihre Zweige ſich zu Einem wieder in einander geſchloſſen.

Beethoven kennt dieſen ſeltſamen Baum. Zu ihm kommt er, um Abſchied zu nehmen, zu ihm, der einſt ihm ſein Arbeitszimmer geweſen, oder wenn man will, der Altar, auf welchem der Prieſter ſeinem Gott geopfert hat.

Hier auf dieſer Stelle, zwiſchen den beiden Eichen ſitzend, hier hat er auch einſt ſeinen Fidelio gedichtet. Hier in der Einſamkeit des Waldes, inmitten der Natur, ſeligen Gottesfriedens voll, hier hat Beethoven ſein herrlichſtes Werk geſchrieben.

Mit einem lauten Schmerzensſchrei ſinkt er jetzt nieder vor der Eiche, und lehnt ſein Haupt an den Stamm. Hier bin ich! ruft er mit zitterndem Ton. Eiche! Eiche! Ich fordere von Dir Genugthuung und Vergeltung, bei Dir war ich glücklich, und Du rauſchteſt mir zu, daß ich es ferner ſein ſollte! Und Du haſt gelogen! Gelogen! Neun Jahre ſind vergangen, ſeit ich nicht bei Dir war! Eiche! Eiche! Gieb mir meine Hoffnungen, meine Träume wieder, oder ſei barmherzig und zerſchmettere mich!

Er klammert ſeine Arme um den Stamm der Eiche, er ſchaut mit ſtarrem Auge zu ihr empor.

Die Wipfel rauſchen leiſe im Winde. Er hört es nicht! Aber er hört die Stimmen, die in ſeiner Bruſt flüſtern. Sie ſingen und klagen vergangenes Glück, vergangenes Leid! Und es umrauſcht ihn wie mit Wundermelodieen, und Fidelio, die Heldin der Liebe, tritt vor ihn hin, und grüßt ihn mit ſtrahlenden Augen; ſie kniet vor ihm nieder und das Antlitz von Thränen bethaut, ſingt ſie mit flüſternder Engelsſtimme: „da nimm, da nimm das Brot, Du armer, Du armer Mann!

Und Beethoven ſtreckt die Hände aus, und murmelt: gieb es mir, das Brot des Lebens! Gieb es mir, ſonſt ſterbe ich Hungers inmitten

der Wüste! Oh, Fidelio, Fidelio, komm' und errette Deinen Floreſtan! Fidelio!

Seine flehende Stimme hallt durch den Wald. Aber keine Antwort erſchallt. Er ächzt laut und lehnt ſeine Stirn an die Eiche und liegt da unbeweglich, erſtarrt in Schmerzen.

Endlich nach langer Zeit ſpringt er empor, und ſchüttelt ſeine Mähnen, und ſein Auge hat wieder ſein trotzig Leuchten.

Ich will nicht ſterben, ſagt er laut, die rechte Hand auf den Eichenſtamm legend. Du haſt mich geſehen, Eiche, in den Tagen des Glückes, und damals war es die Liebe, die mich begeiſterte. Heute haſt Du mich geſehen am Tage der Verzweiflung, und jetzt wird es der Schmerz ſein, der mich begeiſtert. Lebe wohl, Eiche! Lebe wohl! Wie Du, will ich feſt ſtehen und nicht wanken; wie Du, will ich die Stürme überdauern.

Er wendet ſich ab, und geht weiter. Jetzt nicht mehr in raſender Eile, ſondern langſam, gedankenvoll. Er hat an der Eiche das Brot des Lebens gegeſſen, und er fühlt ſich erkräftigt zum Weiterwandeln durch die rauhen Pfade der Welt.

Jetzt tritt er hinaus an den Rand des Waldes. Vor ihm liegt vom Abendroth überſtrahlt die weite Landſchaft da, und drüben am Horizont in glühender Pracht ſenkt ſich die Sonne nieder.

Und Beethoven ſchaut ſie an, und ein Lächeln verklärt ſeine Züge. Die Erde iſt ſtumm, ſagt er leiſe, aber der Himmel ſpricht zu mir.

Dann breitet er die Arme empor, und er ruft mit lauter, freudiger Stimme: Ich ſehe Dich, Einziger, und indem ich Dich ſehe, verſtehe ich Dich!

Nun wandert er weiter, gedankenvoll, gebeugten Hauptes, nicht achtend des Weges, nicht achtend, daß die Dämmerung herniederſinkt, daß es endlich Nacht wird.

Aber der erſchöpfte Körper mahnt ſeine Seele. Seine Füße ſchwanken unter ihm, die Seele hat das Brot des Lebens genoſſen, aber der Körper begehrt noch der Nahrung.

Ermattet und ſchwankend geht er einſam durch den tonloſen Abend

dahin. Da glänzt in der Ferne ein Licht ihm entgegen am Rande des dunklen Waldstreifens.

Beethoven folgt dem leuchtenden Wegweiser. Nun steht er vor dem einsamen Försterhause, und klopft leise an die Pforte.

Ein Greis mit silberweißem Haar öffnet ihm.

Oh, laßt mich ein, gönnt mir ein Nachtlager, sagt Beethoven mit matter Stimme. Gebt mir zu essen! Ich bin kein Bettler! Ich kann bezahlen, was Ihr Gutes an mir thut!

Auch der Bettler würde nicht von unserer Thür gewiesen, sagt der Greis würdevoll. Tretet ein und seid willkommen!

Beethoven tritt ein in das Haus und folgt dem Greise zu dem großen, hell erleuchteten Zimmer, das da zu ebener Erde liegt.

Ein gedeckter Tisch steht in der Mitte des Zimmers und auf demselben Butter, Brot und Käse, und Schüsseln mit köstlicher Milch, die ländliche Abendmahlzeit der Familie. Es ist eine zahlreiche Familie, die um den Tisch steht, denn da ist der Greis, und neben ihm dessen Sohn, der stattliche Förster, dann kommt die Frau Försterin, dann die drei rüstigen, kräftigen Jünglinge, ihre Söhne, und ihre Tochter. Es ist eine glückliche Familie, das sieht man an ihren rosigen Wangen, an ihren hellen, strahlenden Augen, an dem freundlichen, sanften Lächeln, mit dem sie einander anschauen.

Ein unendliches Wohlbehagen spricht von allen Gesichtern, herrscht in der ganzen Umgebung, und Beethoven fühlt einen Hauch davon über seine kranke Brust wehen. Seine Stirn beginnt sich zu glätten, und er schaut mit minder düsterm Blick im Zimmer umher. Er freut sich des hellen Feuers, das lustig in dem großen Kamin flackert, und vor dem in seliger Ruhe zwei Jagdhunde liegen und in die Flamme starren, er freut sich noch mehr des Claviers, das da drüben an der Wand steht, und neben dem er sogar einige Instrumentenkasten sieht.

Aber der Greis stört ihn in seinem Schauen, indem er ihm die Hand hinreicht und ihn an den Tisch führt. Die Försterfrau tritt an seine andere Seite und spricht zu ihm lächelnd und freundlich.

Oh, lieben, guten Leute, verzeiht, sagt Beethoven milde, ich höre

Euch nicht, ich bin ganz taub. Aber ich ſehe, daß Ihr gut und glücklich ſeid, und ich freue mich deſſen.

Armer Mann, ſeufzt Roſa, die junge Förſtertochter, armer Mann! Taub zu ſein, welch' ein Unglück! Keine Menſchenſtimme zu hören und keine Muſik! Vater, Ihr muſicirt doch heute wieder?

Ja wohl, Kind, wir muſiciren.

Armer Mann, er wird nichts davon hören, und Eure Muſik iſt doch ſo ſchön! ſeufzt Roſa.

Armer Mann! ſagen ſie Alle. Taub zu ſein, welch' ein Unglück.

Beethoven hört nichts von ihren mitleidsvollen Worten, er ſitzt ſtill und gelaſſen da, und ißt von der Milch, die die Förſterin ihm aufthut, von den Eiern und dem Butterbrod, das Roſa mit geſchäftiger Fürſorge ihm bereitet hat.

Jetzt endlich iſt das Mahl vollendet. Roſa räumt eilig und raſch den Tiſch ab, und die Brüder helfen ihr dabei, und Alle ſcheinen ſie voll geſchäftiger Eile, um dieſe Arbeit zu vollenden.

Jetzt iſt es gethan, der große Tiſch iſt abgeräumt. Roſa eilt, ſich zwei Lichter darauf zu ſetzen, den Korb mit Handarbeiten daneben zu ſtellen, und die Stühle für ſich und ihre Mutter heranzurücken.

Der Greis nimmt auf einem der Lederſtühle nahe am Kamin Platz, und bedeutet den Gaſt, auf den anderen, den beſſeren Lehnſtuhl ſich zu ſetzen.

Beethoven thut's, und fragt ſich verwundert, was dies Alles bedeuten mag, weshalb ſie Alle ſo feierlich, und doch ſo freudig ausſchauen.

Nun ſchreitet der Förſter nach dem Clavier hin, und öffnet es, nun heben die Söhne die Deckel der Kaſten auf, und ziehen die Inſtrumente hervor, eine Violine, eine Viola und ein Violoncell.

Ah, ſie wollen ein Quartett ſpielen, ſagt Beethoven leiſe zu ſich ſelber, und ſchaut hinüber nach den Muſikern. Er ſieht, wie ſie die Inſtrumente ſtimmen, ſieht, wie der Vater ihnen den Accord angiebt, ſieht, wie er dann nickt, als ſtimmten die Saiten jetzt in ſchöner Harmonie.

Nun beginnen ſie zu ſpielen. Beethoven hört nichts, aber er

ſieht! Sieht, mit welchem Eifer, welchem inneren Feuer ſie ſpielen, immer in demſelben feurigen Tact, demſelben gleichmäßigen Bogenſtrich. Er ſieht, daß die Muſiker mit inniger Freude ſpielen, ſieht, wie die beiden Frauen die Handarbeit niederlegen und lauſchen, ſieht, wie der Greis ſich erhebt, und leiſe auf den Zehen hinſchleicht zu den Muſikern, um mit gefaltenen Händen ihnen zuzuhören.

Beethoven ſieht den Eindruck, den die Muſik macht, aber er hört ſie nicht!

Jetzt ſieht er die Muſiker inne halten, jetzt ſieht Beethoven ſie einander zulächeln, ſieht, wie Roſa aufſpringt, und zu ihrem Vater hineilt, ihre vollen Arme um ſeinen Nacken ſchlingt und ihn küßt, und dann, als danke ſie für den bereiteten Genuß, den Brüdern lächelnd zunickt.

Aber der Vater wehrt ſie ſanft zurück, und legt die Hände wieder auf die Taſten. Beethoven ſieht, daß die Muſik auf's Neue beginnt, feuriger noch, als zuvor, iſt ſie im Rhythmus. Beethoven ſieht es an dem raſcheren Bogenſtrich der Spielenden. Er ſieht, daß ſie auch feuriger iſt in ihrem Gedanken, denn die Augen der Jünglinge leuchten höher auf, Thränen glänzen in Roſa's Augen, vor Begeiſterung ſtrahlt das Angeſicht ihrer Mutter.

Beethoven ſieht es, und dieſe Muſik, die er nicht hört, deren machtvolle Wirkung er auf den Angeſichtern der Spieler und der Hörer ſieht, dieſe Muſik begeiſtert auch ihn.

Er ſteht auf, er nähert ſich den Spielenden. Eben halten ſie inne, und ſchauen einander an mit glückſtrahlenden Augen, und lächeln ihrer Mutter zu, und Beethoven ſieht das Wort auf ihren Lippen flüſtern: Wunderſchön!

Ach, Ihr guten Menſchen, ruft Beethoven mit bebender Stimme, ſeht, wie unglücklich ich bin! Ich kann nicht Theil nehmen an Eurer Freude, ich bin taub, und doch liebe ich die Muſik ſo ſehr. Laßt mich alſo ein wenig Theil nehmen an Eurem Entzücken. Laßt mich die Muſik leſen, die Ihr eben geſpielt habt.

Der Förſter reichte ihm die Partitur dar, die vor ihm auf dem Clavier gelegen.

Beethoven nimmt das Notenheft und ſchaut es an.

Nun ſchreckt er zuſammen, ſeine Augen umdüſtern ſich, ein Zittern durchſchleicht ſeine ganze Geſtalt, das Notenheft entſinkt ſeinen Händen, der Athem geht ſchwer und ſchnell aus ſeiner Bruſt, und jetzt ringt er ſich hervor in lautem Schluchzen, jetzt ſtürzen die Thränen in hellen Bächen aus ſeinen Augen hervor.

Mein E-dur-Quartett, ſagt er leiſe, ſo leiſe, daß Niemand es hörte. Aber ſie ſahen ſeine Thränen, ſeine Bewegung, und ſie eilen zu ihm hin, und fragen ihn mit Blicken, mit Zeichen um den Grund ſeiner Thränen.

Beethoven läßt ſeine Augen mit einem langen Blick an dieſen guten, theilnahmsvollen Geſichtern dahin gleiten, dann ſagte er mit einem wunderbaren, ſanften Lächeln: Lieben Leute, ich habe die Muſik geſchrieben, die Ihr da ſpielt. Ich bin Beethoven!

Beethoven! rief der Greis. Beethoven! riefen Alle, wie aus Einem Munde, und der Greis zieht das Sammetkäppel von ſeinem weißen Haar und nähert ſich mit ehrfurchtsvollen Mienen, und der Förſter mit ſeinen Söhnen neigten ſich vor ihm, und Roſa ſtürzte zu ihm hin, und vor ihm niederknieend faßte ſie ſeine Hand und bedeckte ſie mit Küſſen.

Beethoven ließ es geſchehen, er hatte die ſtrahlenden Augen gen Himmel gewandt, und laut und freudig rief er jetzt: Er iſt ein Zeugniß von ihm ſelbſt, und dieſem Einzigen ſind alle Dinge ihr Daſein ſchuldig!

Dann ſenkte er das Auge und ließ es mit einem Gruß der Liebe auf den frohen, glücklichen Geſichtern ruhen, die Alle in Ehrfurcht und Liebe ihm zugewandt waren. Ein tiefes, unausſprechliches Glück, eine ſelige Wonne durchleuchtete jetzt ſein armes, vielgequältes Herz, er breitete die Arme aus und rief: Kommt an mein Herz! Laßt mich Euch umarmen, Euch begrüßen! Denn Euch danke ich die ſchönſte Stunde meines Lebens!

Und jubelnd umarmten ihn die Männer, jubelnd warf ſich die Förſterin an ſeine Bruſt, und da ſie nicht zu ihm ſprechen konnten

mit Worten, ſprachen ſie zu ihm mit ihren Blicken, ihren Thränen, ihren Händedrücken.

Aber jetzt richtete ſich Beethoven empor, und ſchüttelte ſein Haupt, als wollte er die Thränen fortſchleudern. Sein Auge leuchtete höher auf, ſeine Geſtalt richtete ſich ſtolz empor, und hochgehobenen Hauptes, majeſtätiſchen Schrittes ging er zu dem Clavier hin, wie ein Feldherr, der im Begriff iſt, ſeine Truppen in die Schlacht zu führen.

Er ſetzte ſich, und legte die Fingern auf die Taſten.

Stille ward es in dem großen Gemach. Mit angehaltenem Athem ſtanden der Greis, der Mann und die Jünglinge, das Weib und die Jungfrau da. Mit angehaltenem Athem lauſchten ſie.

Und Beethoven ſpielte. Spielte, wie er's nie gethan. Die ganze Leidensgeſchichte, alle Verzweiflung, alle Schmerzen und Qualen, die er heute geduldet, die cryſtalliſirten ſich ihm jetzt zur Muſik, und es ſchrie und wehklagte aus den Saiten, daß die Augen ſeiner Zuhörer überfloſſen von Thränen. Aber allmälig löſte ſich die Verzweiflung, allmälig zerriſſen die Wolken, der Sturm der Diſſonanzen beſänftigte ſich, mildere Töne einigten ſich zu lieblichen Melodieen, und jetzt im vollen Strom der Harmonie rauſchte es daher wie ein Jubellied des Dankes und der Freude!*)

Ja, ein Jubellied des Dankes war es auch! Beethoven hatte in dieſem Hauſe, von dieſen fremden Menſchen göttliches Labſal empfangen, ſie hatten ihn erfreut und zum Leben getröſtet mit Muſik, die er nur *geſehen*, aber doch verſtanden, er antwortete ihnen mit Muſik, und ſeine Zuhörer verſtanden ſeinen Dank.

---

*) Dieſe Scene iſt nicht erfunden, ſondern ſie hat ſich wirklich ſo begeben. Siehe darüber: Erinnerung an Ludwig van Beethoven. Bonn 1845.

X.

Die entfernte Geliebte.

Am anderen Morgen war Beethoven, begleitet von den Liebesgrüßen der ganzen Familie, in dem Wagen des Försters, der es sich nicht nehmen ließ, selber als Kutscher Beethovens zu fungiren, wieder nach Wien zurückgekehrt.

Seine Haushälterin, die gute Frau Streng, welche ihn die ganze Nacht erwartet hatte, empfing ihn mit Freudenthränen, und küßte mit lauten Jubelworten die dargereichte Hand ihres Herrn.

Meine gute, treue Frau Schnaps, sagte Beethoven mit einem wehmüthigen Lächeln, ich habe gestern alle Leidensstationen durchgemacht, und meine Füße sind wund von den Dornen. Sorgt mir heute ein bischen, daß ich Ruhe und Stille habe. Lasse Sie Niemand zu mir ein. Meine Augen sind trübe und können den Anblick der Menschen noch nicht ertragen.

Aber Herr, schrie Frau Streng —

Beethoven seufzte schmerzlich, und legte sich die Hände an die Schläfen und die Ohren. Sprecht leise, leise, Frau Schnaps, sagte er. Ihre lauten Töne schmerzen mich und brausen wie der Sturm in meinen Ohren. Meine Nerven sind überreizt. Gestern hörte ich gar nichts mehr, heute schmerzen mich die lauten Stimmen, und ich höre das leisere Wort. Morgen werde ich vielleicht wieder ganz taub sein. Sie sieht wohl, Frau Schnaps, es ist schwer mit mir umzugehen, und ich kann daher den Menschen eigentlich nicht gram sein, wenn sie sich von mir wenden.

Aber, Herr, die Menschen möchten doch nichts lieber, als mit Ihnen zusammen sein, sagte Frau Streng. Der Herr Erzherzog Rudolf hat gestern zwei Mal hergeschickt, und das zweite Mal brachte der Kammerdiener gleich die Equipage mit, um Sie abzuholen.

Ah, welch' ein Glück, daß ich nicht zu Hause war, sagte Beethoven

mit erheitertem Geſicht. So bin ich von der Laſt befreit worden, Hofdienſt zu thun. Das Schickſal iſt doch zuweilen recht gütig gegen mich.

Ach, Herr, Sie werden aber nicht befreit werden, rief Frau Streng. Heute Morgen war der Kammerdiener ſchon wieder hier, und hat eine Einladung vom Herrn Erzherzog gebracht, ihn heute Nachmittag um vier Uhr zu beſuchen.

Einladung! Beſuchen! rief Beethoven zornig. Das heißt, ich ſoll Hofdienſt thun, ſoll dem Bruder des Kaiſers Unterricht geben, ſoll mir dazu den Staatsrock anziehen, mich ſchniegeln und bügeln, und es mir gefallen laſſen, ſo lange im Vorzimmer zu ſtehen, bis der Herr Kammerherr mich gemeldet und der Lakay die Thüren aufgeriſſen hat. Und dann Unterricht geben, ich Unterricht geben! Es iſt ein Gräuel, ein Entſetzen! Wer's nicht in ſich ſelber hat, dem kann man's nicht einblaſen, und wen's der Geiſt nicht lehrt, der lernt's nimmermehr von einem Lehrer, und wär's der Herrgott ſelber, der's ihn lehren ſollte! Ich kann heute nicht den Lehrmeiſter ſpielen. Geh' Sie alſo, gute Frau Schnaps, geh' Sie ſchnell in die Burg, ſag' Sie dem Kammerherrn des Erzherzogs, es wär' heute nicht möglich, ich könnte heute nicht kommen, ich — ich — ach, ſag' Sie meinetwegen, ich ſei geſtorben, und deshalb könnte ich keine Stunden mehr geben. Dann bin ich die Plackerei auf einmal und für immer los.

Es glaubt's aber Niemand, wenn ich ſag', daß Sie geſtorben ſind, ſagte Frau Streng lächelnd, denn ſonſt würde die Sonne heute nicht ſcheinen, und der Himmel nicht blau ſein.

Sieh, ſieh, Frau Schnaps macht Complimente, ſagte Beethoven, leiſe mit dem Kopf nickend, gratulire, Frau Kammerherrin. Geh' Sie doch hin, und gebe Sie dem Herrn Erzherzog Unterricht, Sie verſteht ſich auf das Complimentirbuch und die höfiſche Sprache, und würde gut mit großen Herren umgehen können.

Ja, aber ich habe ſchon meinen großen Herrn, dem ich diene, ſagte Frau Streng, und bin ganz zufrieden mit meinem Hof, mag keinen andern. Sie aber, lieber Herr, Sie müſſen heute zum Erz-

herzog. Er erwartet Sie um vier Uhr, und ich hab's verſprochen, daß Sie kommen werden.

Nun, ſeufzte Beethoven kläglich, wenn Sie's verſprochen hat, ſo werde ich freilich gehen müſſen. Aber zum Dank dafür laſſe Sie mir auch Niemand anders hier herein.

Aber Herrn Haslinger doch? Er war geſtern Nachmittag drei Mal hier, wollt' Sie durchaus ſprechen. War auch heute Morgen ſchon mit dem Kapellmeiſter Umlauf hier, und war ganz betrübt und traurig, daß er Sie nicht fand. Er ſagte, er müſſe Sie heute noch ſprechen, er werde zum Nachmittag wieder kommen.

Er ſoll mich aber nicht ſprechen, rief Beethoven mit ſchnell umdüſtertem Geſicht. Nein, er ſoll mich nicht ſprechen, ich habe nichts zu thun mit ihm, und auch nichts mit Umlauf. Was gehen mich dieſe Menſchen an, was habe ich mit ihnen zu ſchaffen? Hör' Sie, Frau Schnaps, unterſteh' Sie ſich nicht, und laſſe Sie mir den Haslinger, oder den Umlauf hier herein. Wenn Sie's thut, laufe ich fort und komme niemals wieder.

Gut alſo, Herr, ich werde Niemand einlaſſen, ſagte Frau Streng ſeufzend.

Na, warum thut Sie denn deshalb ſo traurig, Frau Schnaps?

Weil ich weiß, daß Herr Haslinger Sie ſo ſehr lieb hat.

Ach, lieb hat. Mich hat Niemand lieb, rief Beethoven mürriſch. Das Liebhaben iſt nichts als eine bloße Redensart, die Diejenigen immer im Munde führen, die Einen gebrauchen, und von Einem was profitiren wollen. Es bleibt aber dabei, ich will den Haslinger nicht ſehen.

Gut, Herr, es bleibt dabei, ſagte Frau Streng, indem ſie der Thür zuſchritt. Im Begriff aber, hinaus zu gehen, wandte ſie ſich haſtig noch einmal um, und kehrte zu Beethoven zurück.

Lieber Herr, ſagte ſie mit bebender Stimme, ich habe noch eine Bitte an Sie.

Nun, was iſt's? rief Beethoven.

Sie ſind immer ſo gütig und verſchwenderiſch gegen mich geweſen, und da habe ich mir einhundert Gulden geſpart, aber weiß nun nicht,

was ich mit dem Gelde anfangen, und wo ich es aufbewahren soll. So möchte ich nun meinen lieben gütigen Herrn bitten, ob er nicht so gut sein wollte, mein kleines Capital an sich zu nehmen, und mir vielleicht alle Jahr dafür sechs Gulden Zinsen zu geben, denn anderswo würde ich nur fünf Gulden bekommen.

Beethoven sah sie mit seinen düstern funkelnden Augen starr an, und Frau Streng schlug vor seinen durchbohrenden Blicken die Augen nieder.

Frau Streng, sagte er, Sie haben gestern Alles gehört, was zwischen den Brüdern und mir geschah? Sie haben gehört, daß Sie mir all' mein Geld fortgenommen haben, oder vielmehr, daß ich ihnen Alles gegeben habe?

Nein, Herr, sagte Frau Streng unbefangen, ich habe nichts gehört. Ich möchte nur meine hundert Gulden gut anlegen und hoch verzinst haben, und darum bitte ich meinen guten Herrn, daß er sie nimmt und mir sechs Gulden dafür Zins zahlt. Hier sind meine hundert Gulden, lieber Herr.

Sie reichte mit niedergeschlagenen Augen Beethoven eine kleine Rolle Geldes dar. Als er sie nicht nahm, legte sie sie neben ihn auf den Tisch hin, und eilte rasch wieder der Thür zu.

Frau Streng, rief Beethoven, als sie eben im Begriff war hinauszugehen.

Was giebt's, Herr? fragte sie stehen bleibend.

Beethoven schritt zu ihr hin, und sanft seine Hand auf ihre Schulter legend, schaute er sie an mit einem Blick voll unaussprechlicher Güte.

Frau Streng, sagte er mit weicher Stimme, ich irrte mich doch vorher: das Liebhaben ist doch nicht eine bloße Redensart. Das wollte ich Ihr nur sagen, und daß ich sehr wohl weiß, daß es Ihr nicht um die sechs Gulden Zinsen zu thun ist. Jetzt geh' Sie, und lasse Sie mir Niemand herein, ausgenommen, fügte er ganz leise und schüchtern hinzu, ausgenommen, wenn meine Brüder kommen.

Und rasch, als schäme er sich seiner eigenen Schwäche, wandte er

ſich um, und begab ſich in ſein Arbeitszimmer, leiſe vor ſich hinmurmelnd: „es ſind doch immer meine Brüder.“*)

Aber es ſind doch unbrüderliche Brüder! ſagte er dann unwillig vor ſich hin. Sie verfeinden mich mit der Welt, mit mir ſelber, und mit Gott ſogar!

Still, ſtill, Beethoven! ermahnte er ſich dann ſelber. Denke an die Stunde, welche Dir Gott geſtern Abend geſchenkt hat, und danke ihm, indem Du arbeiteſt und Großes ſchaffſt!

Ja, ich will arbeiten, ſagte er, will niederſchreiben, was ich geſtern auf meinen Leidensſtationen empfangen habe. Oh, meine neue Symphonie in A-dur wird bald fertig ſein, und die Menſchen werden ſie frohmüthig ſpielen, und werden nicht ahnen und wiſſen, daß es neue Perlen meiner Herzenskrankheit ſind! Was thut's! Gott weiß es, und ich fühl' es doch!

Er ſetzte ſich, und ſein Notizbuch öffnend, begann er haſtig zu ſchreiben, Das entziffernd, was er in der Nacht im Förſterhauſe aufgezeichnet hatte.

Auf einmal öffnete ſich drüben die Thür, und eine tiefverſchleierte Dame erſchien in derſelben. Beethoven ſah ſie nicht, er hatte das Haupt über ſeine Noten geneigt und ſchrieb weiter.

Die Dame blieb einen Moment an der Thür ſtehen, unbeweglich, tief verhüllt. Dann, als ſie ſah, daß Beethoven ſie immer noch nicht bemerkte, riß ſie mit einer heftigen Bewegung den Spitzenſchleier von ihrem Antlitz, den langen ſchwarzen Mantel von ihren Schultern fort und warf ihn achtlos zur Erde. Dann lehnte ſie zaudernd und bebend neben der Thür, erwartend, daß Beethoven den Blick erhebe, zu ihr hinſchaue.

Es war eine Frau von kaum dreißig Jahren, von einer ſeltenen, ungewöhnlichen Schönheit. Ihr ſchönes bleiches Antlitz war eingefaßt von einer Fülle ſchwarzer Locken, die in ungekünſtelter Fülle ſich bis auf die Schultern niederringelten, und nur über der Stirn von

*) Mit dieſen wenigen Worten pflegte Beethoven ſeinen Brüdern alle ihm angethane Unbill zu vergeben und ſie, Andern gegenüber, zu entſchuldigen.

einem schmalen Goldreif auseinander gehalten wurden. Ihre großen, schwarzen Augen, welche sie starr auf Beethoven gerichtet hatte, waren von einer tiefen leidenschaftlichen Gluth, ihre purpurrothen, leicht geschwellten Lippen umspielte ein leises wehmüthiges Lächeln, und auf ihrer Stirn, die breit, mächtig und gedankenvoll war, wie die der Ludovisischen Venus, schwebte ein Schatten der Trauer. Ihre hohe, volle und majestätische Figur, die einer Königin anzugehören schien, war umhüllt von einem schwarzen Atlasgewande, das unter dem Busen von einem breiten, goldenen Gürtel zusammengehalten war, und keusch und streng die ganze edle schöne Büste umhüllte.

Sie stand und schaute noch immer zu ihm hinüber und immer ehrfurchtsvoller ward ihr Lächeln, immer tiefer der Schatten auf ihrer weißen Stirn.

Oh, wie viel Gram und Sorge die Jahre auf seiner Stirn verzeichnet haben, flüsterte sie, wie leidend er aussieht. Mein Herz zittert vor Schmerz und Liebe ihm entgegen, und doch fürchte ich mich vor seinem Zorn. Aber ich habe es der Kaiserin Elisabeth versprochen, daß sie ihn sehen soll, — ach, und ich selbst sehne mich so sehr, seine Stimme wieder zu hören, ihn endlich wieder Auge in Auge zu schauen. Möge er mir zürnen, möge er mich von sich stoßen, er wird mir doch vergeben, er wird doch fühlen, daß ich ihn ewig liebe! Auf, zu ihm!

Und nun schwebte sie durch das Gemach hin, nun trat sie bis dicht vor seinen Schreibtisch, und beide Arme ausbreitend, mit einem Schrei der Liebe, des Flehens, rief sie mit lauter, machtvoller Stimme: Beethoven!

Er schrak zusammen, blickte empor. Nun, wie er sie sah, sie, die ihn anschaute mit einem himmlischen Lächeln, mit Augen, die in Liebe und in Thränen glänzten, nun sprang er empor, und sein Antlitz leuchtete vor Zorn und Entsetzen.

Hinweg! Hebe Dich fort von mir! rief er, seinen Arm drohend gegen sie ausstreckend. Hinweg, Gespenst meiner Vergangenheit! Versinke, oder ich schlage Dich in den Boden!

Und er stürzte zu ihr hin, drohend, außer sich. Sie lächelte ihm entgegen, und immer noch die Arme ausgebreitet, sank sie leise auf

ihre Kniee nieder, und ſchaute mit Blicken voll unausſprechlicher Liebe zu ihm auf.

Er ſchauderte in ſich zuſammen, und ließ den Arm ſinken. Biſt Du es? Biſt Du es wirklich, Du, Giulia? flüſterte er, ſie mit wirren, träumeriſchen Blicken anſehend. Nein, nein, rief er dann laut, hinweg von mir! Ich kenne Dich nicht!

Und er wandte ſich von ihr ab, und rannte wild im Zimmer auf und nieder. Dann auf einmal blieb er vor dem Flügel ſtehen, und warf die Hände auf die Taſten, und ließ ſie erklingen in ſeltſamen, ſchreienden Accorden; aber dann glitten ſeine Finger leiſe, träumeriſch über die Saiten hin, und wunderbare Melodien ertönten leiſe und duftig, als wie von der Aeolsharfe ſeiner Erinnerungen angehaucht.

Giulia hatte ſich von ihren Knieen erhoben, und war leiſe ihm gefolgt. Sie ſtand hinter ihm und lauſchte mit einem ſeligen Lächeln auf die Muſik; ſie kannte dieſe Melodien wohl, ſie hatte ſie oft geſungen in Schmerz und Entzücken.

Lauter und voller begann jetzt Beethoven die Melodie zu ſpielen, als wolle er ſie rufen mit ſeinen Tönen, ſie beſchwören mit ſeinem Liede aus vergangener Liebeszeit!

Und Giulia trat vor ihn hin an die andere Seite des Flügels, und mit ſtrahlenden Augen, ihr Antlitz durchleuchtet von Begeiſterung, ſang ſie mit voller, mächtiger Stimme:

Weit bin ich von Dir geſchieden,
Trennend liegen Berg und Thal
Zwiſchen uns und unſerm Frieden,
Unſerm Glück und unſrer Qual.

Beethoven ſchlug mächtiger und voller in die Saiten, als wolle er die ſüße, lockende Stimme übertönen, und wie in einem wilden Strom des Zorns und des Schmerzes rauſchten die Töne durcheinander, und mit flammenden Zornesblicken ſchaute er hinüber zu Giulia.

Sie ſchaute ihn an mit einem ſeligen Lächeln, mit flehenden, ſtrahlenden Augen. Und ſeine Phantaſieen ſänftigten ſich, ſie lenkten wieder ein in ſanfte, ſüße Modulationen, die vorige ſüße Melodie hob ſich *wieder* empor aus den Stürmen und Disharmonieen, als ob die

Sonne aufgegangen sei über dem wilden Chaos der Welt, und jauchzend, das Antlitz überströmt von Thränen, und unter Thränen lächelnd, sang Giulia:

Will denn nichts mehr zu Dir dringen,
Nichts der Liebe Bote sein?
Singen will ich, Lieder singen,
Die Dir klagen meine Pein.
Denn vor Liedesklang entweichet
Jeder Raum und jede Zeit,
Und ein liebend Herz erreichet,
Was ein liebend Herz geweiht.*)

Und hingerissen von ihrer Stimme, hingerissen von seinen eigenen Erinnerungen, von seinem eigenen Herzen, hob Beethoven die Hände von den Tasten empor, und breitete die Arme aus und rief: Giulia!

Sie stieß einen Schrei aus, und sprang vorwärts und warf sich an seine Brust, ihn fest umschlingend mit ihren schönen vollen Armen. —

Sie hielten sich lange und innig umschlungen, sie ruhten Herz am Herzen, und der Gegenwart entrückt, träumten sie noch einmal von vergangener Liebe und vergangenem Glück.

Giulia's Haupt ruhte an seiner Brust, er hob es empor, und legte es zwischen seine beiden Hände, und schaute es an mit einem wunderbaren strahlenden Ausdruck.

Und so habe ich Dich wieder, Stern meines Lebens, sagte er leise und tiefbewegt. Sieben Jahre lang habe ich Dich nicht gesehen, sieben Jahre lang warst Du mir von Wolken verhüllt. Ach, Giulia, es waren schreckliche Jahre voll Einsamkeit, Enttäuschung und Qual. Sieh mich an, sieh, was diese sieben Jahre aus mir gemacht haben, Giulia! Ich bin ein Greis geworden vor der Zeit!

Nein, rief sie, nein, Du bist ein Mann, ein Jüngling, denn der Genius altert nicht.

Und auch die Schönheit altert nicht, sagte er, leise mit der Hand

*) Der Anhang des Liedercyclus: „An die ferne Geliebte" von Ludwig van Beethoven.

über ihr ſchönes Angeſicht hinſtreichend. Du biſt ſchön, wie damals, als ich Dich zuletzt ſah. Du haſt nicht gelitten, Du nicht! Die ſieben Jahre ſind an Dir vorübergerauſcht wie ein goldener Morgentraum! Was kümmert's Dich, daß da ein Menſch war, der um Dich litt und jammerte, ein Menſch, der Dir ſeine Seele gegeben und ſein Herz, ein Menſch, der Dich grenzenlos liebte, und den Du verrathen und verlaſſen hatteſt.

Verlaſſen mußt' ich Dich! ſagte ſie laut und feierlich. Verrathen habe ich Dich niemals.

Und warum verlaſſen! Warum? rief er zornig.

Sie legte ihre beiden Hände auf ſeine Schultern, und blickte ihm tief in die Augen. Du weißt es, Beethoven, Du weißt warum! Weil wir nie einander angehören konnten, weil Gott es der armen kleinen Gräfin Giulia Giuccardi nicht geſtatten wollte, des großen reichen Beethoven Weib zu ſein.

Weil der vornehme Graf Giuccardi nimmermehr eingewilligt haben würde, ſeine Tochter eine Mesalliance machen, und ſie den Beethoven heirathen zu laſſen, rief Beethoven mit einem rauhen Lachen. Weil —

Sie legte leiſe ihre kleine weiße Hand auf ſeine Lippen, und ſagte flehend: ſtill, oh ſtill! Das Schickſal trennte uns, und Du ſelber fühlteſt, daß es nicht anders ſein konnte. Weißt Du, was Du mir damals geſchrieben, damals, als wir glaubten, uns nur auf Wochen zu trennen, und uns doch ſeitdem nicht wieder geſehen haben? Weißt Du's noch, was Du geſchrieben?

Wie ſoll ich's wiſſen! ſagte er rauh. Meine Erinnerungen ſind mit meinem Herzblut ausgelöſcht.

Die meinen nicht, ſagte ſie, und wenn ich ſie verloren hätte, würde ich geſtorben ſein vor Schmerz. Sieh, daß ich meinen Erinnerungen treu geblieben!

Sie zog aus der Taſche ihres Kleides ein Portefeuille hervor, und es öffnend nahm ſie aus demſelben ein zuſammengefaltetes Papier, das ſie Beethoven darreichte.

Sieh, ſagte ſie, meinen Schatz; der letzte Brief von Dir an mich. Oh lies! Lies! Wenn Du Deine Giulia nicht vergeſſen haſt, ſo laß

mich von Deinen Lippen dieſe Worte hören, die ſo lange in meinem Herzen gebrannt. Lies!

Er nahm das Papier, und mit ſeinen Blicken ihrem ſchlanken roſigen Finger folgend, der auf das Papier hindeutete, las er: „Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir, oder gar nicht; ja, ich habe beſchloſſen, in der Ferne ſo lange herum zu irren, bis ich in Deine Arme fliegen, mich ganz heimathlich bei Dir nennen, meine Seele, von Dir umgeben, in's Reich der Geiſter ſchicken kann! Ja, leider muß es ſein! Du wirſt Dich faſſen, um ſo mehr, da Du meine Treue gegen Dich kennſt. Nie kann eine Andere mein Herz beſitzen! Nie! Nie! Oh Gott, warum ſich trennen müſſen, von dem, was man ſo liebt? Und doch iſt mein Leben ſo wie jetzt ein kümmerliches Leben. Deine Liebe macht mich zum Glücklichſten und zum Unglücklichſten zugleich! Welche Sehnſucht mit Thränen nach Dir, mein Leben! Mein Alles!“ *)

Beethoven ſchwieg, das Blatt entſank ſeiner Hand, er hob die von Thränen umdüſterten Blicke gen Himmel und flüſterte: oh goldener Traum des Glückes, warum mußteſt Du ſo ſchnell verrauſchen? Oh, himmliſche Liebe, warum mußteſt Du mich verrathen!

Sie hat Dich nicht verrathen, rief Giulia. Mein Herz iſt Dir treu geblieben. Ich fügte mich der Nothwendigkeit, ich ward die Gemahlin des Grafen Gallenberg, weil es mein Vater befahl. Ich lebte mit ihm auf ſeinen Gütern in Rom und Neapel. Aber mein Herz vergaß Dich nie, meine Seele war immer doch bei Dir! Und jetzt, als ich mit meinem Gemahl heimkehrte nach Wien, jetzt galt Dir mein erſter Gedanke, Dir mein erſter Gruß!

Und warſt doch nicht bei der Fürſtin Lichnowsky, wo ich hoffte und fürchtete Dich zu ſehen?

Unſer erſtes Wiederſehen ſollte nicht entweiht werden von den Blicken der Menſchen, rief ſie glühend. In heiliger Einſamkeit wollte ich mit Dir der himmliſchen Vergangenheit mich erinnern, wollte Dir ſagen: Beethoven! Verzeihe Deiner Giulia! Ihr Körper hat Dich

*) Bruchſtück aus einem Brief Beethovens an die Gräfin Giulia Giuccardi. Siehe Schindler: Biographie Beethovens. S. 56.

verlaſſen! Ihre Seele war immer bei Dir! Sieh mich an, Ludwig, ſieh, daß ich die Wahrheit ſage! —

Er ſchaute lange und tiefbewegt in ihr Angeſicht. Ja, ſagte er, ich weiß, daß Du die Wahrheit ſprichſt. Aber wie Du mich auch geliebt haſt, ſtärker liebte ich Dich doch. Ein Himmelsgebäude war meine Liebe, feſt, wie die Veſte des Himmels. Und wo ich auch war, warſt Du bei mir!*) Und ſo ſei mir auch jetzt wieder willkommen, Stern meiner Jugend, willkommen, Giulia!

Er nahm ihre beiden Hände und drückte ſie an ſeine Lippen, an ſeine Augen, an ſein ſtürmiſch pochendes Herz.

Oh, ſagte er lächelnd, in dieſer Stunde möchte ich die Welt erobern, und ich fühl's, daß ich es könnte.

Du haſt ſie ſchon erobert, rief Giulia, die ganze Welt liegt Dir zu Füßen und betet Dich an, und ich ſehe es, und freue mich Deiner Triumphe, und bin ſtolz auf meine Liebe. Oh, mein Beethoven, jetzt da wir in Stille und Einſamkeit das erſte Wiederſehen gefeiert haben, jetzt können wir uns begegnen im Geräuſch der Welt und der Geſellſchaft. Jetzt will ich den himmliſchen Triumph haben, Kaiſer und Könige ſich beugen zu ſehen vor dem Genius, vor meinem Beethoven, vor dem Manne, den ganz Europa feiert, und der mich unſterblich gemacht, meinem Namen Glanz verliehen hat.**) Oh, welch' Entzücken, meinen Beethoven zu ſehen inmitten der Fürſten, der Könige und Kaiſer. Er, ihr Meiſter, ſie ihm huldigend als ſeine Vaſallen. Beethoven, nicht wahr, Du gönnſt mir dieſen Triumph? Du erfüllſt meine Bitte? Du kommſt heute Abend zum Erzherzog Rudolf? Du erlaubſt der Kaiſerin von Rußland, der Großfürſtin Catharina, Dich dort zu ſehen und zu ſprechen?***) Du nimmſt da die Huldigungen des Kaiſers Alexander, des Kronprinzen von Würtemberg an?

---

*) Beethovens eigene Worte. Siehe: Anton Schindler. S. 65.

**) Beethoven hat die Cis-moll-Sonate, die Sonata quasi Phantasia, der Gräfin Giulia Giuccardi, der „fernen Geliebten" zugeeignet.

***) Beethoven hatte mit dem Erzherzog Rudolf das Uebereinkommen getroffen, daß Niemand in das Zimmer des Erzherzogs eintreten durfte, ſo lange

Beethovens Stirn hatte ſich verfinſtert, und mit mißtrauiſchen Blicken ſchaute er in Giulia's ſchönes Angeſicht.

Iſt es nur deshalb, daß Du gekommen biſt? fragte er düſter.

Sie ſchüttelte lächelnd ihr Haupt, und legte ihre Hand ſanft auf ſeine Bruſt. Frage Dein Herz, ob ich deshalb gekommen bin? rief ſie. Aber ich gönne der edlen Kaiſerin die Freude, Dich kennen zu lernen, ich gönne mir den Triumph, zu ſehen, wie man Dir huldigt. Oh, Lieber, fliehe nicht die Menſchen, welche Dich verehren, und es Dir beweiſen möchten. Oh, Lieber, komm' heute Abend zum Erzherzog Rudolf!

Er reichte ihr ſeine beiden Hände dar. Sieh, wie ich Dich liebe, ſagte er, denn ich bringe Dir das Opfer, das Du forderſt. Ich komme zum Erzherzog, und wenn Du es willſt, werde ich muſiciren, phantaſiren, Alles, Alles was Du willſt, aber nur für Dich, für keine Fürſtin, und für keine Kaiſerin, nur für Dich!

Giulia jauchzte laut auf und küßte ſeine Hände.

Was thuſt Du, Giulia? rief er erſchrocken.

Ich neige mich in Demuth vor dem Genius, der höher und größer iſt, als wir armes elendes Menſchengewürm, ſagte ſie lächelnd. Und jetzt, jetzt lebe wohl! Mein Beethoven, lebe wohl! Auf Wiederſehen, heute Abend!

Oh, ich ſehe Dich immer, ſagte er lächelnd; nur in den dunkeln Stunden der Schmerzen, da haben die Wolken mir meinen Stern verhüllt.

Mögen die Wolken jetzt für immer verflogen ſein, rief ſie, ihren Schleier über ihr Antlitz werfend.

Sie haben meinen Stern ſchon wieder verhüllt, rief er, auf dieſen Schleier deutend.

Ihre glühenden Augen flammten ihm durch den Schleier hindurch den letzten Liebesgruß entgegen, dann öffnete ſie die Thür und verſchwand.

Beethoven bei ihm war, nur für den Erzherzog Carl, den Sieger von Aspern, hatte Beethoven eine Ausnahme gemacht.

Beethoven ſchaute ihr nach mit träumeriſchen Blicken. Lebe wohl, Stern meines Glückes, lebe wohl, flüſterte er. Dann hob er die Augen zum Himmel empor.

Gott, rief er, Gott, wie gütig biſt Du! Ich habe in dieſen Tagen viel gelitten, aber Du haſt mich viel getröſtet! Gelobet ſeiſt Du Einziger, dem alle Dinge ihr Daſein ſchuldig ſind! Oh, jetzt möchte ich mich verſöhnen mit allen Menſchen, mit der ganzen Welt, denn ein Strahl des Glückes hat mein Haupt getroffen, und mein Herz wieder erwärmt. Warum kommen denn meine Brüder nicht, daß ich ſie wieder an mein Herz nehme! Und wo iſt Haslinger, der gute Tobias Haslinger. Ich bin geſtern böſe gegen ihn geweſen, und ich glaube, er hatte es nicht verdient. Ich that ihm und den Andern Unrecht! Ich will wieder gut machen, ich will verſöhnen!

Er eilte zu ſeinem Schreibtiſch, nahm die Feder, und ſchrieb mit fliegender Eile: „Gutes Adjutanterl! Es würde mir ſehr lieb und angenehm ſein, wenn Ihr heute zu mir kommt, da ich ſehr nothwendig mit Euch zu ſprechen habe. Adjutanterl, Ihr ſollt allen Groll, wie ein guter Chriſt, vergeſſen! Wir erkennen Seine Verdienſte, und verkennen nicht das, was Er nicht verdient. Kurz und rundum, wir wünſchen ſehr, Ihn zu ſehen! Ihr zugethanſter Generaliſſimus.*)

Eben, wie er die Feder hinwarf, ließ ſich draußen im Vorſaal lautes Geräuſch zankender, ſtreitender Stimmen vernehmen, die indeſſen Beethovens Ohr nicht erreichten.

Es waren Frau Streng und Herr Tobias Haslinger, welche im lebhaften Wortwechſel ſich ſtritten, Frau Streng, weil ſie Befehl hatte, Niemand vorzulaſſen, Herr Haslinger, weil er durchaus begehrte, eingelaſſen zu werden, und mit ſeinem Begleiter, Herrn Umlauf, Beethoven zu ſprechen.

Jetzt hatte er, trotz der guten Frau Schnaps dringender Abmahnung, die Thür erreicht, und ſie heftig öffnend, winkte er Herrn Umlauf, ihm zu folgen.

Aber da, gleich an der Thür begegneten ſie Beethoven, Beethoven,

*) Seyfried. Anhang. S. 32.

der eben im Begriff geweſen, hinaus zu gehen, um der Frau Streng ſeinen Brief zur Beſorgung zu übergeben.

Als er die Beiden gewahrte, brach er in ein lautes Lachen aus, und reichte Herrn Tobias Haslinger ſeinen Brief dar, und während dieſer las, wandte er ſich zu dem Kapellmeiſter hin.

Herr Umlauf, ſagte er freundlich, wann iſt Generalprobe?

Morgen, ſchrie Umlauf, morgen, Herr van Beethoven, und ich wollte Sie beſchwören —

Ich werde alſo morgen kommen und dirigiren, ſagte Beethoven freundlich, aber ich bitte Sie, daß Sie mir zur Seite bleiben, und mich unterſtützen, denn Sie kennen ja mein Unglück, und müſſen in meinem Namen das Orcheſter und die Sänger bitten, daß ſie Nachſicht haben mit einem armen Mann, der ſeine Muſik ſelber nicht hören kann.

XI.

Die Aufführung der Schlacht von Vittoria.

Der neun und zwanzigſte November, der Tag, an welchem das große Beethoven-Concert ſtattfinden ſollte, war gekommen. Die Stadt Wien wollte mit dieſem Concert die anweſenden Monarchen und Diplomaten des Congreſſes begrüßen, und ihnen im Namen Oeſterreichs eine Huldigung darbringen. Deshalb hatte ſie eigens zu dieſem Concert von einem öſterreichiſchen Dichter eine Cantate dichten, und dieſe, um dem Feſt die höchſte Bedeutung zu geben, von Beethoven componiren laſſen. So war die Cantate: „der glorreiche Augenblick“ entſtanden, und ſie ſollte heute vor den Monarchen, den Congreßmitgliedern, der höchſten Ariſtokratie, ſo wie den Bürgern Wiens zur Aufführung gelangen.

Der Magiſtrat hatte im Namen der Stadt ſeine Einladung an

die höchsten und hohen Gäste ergehen lassen, und Jedermann hatte sie angenommen, die Einen, um die beiden neuesten Compositionen von Beethoven: „Wellingtons Sieg bei Vittoria" und die Fest-Cantate: „der glorreiche Augenblick" zu hören, die Anderen, um die fremden Monarchen, und die berühmten Diplomaten zu sehen. Jedermann war gespannt, Jedermann wollte diesem Concert beiwohnen, das zugleich eine Verherrlichung der Monarchen und des großen Tondichters war, welchen den Ihren nennen zu können, die Wiener mit Stolz erfüllte.

In den weiten glänzenden Räumen der Redoutensäle sollte dies Concert stattfinden. In dem größten der Säle war eine Estrade errichtet für die Musiker und Sänger, und dieser Estrade gegenüber befand sich am anderen Ende des Saals eine eigene für diesen Abend erbaute andere Estrade, auf welcher die hohen Gäste der Stadt Wien ihre Plätze einnehmen sollten, und über derselben hatte man eine glänzende Tribüne errichtet, für den Kaiserhof und die fremden Monarchen bestimmt. Zu beiden Seiten dieser hohen mächtigen Estrade, im Parterre, und in den ringsumherlaufenden Logen befanden sich die Sitze für die Zuschauer. Man hatte sich bemüht, das Ganze der Feier des Tages angemessen zu decoriren. Die Treppen, die Galerien strahlten daher im Glanz der Lichter, waren geschmückt mit bunten Teppichen, mit Blumenguirlanden. Durch eine Art Hain von duftenden Orangen und Lorbeern, welche den Vorsaal einnahmen, gelangte man in den Hauptsaal, der feenhaft erglänzte im Strahl von achttausend Kerzen, die von den ungeheuren, rings im Saal aufgestellten Candelabern erglänzten oder auf den riesigen Kronleuchtern von Bergcrystall strahlten, und in Millionen leuchtender Prismen des Crystalls im wundervollen Farbenspiel vervielfältigten. Die Wände waren mit kostbaren Seidenstoffen behangen, die an goldenen Säulen und Agraffen befestigt waren, und die zur Aufnahme der hohen Gäste bestimmte Estrade glänzte von Gold und Purpursammet.*)

Die Musiker hatten schon ihre Plätze eingenommen, und begannen mit dem Stimmen ihrer Instrumente; in dem ungeheuren Saal, in

*) Comte de la Garde: Congrès de Vienne. Vol. I.

den Logen, in den Nebensälen sogar drängte sich das glänzende, geputzte Publikum, kein Platz war mehr leer. Ueber viertausend Personen waren schon versammelt, und Alles harrte schon in ungeduldiger Spannung, in sehnsuchtsvoller Neugierde, auf das Erscheinen des Kaiserhofes und seiner hohen Gäste. Schon war die Estrade angefüllt mit den fremden und einheimischen Würdenträgern und Diplomaten, mit den Damen der Aristokratie, und staunend schaute das Publikum zu ihnen hin. Welch' eine unendliche Mannigfaltigkeit der Uniformen, welch' eine funkelnde Menge von Orden und Decorationen, welch' eine Masse berühmter Persönlichkeiten hier in Einem Raume zusammengedrängt! Da war Talleyrand und Metternich, die beiden Männer, welche über das Loos der Völker und Dynastieen die Entscheidung fällten. Da war der Staatskanzler von Hardenberg, und neben ihm die beiden berühmten Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, da waren die russischen Diplomaten Nesselrode und Razumowsky, Pozzo di Borgo, Capo d'Istria, und der Freiherr vom Stein, da war der Vertreter Roms, der Cardinal Consalvi, und die Gesandten Englands, Lord Castlereagh und Lord Stuart, da war auch Friedrich von Gentz, der Protocollführer des Congresses, geschmückt schon mit fast allen Orden der europäischen Monarchen, da war endlich die Schaar berühmter Generäle, die sich in den Feldzügen der beiden verflossenen Jahre Ruhm und Rang auf den siegreichen Schlachtfeldern erkämpft hatten. Und neben diesen Berühmtheiten jeder Art, welch' eine Fülle schöner Frauen, im höchsten Schmuck der Toilette. Wenn ganz Europa in diesem Augenblick nach Wien seine Vertreter des Ruhms und der Diplomatie beordert, so hatte es nicht minder dahin seine Vertreterinnen der Schönheit und Anmuth gesandt, und nie waren wohl in Einer Stadt so viel schöne Frauen versammelt, als hier in Wien zur Zeit des Wiener Congresses.

Jetzt endlich schmetterten die Trompeten des Orchesters eine jubelnde Fanfare, die Thüren der Kaisertribüne öffneten sich, das ganze Publikum erhob sich, um mit lautem Jubelruf die eintretende Kaiserfamilie und deren erhabene Gäste zu empfangen. Da sah man die bleiche schöne Kaiserin Ludovika von Oesterreich, neben ihr die sanfte mildlächelnde

Kaiserin Elisabeth von Rußland, beiden zur Seite die Königin von Baiern und die Großfürstin Catharina, dann die Großfürstin von Sachsen-Weimar, die Erzherzogin Beatrix, und die Fürstin von Thurn und Taxis. Hinter den Damen, in ihren glänzenden Uniformen die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, von Baiern, von Würtemberg und Dänemark, und die Schaar der Großherzoge, Herzoge und Fürsten, Alle geschmückt mit den ersten Orden ihrer Freunde und Bundesgenossen, dem staunenden Publikum ganz Deutschland repräsentirend in seinen Fürsten, die in dem Wiener Congreß allein die Völker Deutschlands vertraten.

Nun endlich trat tiefe Stille ein in dem Saal. Die hohen Fürsten hatten ihre Plätze eingenommen, und es war daher auch dem Publikum erlaubt, sich zu setzen.

Von den Zuschauerräumen richtete jetzt Jedermann die Blicke nach der gegenüberliegenden Estrade hin, wo im weiten ungeheuren Halbkreis die Sänger und das Orchester sich befanden. Vor diesem standen auf einer kleinen Erhöhung zwei Pulte für die Dirigenten, für den Kapellmeister Umlauf und für Ludwig van Beethoven. Aber der Etiquette zuwider, waren diese Pulte so gestellt, daß die Dirigenten dem Publikum den Rücken zuwandten. Beethoven, welcher nicht mit dem Ohr das richtige Einsetzen der Instrumente beobachten konnte, Beethoven mußte es mit den Augen thun, er mußte seine Truppen überschauen können, mußte an der Bewegung der Violinbogen, an dem raschen Fingersatz der Flötisten, dem schnellen Auf- und Niederschieben der Posaunisten sehen, ob sie die Tempi richtig gewählt, ob sie im gleichmäßigen Takt sich vorwärts bewegten.

Man hatte sich gestern in der Generalprobe hinlänglich verständigt über das doppelte Dirigiren der heutigen Aufführung. Beethoven, in seiner milden und glücklichen Stimmung, hatte es sich selber erbeten, daß der Kapellmeister Umlauf ihm zur Seite bleibe, daß er bei der Cantate die Leitung der Sänger übernähme, während dem Componisten das Dirigiren des Orchesters verbleiben sollte.

Die Musiker und Sänger hatten überdies ihre Verabredungen getroffen, sie waren vollkommen ihrer großen Aufgabe sicher, und ganz

bereit, ſich ihrem berühmten Dirigenten in ſeinen Launen und Eigenheiten zu fügen, mit ihm zu retardiren, zu allegriren, und nur in den ſchwierigen Momenten vom Capellmeiſter Umlauf durch feſtes Tactiren ein Zeichen erwartend, um vor dem Auseinanderkommen bewahrt zu werden.

Jetzt alſo, wie geſagt, trat eine tiefe Stille ein. Die Muſiker hoben ihre Bogen, ihre Inſtrumente empor; durch ihre Reihen ging Beethoven ruhigen, gelaſſenen Schrittes dahin, und trat an ſein Dirigenten-Pult.

Das Publikum empfing ihn mit lautem Applaus, er hörte es nicht. Er hatte keinen Blick für das Publikum gehabt, nicht einen Moment war ſein Auge hinübergeflogen nach der Kaiſerloge, nach der Eſtrade.

Was kümmerte Ihn dies Alles jetzt, Ihn, den Feldherrn, der nur daran dachte, ſeine Truppen in die Schlacht zu führen, und ihnen und ſich einen Sieg zu erkämpfen!

Eine wunderbare Ruhe und Heiterkeit ſtrahlte von ſeinem Angeſicht, und ſelbſt Das ſtörte ihn heute nicht in ſeiner hehren Ruhe, ſelbſt Das nicht, daß er heute, erſchöpft und abgeſpannt von ſo vielen und mächtigen Aufregungen der vergangenen Tage, keinen Ton, keinen Laut vernahm. Alles um ihn her war für ihn heute klanglos, ſchweigend und öde; er hatte weder das Stimmen der Inſtrumente gehört, noch das Applaudiren des Publikums. Aber in ihm tönte und klang es in tauſend wundervollen Stimmen, und ſeine Muſik, die er von außen nicht vernahm, ſie hallte in ihren wechſelnden Rhythmen, in ihren erhabenen Melodieen, in ihrer tiefen Gedankenfülle vor ſeinem innern Ohre wieder, ſie gab ihm Luſt und Wonne, Verzweiflung und Schmerz, je nach ihren wechſelnden Sätzen.

Er dachte und fühlte nur ſeine Muſik, und ſo vor dem Pult ſtehend, auf welcher die Partitur lag, ward Beethoven gewiſſermaßen zum mimiſchen Darſteller ſeiner Muſik, dramatiſirte er ſeine Muſik den Muſikern, wie den Spielern. Was kümmerte ihn daher das regelrechte Tactiren, das herkömmliche Auf- und Niederſchlagen. Bei jeder ſtark markirten Note ſchlug er nieder, gleichviel ob ſie auch in einem ſchlechten

Tacttheile war; bei klagenden Stellen ward seine Miene düster, sein Blick schwermuthsvoll; grollte der Zorn in seiner Musik, so ward auch sein Antlitz zornig, so blitzten seine Augen, und schwere Wolken lagerten sich auf seiner Stirn. Lösten sich dann aber die Stürme der wogenden Töne, so schwand auch der Zorn aus Beethovens Antlitz, und sein Auge glänzte wie in seligem Schauer. Trat eine Stelle ein, welche nur leise hingehaucht werden durfte, welche Diminuendo gegeben werden sollte, so schien Beethoven kleiner, immer kleiner in sich zusammen zu kriechen, und beim Pianissimo sah man ihn nicht mehr, schien er unter dem Pult zu verschwinden. Aber dann allgemach, je mehr die Tonmassen sich wieder hoben, und empor schwollen, trat auch Beethovens Gestalt wieder hervor, ward, je höher die Musik aufrauschte, immer größer, schien mit den schwellenden Tönen anzuwachsen, und bei dem jubelnden Zusammenrauschen aller Instrumente hob er sich empor auf den Zehenspitzen; mit beiden erhobenen Armen durch die Luft wellenförmige Kreise ziehend, schien er in seiner Verzückung bereit, empor zu schweben in den Himmel, den seine Musik ihm offenbart, und geöffnet hatte.*) — Freilich war bei solchem Dirigiren es den Musikern schwer, dem entzückten Dirigenten zu folgen, aber Kapellmeister Umlauf war da, immer aufmerksam, immer bereit durch Wink und Zeichen die Musiker zu orientiren und zusammenzuhalten, und Beethoven, wie gesagt, aus seinen Entzückungen sich wieder der Wirklichkeit zuwendend, orientirte sich schnell wieder, indem er mit seinem scharfen Auge an dem Strich der Bogeninstrumente errieth, welche Figur die Musiker eben vorzutragen hatten. — —

Das Concert war zu Ende. Das Publikum hatte ihm in athemlosem Schweigen, hingerissen von der erhabenen, wunderbaren Musik des großen Meisters, zugehört, ihm in staunender Bewunderung zugesehen. Jetzt, da die letzten Töne verhallten, jetzt machte sich das Entzücken, die Freude, die Bewunderung in einem allgemeinen, ungeheuren Sturm des Beifalls laut.

Beethoven hörte es nicht. Er stand, dem Publikum abgewandt,

*) Seyfried. Anhang. S. 17.

vor ſeinem Pult, und lauſchte noch auf die Muſik, die leiſe in ſeinem Innern verhallte.

Er dachte nicht an das Publikum, er wußte nichts von ihm. Aber das Publikum wollte ihn ſehen, ihm danken, und ein zweiter ungeheurer Beifallsſturm erſchallte. Selbſt die Kaiſer und Könige, und die hohen Fürſtinnen hatten ihre Plätze noch nicht verlaſſen, denn auch ſie wollten den großen Meiſter ſehen, ihn begrüßen mit ihrem Lächeln, ihren Blicken.

Aber Beethoven ſtand noch immer abgewandt da. Das Publikum ward ungeduldig, erzürnt über das lange Zaudern des Meiſters, es rief ſeinen Namen, es applaudirte immer fort.

Beethoven ſtand immer noch abgewandt. Er hörte nicht das Applaudiren, hörte auch nicht, daß Umlauf ihm zurief, er müſſe ſich umwenden, müſſe danken. Und endlich jetzt, da der Kapellmeiſter ſich ihm nicht verſtändlich zu machen wußte, umſchlang er ihn haſtig mit ſeinen beiden Armen, wandte ihn um, das Antlitz dem Publikum zu, und deutete mit dem erhobenen Arm in den Saal hin.

Das Publikum verſtand dieſe Pantomime, es verſtand das ganze unermeßliche Unglück Beethovens, und den ganzen Saal durchrauſchte ein Schrei des Mitleids, der Klage, des Erbarmens. Bis jetzt hatte man nur den großen Componiſten gefeiert, jetzt wollte man auch ſein Unglück feiern.

Wie von einem electriſchen Schlage ergriffen, einmüthig, wie in Einem Herzſchlag der Empfindung, erhob ſich das ganze Publikum, nicht blos das Publikum des Parterre's und der Logen, ſondern auch das der Eſtrade und der Kaiſertribüne. Dort droben auf der Tribüne, hingeriſſen von Begeiſterung, Thränen des Mitgefühls in den Augen, erhob ſich die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, um Beethoven zu begrüßen mit einem Wink ihrer Hand, mit einem Neigen ihres edlen Hauptes, mit einem ſüßen, mitleidsvollen Lächeln. Und ihrem Beiſpiel folgend erhob ſich auch die Kaiſerin von Oeſterreich und begrüßte den Meiſter, und alle Fürſtinnen richteten ſich empor, und die Kaiſer und Könige, Herzöge und Fürſten, ſelber bewegt von dem großen, rührenden Moment, neigten ihre Häupter, um dem erhabenen Genie, dem erhabenen Unglück ihre Huldigung darzubringen.

Und jetzt, da drunten auf der Estrade hob die schöne Gräfin Giulia Giuccardi Gallenberg ihren weißen, mit goldenen Spangen geschmückten Arm hoch empor, die von Brillanten funkelnde Hand hielt einen Lorbeerkranz, mit mächtigem Schwung schleuderte sie ihn fort, daß er den Raum durchmaß und niederfiel zu den Füßen des Meisters. Und von den Logen hernieder flatterten rosa und weiße Papiere, auf denen Gedichte gedruckt waren zu Ehren Beethovens. Und Aller Blicke waren ihm zugewandt. In diesem Moment hatte man alles vergessen, gab es keine Kaiser und Könige, keine Congreßherrlichkeiten, und keine berühmten Diplomaten mehr in diesem Saal, sondern nur Beethoven, und nur ihm wollte man huldigen.

Und Beethoven, welcher den Jubel des Publikums nicht gehört hatte, er sah ihn jetzt, er sah Giulia, welche, das schöne Antlitz von Thränen bethaut, ihn grüßte mit einem seligen Lächeln.

Er sah nieder auf den Lorbeerkranz, der zu seinen Füßen lag, dann mit einem heißen Dankesblick empor zum Himmel und ein seltenes Lächeln des Glückes verklärte seine Züge.

Viertes Buch.

Le congrès danse, mais il ne marche pas.

I.

Das Diner beim Fürſten Ligne.

Fürſt Ligne gab heute in ſeiner Villa auf dem Kalenberg ein Diner. Es war indeſſen keins dieſer Monſtrediners, wie ſie jetzt alle Tage in Wien in den höchſten ariſtokratiſchen Kreiſen ſtatt fanden, ſondern nur ein kleiner Kreis von Freunden war von dem Fürſten geladen worden, und nicht die reiche Zahl der Schüſſeln und Weinſorten, ſondern die Unterhaltung, die herüber und hinüber fliegenden Geſpräche, ſollten den Hauptgenuß dieſes Diners en garçon ausmachen.

Ich ſage Ihnen, meine Freunde, rief der Fürſt, als er im Kreiſe der neun Herren, die er geladen, um den runden Tiſch des Eßſalons Platz genommen, ich ſage Ihnen, Sie werden heute bei meinem Tiſch Gelegenheit finden, ſich von den merveilleuſen Diners zu erholen, denen Sie täglich beiwohnen, und welche Ihnen zuletzt doch nur Langeweile und Indigeſtionen machen werden. Ich hatte mir daher vorgenommen, an Ihnen zum Wohlthäter zu werden und Sie zu kuriren, wie jener Franzoſe den Holländer kurirte, dem er auf dem Wege nach Paris in der Poſtkutſche begegnete. Der Franzoſe war ein vornehmer, mächtiger Staatsbeamte, den einmal die Laune anwandelte, Incognito in der Diligence zu fahren, und der auf dieſer Fahrt den reichen dicken Holländer traf. Sie wurden bald vertraut mit einander und der Holländer geſtand ſeinem neuen Freunde, daß er ſich nach Paris begebe, um ſich von dem Doctor Peyronnet für hundert Ducaten das Geheimmittel zu kaufen, wie man aus einem Falſtaff ſich in einen Adonis verwandeln könne, was allerdings dem ungeheuren Wanſt des Holländ-

ders eine ſehr willkommene Verwandelung geweſen ſein würde. „Mein Herr," ſagte der Franzoſe, „der Doctor Peyronnet iſt ein Betrüger, ſein Geheimmittel iſt nur darauf berechnet, Sie um hundert Dukaten, aber nicht um ein einziges Pfund Fleiſch leichter zu machen. Ich weiß indeſſen ein unfehlbares Mittel, Sie Ihres Ueberfluſſes zu entäußern, und Sie in einen ſchlanken Jüngling zu verwandeln. Einen Tag nach unſerer Ankunft in Paris will ich es Ihnen mittheilen, bis dahin genießen Sie Ihres Daſeins und ſeien Sie froh." — Am Tage nach ihrer gemeinſamen Ankunft in Paris erwartete der Holländer ſeinen franzöſiſchen Freund vergeblich, ſtatt ſeiner erſchienen einige Häſcher, die eine lettre de cachet vorzeigten, und ihn trotz ſeines Sträubens und der Betheuerungen ſeiner Unſchuld in der vor dem Hauſe bereitſtehenden, dicht verſchloſſenen Kutſche nach der Baſtille brachten. Dort ſaß der Unglückliche zwei Monate in einem elenden niedrigen Gefängniß, und nicht allein die elende Koſt, die in nichts Anderem beſtand, als in Waſſer und Brod, ſondern auch der Zorn, der Gram, die Wuth machten ihn ſo mager, wie nur je das Geheimmittel des Doctors Peyronnet es vermocht haben würde. Nach zwei Monaten endlich öffneten ſich die Pforten ſeines Gefängniſſes eben ſo geheimnißvoll, als ſie ſich ihm geſchloſſen hatten. Der Holländer war frei, und ſein erſter Gang war zu ſeinem mächtigen, franzöſiſchen Freund, den er beſchwor, ihm Gerechtigkeit und Genugthuung zu verſchaffen für den Frevel, den die franzöſiſche Regierung an ihm begangen. Der Franzoſe ſah ihn erſtaunt und lächelnd an. „Mein Freund," ſagt er, „weder die Regierung, noch Ihre Feinde haben Sie in die Baſtille gebracht, ſondern ich allein. Verſprach ich Ihnen nicht, Ihnen einen Tag nach unſerer Ankunft in Paris ein Mittel zu geben, das Sie ſchlank machen ſollte, ohne Ihnen hundert Dukaten zu koſten? Nun wohl, mein Herr, ich habe mein Wort gehalten! Dank meinem Mittel, ſind Sie ſchlank geworden, wie ein Adonis, das hat Ihnen durchaus nichts gekoſtet." Der Holländer warf ſeinem Freunde einen Blick der Verachtung zu, und verließ ihn, ohne ihm für die empfangene Wohlthat zu danken. — In dieſer Weiſe alſo, meine Freunde, will ich Ihr Wohlthäter werden, fuhr der Fürſt von Ligne fort, ich will Sie hungern laſſen,

damit Sie ſich erholen von Ihren geſtrigen Diners, ſich vorbereiten zu Ihren morgenden Diners. Sie ſind alſo benachrichtigt, meine Freunde!

Wir ſind benachrichtigt, ſtatt irdiſcher Speiſe Götterſpeiſe zu empfangen, ſagte Graf Novoſſilzow, der Freund und Vertraute des Kaiſers Alexander. Wenn es uns wirklich an pikanten Speiſen fehlen ſollte, ſo ſind wir ſicher, von Ihnen pikante Bonmots zu empfangen, mein Fürſt.

Ach, ich fürchte, die Zeit meiner Bonmots iſt vorüber, ſeufzte der Fürſt; ich verſtehe mich nicht mehr auf dieſe Zeit, und wenn ich jetzt durch Eure Geſellſchaftsſäle ſpaziere, ſo komme ich mir vor wie ein wandelndes Geſchichtsbuch des vorigen Jahrhunderts, in dem aber Niemand nachſchlagen will, um die Geſchichte der Vergangenheit zu erfahren, weil Jedermann Kopf und Herz angefüllt hat von den Geſchichten der Gegenwart, und ſich einbildet, dieſe Gegenwart ſei viel intereſſanter, als die Vergangenheit, was, unter uns geſagt, indeſſen nicht der Fall iſt.

Aber Ew. Durchlaucht thun ſich ſelber Unrecht, und Sie beſchuldigen auch uns ungerechterweiſe, rief Fürſt Ypſilanti lebhaft. Sie, mein Fürſt, gehören keineswegs der Vergangenheit und dem vorigen Jahrhundert an, ſondern Sie ſind ein Glanzpunkt unſerer Gegenwart. Wir aber, die wir die Gegenwart vertreten, wir ſind nicht ſo entartet und verderbt, daß wir den Geiſt, den Witz, die Weisheit und Güte, welche alle Ew. Durchlaucht vertreten, nicht mit Ehrfurcht und Bewunderung erkennen ſollten.

Ich beſchuldige Sie Alle nicht, ſagte Fürſt Ligne lächelnd, ich mache es wie die Engländer, ich ſage bei jeder Beſchuldigung: excepted the present company! Sie müſſen das Ein- für Allemal feſthalten, meine würdigen neun Muſen, als deren Apollo ich mich heute etablire. Sie müſſen dieſes „excepted the present company“ heute in Ihr Gedächtniß einprägen, denn es kann mir geſchehen, daß ich nicht immer ſanftmüthig und milde von der Gegenwart, und beſonders von dem hier tagenden Congreß ſpreche, und da Sie Alle Beiden an-

gehören, ſo würden Sie ſich beleidigt fühlen ohne das vermittelnde Wort der Engländer.

Ich lege Proteſt ein, rief Ypſilanti. Ich gehöre nicht zum Congreß, vielmehr bin ich als demüthiger Bittſteller hier, der bei dem hohen Congreß für die Freiheit und Unabhängigkeit des herrlichen Griechenlands, meines Vaterlandes, petitionirt.

Und ich, mein Fürſt, ſagte der Graf de la Garde, ich habe gar nichts mit dem Congreß zu ſchaffen, ich bin nur hier als einfacher Zuſchauer, der blos die Gelegenheit benutzt, ſeine Freunde aus Oſt und Weſt hier zu begrüßen.

Auch ich habe leider nicht die Ehre, zum Congreß zu gehören, ſeufzte der Graf von Manfredi, denn wenn ich's thäte, würde meine arme ſchöne Venezia nicht in der Lage ſein, beim Congreß um ihre Freiheit zu flehen.

Und wenn ich zum Congreß gehörte, rief Graf Luccheſini, ſo würde die ſchöne Herzogin von Toscana als anerkannt ſouveraine Fürſtin hier vertreten ſein, und nicht nöthig haben, um Lucca's und Piombino's Beſitz zu kämpfen.

Was mich betrifft, ſeufzte Graf Czartoriſky, ſo bin ich auch nur der Bittſteller meines armen Polens, das vom Congreß ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit erwartet.

Ich bin auch nur hier als Bittſteller, ſagte Graf Serra Ferranti, als Bittſteller meines Herrn, des Königs Joachim Murat, und ich habe auch nur zu petitioniren, nicht mit zu entſcheiden.

Und ich, rief Graf Steckelbach lachend, ich bin nur hier als Abgeſandter der kleinen deutſchen Fürſten, die vom Congreß die Wiederherſtellung des Deutſchen Kaiſerthums erflehen wollen, aber denen der Congreß bis jetzt kein willig Ohr geliehen.

Und mich hat Sachſens Unglück herbeigeführt, ſagte Baron von Seelbach ſeufzend, ich will den Congreß im Namen Sachſens beſchwören, uns unſern geliebten und unglücklichen König wiederzugeben.

Demnach ſcheint es, als ob ich nur zum Congreß gehören ſoll, ſagte Graf Nowoſilitzoff lächelnd, aber ich lehne dieſe Ehre auch für mich ab. Ich bin freilich nicht hier, um für irgend ein Land zu peti-

tioniren, aber doch um für irgend ein Land Glück und Frieden zu erkämpfen, und dieſes Land iſt Polen. Indeſſen, fuhr er fort, ſich an den Grafen Czartoriskh wendend, das Glück kann, wie ich glaube, den Polen nur durch meinen Herrn, den Kaiſer Alexander, kommen, der Congreß wird nichts für Polen thun!

Ach, ich athme auf, Graf, ſagte Fürſt Ligne, Ihre letzten Worte beruhigen mich, denn Sie beweiſen mir, daß Sie, gleich uns Allen, keine Bewunderung hegen für den Congreß. Habe ich Recht, Herr Graf?

Sie haben vollkommen Recht, mein Fürſt.

Sie geben uns alſo den Congreß Preis? Wir dürfen damit umgehen wie abgewieſene Freier, die von der Schönen einen Korb erhalten haben, und ſich nun rächen, indem ſie von ihr die ſchönſten Dinge, nämlich die Wahrheit ſagen?

Ich gebe Ihnen den Congreß Preis, und zwar von Herzen.

Aber, mein Fürſt, rief Ypſilanti, Sie haben da, verzeihen Sie mir die Rüge, Sie haben da einen falſchen Vergleich gemacht. Sie haben uns als Freier bezeichnet, die von der Schönen, um die ſie ſich bewerben, einen Korb erhalten haben und abgewieſen ſind. Der Himmel möge aber verhüten, daß wir wirklich Körbe erhalten und abgewieſen werden!

Der Himmel wird es nicht verhüten, rief Fürſt Ligne achſelzuckend. Ich habe das Alter einer Sybille, und kann daher prophezeihen wie eine Sybille. Ich ſage Ihnen, Sie werden Alle abgewieſen werden. Sie, Fürſt Ypſilanti, Sie werden die Sonne der Freiheit nicht über Griechenland aufleuchten ſehen, denn die eiferſüchtigen Augen von Rußland und der Türkei werden immer wieder neue Wolken vor dieſer Sonne aufthürmen. Sie, Graf Manfredi, Sie werden die Republik Venedig nicht wieder herſtellen, denn der Doppeladler liebt das Blut der Republiken, und da er ſchon von dem Euren gekoſtet, wird er Euch ganz verſpeiſen wollen. Sie, Graf Luccheſini, Sie werden der ſchönen Madame Bacchiocchi, Herzogin von Toscana, nicht Lucca und Piombino heimbringen, denn wenn Sie heimkommen, iſt ſie vielleicht nicht mehr Herzogin. Sie, Graf Serra Ferranti, Sie werden dem

tapfern König Joachim Murat sein Königreich nicht erhalten können, denn Frankreich will es nicht, und das Princip der Legitimität schreit wider Sie. Ihnen, Baron Seelbach, wird man nicht Sachsen wieder geben, sondern höchstens den zerfetzten und beschnittenen Königsmantel Sachsens. Und was Sie anbetrifft, mein armer Graf von Steckelbach, so sollten Sie doch wissen, daß der deutsche Kaiser im Kyffhäuser schläft, und daß der Congreß ihn nicht wecken kann. Sie werden Alle, Alle Körbe erhalten, Sie unglücklichen, abgewiesenen Freier des Congresses! Glauben Sie das mir, Ihrer Sybille.

Ein schlimmes Prognostikon, das Sie aufstellen, Fürst, sagte Alexander Ypsilanti düster.

Sie sind also alles Ernstes überzeugt, Durchlaucht, fragte der Graf Ferranti, überzeugt, daß der Congreß nichts für uns Alle thun wird?

Mein Freund, sagte der Fürst ernst, der Congreß wird überhaupt gar nichts thun, der Congreß redet viel, macht viel von sich reden, aber er thut nichts. Doch nein, ich irre mich. Der Congreß ist doch nicht müßig, er thut doch etwas. Der Congreß tanzt, aber er geht nicht vorwärts!*)

Ach, das ist ein Wort, welches ganz genau den Congreß charakterisirt, rief Graf Novosilitzoff lachend. Es ist wahr, der Congreß tanzt, aber er geht nicht vorwärts. Alle die großen Angelegenheiten, um derenwillen der Congreß sich hier versammelt hat, sie sind noch alle auf demselben Punkt, auf dem sie gewesen, nichts ist entschieden, Alles ist in suspenso geblieben, und da Alle Alles für sich, und Nichts für die Andern wollen, so wird Nichts geschehen. Der Congreß ist zusammengetreten, um den allgemeinen Frieden wieder herzustellen, aber er wird auseinandergehen, weil er sich in den allgemeinen Krieg hineingeredet hat.

Jeder dieser Herren ist auch nicht gekommen, um Frieden zu machen,

---

*) Berühmtes Wort des Fürsten von Ligne. Le congrès danse, mais il ne marche pas.

ſondern um Land zu erobern und Seelen zu gewinnen, ſeufzte Graf Czartoriſky.

Seelen zu gewinnen! ſagte Fürſt Ligne lächelnd. Ich bewundere die Klugheit, mit der man es vermeidet, von den Völkern zu ſprechen. Es iſt wirklich eine echt diplomatiſche Umſchreibung, die Völker jetzt nur als ſo und ſo viel Seelen zu bezeichnen, und allen Völkerverband damit aufzuheben. Man hat ſo ſehr viel durch die Völker gethan, daß es am Ende Pflicht wäre, auch etwas für dieſelben zu thun. Es iſt deshalb beſſer, gar nicht von ihnen zu reden, ſondern nur von ihnen als von Seelen zu ſprechen, die man herüber und hinüber ſchenkt.

Eh bien, der Congreß will dadurch beweiſen, daß er nicht ſeelenlos iſt, ſagte Graf Ferranti achſelzuckend.

Und jedenfalls auch nicht herzlos, rief Graf Luccheſini, ich bin erſt ſeit einigen Tagen hier, aber ich ſehe mit Erſtaunen, daß man hier ſehr viel Seelen und ſehr viel Herz hat. Ich kam hierher, um mich voll Ehrfurcht und ſcheuer Demuth dem hohen Areopagus zu nahen, welcher der Welt den Frieden geben, und über die Geſchicke der Länder entſcheiden ſoll, und ſtatt deſſen finde ich hier einen Congreß, der mehr dem Liebeshof des Königs René gleicht, und an dem man ſich mehr mit ſchönen Feſten, zarten Liebesangelegenheiten, und neuen Tänzen beſchäftigt, als ſich um die ernſten und langweiligen Dinge der Politik und Staatskunſt bekümmert. Der Congreß ſingt, tanzt, courtoiſirt und mediſirt mehr, als daß er ſtudirt und arbeitet.

Aber warum verlangen Sie auch, was der Congreß nicht leiſten kann, ſagte Fürſt Ligne achſelzuckend. Ich will Ihnen ein Geheimniß ſagen, meine Freunde, man hat ſich über die Bedeutung des Congreſſes getäuſcht, das iſt der ganze Uebelſtand. Der Congreß iſt nicht zuſammengetreten, um über das Glück der Völker zu berathen, ſondern um für das Vergnügen und die Zerſtreuung der Fürſten zu ſorgen. Die Kaiſer und Könige haben ſich einmal, um von ihren vielen Arbeiten auszuruhen, Ferien gegeben, und ſie haben ihre Ferienreiſe nach Wien gemacht, weil dies in der That die Stadt des heitern Lebensgenuſſes

und der ungezwungenen Freuden ist.*) Nun, und wer wollte es den armen Königen verdenken, daß sie ihre Ferien ein bischen genießen möchten? Aber ich weiß nicht ganz genau, ob sie am Ende dieser Ferienzeit und dieser Feste so zu sich sprechen können, wie mein edler Kaiser Joseph der Zweite an jedem Abend zu sich selber sprach. Wenn er den ganzen Tag an den Reformen gearbeitet hatte, durch die er seinen Namen unsterblich gemacht hat, die ihm aber leider in das Grab gefolgt sind, dann gab er sich am Abend einen leisen Schlag auf seine eigene Wange und sagte: „Jetzt kannst Du schlafen gehen, Joseph, ich bin mit Dir zufrieden! Du hast genug gearbeitet!"

Nein, Durchlaucht haben Recht, sagte Graf Ferranti, die Herren des Congresses werden es dem großen Joseph nicht gleich thun, sie werden sich weder so anreden können, noch auch werden sie sich selber einen Backenstreich geben. Der Congreß tanzt, aber er schlägt sich nicht!

Doch! Er hat sich geschlagen, rief Graf Steckelbach. Wissen Sie nicht die große Neuigkeit des Tages? Zwei Herren vom Congreß haben sich geschlagen. Der preußische Minister Wilhelm von Humboldt und der preußische Kriegsminister von Boyen haben ein Duell gehabt.

Und weiß man, weshalb?

Um eine Frage der Etiquette! Herr von Boyen war zu einer der Congreßsitzungen berufen, um über eine Sache, welche die preußischen Etappenstraßen betrifft, zu sprechen. Er blieb in der Sitzung, obgleich man nachher zu anderen Verhandlungen überging, und der Herr von Humboldt soll ihn alsdann auf nicht sehr höfliche Weise aufgefordert haben, sich zurückzuziehen. Das war der Grund der Herausforderung, die der Minister von Boyen dem Baron von Humboldt zugesandt.

Und das Duell kam wirklich zu Stande?

Ja, es kam zu Stande. Herr von Boyen verfehlte seinen Gegner, darauf nahm Herr von Humboldt sein Pistol und schoß in die Luft, indem er sagte: Ich muß nur gleich so hoch als möglich zielen, denn

*) Des Fürsten Ligne eigene Worte. Siehe: Comte de la Garde: Con*grès* de Vienne. II.

bei meiner Ungeſchicklichkeit wäre ich im Stande, aus Verſehen zu treffen.*)

Ein allerliebſtes Bonmot, ſagte Fürſt Ligne lächelnd. Und da wir jetzt bei dem Capitel von den Neuigkeiten des Congreſſes ſtehen, ſo ſollten wir uns Alle verpflichten, Jeder irgend eine Neuigkeit, irgend ein Capitel aus der chronique scandaleuse vorzutragen. Sehen Sie, wir ſind ſchon bei unſerm Braten angelangt, machen wir dieſe Faſanen etwas pikant, indem wir ſie ein wenig mit Trüffeln des Congreſſes ſpicken. Sind Sie einverſtanden?

Wir ſind einverſtanden! riefen die Herren lachend.

Etwas ſcharfer Mixedpickle-Salat wird dem verwöhnten Gaumen gut thun, ſagte Graf Novoſilitzoff lächelnd.

Reichen Sie uns alſo ein wenig davon, Graf, rief Fürſt Ligne.

Ah, Durchlaucht, ich verſtehe mich ſchlecht auf die Zubereitung ſo pikanter Speiſen. Ich bin ein guter Feinſchmecker, aber ein ſchlechter Koch. Doch will ich ſagen, was ich weiß. Unſer hieſiger Geſandte, Graf Razumowsky, iſt geſtern von dem Kaiſer Alexander in den Fürſtenſtand erhoben worden; er iſt ſehr froh darüber, und beeifert ſich jetzt um ſo mehr, das Feſt recht auserleſen und glänzend zu machen, das er in ſeinem Hôtel vorbereitet, und mit dem er den Namenstag der Großfürſtin Katharina feiern will. Er hat ſich vorgenommen, den Fürſten und dem Congreß ein Zauberfeſt zu bereiten, das an Pracht, Ueppigkeit und Abwechſelung Alles übertreffen ſoll, was man hier in dieſen Zeiten glänzender Feſte geſehen hat.

Ein neues Feſt! Hurrah, ein neues Feſt! rief Fürſt Ligne. Der Congreß wird ſeine Schuldigkeit thun, er wird tanzen!

Wenn er noch lange Zeit dazu haben wird, ſagte Graf Manfredi. Man iſt nicht mehr immer in heiterer Roſenlaune. Man zankt ſich auch bereits auf dem Congreß. In einer der letzten Sitzungen, an der die Fürſten Theil nahmen, kam es zu ſehr heftigen Erörterungen. Man ſprach von Sachſen, deſſen Beſitz der König von Preußen durchaus beanſprucht. England und Oeſterreich erklärten ſich wider Preußen,

*) Memoiren des Freiherrn von Wolzogen. S. 275.

und unterſtützten ſeine Anſprüche nicht. Der König von Preußen, gereizt von ſo viel Widerſpruch, warf im Unmuth ſeinen Handſchuh auf den Tiſch. Wollen Ew. Majeſtät den Krieg? fragte Lord Caſtlereagh, der engliſche Geſandte. — Vielleicht, mein Herr, rief der König. — Oh, Sire, ſagte Caſtlereagh, ich wußte nicht, daß man die Gewohnheit hat, den Krieg ohne die engliſchen Guineen zu machen.

Eine allerliebſte Antwort, die dem Engländer Ehre macht, rief Fürſt Ligne, und zu unſerm Braten paßt, denn ſie hat wirklich etwas von der Schärfe des mixedpickle an ſich.

Erlauben Sie mir, Fürſt, Ihnen dazu ein kleines Gegenſtück zu liefern, ſagte Graf de la Garde. Ein Bonmot des Fürſten Talleyrand Périgord, das duftig und pikant iſt, wie die Trüffeln von Périgord. Es betrifft auch das arme Sachſen, das der König Friedrich Wilhelm durchaus in Beſitz nehmen will. Er machte neulich in einer Sitzung Talleyrand lebhafte Vorwürfe, daß er ſich zu warm der Sache des Königs von Sachſen annehme. Er verdient das wahrlich nicht, ſagte Friedrich Wilhelm, denn der König von Sachſen iſt der einzige Verräther an der Sache Europa's geweſen.

Verräther, antwortete Talleyrand, aber von welchem Datum, Sire?

Oh, ſchon um dieſer präciſen Antwort willen ſollte man den armen König Friedrich Auguſt erhören, und ihm ſein Land wiedergeben, rief Fürſt Ligne.

Meine Herren, ſagte Baron Seelbach mit einem eigenthümlichen Lächeln, es giebt ein arabiſches Sprichwort, das ſagt: „Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold.“ Vielleicht kennt der König von Sachſen dies Sprichwort, und wenn er ſieht, daß Talleyrand's Reden von Silber nichts nützen, ſo wird er es mit dem Golde verſuchen. Wenn man, wie Lord Caſtlereagh ſagt, nicht ohne engliſche Guineen Krieg macht, ſo kann man vielleicht mit ſächſiſchem Golde Frieden machen. Aber kennen Sie die neueſte Aventure des Lord Caſtlereagh?

Sie meinen die Ohrfeige, die er vor einigen Tagen von einer jungen Dame erhielt, weil er beim Herausgehen aus dem Theater es wagte, ihr, die er gar nicht kannte, einen Kuß auf die Schulter *zu drücken*?

Nein, Durchlaucht, es handelt sich hier nicht um Ohrfeigen von schönen Damenhänden, sondern um herzhaftere Liebkosungen. Lord Castlereagh, der englische Gesandte, nimmt seit drei Tagen nicht an den Congreßsitzungen Theil. Wissen Sie, weshalb? Er hat sich auf der Donaubrücke mit zwei Fiacrekutschern gezankt, die seinem Tilbury nicht ausweichen wollten. Der edle Lord, empört von der Dreistigkeit der Fiacrekutscher, sprang sofort aus seinem Wagen, und die kunstgemäße Stellung eines englischen Boxers annehmend, provocirte er seine Gegner, indem er ihnen seine geballten Fäuste unter die Nase hielt. Die Fiacrekutscher, welche die englische Sprache Mylords nicht verstanden, begriffen aber vollkommen diese Sprache seiner Fäuste, und antworteten ihm in derselben auf eine so verständliche und energische Weise, daß der edle Lord nicht allein mit zerbläuetem Rücken, sondern auch mit einem zerbläueten, geschwollenen Gesicht ohnmächtig auf dem Platz blieb, während die Fiacrekutscher sich beeilten, davon zu fahren. Der Lord ward von Vorübergehenden erkannt, und in sein Hôtel gebracht, und Dank den Fäusten der Wiener Fiacrekutscher, fehlt seit vier Tagen die Stimme Englands bei den Congreß-Verhandlungen.

Sie wird sich aber bald wieder vernehmen lassen, sagte Graf Ferranti. Der Lord ist wieder hergestellt. Lady Castlereagh hat schon die Einladungen zu einem großen Ball ergehen lassen, mit dem die zärtliche Gattin die Wiederherstellung ihres Gemahls feiern will. Der ganze Congreß ist eingeladen, und wird tanzen. Lord Castlereagh ist bekanntlich ein eifriger Tänzer.

Er hat zu seiner Entschuldigung große Vorbilder, sagte Fürst Ligne. Socrates unterrichtete bekanntlich die schöne Aspasia im Tanzen, David tanzte vor der Bundeslade, Ludwig der Vierzehnte vor der La Vallière und selbst der große Cato war ein Tänzer.

Aber keiner wird getanzt haben, wie Lord Castlereagh tanzt. Es ist wunderbar anzusehen, wenn diese lange Figur sich im Contretanz hin und her schlenkert, die langen dürren Arme wie Windmühlenflügel ausbreitet, und die langen dürren Beine hebt wie ein Kranich, der Jagd auf einen Frosch macht.

Nun, seine Gemahlin bildet zu ihm ein würdiges Seitenstück, sie

Fürſt Ligne lachend. Ich ſah ſie geſtern auf dem Ball beim Fürſten Eſterhazy, ſie war gekleidet wie eine von Watteau's Schäferinnen, und trug als Stirnband den Stern des Hoſenbandordens ihres Gemahls. Aber ſagen Sie doch, Graf Luccheſini, Sie, der Sie vorher behaupteten, der Congreß bekümmere ſich nicht allein um Seelen, ſondern auch um Herzen, können Sie uns nicht die Liebesaventüren des Congreſſes erzählen?

Ah, Durchlaucht, es giebt deren ſo viele, daß es unmöglich ſein würde, ſie alle zu erzählen, ſagte Luccheſini lächelnd. Wenn man alle die Romane ſchreiben ſollte, welche ſich täglich unter unſern Augen in dieſer Epoche der Luſt und des Freudenrauſches begeben, ſo würden Einem die Worte fehlen. Inmitten dieſer auf einem Raum zuſammengedrängten Menge, in dieſem Leben des Luxus und Vergnügens, in dieſer Maſſe von Weſen, die von allen Enden Europa's hier zuſammengeſtrömt ſind, müſſen alle Ideen, alle Empfindungen, alle Inſtincte wenigſtens zuſammentreffen in dem lebhafteſten aller Gefühle und aller Inſtincte, in der Liebe. Alle dieſe ſchönen und jungen Männer, mögen ſie nun über ihrem Wappen eine Grafen-, Fürſten- oder Herzogskrone haben, ſie ſprechen doch alle dieſelbe Sprache, die der Leidenſchaft, zu den Füßen der Fürſtin, wie zu denen der einfachen Bürgerstochter. Die Luft von Wien ſcheint von Liebe wie von Ambra durchduftet. Ueberall in jeder Geſellſchaft athmet man von dieſem Duft ein, und er berauſcht die Sinne, und macht die Herzen höher klopfen. Der Congreß tanzt nicht blos, ſondern er liebt auch, und Sie haben ein großes und wahres Wort geſprochen, Fürſt, als Sie von dem Congreß geſungen, den Gott Amor hier in Wien zuſammenberufen.

Ach, Sie kennen meine jüngſte Sünde ſchon, rief Fürſt Ligne.

Jedermann kennt ſie und abſolvirt den Dichter, ſagte Luccheſini, Jedermann ſingt in Wien:

La Sagesse doit se taire,
Dit en riant le plaisir.
A Vienne l'unique affaire
Est de traiter le plaisir.

Aber Graf, Sie haben mir auf meine Frage noch nicht geantwortet, ſagte Fürſt Ligne. Kennen Sie einige der Liebesaventüren des Congreſſes, und wollen Sie uns dieſelben mittheilen?

Einige, Durchlaucht, aber — es iſt gefährlich, in ſo zarten Dingen Namen zu nennen. Laſſen Sie mich die Namen verſchweigen und errathen Sie! Eine Herzogin, die hier auf dem Congreß ſehr einflußreich iſt, hat mit Empörung geſehen, daß eine nicht minder einflußreiche Fürſtin ihren Geliebten zum Geſandten gemacht hat, und um es ihr nachzuthun, hat die Herzogin ihren Geliebten zum General erheben laſſen. Der neue General hat freilich niemals einen Krieg mitgemacht, aber die Herzogin findet, daß ihm die Generals-Epauletten gut ſtehen, und das genügt, denn die Liebe allein hat zu entſcheiden. Die Liebe verdreht noch ganz andere Köpfe, ſelbſt die der Könige ſind nicht ſicher vor ihr. So weiß ich einen König, der auf einer ſeiner Incognito-Partieen, die ihn in eins der untergeordneten Vergnügungslocale im Prater führte, dort die Bekanntſchaft einer allerliebſten Wiener Griſette machte, in deren liebliches Geſichtchen und feine Taille er ſich verliebte. Es iſt eine wahre und aufrichtige Paſſion, der königliche Liebhaber überhäuft ſeine leicht gewonnene Eroberung mit Geſchenken, und ſeiner Rolle als Souverain vergeſſend, hat er ihr ſogar ſein in Diamanten gefaßtes Portrait geſchenkt, mit dem ſeine kleine Griſettenkönigin ganz öffentlich im Prater, auf dem Graben und im Theater einherſtolzirt.*)

Und wie aus einem Munde begann die heitere Tafelrunde leiſe und lächelnd zu wiederholen:

La Sagesse doit se taire,
Dit en riant le plaisir.
A Vienne l'unique affaire
Est de traiter le plaisir.

Ah, ſehen Sie, wir ſind mit unſerm Diner zu Ende, und da kommt ſchon der Käſe als letzter Schlußſtein, ſagte Fürſt Ligne. Herr

*) Comte de la Garde. II. 114.

Graf Czartoryski, ich erinnere Sie daran, daß Sie uns eine Neuigkeit schuldig sind.

Ich will mich beim Käse dieser Schuld entledigen, sagte der Graf lächelnd. Ich habe Ihnen wirklich eine Neuigkeit zu melden. Der Congreß ist nicht so unthätig, wie Sie denken, der Congreß thut doch Mancherlei, und gestern hat er sogar einen König proclamirt.

Wie denn, einen König? fragten Alle verwundert. Sie wollen vielleicht sagen, er hat den König von Sachsen wieder hergestellt, oder den König von Sicilien wieder an Murat's Statt zum König von Neapel, oder den Kaiser von Rußland zum König von Polen proclamirt?

Nichts von dem Allen, meine Herren, der Congreß hat einen ganz neuen König proclamirt. Alle Herren vom Congreß waren gestern beim Fürsten Talleyrand zum Diner geladen, und ich hatte auch eine Einladung erhalten. Auf diesem Diner ward der neue König mit Zustimmung fast sämmtlicher Diplomaten vom Fürsten Talleyrand erwählt und anerkannt.

Der Prinz Eugène Beauharnais, nicht wahr? rief Fürst Ligne lebhaft. Man hat endlich für den ehemaligen Vicekönig von Italien ein Königreich entdeckt, das nicht im Monde, sondern in Italien liegt! Nicht wahr, Eugène Beauharnais ist der neue König?

Nein, Durchlaucht, er ist es nicht. Erlauben Sie mir, zu erzählen. Es war also gestern, wie gesagt, Diner beim Fürsten Talleyrand. Als man beim Dessert anlangte, waren alle Fragen der Politik erschöpft, und beim Käse unterhielt man sich vom Käse. Lord Castlereagh lobte den englischen Stilton Käse, Aldini den Stracchino, der holländische Gesandte Graf Falk den Limburger Käse, der bekanntlich die Lieblingsspeise Peters des Großen war, als dieser in Holland als Zimmermeister wanderte, und Zeltner, der Schweizerische Gesandte, pries den Schweizer Käse. Die Stimmen der hohen Diplomaten waren bei dieser Frage über die Suprematie des Käses eben so getheilt, wie in den großen Fragen über Polen, Sachsen, Italien und die Deutsche Kaiserkrone. Man hatte sich noch nicht geeinigt, als ein Kammerdiener eintrat, und die Ankunft eines Couriers aus Frankreich meldete. — Was bringt er? fragte Talleyrand. — Depeschen vom König und

Käſe von Brie. — Man trage die Depeſchen in die Kanzlei, ſagte Talleyrand würdevoll, und ſervire uns augenblicklich den Käſe. —

Der Befehl ward ausgeführt. Man brachte den Käſe, und Talleyrand, ihn beſchauend, ſagte feierlich: meine Herren, ich habe mich enthalten, Ihnen vorher das Product Frankreichs zu loben. Jetzt mag es ſich ſelber loben.

Und mit tiefem Ernſt reichte er den Teller mit Käſe ſeinem Nachbar dar. Der Käſe machte die Runde im Kreiſe der Diplomaten, man koſtete ihn, man erörterte ſeine Vorzüge, und endlich ertheilten die Diplomaten in ungewohnter Uebereinſtimmung dieſem Käſe die Krone. Meine Herren, Sie ſehen alſo, der Wiener Congreß hat etwas gethan. Der Wiener Congreß tanzt nicht blos, er liebt nicht blos, ſondern er ſchafft auch Könige. Der Wiener Congreß hat geſtern den Fromage de Brie zum König aller Käſe proclamirt!*)

II.

Das Feſt beim Baron Arnſtein.

Alle Vorbereitungen waren beendet, die Säle waren herrlich geſchmückt, und bereit die glänzende Schaar der auserleſenen Gäſte zu empfangen, welche heute zu dem bal masqué des Barons und Banquiers von Arnſtein geladen waren.

Seit vielen Tagen ſchon waren Handwerker und Künſtler jeder Art mit der Ausſchmückung dieſer glänzenden Räume beſchäftigt geweſen, und alle Wunder der Induſtrie hatten ſich vereinigen müſſen, um dieſe Prachtgemächer der hohen Gäſte, welche man erwartete, würdig auszuſtatten. Denn die höchſte Geſellſchaft Wiens, alle hervorragenden Perſönlichkeiten des Congreſſes, alle ausgezeichnete Fremde,

*) Comte de la Garde. II. 118.

alle Häupter des hohen Adels und der österreichischen Fürstenhäuser sollten sich heute in diesen Sälen ein Rendezvous geben, und nur die Anwesenheit der gekrönten Häupter mangelte dieser Gesellschaft des jüdischen Barons, um sie denen ganz gleich zu machen, welche sich in den Sälen der kaiserlichen Burg versammelten. Aber heute sollte vielleicht auch dieser Unterschied aufhören, denn wenn es freilich die Etiquette den Souverainen verbieten mochte, einem gewöhnlichen Feste im Hause des jüdischen Barons beizuwohnen, so konnte man sich vielleicht bei einem Maskenfest dieser lästigen Etiquette entäußern, und dem Ceremoniel ein Paroli biegen. Der Kaiser Alexander, welcher es liebte, zuweilen die Last seines Kaisermantels ein wenig von seinen Schultern zu werfen, und sich frei und ungebunden als einfacher Cavalier in der Gesellschaft zu bewegen, der Kaiser Alexander hatte gestern, als er der Baronin von Arnstein in den kaiserlichen Redoutensälen begegnete, sich mit einem eigenthümlichen Lächeln erkundigt, ob es wahr sei, daß heute bei ihr ein Maskenfest stattfinde, und als die Baronin bejahete, hatte er gefragt, ob sie sehr erzürnt sein würde, wenn zwei ungebetene Gäste vielleicht bei dem Fest erscheinen und die gerühmte Gastfreundschaft ihres Hauses beanspruchen würden?

Ich bin überzeugt, der Kaiser Alexander will uns heute Abend mit seinem Besuche überraschen, sagte der Baron Arnstein, als er jetzt an der Seite seiner Gemahlin durch die erleuchteten Säle dahin schritt, um mit einem letzten Blick alle Arrangements zu prüfen. Er will der edlen und hochgefeierten Baronin von Arnstein den Triumph bereiten, den edelsten und gefeiertsten Fürsten in ihrem Hause empfangen zu haben.

Nicht mir, sagte Fanny, leise das Haupt schüttelnd, nein, nicht mir wird diese Aufmerksamkeit des Kaisers gelten, sondern Dir, dem Baron von Arnstein, dem edelsten, großmüthigsten, geistreichsten und wohlthätigsten der Wiener Geldfürsten.

Ach, was bin denn ich, sagte der Baron mit einem sanften Lächeln, ich thue auf dieser Welt, so viel ich kann, meine Schuldigkeit, bin vielleicht ein gut arrangirter und nicht ganz unerfahrener Geschäftsmann, *das ist* Alles. In meinem Comtoir, da bin ich vielleicht eine

kleine Puiſſance, aber hier in dieſen glänzenden Sälen, da bin ich ein Fremder, ein unbekanntes, ſchweigendes Nichts, eine Null.

Aber eine Null, welche, indem ſie da iſt, aus den Tauſenden eine Million macht, und ein Vermögen in einen Schatz verwandelt, ſagte die Baronin, indem ſie ihre zarte durchſichtige weiße Hand auf die Schulter ihres Gemahls legte, und ihm mit einem innigen langen Blick tief in die Augen ſchauete. Mein Freund, ſagte ſie dann, und ihre Stimme zitterte, mein Freund, wie edel, wie gut und groß Du biſt! Ich habe keine Worte, um es Dir zu ſagen, aber da drinnen in meinem Herzen, da fühle ich es, und demüthig und tief bewegt danke ich Gott an jedem Morgen und jedem Abend, daß er endlich meine Augen geöffnet, damit ſie das Glück ſehen und erkennen konnten, das mir ſo nahe lag, und das ich Arme doch ſo lange vergeblich geſucht hatte. Und demüthig bitte ich Gott an jedem Abend und jedem Morgen, er möge mir verzeihen, daß ich Dich, den edelſten, den beſten Mann, ſo lange verkennen, ſo lange unglücklich machen konnte.

Nein, Fanny, Du haſt mich niemals unglücklich gemacht, ſagte Arnſtein ſanft. Inmitten meiner Schmerzen und meiner verborgenen Liebe habe ich es dennoch immer als ein ſchönes Glück betrachtet, Dich an meiner Seite haben, Dich ſehen, Dich lieben, Dich mit allerlei kleinen Aufmerkſamkeiten umgeben zu können. Ich leugne es nicht, es gab Tage, an denen ich verzagt und verzweiflungsvoll war, und in hoffnungsloſem Schmerz vermeinte, es würde meinem armen, ſchmuckloſen und beſcheidenen Weſen nie gelingen, das Herz der ſchönen, glänzenden, gefeierten Fanny von Arnſtein, meiner Gemahlin, zu gewinnen. Aber an ſolchen Tagen der Schwermuth flüchtete ich mich in mein Comtoir, zu meiner Arbeit, und ſie gab mir Troſt und Kraft, denn ich ſagte mir: ich arbeite für ſie! Ich will ringen und ſchaffen, um ſie zu umgeben mit dem Luxus einer Fürſtin, um ihr Reichthümer und Millionen, das heißt Macht, das heißt Fürſtenrang zu verſchaffen. Ich will arbeiten, um ſie zu der erſten Frau in Wien zu machen, um ihr die Mittel zu geben, der Großmuth ihres Herzens immer zu folgen, die Armen zu tröſten, den Nothleidenden und Unglücklichen ein hülfreicher Engel zu ſein. Gott gab meiner Arbeit Gedeihen, und der

reiche Banquier Arnſtein verwandelte ſich allgemach in den Millionair Arnſtein, den Millionair, der im Stande war, Kaiſern und Königen als eine bedeutende und einflußreiche Macht gegenüber zu ſtehen. Auch der Schmerz meiner Liebe ward mir zum Segen, denn er reifte mich zum Manne, und gab meiner Seele Feſtigkeit und Muth.

Oh, mein geliebter Freund, dennoch bangt mein Herz, und Thränen drängen ſich mir in die Augen, daß ich es geweſen, durch die Du ſo viel leiden mußteſt, ſagte Fanny ſanft und zärtlich. Spät erſt und langſam öffneten ſich meine Augen, erkannten ſie Dich, verſtanden ſie Dich und Dein großmüthiges Herz, begriff ich, welch' eine edle, reine und uneigennützige Liebe Du an das Weib verſchwendeteſt, das in ihrem Egoismus und ihrem Stolz nichts davon geahnt hatte. Aber nun auf einmal war es, als ob eine Wolke von meinen Augen niederfiel, ich ſah, ich erkannte Dich und Dein großes göttliches Herz, und ich ſank, von Andacht und Schmerz bewältigt, zu Deinen Füßen nieder, und rief: Vergieb mir, vergieb mir! Ich ſehe Dich heute zum erſten Mal, ich ſehe, daß Du der Engel biſt, den Gott an meine Seite geſtellt, und den ich fortan lieben, und dem ich dienen will, ſo lange ich lebe!

Ja, das ſagteſt Du, ſagte der Baron ſinnend, und Deine Stimme klang mir wie himmliſche Muſik, und wie mit einem Zauberſchlag waren alle meine Schmerzen vernarbt, und ich fühlte nur, daß ein unermeßliches Glück wie eine leuchtende Sonne in mein Herz hinein ſtrahlte, und mich ganz und gar mit ſeliger Wonne erfüllte. Ich fühlte, daß ich bis dahin nur geträumt hatte von Vermählung und verſchmäheter Liebe, daß jetzt erſt mein Haus ſich ſchmücken ſollte, um die Braut aufzunehmen, daß jetzt erſt eine geliebte, angebetete Gemahlin mit dem Segen der Liebe bei mir einziehen wolle. Ich war Jahre lang unglücklich geweſen, aber dieſer Moment des Glückes entſchädigte mich für Alles, was ich gelitten. Ich drückte Dich feſt in meine Arme, und hieß Dich willkommen, als den Stern meines Lebens, als meine ſchöne liebliche Braut!

Ach, aber es war leider keine ſchöne Braut mehr, mein armer Freund, ſagte Fanny lächelnd und mit Thränen in den Augen. Sieben

Jahre der Enttäuſchungen, der Schmerzen waren über mein Haupt dahin gegangen, der Sturm des Lebens hatte die Roſen von meinen Wangen, und die Jugend von meiner Stirn verweht.

Jacob hatte auch ſieben Jahre um die Rahel geworben, ſagte der Baron lächelnd, und als er ſie dann nach vierzehn Jahren heimführte, nannte er ſich doch einen glückſeligen und beneidenswerthen Mann! Für mich warſt Du immer noch jung und ſchön, für mich biſt Du es heute noch, und wirſt es ewig ſein. Die ewige Jugend ſtrahlt von Deiner reinen fleckenloſen Stirn, der edle tiefe Geiſt leuchtet aus Deinen himmliſchen Augen, meine Fanny, meine Braut der ewigen Jugend und der ewigen Liebe!

Du nennſt mich Deine Braut, ſagte ſie mit einem ſüßen Lächeln. Du haſt alſo nicht daran gedacht, daß heute unſer Hochzeitstag iſt, daß wir heute vor zwanzig Jahren unſere Vermählung feierten? Es iſt alſo ganz zufällig, daß der Herr Baron von Arnſtein gerade heute in ſeinem Palais ein ſo glänzendes Zauberfeſt giebt, ganz zufällig, und nicht etwa um den Tag ſeiner Vermählung damit ganz in der Stille zu feiern?

Du haſt mich alſo errathen, rief der Baron freudig. Du haſt auch die Bedeutung dieſes Tages begriffen, und das Datum nicht vergeſſen?

Ich will Dir zeigen, Freund, ob ich vergeſſen habe, ſagte Fanny mit einem wunderbaren, feierlichen Ernſt. Komm, mein Geliebter, komm, Du ſollſt ſehen, daß ich die Bedeutung dieſes Tages kenne. Gieb mir Deine Hand und folge mir!

Der Baron legte ſchweigend ſeine Hand in die dargereichte Hand ſeiner Gemahlin, und folgte ihr ſchweigend und ſtill durch die Säle dahin. Jetzt ſtanden ſie vor einer verſchloſſenen Thür, vor einer Thür, welche ſich ſeit manchem Jahr für Niemand geöffnet hatte, welche Niemand hatte überſchreiten dürfen, außer Fanny, außer der trauernden Prieſterin, welche kam, um in dem Tempel der Erinnerungen zu beten und zu weinen.

Jetzt ſtand Fanny vor dieſer Thür mit leuchtenden Augen, ihr

Antlitz durchstrahlt von milder Rührung, ihre holden Lippen umspielt von einem sanften Lächeln.

Oeffne diese Thür, mein Freund, bat sie sanft.

Ihr Gemahl blickte sie erstaunt an und zögerte. Du willst mir gestatten hier einzutreten? In Dein Cabinet? In das Sterbezimmer Deines Glückes?*)

Oeffne die Thür, wiederholte sie lächelnd.

Der Baron that es, und jetzt tönte ein Schrei freudiger Ueberraschung von seinen Lippen.

Dieses Cabinet war nicht mehr schwarz decorirt, nicht mehr ein Trauersaal! Die Wände waren geschmückt mit hellblauem Seidenzeug, und von derselben Farbe waren die Vorhänge der Fenster und die Ueberzüge der Meubles. Einfach, sinnig und geschmackvoll war die ganze Einrichtung dieses Cabinets, einladend zu traulicher Unterhaltung und behaglichem Ruhen auf den weichen, schwellenden Polstern.

Der Baron sagte kein Wort, Thränen glänzten in seinen Augen, mit einer stürmischen Bewegung legte er seine beiden Arme um die schlanke Taille seiner Gemahlin, hob sie empor, trug die schwebende schöne Gestalt durch das Cabinet, ließ sie sanft auf den Divan niedergleiten, und vor ihr auf die Kniee niedersinkend, das freudestrahlende Antlitz zu ihr erhebend, sagte er: Gott segne Dich, mein geliebtes Weib! Gott segne Dich für das stolze Glück, das Dein edles, zartsinniges Herz mir in dieser Stunde bereitet hat!

Sie zog ihn empor, und einen innigen Kuß auf seine Lippen drückend, flüsterte sie unter seligen Thränen: Die Vergangenheit ist verschmerzt. Sie soll keinen Schatten mehr auf den reinen Himmel unseres Glückes werfen. Sieh, auf diesen schwarzen Wänden strahlt

---

*) Siehe: „Napoleon in Deutschland. Rastatt und Jena." Th. III. S. 127. Die Baronin Fanny von Arnstein hatte das Cabinet, in welchem der Fürst Carl von Lichtenstein zuletzt bei ihr gewesen und in welchem sie seine Abschiedsgrüße empfangen, bevor er zu dem für ihn tödtlichen Duell mit dem Domherrn ging, schwarz ausschlagen lassen, wie ein Sterbezimmer. Dort bewahrte sie alle Andenken, Alles was auf den Fürsten Bezug hatte, sorgfältig auf, und Niemand durfte dieses schwarze Cabinet betreten, als sie allein.

jetzt das Blau des Himmels; das ſoll uns ein Symbol ſein unſerer Zukunft. Nichts ſoll unſern Himmel mehr umdüſtern. Meine Vergangenheit iſt ausgelöſcht! Vergiß auch Du das, was geweſen, und lebe mit mir dem ſchönen Glück der Gegenwart!

So ſei es, meine Fanny, ſagte er, ihre Hände an ſeine Lippen, ſeine Augen, ſein Herz drückend. Die Vergangenheit iſt begraben, und uns umgiebt nur noch der Himmel unſerer Liebe und unſeres Glückes, nur noch die holde, lichtdurchſtrahlte Gegenwart.

Und ſieh, rief Fanny, mit einem ſtrahlenden Lächeln auf das kleine Mädchen hindeutend, das eben im roſigen Gewande auf der Schwelle erſchien, das reizende Geſichtchen umwallt von langen ſchwarzen Locken, die niederringelten auf ihre runden nackten Schultern: Sieh, mein Geliebter, da kommt unſere Zukunft! Die rechte und echte Verklärung unſerer Liebe! Da kommt unſer Kind! Komm, meine Roſa, komm, lege Deine Arme feſt, feſt um den Hals Deines Vaters und küſſe ihn, und gieb ihm den Segensgruß der Engel und der Liebe.

Die kleine Roſa flog herbei und mit einem wunderholden Ausdruck in ihrem Angeſicht ſchlang ſie ihre vollen runden Aermchen um den Hals ihres Vaters und küßte ihn zärtlich.

Fanny hob ihre ſtrahlenden Augen zum Himmel und ihre Lippen flüſterten ein leiſes Gebet des Dankes zu Gott empor. Dann ſenkte ſie die Augen mit einem Ausdruck unendlicher Liebe auf Vater und Kind, die ſich noch immer innig umſchlungen hielten, und ihre beiden Arme um ſie legend, und ſie beide feſt an ihr Herz drückend, rief ſie: Ich ſegne und preiſe Gott aus der Fülle meines Herzens, und indem ich Dich an meine Bruſt drücke, Du ſchöne Gegenwart, Du holde Zukunft, iſt die Vergangenheit ausgelöſcht für immerdar. Nur die Liebe iſt geblieben, die heilige, keuſche, tugendhafte Liebe!

Sie hielten ſich lange und innig umſchlungen. Aber das donnernde Geräuſch der Equipagen, die vor ihrem Hauſe anhielten, weckte ſie endlich aus ihrer ſeligen Verzückung.

Der Baron ließ das Kind aus ſeinen Armen niedergleiten auf die Erde, und der Baronin die Hand darreichend, ſagte er mit einem

ausdrucksvollen Lächeln: Komm, meine schöne Braut! Die Gäste kommen, die wir zu unserm Hochzeitsfest geladen.

Sie nickte ihm zu, und sagte heiter: Wir wollen sie begrüßen, aber Niemand soll ahnen, welch' ein heiliges Fest sie uns feiern helfen.

Und Hand in Hand durchschritten sie die glänzenden Räume, um sich in den Empfangssaal zu begeben, und die Gäste willkommen zu heißen.

Allgemach begannen die Säle sich zu füllen, und ein zauberhafter Anblick war es, welchen diese Säle darboten. Jeder derselben war verschieden decorirt, je nach seiner verschiedenen Bestimmung. Da war zuerst der große Empfangssaal, der zur Conversation und Unterhaltung der Gäste bestimmt war. Diesen hatte man drapirt mit türkischen Seidentapeten, mit türkischen Teppichen; rings um an den Wänden, und in der Mitte des Saals standen eckige und runde Divans von jener niedrigen und breiten Art, wie sie die Türken lieben, und die so sehr geeignet zum Ruhen und Plaudern sind. Aus diesem Saal gelangte man in den Tanzsaal, der köstlich anzusehen war mit seiner Ausschmückung von Spiegeln, Kronleuchtern und Bergcrystall, mit seinen Draperieen von weißem Atlas, an denen goldene Körbe hingen, die gefüllt waren mit den seltensten, auserlesensten Blumen, prangend im wundervollsten Farbenspiel, und den Raum erfüllend mit ihren lieblichen Düften. Neben diesem Saal befanden sich zwei kleinere Säle, die man in Gärten mit springenden Cascaden, mit Blumenbeeten, mit schattigen Lorbeerbosquets verwandelt hatte, und aus diesen Sälen trat man alsdann in den Saal der Erfrischungen. Dort standen auf großen, von Gold- und Silbergeschirren strahlenden Buffets große goldene Schalen mit den herrlichsten Südfrüchten, silberne Kannen mit Sorbets und kühlenden Getränken, und Schüsseln mit allerlei auserlesenen Crême's und Eisarten. Aber für diesen Saal hatte der Reichthum und Geschmack des Barons von Arnstein eine ganz neue und geschmackvolle Decoration gefunden. Ringsum an den Wänden in ungeheuren Kübeln, die mit Epheu und blühenden Schlinggewächsen decorirt waren, standen große Obstbäume, in deren grünem Laub, der winterlichen Jahreszeit zum Trotz, die herrlichsten Früchte prangten,

und von denen man sich reife Kirschen, Apricosen und Birnen pflücken konnte, als befände man sich da nicht mitten im Winter in einem erwärmten Salon, sondern in einem duftenden, sommerlichen Obstgarten.*) Von diesem Saal der Erfrischungen kam man alsdann wieder in einen kleineren Saal, in dem sich auf runden Tischen die neuesten Erzeugnisse der Literatur, Mappen mit Kupferstichen und Aquarellen befanden, und dessen Wände geschmückt waren mit köstlichen Marmorbüsten von großer Schönheit und ungeheurem Werth. Hinter diesem Saal endlich kam man zu dem großen Eßsaal, dessen Thüren indeß jetzt noch geschlossen waren.

Und in diesen vom Glanz der Lichter, der Spiegel, der Goldverzierungen strahlenden Sälen wogte jetzt eine wunderbare, phantastische Gesellschaft auf und ab. Jedermann hatte sich bemüht, sich das reichste Costüm, die geschmackvollste Tracht irgend eines entfernten Landes auszuwählen, oder irgend eine der großen, von den Dichtern geschaffenen Gestalten berühmter Werke darzustellen. Da sah man Türken und Türkinnen, Albanerinnen und Circassierinnen in ihren glänzenden und kleidsamen Costümen, da waren Polen und Russen und Spanier in schönen Landestrachten, hier schlüpften Zigeunerinnen durch das Gedränge, und dort kam majestätisch Christine von Schweden am Arm des Herzogs von Alba daher; drüben schritt Egmont einher, und unfern von ihm sah man Philipp von Spanien, Maria Stuart und den göttlichen Sir John Falstaff. Ihm gegenüber begegnete man einem indischen Rajah, funkelnd von Brillanten und Goldgeschmeide, und neben ihm tänzelten reizende Schäferinnen und Gärtnerinnen frohmüthig durch das Gewühl dahin. Und Alles schäkerte und lachte und plauderte, und aus den Halbmasken von schwarzen Spitzen und Sammet sah man überall glühende Augen hervorblitzen, und Jedermann war bemüht, seinen Nachbar zu errathen, und das Geheimniß seiner Existenz zu entziffern.

Auf einmal jetzt entstand eine Bewegung in dem großen Tanzsaal, ein leises Geflüster ging durch die Reihen der Gesellschaft, alle

*) Comte de la Garde. Vol. II. 120.

dieſe blitzenden Augen wandten ſich den beiden Masken zu, die Arm in Arm jetzt durch den Saal dahin ſchritten. Sie trugen die einfache ernſte Tracht der Malteſerritter, ihre Geſichter waren gleich denen der Anderen mit Halbmasken verhüllt, und doch ſchien Jedermann dieſe beiden hohen ſchlanken Geſtalten zu erkennen, doch wich Jedermann ehrfurchtsvoll vor ihnen zurück, und wenn ſie vorübergegangen waren, flüſterte man leiſe: Sie ſind es! Es iſt kein Zweifel, ſie ſind es!

Die beiden Malteſer näherten ſich der Baronin von Arnſtein. Der ſchlankſte und größte der Beiden grüßte ſie mit einem leichten Kopfneigen, und reichte ihr die Hand dar.

Ich hoffe, Sie erkennen mich nicht, Baronin, ſagte er leiſe und lächelnd. Nicht wahr, ich bin durchaus im Incognito?

Ja, flüſterte die Baronin, in eben dem Incognito, in welchem zum Beiſpiel die Ceder des Libanon ſein würde, wenn es ihr beliebte, ſich unter die Tannen und Buchen unſerer Wälder zu ſtellen, und zu ſagen: „Ich bin ein Baum, wie Ihr Alle, man wird mich alſo nicht herausfinden.“ Aber die Ceder hat das ſtolze Unglück, die anderen Bäume zu überragen, und deshalb erkennt man ſie doch, ſelbſt im Incognito.

Aber wenn man ſie erkannt hat, rief der Malteſerritter lachend, wenn man ſie erkannt hat, die arme Ceder, ſo weiſt man ihr hoffentlich nicht den Weg, ſondern erlaubt ihr im duftenden Waldesgrün, im Schatten der andern Bäume als ihres Gleichen ein wenig auszuruhen von der Hitze und Einſamkeit des hohen ſtolzen Libanon.

Man freut ſich ihrer Herrlichkeit, und da die Ceder incognito ſein will, bewundert man ſie leiſe, und giebt ſich das Anſehen, ſie nicht zu erkennen.

Das iſt ſehr dankenswerth und — doch hören Sie, da beginnt das Orcheſter. Der Ball ſoll ſeinen Anfang nehmen. Darf ich um Ihre Hand bitten, Baronin, wollen wir die Polonaiſe eröffnen?

Die Muſik ſchmetterte ihre jubelnden Klänge von den Eſtraden hernieder, der Malteſerritter und die Baronin traten in die Mitte des Saals, hinter ihnen ordneten ſich die Paare im wunderbaren Gemiſch der Landestrachten, der Coſtüme, und die Polonaiſe, dieſer vom Kaiſer

Alexander in Wien in die Mode gebrachte Tanz, der mehr ein von muſikaliſchen Rhythmen begleiteter Spaziergang iſt, nahm ſeinen Anfang. In ſeltſamen Windungen bewegte ſich der lange, aus allen Elementen der menſchlichen Geſellſchaft zuſammengeſetzte, von Gold, Juwelen und Stickereien funkelnde Zug durch den Saal, ringelte ſich dann, einer ungeheuren Rieſenſchlange gleich, in die anderen Säle hinein, zog ſich in zierlichen Windungen durch ſie hin, und kehrte alsdann in den Tanzſaal zurück.

Nur wenige der Masken hatten ſich nicht an dem Tanz betheiligt, dieſe ſtanden in Gruppen umher, plauderten mit einander, oder folgten mit ihren Blicken den wunderbaren Verſchlingungen und Windungen der Tanzenden.

Niemand achtete daher auf die reizende junge Gärtnerin, welche jetzt tänzelnd durch den Saal dahin ſchlüpfte, und mit der Hand nach dem Saal der Bosquets hindeutete.

Niemand beobachtete es, daß ein reichgekleideter Türke ihr folgte, und gleich ihr ſich dem nächſten Saal zuwandte.

Doch, dieſe Zigeunerin, welche da drüben an der Thür dieſes Saales ſtand, die hatte ſie beobachtet und geſehen! Leiſe ſchlüpfte ſie hinein, und glitt unhörbar und raſch hinter das dicht an der Thür befindliche Fliederbosquet.

Jetzt trat die Gärtnerin in den Saal, der Türke folgte ihr. Einen ſchnellen, ſpähenden Blick warf er umher. Wir ſind allein, flüſterte er dann. Komm, laß uns in dieſe Laube eintreten.

Sie traten in die Fliederlaube, und wieder warf der Türke einen ſpähenden Blick umher; aber er ſah nichts, er ahnte nicht, daß da hinter dem Geſträuch die junge Zigeunerin ſtand mit hochklopfendem Herzen, athemlos lauſchend, und nur leiſe in ſich ſelber flüſternd: Er iſt es! Er iſt es! Ich erkenne ſeine Stimme! Er iſt es!

Du ſiehſt, mein Freund, flüſterte jetzt die ſchöne Gärtnerin, ich hatte richtig berichtet. Der Kaiſer iſt hier, und Eugène Beauharnais mit ihm.

Ja, unſer Plan wird gelingen, flüſterte der Türke, es wird uns gelingen, Beiden die Briefe und Papiere in die Hände zu ſpielen, ohne

daß irgend Jemand es ahnt oder verhindern kann. Ich habe Dir die Früchte mitgebracht, in welchen ſich die Papiere befinden. Dieſe Birne hier iſt für den Kaiſer beſtimmt, dieſe Apricoſe muß Eugène Beauharnais erhalten. Lege ſie jetzt in Deinen Korb mit Früchten und Blumen, und wenn der Tanz beendet iſt, reiche ſie ihnen dar.

Nein, mein Freund, ich habe mir jetzt einen anderen Plan erſonnen. Es iſt gefährlich, dieſe Früchte in den Korb zu legen, denn ein Anderer könnte in den Korb greifen, und die Früchte nehmen, bevor ich Zeit gehabt, ſie an die richtige Adreſſe zu geben. Es trifft ſich daher gut, daß man hier in dem andern Saal Bäume mit Obſt aufgeſtellt hat. Ich werde, ſobald der Kaiſer ſich mit dem Prinzen in dieſen Saal begiebt, ihnen folgen, und werde dann ihn bitten, mir zu erlauben, daß ich ihnen eine Frucht pflücke, dann bin ich ſicher, daß meine Früchte ſicher in ihre Hände kommen.

Eine ſehr ſchöne Idee, flüſterte der Türke, und ganz würdig des ſchönen erfinderiſchen Kopfes meiner Aurelia. Ach, meine Geliebte, möchten unſere Pläne und Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt werden, möchte es uns gelingen, dem unglücklichen Frankreich ſeinen Kaiſer wieder zu geben, und dem Kaiſer den geliebten Sohn wieder zuzuführen.

Wenn nicht Frankreich ſelber ſich für ihn erhebt, flüſterte die Gärtnerin, wenn nicht das franzöſiſche Volk ihn mit Gewalt zurückruft, iſt Alles verloren. Du weißt, mein Geliebter, daß ich alle Mittel verſuche, für den Kaiſer und für unſere Sache zu wirken. Niemand mißtraut mir, Jedermann hält mich für eine begeiſterte Legitimiſtin, ich habe daher überall Zutritt, werde überall eingeladen, kann überall ſprechen und beobachten, und leiſe und vorſichtig meine Saat ausſtreuen. Nun, ich ſage Dir, mein Freund, kein Einziger dieſer Herren des Congreſſes wird Partei nehmen für den Kaiſer. Der Kaiſer Alexander kann es ihm nie vergeben, daß er ihn einſt geliebt hat, und will ſeinen Untergang. Der Kaiſer Franz haßt ihn, weil er ſein Schwiegerſohn iſt, und ihn einſt ſo tief gedemüthigt hat. Er würde lieber ſeine Tochter und ſeinen Enkel todt zu ſeinen Füßen ſehen, als ſie wieder mit dem Kaiſer Napoleon auf den Thron Frank-

reichs heben. Der König Friedrich Wilhelm wird es ihm nie vergessen, daß Napoleon seiner schönen Königin das Herz gebrochen, und er würde selbst eher sich bequemen, Sachsen fahren zu lassen, und auf alle Gebietsvergrößerungen zu verzichten, als Napoleon auch nur mit der Spitze seines kleinen Fingers hülfreich zu sein, daß er den Thron Frankreichs wieder empor steigen könne. Die Könige von Baiern und von Würtemberg mögen heimlich ihm geneigt sein, aber sie zittern für ihre Länder und Kronen, und würden niemals wagen, sich für Napoleon zu erklären, wenn er nicht schon ohne sie seines Erfolges sicher wäre. Niemand aber ist so voll glühenden Hasses gegen den Kaiser, als die Damen und Diplomatinnen des Congresses. Den gestürzten Kaiser zu hassen, sich mit fanatischem Ungestüm gegen ihn zu erklären, den Haß der Monarchen und der Diplomaten mit immer neuen Brandfackeln zu entzünden, das ist jetzt das Stichwort aller dieser mächtigen und einflußreichen Damen, welche die Herrschaft in den Salons üben und mit den Geschicken der Staaten und Völker spielen. Ach, glaube mir, mein Geliebter, es ist keine Hoffnung, keine! Ich habe überall ein aufmerksames Ohr, ein offenes Auge gehabt, aber ich höre und sehe, daß Alles vergeblich ist, daß wir scheitern werden mit allen unsern Plänen.

Und ich sage Dir, Aurelia, sie müssen und werden gelingen. Es ist unmöglich, daß der große Kaiser auf Elba verschmachte, daß seine Gemahlin und sein Sohn hier in elender Gefangenschaft und Erniedrigung vergehen, daß Frankreich sein Haupt beuge unter das Joch der Bourbonen, und seine Tage des Ruhms und der Größe, welche Napoleon ihm gegeben, vergessen könnte. Es ist unmöglich, daß es die Schmach auf sich nehme, die Eroberungen, welche Napoleon ihm gemacht, und die es getränkt mit dem Blut seiner Männer und Söhne, daß es diese Eroberungen wieder zurück geben, und sich wieder in seine alten bourbonischen Grenzen zurück zwängen sollte. Nein, nein, Frankreich wird sich erheben, es wird seinen Kaiser mit Jauchzen willkommen heißen, das Volk wird die heimkehrende Kaiserin und den König von Rom auf seinen Armen von den Grenzen Frankreichs nach Paris hintragen. Nur muß der Kaiser erst von Elba entkommen, nur

müſſen wir die Kaiſerin und ſeinen Sohn erſt bis zu den Grenzen Frankreichs gebracht haben. Und dies iſt unſere Aufgabe, unſer Streben. Darnach müſſen wir trachten, darauf müſſen wir ſinnen, dies müſſen wir erreichen, und müßten wir ſelbſt unſer Gut und Blut, unſer Leben, unſer Glück in die Schanze ſchlagen. Die Heimkehr des Kaiſers, das iſt meine Religion, meine Hoffnung. Oh, und wie Vieles habe ich ihr nicht geopfert! Um ihretwillen bin ich hier unter einem fremden Namen, weil man dem meinen mißtraut, und mich erkennen würde, als einen treuen Anhänger des Kaiſers. Um ihretwillen habe ich mich zum Verſchwörer, zum Spion, zum Horcher und Lügner gemacht, um ihretwillen habe ich ſelbſt dem Glück entſagt, mit Dir, meine Aurelia, mit Dir, mein geliebtes Weib, zuſammen zu ſein, ſondern ich füge mich darein, Dich im Dienſt des Kaiſers eine Rolle ſpielen zu laſſen, und ſelber eine andere zu ſpielen, ſelber wie Proteus in allen Farben zu ſchillern und immer zu ſcheinen, was ich nicht bin.

Und ſcheinſt Du auch nur der Liebhaber der ſeltſamen Dame, von der Du mir neulich erzähltеſt? Oder iſt der Marquis Barbaſſon wirklich der glühende Liebende ſeiner Couſine, und denkt alles Ernſtes daran, aus der Uhrmacherstochter bald eine Marquiſe zu machen?

Biſt Du eiferſüchtig, Aurelia?

Eiferſüchtig? Vielleicht! Ich liebe meinen Gemahl mehr vielleicht als er es verdient, und es kränkt mich, daß ſeine Lippen für eine andere Frau Worte der Liebe, daß ſeine Augen für eine andere Frau Blicke voll Zärtlichkeit haben. Ich fürchte immer, das Spiel könne ſich in Ernſt verwandeln, der Marquis Barbaſſon könne eines Tages vergeſſen, daß er der Graf Montbrun und mein Gemahl iſt, und könne aus ſeiner Amour für die Couſine Uhrmacherin eine ernſte Herzensneigung machen.

Fürchte das niemals, Aurelia. Dieſe Friederike iſt nichts weiter als ein Werkzeug in meinen Händen, und ſie verdient nicht, daß ſie etwas Anderes ſei. Ich würde ſie nicht lieben, ſelbſt wenn Du nicht mein angebetetes Weib wärſt, ich würde ihr nie meine Hand reichen,

ſelbſt wenn ich wirklich das Unglück hätte, ihr Couſin, der Marquis Barbaſſon zu ſein. Dieſes Weib iſt nicht rein in ihrem Herzen, nicht rein in ihrem Ruf, nicht rein in ihrer Geſinnung. Sie iſt eine Intriguantin, welche ſich einen glänzenden Schleier ſucht, um damit ihre Unehre zu bedecken, ein Weib, welches kein Herz hat, ſondern nur Sinne, eine Ehrgeizige und Geldgierige, welche in jeder Stunde bereit ſein würde, ihre ſogenannte Liebe für einen glänzenden Namen, für Gold und Brillanten zu verkaufen. Ach, ich fühle mein Gewiſſen nicht dadurch belaſtet, daß ich ſie zum Werkzeug meiner Pläne mache. Will ſie mich doch auch nur zum Werkzeug der ihren machen. Sie will weiter nichts als die Gemahlin eines Mannes werden, der einen glänzenden Namen hat, unter dem ſie ihre Vergangenheit verbergen kann, und der ihr die Pforten der Geſellſchaft öffnet. Ich will weiter nichts, als eine Bundesgenoſſin haben, die mir nützen, durch die ich erfahren kann, was man in gewiſſen Kreiſen denkt und beſchließt, und durch die ich vielleicht auf den mächtigen und edlen Mann wirken kann, deſſen Freundin ſie ſich nennt. Es kommt nur darauf an, wer von uns Beiden ſeinen Zweck erreicht, und wer zuletzt der Betrogene ſein wird! Doch ſtill, Aurelia, ſtill! Man kommt hierher! Die Polonaiſe iſt zu Ende! Laß uns gehen! Du in den Saal, um die Früchte an Alexander und Eugène zu geben, ich um dieſes Haus zu verlaſſen und heimzukehren. Der Zweck meines Hierſeins iſt erfüllt, ich habe Dich geſehen und ich habe Dir die Früchte gegeben. Lebe wohl! Liebe mich und gedenke mein!

Sie ſchlüpften wieder hinaus aus der Fliederlaube und kehrten zurück in den Tanzſaal.

Einen Moment war Alles ſtill in dem Saal der Bosquets, dann bewegten ſich leiſe die Fliedergebüſche, die Zigeunerin trat hinter denſelben hervor, und ſank mit einem ſchmerzvollen Aechzen auf den Sitz in der Laube nieder, welchen die beiden Andern eben verlaſſen hatten.

Betrogen! ſagte ſie mit knirſchenden Zähnen, mit keuchendem Athem. Nichts als ein Werkzeug ſeiner Pläne! Oh, oh! Wie das ſchmerzt! Welch' ein furchtbares Feuer da in meiner Bruſt lodert! Mein Gott, mein Gott, ich wünſchte, es wäre der Tod, welcher mit ſeinen Flam-

men über mir zuſammenſchlüge! — Verrathen, betrogen! Und ich liebte ihn, ich hatte ihm meine ganze Seele hingegeben! Der Dämon wollte ſich um ſeinetwillen in einen Engel verklären! Haha, wie das luſtig iſt! Welch' ein reizendes, vergängliches Ding iſt doch das Leben!

Drinnen, in dem anſtoßenden Saal begannen eben die Muſiker die ſchmetternden Fanfaren eines Walzers ertönen zu laſſen, und dieſe Muſik voll Heiterkeit und Luſt klang Friederiken wie neckender Hohn, ſie fühlte ihr Herz erſtarren, wie in einem Krampf verzweiflungsvollen Schmerzes.

Aechzend legte ſie ihr Haupt zurück an den Stamm des blühenden Flieders, und fühlte es nicht, daß leiſe und langſam zwei kalte Thränen über ihre Wangen niederrollten. Die Töne des ſchmetternden Walzers überdeckten ihre Seufzer, die ſchwer aus ihrer Bruſt hervorkamen, und das Schmerzgeſtöhn ihrer in Qualen ringenden Seele.

Ich habe ihn geliebt, rief ſie leiſe, oh Gott, ich habe ihn grenzenlos geliebt, und er, — er verachtet mich! Er verhöhnt und verſpottet mich, und ſein Weib kennt den Betrug, und ſie läßt es geſchehen! Sie erbarmt ſich nicht einer Unglücklichen, welche ihren Gatten liebt, und welche er ſchmachvoll hintergeht. Sie weiß es und ſie duldet es!

Sie wand verzweiflungsvoll die Hände, ſie weinte und rang mit ihrer Qual, und fort und fort tönte die Muſik aus dem Tanzſaal, und an den offenen Saalthüren vorüber flogen die tanzenden Paare in ihren glänzenden, reizenden Coſtümen.

Auf einmal warf der Kronleuchter zwei lange ſchwarze Schatten durch den Saal der Bosquets, und zwei große dunkle Geſtalten traten in denſelben ein.

Es waren die beiden Malteſerritter, welche ſich aus dem Gewühl der Geſellſchaft in dieſe Stille und Einſamkeit flüchteten.

Hören Sie, weshalb ich Sie hierher geführt habe, ſagte der Eine, dicht vor der Fliederlaube ſtehend. Ich habe ſo eben ein kleines Abenteuer erlebt. Sie wiſſen, die Gärtnerin, welche uns da in den Saal zu den Obſtbäumen geführt hatte, pflückte für uns Beide eine Frucht. Sie gab Ihnen auch eine, nicht wahr?

Ja, Sire, ſie gab mir eine Apricoſe.

Und mir eine Birne. Aber wie ich meine Frucht verſpeiſen will, finde ich Widerſtand an der harten Schale, und entdecke, daß man mir nicht eine wirkliche Frucht gegeben, ſondern ein Gebilde von Wachs, in welchem ich ein beſchriebenes Blatt fand.

Und Ew. Majeſtät haben es geleſen?

Ja, mein Prinz, ich habe es geleſen, und ich will Ihnen den Inhalt des Papiers mittheilen, weil ich Ihre Anſicht wiſſen möchte. Man ſchreibt mir in dieſem anonymen Schreiben, daß das franzöſiſche Volk mir flucht, weil ich es geweſen, der es gezwungen, Ludwig von Bourbon als ihren König anzuerkennen, man droht mir mit der Strafe des Himmels, wenn ich nicht eile, mein Verbrechen wieder gut zu machen, wenn ich nicht den Fluch in Segen verwandle, und dem franzöſiſchen Volk ſeinen angebeteten Kaiſer wiedergebe. Man beſchwört mich, auf den Kaiſer von Oeſterreich einzuwirken, damit er die Kaiſerin Marie Louiſe nach Elba ſende, und endlich droht man mir mit ewiger Verdammniß und mit einer neuen Revolution in Frankreich, wenn ich nicht umkehre, und von den Bourbonen mich Napoleon wieder zuwende. Dann folgt eine ergreifende Schilderung des jetzigen Zuſtandes in Frankreich, der Zerriſſenheit aller Verhältniſſe und aller Gemüther, der Schwäche, Blindheit und Unzulänglichkeit der königlichen Regierung, und für dieſes Alles macht man mich verantwortlich, mich, der ſich von einigen fanatiſchen Legitimiſten habe täuſchen laſſen, und über ihrem wüthenden Geſchrei das Klagen und Jammern des Volkes nicht gehört habe. — Oh, ich ſage Ihnen, dieſe Beſchwörung iſt mit einem Feuer und einer Gluth der Empfindung geſchrieben, daß ich mich davon ganz hingeriſſen, und die alten Zweifel wieder in mir erwachen fühle, ob ich Recht gethan, den Franzoſen ihren legitimen König wieder zu geben, und ob es nicht wirklich ein Anderer iſt, den ſie begehren?

Ew. Majeſtät meinen unter dieſem Andern den Kaiſer Napoleon?

Nein, ſagte Alexander ernſt, nein, nicht ihn. Nie würde ich meine Hand dazu bieten, Napoleon wieder herzuſtellen, und das war es, was ich Ihnen zu ſagen wünſchte, mein Freund. Hoffen Sie nie von mir etwas für Napoleon. Ich haſſe ihn nicht, ja, vielleicht bewundere ich ihn noch immer, aber ich bewundere ihn nur, wie man etwa den Strom

glühender Lava bewundert, der ſich aus dem Krater wie eine rieſige Feuerſchlange hernieder ſtürzt auf blühende Thäler, lachende Gärten und glückliche Städte. Es iſt ein göttlich ſchönes Schauſpiel, aber es bringt Tod und Verderben in ſeinem Gefolge. Napoleon war die Geißel, welche Gott den ſündigen Völkern geſandt; jetzt hat Gott die Geißel bei Seite geworfen, und es wäre vermeſſen, wenn Menſchenhände ſie wieder emporheben wollten. Nein, der Kaiſer Napoleon möge es zufrieden ſein, daß wir ihm Elba gelaſſen, er möge da, wie er es ſeinen Garden verſprochen, die große Geſchichte ſeiner Vergangenheit ſchreiben, aber eine Zukunft darf er nicht mehr haben. Es wäre das Verderben Europa's.

Und ſo ſoll die Welt das Schauſpiel haben, von welchem die Dichter des Alterthums uns erzählen. Es wird den Prometheus an den Felſen angeſchmiedet ſehen, und die Adler werden kommen, ſich zu nähren von ſeinem Leibe!

Ja, aber der ruſſiſche Adler wird nicht dabei ſein! Ich begehre nichts von Frankreich, will nicht der Erbe Napoleons ſein. Ich will nur Polen wieder haben, und Polen auch nur, um es glücklich und frei zu machen. Aber wir ſprachen von Frankreich, und daß es nicht glücklich iſt unter den heimgekehrten Bourbonen. Auch meine dortigen Agenten berichten mir von allerlei Unruhen und Mißſtimmungen; ſie halten es nicht für unmöglich, daß das Volk ſich erhebe, um die Bourbonen zu verjagen. Wir werden dann von Neuem hingehen müſſen, um Frankreich ſeine Ruhe und einen andern Herrſcher wiederzugeben. Aber wen? Der König von Rom iſt ein armes Kind, das nicht geeignet iſt, den grollenden Löwen zu zähmen. Es bedarf dazu eines ſtarken Mannes Hand. Eugène, wollen Sie die Ihre dazu bereit halten? Haben Sie zuweilen an eine ſolche Zukunft gedacht?

Niemals, ſagte Eugène Beauharnais ruhig. Möge Gott Frankreich beſchützen, und ihm bald den Frieden geben. Aber wenn das Schickſal mir ſelber ſagte, daß ich es ſei, der berufen, Frankreich wieder frei und glücklich zu machen, daß es mich dazu auserſehen, den Thron Frankreichs einzunehmen, und daß es verloren wäre ohne mich, ſo würde ich fliehen bis in die Wüſte, würde mich lieber in Dunkelheit

und Niedrigkeit begraben, würde lieber Frankreich zu Grunde gehen sehen, als die Krone Frankreichs auf mein Haupt setzen. Es mag sein, daß Napoleon den Völkern eine Geißel, ein verheerender Lavastrom gewesen, mir aber war er ein Vater, ein Wohlthäter, ich verdanke ihm Alles, was ich bin, und nie würde ich einen Thron einnehmen, den Er den seinen genannt, eine Krone tragen, die auf Seinem Haupt geglänzt hat.

Ich glaube Ihnen, sagte Alexander bewegt, ich glaube Ihnen, denn ich kenne Ihr edles und großes Herz, und Sie wissen es, ich nenne mich in Wahrheit Ihren Freund. Aber ich warne Sie, Freund. Lassen Sie sich nicht hinreißen von dem Gefühl Ihrer Dankbarkeit für Napoleon, folgen Sie nicht den Stimmen, die Sie vielleicht verlocken möchten, die Ihnen die Rückkehr des Kaisers in Aussicht stellen. Wagen Sie sich nicht auf das Glatteis der Verschwörungen!

Ich danke Ew. Majestät für Ihren gnädigen Rath, und ich will Ihnen beweisen, Sire, daß ich ihn befolge. Sire, auch ich habe eine der Ihren ähnliche Frucht bekommen. Auch die Apricose, die man mir gab, war von Wachs, und es befand sich ein beschriebenes Papier darin.

Und was stand in dem Papier?

Sire, sagte Eugène langsam und feierlich, es stand darin geschrieben, daß Napoleon bald heimkehren werde nach Frankreich. Man forderte mich auf, in zwei Monaten nach einem Ort an der Südküste Frankreichs zu kommen, um dort den Kaiser zu erwarten. Man beschwor mich, bis dahin alle Vorbereitungen zu treffen, um mit Geld und Waffen den heimkehrenden Kaiser unterstützen zu können, und gleich Ihnen, Sire, droht man mir mit dem Fluch Frankreichs, wenn ich dem Ruf meines Kaisers, meines Stiefvaters nicht folgen wolle.

Und was gedenken Sie zu thun, Eugène?

Sire, ich gedenke mein Wort, mein Manneswort zu erfüllen. Ich habe Ew. Majestät gelobt, Deutschland nicht zu verlassen, mich in keine Verschwörungen, in keine geheimen Correspondenzen einzulassen, sondern von dem Schicksal und von Ihnen allein die Entschei-

dung über meine Zukunft zu erwarten. Ich habe das gelobt, und ich werde meinen Schwur erfüllen!

Der Kaiser ſchlang ſtatt der Antwort ſeinen Arm um des Prinzen Nacken und drückte einen Kuß auf ſeine Stirn. Mein Freund, ſagte er, ich ſehe Wolken von allen Seiten ſich aufthürmen, und der Congreß mit ſeinen ſpieleriſchen Händen und ſeinem ſchwachen Athem wird die kleinen Kartenhäuſer unſerer Diplomaten über den Haufen werfen, und ſelber das Gebäude der Zukunft errichten. Warten wir es in Demuth ab; das aber weiß ich, daß die Wolken Sie nicht zerſchmettern ſollen, und daß, wie immer auch die Zukunft ſich geſtalten möge, Sie immerdar einen treuen und ergebenen Freund finden werden! Und nun kein Wort weiter, mein Freund, laſſen Sie uns in die Säle zurückkehren, und verſuchen, ob wir die Gärtnerin nicht wiederfinden, die ſo ſeltſame Früchte von den Bäumen pflückt.

Der Kaiſer nahm den Arm Eugène Beauharnais und begab ſich mit ihm wieder in die ſtrahlenden, duftenden, muſikdurchrauſchten Tanzſäle zurück.

Wieder ward es ſtill in dem Saal der Bosquets. Niemand war mehr darin, als die Zigeunerin, welche, in der Fliederlaube verborgen, das Geſpräch des Kaiſers und des Prinzen gehört hatte.

Jetzt trat ſie aus dem Bosquet hervor. Sie hatte die Maske abgenommen, um die Thränen von ihren Wangen fortzutrocknen, und das Licht des Kronleuchters fiel jetzt mit grellem Schein auf Friederike Hähnels bleiches, ſchmerzdurchzucktes, in düſterm Zorn grollendes Angeſicht.

Ich weiß jetzt Alles, ſagte ſie langſam, ich kenne alle ſeine Pläne und ſeine Gedanken, er liegt vor mir da, wie ein offenes Buch. Ich habe für heute genug geleſen, und ich will heimkehren. Er hat ganz Recht, es kommt nur darauf an, wer von uns ſeinen Zweck erreicht, und wer der Betrogene ſein wird!

Sie drückte die Maske wieder vor ihr Angeſicht, und in den Tanzſaal zurückkehrend, glitt ſie raſch durch das glänzende Gewühl dahin, um zu dem Ausgang zu gelangen, und das Feſt zu verlaſſen, bevor noch mit dem Oeffnen des Eßſaals das Zeichen zum Abnehmen der Masken gegeben war.

III.

Der Schwur der Rache.

Nun, mein Kind? fragte der Staatskanzler von Hardenberg, am Morgen nach dem Balle in Friederikens Zimmer eintretend. Nun, mein Kind, Sie waren geſtern Abend auf dem Zauberfeſt des jüdiſchen Barons?

Ja, ich war da, ſagte Friederike mit einem ſeltſamen Lächeln. Ich war da, und ich danke Ew. Excellenz, daß Sie mir die Gelegenheit dazu verſchafft hatten, dieſem Zauberfeſt, wie Sie es nennen, beizuwohnen.

Aber ich danke es Dir nicht, Kind, daß Du mich Deine Exiſtenz gar nicht ahnen ließeſt, ſagte der Staatskanzler, ihr leicht mit dem Finger drohend.

Oh, Sie waren immer umringt von Bewunderern und Höflingen, rief Friederike, ich wagte mich nicht hinein in das vornehme Gedränge, das Ew. Excellenz umgab, denn ich fürchtete —

Nun, warum zögerſt Du, Kind? Sprich doch weiter! Komm her zu mir, Friederike, ſetze Dich zu mir, und ſage mir: was fürchteteſt Du?

Friederike eilte zu ihm, und ſich zu ſeinen Füßen niederkauernd, mit den Armen ſeine Füße umſchlingend, und das Kinn auf ſeine Knieen aufgeſtützt, blickte ſie mit ihren großen, ſchwarzen Augen fragend und forſchend zu ihm empor.

Ich fürchtete, ſagte ſie ernſt und langſam, ich fürchtete, Ew. Excellenz möchten mich in dem glänzenden und hochgebornen Kreis, der Sie umgab, vielleicht nicht erkennen wollen, möchten mich verleugnen. Und da ich Sie liebe, und da ich Sie anbete, wollte ich Ihnen keine Gelegenheit aufdrängen, Ihr edles, ſchönes Selbſt verleugnen zu müſſen.

Und wenn Du mich liebſt, Thörin, mußteſt Du wiſſen, daß ich meine Freunde niemals verleugne. Wir ſprechen nachher weiter und

ausführlicher darüber! Jetzt ſage mir nur, warum Du den Ball ſo früh verlaſſen haſt?

Warum, fragte ſie, ſich langſam wieder emporrichtend, warum ich den Ball verlaſſen habe? Weil —

Sie verſtummte, und die Arme über der Bruſt ineinander faltend, ging ſie mit großen mächtigen Schritten einige Male im Zimmer auf und ab. Hardenberg folgte ihr mit ſeinen milden, freundlichen Augen; er ſah, wie ihr Antlitz immer farbloſer ward, wie ihre Lippen bebten, wie ihre Augen immer zorniger blitzten, die Falten auf ihrer Stirn immer düſterer wurden.

Auf einmal wandte ſich Friederike ihm wieder zu, und vor ihm ſtehen bleibend, ſagte ſie: ich will es Ihnen ſagen, warum ich den Ball verließ! Weil ich eine Thörin war, weil ich ſo albern und ſo dumm war, eine ganz lächerliche und alltägliche Sache als etwas ſehr Ernſthaftes, Ungewöhnliches zu betrachten, und darüber zu weinen, wie ein albernes Kind. Mein Gott, iſt's nicht etwas Alltägliches und Gewöhnliches, daß die mächtigen und erhabenen Männer, welche ſich die Herren der Schöpfung nennen, daß die eins dieſer armen, elenden Geſchöpfe zertreten, die da zu ihren Füßen kriechen, und ſich Weiber nennen? Ich bin geſtern Abend ein bischen zertreten worden, und es that mir ſo weh, daß ich das Bedürfniß hatte, mich auszujammern und zu weinen. Darum eilte ich nach Hauſe, und darum habe ich dieſe Nacht benutzt, und meinen Schmerz ausgetobt. Jetzt iſt's vorüber, ich habe alle Thränen, die das Schickſal mir für das ganze Leben mitgegeben hatte, gleich auf Einmal ausgeweint, und ich glaubte, es werden mir für mein ganzes Leben keine mehr übrig geblieben ſein. Dann, als der Morgen kam, und ich bemerkte, daß der harte Fuß, der mich zertreten, mich doch nicht getödtet hatte, da renkte ich mir die verrenkten Glieder wieder ein, beſchloß bonne mine au mauvais jeu zu machen, und — und wieder Ihr luſtiger und übermüthiger Teufel zu werden, da mir ein für alle Mal die Luſt vergangen war, ein ſchwärmeriſcher, gutherziger Engel zu ſein.

Und das iſt weiſe, mein Kind, denn die Welt iſt einmal nicht ſo eingerichtet, daß die Engel auf ihr leben und glücklich ſein könnten.

Nein, rief Friederike mit blitzenden Augen, aber für Dämonen und luſtige Teufel ſcheint mir die Welt ein allerliebſter Aufenthaltsort, und ich gehe deshalb unter die Teufel, Excellenz.

Aber hoffentlich, mein kleiner allerliebſter Teufel, hoffentlich wirſt Du Dir keine Hölle und keinen Bratroſt einrichten, auf welchem Du die Seelen, die ſich Dir ergeben, braten und ſchmoren willſt? Ah, was ſollte aus mir Armen werden, wenn Du das thäteſt?

Oh, Sie haben das nicht zu fürchten, Excellenz, Sie ſind mein Herr und Meiſter!

Wie? Alſo der Teufel Oberſter?

Nein, der Gott, dem auch die Teufel wider ihren Willen dienen und ihm gehorchen müſſen! Sind nicht die Teufel früher auch Engel geweſen? Sie ſind gefallen, aber ſie ſehen mit ſcheuer Ehrfurcht in den Himmel hinein, und lieben und verehren wider ihren Willen den Gott, der hoch über ihnen ſteht, und der ſein Antlitz gnadenvoll und milde über ihnen, wie über den Engeln leuchten läßt! So, mein Gott, mein Herr und Meiſter, rief ſie, ſich mit hervorſtürzenden Thränen vor dem Staatskanzler niederwerfend, ſo ſchaue zu mir nieder, und laß Dich in ſcheuer Ehrfurcht lieben und anbeten, und laß gnadenvoll und milde Dein Auge leuchten über Der, welche aus allen ihren Himmeln gefallen iſt, und verloren gehen muß ohne Dein Erbarmen, Deine Gnade. Oh, mein Herr und Meiſter, ſtoße mich nicht von Dir, tritt nicht auch Du mein Herz unter Deine Füße, laß mich leben, um Dich anzubeten, Dich zu preiſen ewig und immerdar!

Armes Kind, ſagte Hardenberg bewegt, ich ſehe es, Du haſt viel gelitten in dieſer Nacht, die Wunde iſt tiefer, als ich dachte, und ich bereue faſt, daß ich Dir dieſen Schmerz bereitet habe.

Ich aber danke Ihnen, daß Sie es thaten, ich danke Ihnen, daß Sie mich warnten vor dem blumengeſchmückten Abgrund, an deſſen Rand ich lag, und in den ich verſunken wäre, wenn Sie mich nicht erretteten. Sie haben mir das Leben gerettet, und folglich gehört mein Leben Ihnen, und ich will fortan nichts ſein, als Ihr Geſchöpf.

So laß mich Dein Vater ſein, Kind, und ich ſchwöre es Dir, ich will als Vater und als Freund für Dich ſorgen! Vergiß dieſen

Schmerz, den ein unwürdiger Betrüger Dir bereitet hat, und wir wollen ſchon Sorge tragen, daß Dein armes Herz geneſen, und ſich dem Glück wieder öffnen ſoll!

Mein Herz iſt ſchon geneſen, ſagte ſie, und glücklich bin ich auch ſchon wieder, denn Sie ſind bei mir! Aber befehlen Sie mir nicht, daß ich den Betrüger vergeſſen ſoll, der mich verrathen und verſpottet hat, denn ich würde Ihnen nicht gehorchen können!

Oh, Du liebſt ihn alſo noch immer?

Sie brach in ein lautes ſpöttiſches Lachen aus. Ich liebe ihn ſo ſehr, ſagte ſie, daß ich ihn mit meinen Händen erwürgen würde, wenn es mir nicht ſchiene, daß der Tod eine viel zu geringe Strafe wäre für das Verbrechen, das er an mir begangen hat! Ich will den Betrüger nicht vergeſſen, weil ich mich an ihm rächen will!

Sie hob die Hand empor zum Himmel, und mit flammenden Augen rief ſie: Rache will ich! Rache für die Schmach, die ich erlitten habe!

Oh, Kind, rief Hardenberg, wenn man Dich anſchaut, ſollte man meinen, die Göttin der Rache ſelber vor ſich zu haben. Aber ich bitte Dich, mäßige Dich, mäßige Deinen wilden Zorn, ſo ſchön er Dich auch kleidet! Wir leben im kühlen Norden, Kind, und die Vendetta mit ihrem Dolch und Gift paßt nicht für unſer Klima!

Oh, ich will mich auch nicht rächen mit Gift und Dolch, rief ſie glühend, ich will ihn ganz langſam und vorſichtig mit Nadelſtichen tödten, das dauert länger, und thut weher! Ew. Excellenz überlaſſen ihn mir, nicht wahr? Sie laſſen mich ſtill und unbemerkt meine Rache nehmen an dem Verräther? Sie fragen mich niemals nach ihm, Sie laſſen es geſchehen, daß er öfter zu mir kommt, Sie mißtrauen mir nicht, und fragen mich nicht?

Nein, ich verſpreche Dir, ich mißtraue Dir nicht, und ich werde ſchweigen, bis Du kommſt, mir auf meine ſtumme Frage Antwort zu geben.

Ich werde antworten, ſobald mein Ziel erreicht iſt, ſobald die Wolke von mir genommen iſt, die jetzt noch meinen Himmel beſchattet.

Und jetzt, Friederike, ſagte Hardenberg ernſt, jetzt laß uns offen

und ehrlich über Deine Zukunft miteinander ſprechen. Sie muß endlich eine beſtimmte Form und Geſtalt annehmen. Du mußt endlich eine beſtimmte Stellung in der Welt gewinnen.

Ich habe ſie ſchon, rief Friederike, ich liege Ihnen zu Füßen, das iſt die einzige Stellung, die ich begehre!

Sie genügt wohl meinem Herzen, aber nicht meiner Sorgfalt für Dich. Du mußt auch eine Stellung der Welt gegenüber gewinnen, Du mußt einen Salon haben, einen Namen, einen Rang, und da ich ſelber Dir das nicht geben kann, ſo müſſen wir alſo darauf bedacht ſein, Dir einen Gemahl zu ſuchen.

Nein, nein, nein, rief ſie in flammendem Zorn, ich will keinen Gemahl, ich will keinen Rang, keinen Namen, keinen Salon. Ich habe mit meinen Thränen alle dieſe eitlen und thörichten Wünſche von mir abgewaſchen. Ich will nichts mehr, als Sie lieben, Ihnen dienen, und Sie erheitern mit meinen Dummheiten und meinen Katzenſprüngen, wenn die klugen Leute Sie genug gelangweilt haben mit ihrer Weisheit und ihrem ehrbaren Pfauenſchritt.

Und ich bedarf einer ſolchen Erheiterung, ich bedarf Deiner, ſagte der Staatskanzler. Das Leben iſt ein ſo langweiliges Ding, daß man wohl dafür ſorgen muß, es ſich ein wenig zu verſchönern und aufzuſchmücken. Du, Friederike, ſollſt fortan der Schmuck meines armen, zerquälten, vielfach in Anſpruch genommenen Lebens ſein! Und ich will dieſen Schmuck nicht verleugnen, ihn nicht vor der Welt mit Schleiern überflüſſiger Schaam verhüllen. Ich werde immer als Mann, als Diener des Staats meine Schuldigkeit thun, und den Pflichten genügen, welche ich beſchworen, und die mir das Schickſal auferlegt hat, aber dafür ſoll es mir auch erlaubt ſein, als Menſch auf meine Weiſe glücklich zu ſein, und meinem Alter einige Freude und Erholung, einigen Genuß zu ſchaffen. Von heute an, Friederike, nehme ich Dich an als meine Tochter, meine Geſellſchafterin, meine Pflegerin und Freundin, und als ſolche ſollſt Du in meinem Hauſe mit mir wohnen, als ſolche will ich Dich den Menſchen zeigen, welche zu mir kommen, und wenn ihre lächerliche Prüderie es nicht ertragen kann, an der Seite eines Greiſes ein junges Mädchen zu ſehen, das ihn als das

Abendroth ſeines verlöſchenden Tages umſtrahlt, nun, ſo mögen ſie ihre Augen abwenden, und im Gefühl ihrer ſtolzen Tugend von dannen gehen. Aber es fragt ſich, Friederike, ob Du die Gefährtin des Greiſes ſein willſt, ob es Dir genügt an meiner Seite zu leben als meine Freundin, meine Tochter und Geſellſchafterin?

Sie legte ihre beiden Hände auf ſeine Schultern, und ſah ihm tief in die Augen. Ich will Alles das ſein, flüſterte ſie leiſe und lächelnd, Alles das, was Sie wollen, daß ich ſein ſoll! Ich will nur für Sie leben, nur Ihre Wünſche als meine Geſetze betrachten, und wenig ſoll es mich kümmern, ob die heuchelnde Welt mit ihrem tugendhaften Geſicht, und ihrem laſterhaften Herzen hinter mir her lacht, wenn ich vorübergegangen bin. Ich werde ſchon dafür ſorgen, daß Niemand es wagen ſoll, mir in's Geſicht zu lachen.

Dies wird meine Sorge ſein, Kind, und ich denke, man wird ſich ſchon bequemen, einige Rückſicht zu nehmen auf die Freundin und Geſellſchafterin des Staatskanzlers von Hardenberg.*) Es iſt alſo ab-

*) Der Staatskanzler von Hardenberg nahm wirklich Friederike Hähnel in ſein Haus und ließ ſie, unbekümmert um das Gerede der Welt, beſtändig an ſeiner Seite ſein. Sie war ſeine unzertrennliche Gefährtin, die er niemals verleugnete, und der die allezeit in ſolchen Dingen gefällige Welt überall mit Zuvorkommenheit begegnete, um dem mächtigen Staatskanzler angenehm zu ſein. Ich ſelber hörte Friederike Hähnel einmal, als ſie allein war in einer Geſellſchaft, in der ich zufällig mit ihr zuſammentraf, erzählen, daß ſie einſt mit dem Staatskanzler eine Reiſe gemacht an einen kleinen deutſchen Hof. Sie logirte mit ihm im Schloß des regierenden Herrn, und als die Einladung erging, zur großherzoglichen Tafel zu kommen, führte der Staatskanzler ganz unbekümmert ſeine Geſellſchafterin mit ſich in den fürſtlichen Eßſaal. Sie ſah ſehr wohl das Entſetzen der fürſtlichen Herrſchaften und Hofleute und noch jetzt, als ſie davon ſprach, leuchtete ein dämoniſches Feuer aus ihren dunkeln Augen und ſchilderte ſie mit beißender Ironie die Verlegenheit und Beſtürzung der Hofgeſellſchaft, und die höhniſche Schadenfreude, die ſie darüber empfunden. Indeſſen, erzählte ſie, hätte der großherzogliche Hof ſich in die Laune des allmächtigen Staatskanzlers gefügt, habe ſie an der Tafel Platz nehmen laſſen an der Seite des Staatskanzlers, und da die Großherzogin es nicht umgehen konnte, mit ihr zu ſprechen, habe ſie ſie immer als „Frau Gräfin“ angeredet. Aber ſie lachte laut auf und rief: „Entſchuldigen Ew. Königl. Hoheit, ich bin keine Gräfin, ſondern nichts weiter als des Uhrmachers Hähnel älteſte, eheleibliche Tochter.“

gemacht. Du wohnſt fortan bei mir in meinem Hôtel. Und ſo wäre denn der Pilgermarſch der wandernden Thörin und Abenteurerin, als welche Du Dich mir am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft vorſtelltest, beendet, und mein lieblicher Kobold hat endlich ſich zur Ruhe bequemt! — —

Ja, ſagte Friederike, als der Staatskanzler ſie verlaſſen hatte, die Wandertage der pilgernden Thörin ſind jetzt vorläufig beendet, und ich habe meinen Hafen erreicht. Aber jetzt kommt es darauf an, mir in dieſem Hafen auch ein mit den Schätzen Indiens beladenes Schiff vor Anker gehen zu laſſen, damit, wenn der Herr, dem dieſer Hafen gehört, einſt ſtirbt, man mich nicht mit Schimpf und Schanden als Bettlerin von dannen jagt, und mich zwingt, mein Abenteurerleben von Neuem zu beginnen. Ich will reich werden, ich muß reich werden. Gold, das iſt die Brücke, welche allein fortan mich mit der Geſellſchaft verbindet, Gold wird mir dereinſt einen Namen, einen Rang geben! Der reichen Frau wird man dereinſt ihre Vergangenheit verzeihen, für die reiche Frau wird man Nachſicht, Entſchuldigung und Güte haben. Erbärmliche Welt, deren Gunſt, deren Achtung, deren Lächeln man ſich mit Gold erkaufen kann! Aber es iſt einmal ſo, und da es ſo iſt, muß ich Gold zuſammenraffen, Gold, um zuletzt die wandernde Thörin, die närriſche Abenteurerin als eine tugendhafte Frau erſcheinen zu laſſen. Mit Gold erkauft man ſich Alles, ſelbſt den Himmel!*) Aber

*) Friederike Hähnel hat alle ihre Pläne erreicht. Sie hat nach dem Tode ihres Beſchützers, des Staatskanzlers von Hardenberg, ſich mit ihrem Gelde einen Gemahl gekauft, der ihr wenigſtens einen adligen Namen und den Rang einer Baronin geben konnte. Sie hat, nachdem das Alter mit ſeiner Langeweile, ſeinen Schreckniſſen, Enttäuſchungen und vielleicht auch Gewiſſensbiſſen kam, ſich auch den Himmel zu erkaufen geſucht. Sie ward in Rom katholiſch, und galt dort für eine ſehr heilige Dame, weil ſie gelobt, nach ihrem Tode ihr ganzes ungeheures Vermögen der Kirche zu vermachen. Die römiſche Geiſtlichkeit, ja ſogar die hohen Cardinäle hielten es daher für angemeſſen, ſich um die Geneigtheit der reichen, frommen und geiſtreichen Frau zu bewerben. Durch einen der Cardinäle ward ſie dem Papſt Gregor XVI. vorgeſtellt, und bis zum Tode des Papſtes war ſie alsdann in Rom eine ſehr einflußreiche, gefeierte Frau.

wie fange ich es an, Gold, viel Gold zu erwerben? Ich darf meinen edlen und erhabenen Freund nicht ahnen laſſen, daß meine göttliche Liebe und ſchwärmende Bewunderung für ihn nicht ganz ſo rein von irdiſchen und eigennützigen Wünſchen iſt, wie er es vermeint, das Gold muß für mich ihm gegenüber immer nur Nebenſache ſein, die Liebe die Hauptſache! Die Liebe, rief ſie laut auflachend, die Liebe! Als ob Friederike Hähnel noch etwas Anderes lieben könnte, als ſich und das Gold allein, als ob —

Ein lautes Klopfen an ihrer Thür unterbrach ſie in ihrem Selbſtgeſpräch, und ſie eilte zur Thür hin, ſie zu öffnen.

Herr von Sahla, rief ſie dann überraſcht. Treten Sie ein, und ſeien Sie mir herzlich willkommen!

Ich danke Ihnen für dieſen Gruß, ſagte Herr von Sahla, in das Zimmer tretend, und möchten Sie ihn nicht zurücknehmen, wenn Sie erfahren, weshalb ich komme.

Weshalb Sie kommen? fragte ſie erſtaunt. Sie kommen alſo nicht blos, um nach ſo langer Zeit endlich Ihre geſprächige Freundin von der Tribüne des Oktoberfeſtes wieder zu ſehen? Wahrhaftig, ich glaube, Sie hätten etwas früher kommen können, um ſich für die Gefälligkeit zu bedanken, mit der ich mich damals Ihrer annahm. Sie haben ſehr lange gezögert mit Ihrem Dank, denn wenn ich nicht irre, ſind mehr als vier Wochen — ah, unterbrach ſie ſich plötzlich mit einem lauten Lachen, ah, jetzt weiß ich, weshalb Sie kommen. Sie haben meinen Vorſchlag damals für Ernſt genommen, Sie haben es nicht vergeſſen, daß wir nach vier Wochen der Prüfung unſerer Herzen, uns eine ſehr zarte, ſehr folgenreiche Frage vorlegen wollten. Beim Himmel, Sie haben ein gutes Gedächtniß, ich hatte dieſe ganze Angelegenheit vergeſſen.

Ich aber, ſagte Herr von Sahla mit ſeiner traurigen, düſtern Stimme, ich habe Sie nicht vergeſſen. Ich habe Ihrer täglich gedacht, und wenn ich nicht von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch machte, wenn ich nicht zu Ihnen kam, ſo lag das nicht in meinem Willen, ſondern es war nur mein Schickſal, das es verhinderte. Ich war nicht in Wien, und bin erſt ſeit geſtern wieder hierher zurückgekehrt.

Und jetzt kommen Sie, um mir zu sagen, daß Sie Calatravaritter bleiben wollen, nicht wahr? Still, antworten Sie mir nicht! Ich will Sie verhindern, mir einen Korb zu geben, indem ich Ihnen denselben darreiche. Mein lieber Calatravaritter, wir wollen Beide unsern Gelübden und Orden getreu bleiben! Sie sind ein weltlicher Mönch, der das Gelübde der Keuschheit abgelegt hat, und ich, — nun ich bin eine weltliche Nonne, die auch das Gelübde abgelegt hat, ewig eine Jungfrau zu bleiben und ihrem Herrn zu dienen. Fragen Sie mich nicht, wer mein Herr ist, sondern lassen Sie es sich genügen, daß ich durchaus keine Lust verspüre, Sie Ihren Gelübden abwendig machen zu wollen; überlassen Sie mich daher auch den meinen! Unsere Lebenswege sind sehr verschieden, wie ich denke. Sie wollen nichts, als sich den Himmel erwerben, ich, — nun ich will mir die Erde erwerben, und das Recht, auf ihr glücklich zu sein.

Wer weiß, ob unsere Wege so verschieden sind, als Sie denken, sagte Herr von Sahla mit einem traurigen Lächeln. Haben Sie denn vergessen, welche Bestrebungen, welche Wünsche mich hierher geführt nach Wien? Habe ich Ihnen nicht damals gesagt, daß das Unglück Sachsens, das Unglück meines Königs mein Herz bewege, daß ich mein Leben hingeben wolle im Dienste meines Vaterlandes und meines Königs?

Ah, Sie haben noch immer diese Schwärmerei? fragte Friederike nachlässig. Sie wollen noch immer für Sachsens Unabhängigkeit petitioniren, und bei dem Congreß im Namen Sachsens Ihre Klagestimme erheben?

Ja, das will ich, das muß ich ich, rief Sahla glühend. Die Unabhängigkeit, die Wiederherstellung meines Vaterlandes, das ist meines Lebens Zweck und Ziel!

Armer Freund, dann beklage ich Sie. Sie werden dieses Ziel nicht erreichen. Der Congreß wird Ihre Stimme nicht hören, denn Preußen hat eine lautere und vollere Stimme, und es wird das Klagegeschrei Sachsens übertönen.

Nun denn, sagte Herr von Sahla düster, wenn alle meine Pläne scheitern, wenn mein Vaterland wirklich verloren ist, dann werde ich

wenigſtens der Rächer meines ſterbenden Vaterlandes, meines unglücklichen Königs ſein, dann wird das Schickſal meinen Arm bewaffnen, um Diejenigen zu ſtrafen, welche ſich an Sachſen verſündigt haben! Wenn Alles verloren iſt, bleibt mir noch die Rache!

Rache! rief Friederike. Sie haben da ein Wort geſprochen, das mich zu Ihrer Bundesgenoſſin macht. Auch ich habe dieſes ſüße Wort in mein Herz eingegraben, auch ich gehöre zu ihren Prieſterinnen. Geben Sie mir Ihre Hand, Freund, wir gehören Beide zu demſelben Bunde, zu dem Bunde der Rache, und wir wollen uns förderlich ſein, ſo viel wir können.

Wollen Sie das wirklich, Friederike? fragte Sahla, ihre dargereichte Hand feſt in der ſeinen drückend. Wollen Sie mir wirklich helfen?

Sagen Sie nur, ob ich es kann?

Sie können es, denn Sie ſind einflußreich bei Dem, in deſſen Händen das Schickſal Sachſens ruht. Oh, Friederike, ſeien Sie großmüthig, ſeien Sie gerecht, erheben Sie Ihre mächtige, einflußreiche Stimme für das unglückliche Sachſen, für den tiefgebeugten König. Oh, Freundin, wenn Sie ihn geſehen hätten, den armen, beklagenswerthen König, wenn Sie ihn in Thränen, Jammer und Noth geſehen hätten, wie ich ihn geſehen habe, wenn Sie das Wehklagen des ſächſiſchen Volkes gehört hätten, wie ich es gehört habe, ſo würde Ihr großmüthiges Herz ſich erbarmen, ſo würden Sie erkennen, daß es ein Sacrilegium iſt, den rechtmäßigen König von Sachſen ſeiner Krone, ſeiner Ehre und ſeines Eigenthums zu berauben, daß es ein Verbrechen an den heiligen Völkerrechten iſt, ein Volk willkürlich ſeinem angebornen Herrſcher zu entreißen, und es wider ſeinen Willen an einen Andern zu verſchenken. Oh, Friederike, dulden Sie es nicht! Noch einmal beſchwöre ich Sie im Namen meines Volkes, meines Königs: erheben Sie Ihre einflußreiche Stimme für Sachſen, wenden Sie mit Ihrem Feuergeiſt, mit Ihrer ſüßen Beredtſamkeit das Unheil ab, welches uns bedroht. In den Händen des Staatskanzlers liegt das Schickſal Sachſens, küſſen Sie dieſe Hände und ſie werden uns wieder geben, was ſie uns nehmen wollten.

Ah, Sie wollen mich zu einer politiſchen Agentin machen, rief

Friederike lächelnd. Aber was geht mich Sachſen an, was habe ich davon, ob Ihr Sachſen ein ſelbſtſtändiges Land bleibt, ob Ihr König ſich zu Tode grämt? Er kümmert ſich nicht um mich, weshalb ſollte ich mich um ihn kümmern?

Sie thun ihm Unrecht, ſagte Herr von Sahla raſch und leiſe, der König kümmert ſich um Sie, der König kennt Sie und ſendet Ihnen durch mich ſeine Grüße; und im Namen Sachſens ſoll ich Sie bitten, dies kleine Andenken anzunehmen.

Er zog ein großes Maroquin-Etui aus ſeinem Buſen, und reichte es ihr da. Friederike nahm es lächelnd entgegen und öffnete es raſch. Als ſie darin ein wundervolles Collier von Brillanten und Perlen fand, erröthete ſie vor Vergnügen und ihre Augen blitzten höher auf.

Ich nehme Ihr Geſchenk an, Herr von Sahla, ſagte ſie, und ich werde es nicht vergeſſen, daß Sachſen es war, von dem ich meine erſten Brillanten erhielt. Ich werde auch verſuchen, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweiſen! Ich werde alle meine Beredtſamkeit, meinen Einfluß für Sie verwenden, und vielleicht gelingt es Ihren und meinen vereinten Bemühungen, Sachſen, wenn auch vielleicht in verkleinerter Geſtalt, Ihrem König zu erhalten. Ich will meinen Eifer für Ihre Angelegenheit gleich dadurch bethätigen, daß ich Ihnen einen guten Rath gebe. Werben Sie ſich noch andere einflußreichere Stimmen für Sachſen, werben Sie um die Gunſt Talleyrand's. Er iſt der mächtigſte und geſchickteſte, weil er der intriguanteſte und gewiſſenloſeſte aller Diplomaten iſt. Wenden Sie ſich alſo im Namen Ihres Königs an Talleyrand, er iſt es, der allein noch hier auf dem Congreß Sachſen vertritt, richten Sie es ſo ein, daß für ihn die Frage der Politik eine Frage des Intereſſes wird, denn, — unter uns geſagt, Talleyrand liebt die Brillanten und das Gold, er kann wohl ſeine Principien wechſeln, aber — er nimmt ein ziemlich hohes Agio! — —

Jetzt weiß ich den Weg, den ich zu wandeln habe, rief Friederike, als ſie wieder allein war, und mit entzückten Augen das funkelnde Brillantgeſchmeide betrachtete, das ſie ſpielend durch ihre Hände gleiten ließ. Ja, ja, dieſer romantiſche Schwärmer, der Herr von Sahla, iſt für mich der Congreß geweſen, der mir die Richtung meines Lebens-

weges andeutet. Oh, ich denke, ich werde auf dieſem Wege noch ſehr viele Brillanten und ſehr viel Gold finden! Ich werde ſie finden in dem Vorzimmer meines angebeteten Freundes! Ja, ſein Vorzimmer, das wird der Hafen ſein, in welchem mein Schiff vor Anker geht, und bei Gott, Niemand ſoll mir dieſes Vorzimmer paſſiren, der nicht einen guten Zoll in mein Schiff niederlegt! Oh, ich werde reich werden, das heißt, ich werde eine vornehme, tugendhafte, geachtete Frau werden! Ha, ha, welch' eine luſtige Komödie iſt doch das Leben, und wie Unrecht thut man, wenn man es ernſthaft nehmen, und die Poſſe als eine Tragödie herunter ſpielen will! Ich meinestheils werde nicht ſo thöricht ſein! Ich ſpiele fröhlich mit in der Lebenspoſſe und bei Gott, ich will das Publikum ſchon zwingen, mich darin als erſte Liebhaberin auftreten zu laſſen, und mir zu applaudiren! Aber ſtill, höre ich da nicht Schritte über den Corridor daher kommen?

Sie flog zu der Thür hin und horchte. Ja, ſagte ſie, und ein dämoniſches Lächeln glitt über ihr Antlitz hin, ja, ich kenne dieſen Schritt. Er iſt es! Er! Gott, rief ſie, von der Thür in die Mitte des Zimmers zurücktretend, Gott, höre meinen Schwur der Rache, gieb mir die Mittel, dieſen Verräther zu ſtrafen, und —

Die Thür flog auf, und mit einem Aufſchrei des Glücks, mit geöffneten Armen, flog Friederike dem Eintretenden entgegen.

Willkommen, mein Geliebter, willkommen! Oh, Du Grauſamer, wie lange Du mich heute Dein geliebtes Angeſicht haſt erwarten laſſen!

Und wie lange ich das Deine habe entbehren müſſen, rief er, ſie zärtlich an ſein Herz drückend. Oh, Friederike, wann wird endlich die Zeit kommen, wo wir für immer einander angehören?

Du erſehnſt es alſo wirklich? fragte ſie, das Antlitz von ſeiner Bruſt erhebend, und ihre glühenden Augen auf ihn heftend. Du liebſt mich alſo wirklich?

Ja, Du holde, liebe Zweiflerin, ſagte er lächelnd, ich liebe Dich wirklich! Ich erſehne die Stunde, wo Du meine Gemahlin ſein wirſt, denn in dieſer Stunde wird Frankreich glücklich, wird der Kaiſer heimgekehrt ſein.

Und wir, ſagte Friederike lächelnd, wir werden unſer Gelübde

erfüllt, wir werden ihm Marie Louiſe und den König von Rom wieder zugeführt haben! Oh, mein Geliebter, laß uns alſo alle unſere Gedanken, alle unſere Beſtrebungen darauf richten, wie wir den Sohn und die Gemahlin Napoleons von hier entfernen und ſie nach Frankreich entführen können. Dies ſei unſer Ziel und Streben, und erſt, wenn wir es erreicht haben, dann wollen wir von unſerer Liebe und von unſerm Glück ſprechen!

IV.

Der Geburtstag Marie Louiſens.

Während Wien wiederhallte von dem Jubel der Feſte, während der Congreß ſang, jubelte und tanzte, aber, wie der Fürſt Ligne geſagt, nicht vorwärts ging, lebte Marie Louiſe einſame, trübe Tage zu Schönbrunn. Freilich war auch in dies vereinſamte Schloß zuweilen das laute Geräuſch der Feſte gedrungen, und mehrmals hatte die Kaiſerin Ludovica, die Veranſtalterin und Ordnerin der kaiſerlichen Feſte, Schloß Schönbrunn mit hineingezogen in ihre Feſt-Arrangements. Dann hatte auch Schönbrunn wiedergehallt vom Klange der Muſik, dann hatten die ſtillen düſtern Säle ſich plötzlich mit Glanz und Licht erfüllt, und die Pracht und Herrlichkeit der vergangenen Tage, in denen einſt die Kaiſerin Maria Thereſia in Schönbrunn verweilte, oder in denen der Kaiſer Napoleon auf dieſem Schloß reſidirte, ſchienen ſich für einige Stunden wieder zu erneuern. Aber während dieſer Stunden mußte die Kaiſerin Marie Louiſe ſich in das Innerſte ihrer Gemächer zurückziehen, denn noch widerſtand es ihrem Gefühl, bei dieſen Feſten ſich zu zeigen und in ihrer zweifelhaften Stellung, nicht mehr Kaiſerin, nicht mehr Erzherzogin, und noch nicht anerkannt als Herzogin von Parma, ſich den Souverainen darzuſtellen. Solche Tage der Feſte waren daher für die Kaiſerin Marie Louiſe immer nur Tage der

Thränen, der Demüthigungen und des ſchmerzvollen Rückblickens in die Vergangenheit.

Aber heute ſollte in Schönbrunn ein Feſt begangen werden, das allein der Kaiſerin Marie Louiſe galt, und deſſen Königin ſie allein ſein durfte. Denn es war heute der zwölfte Dezember, der Geburtstag Marie Louiſens, und ihre Damen und Cavaliere hatten es ſich zur Aufgabe gemacht, dieſen Tag möglichſt feierlich zu begehen, um ſie zu bewahren vor den ſchmerzlichen Rückerinnerungen an ihre glänzende Vergangenheit. Sie hatten daher allerlei kleine Ueberraſchungen arrangirt, hatten die Kaiſerin in der Frühe des Morgens ſchon mit Muſik geweckt, dann hatte der ganze kleine Hof in feſtlicher Toilette ſich zum Lever der Kaiſerin gemeldet, und Jeder hatte um die Erlaubniß gebeten, ihr ein kleines Geſchenk überreichen zu dürfen. Auch ihr Sohn, den man jetzt nicht mehr den König von Rom, ſondern den Prinzen Napoleon nannte, hatte Marie Louiſen ein kleines franzöſiſches Gedichtchen declamirt, und mit demſelben ihr eine Silhouette ſeines Vaters überreicht, welche der Baron Meneval ihm aufgezeichnet, und die der Prinz dann ſelber zierlich ausgeſchnitten und auf roſa Papier geklebt hatte.

Marie Louiſe hatte der niedlichen Declamation des kleinen Prinzen mit einem ſanften Lächeln zugehört, als er ihr aber die Silhouette überreichte, hatte eine tiefe Röthe einen Moment ihr Antlitz übergoſſen; faſt verlegen, mit niedergeſchlagenen Augen, hatte ſie das kleine Portrait genommen, und ohne nur einen Blick auf daſſelbe zu werfen, hatte ſie es raſch auf den Tiſch zu den andern Geſchenken gelegt.

Liebe Mama Kaiſerin, ſagte der kleine Prinz traurig, warum betrachteſt Du Dir nicht das ſchöne Bild von meinem Papa? Haſt Du denn den großen Kaiſer gar nicht mehr lieb, daß Du ſein Bild nicht ſehen willſt?

Marie Louiſe ſchien dieſe Frage nicht gehört zu haben, ſie hatte ihr Angeſicht ganz verſenkt in den großen Blumenſtrauß, den ihr der kleine Napoleon mit ſeiner Silhouette dargereicht, und deſſen Duft ſie mit Entzücken einzuathmen ſchien.

Aber der Prinz zog mit dem Ungeſtüm, der die Kaiſerin ſchon ſo

oft und ſo ſchmerzlich an ſeinen Vater erinnert hatte, ihre Hand mit dem Bouquet von ihrem Antlitz fort, und ſeine großen blauen Augen feſt auf ſie richtend, fragte er mit ernſter, faſt zürnender Stimme: Mama, haſt Du Deinen Papa Kaiſer gar nicht mehr lieb?

Ja, gewiß, mein Sohn, ſagte die Kaiſerin raſch und leiſe, ich habe ihn noch lieb, und ich werde niemals die ſchönen Tage vergeſſen, welche ich in Frankreich verlebt habe.

Das Kind ſchien nur den erſten Theil der Antwort ſeiner Mutter gehört zu haben, und blickte ſinnend und mit jenem tiefen Ernſt, der ſo oft das Antlitz der Kinder gleichſam verſteinert, vor ſich hin.

Mama, rief er auf einmal, wie aus tiefen Gedanken erwachend, Mama, wenn Du meinen Papa Kaiſer lieb haſt, warum biſt Du alsdann nicht bei ihm?

Mein Kind, ſagte Marie Louiſe ſeufzend, ich darf nicht zu dem Kaiſer gehen. Mein Vater hat es mir nicht erlaubt, mein Vater befiehlt, daß ich hier bei ihm bleibe, und Du weißt wohl, die Kinder müſſen immer ihren Eltern gehorſam ſein.

Ja, rief Napoleon, ſo lange ſie noch ſo klein ſind, wie ich es bin, dann müſſen ſie gehorſam ſein, wie ich es auch bin. Denn wenn ich Dir nicht gehorſam wäre, Mama, ſo wäre ich ſchon lange hier fortgelaufen, wo es mir gar nicht gefällt, und wäre zu meinem Papa Kaiſer gelaufen, wo es mir gewiß ſehr gut gefallen würde. Kleine Kinder müſſen ihren Eltern gehorchen, und darum bleibe ich hier, aber große Damen müſſen ihrem Vater nicht gehorchen, wenn er ihnen etwas befiehlt, was Unrecht iſt.

Und wer ſagt denn, daß mir mein Vater etwas befiehlt, was Unrecht iſt? fragte die Kaiſerin in gereiztem Ton.

Es ſagt es mir Niemand, ſagte der Knabe ſinnend, aber ich ſelber habe es mir ſo nachgedacht, ſeit ich geſtern den Herrn von Meneval mit meiner lieben Quiou von dem ſchönen Brief ſprechen hörte, den meine Tante Jerome an ihren Vater geſchrieben hat. Siehſt Du, Mama, die Tante Jerome, die hat auch nicht ihrem Vater gehorſam ſein wollen, und als der befohlen hat, ſie ſolle den Oncle Jerome verlaſſen und wieder zu ihrem Vater kommen, da hat ſie geſagt: nein, ich

will nicht zu Dir kommen, nein, ich bleibe bei meinem Mann, ich will meinen lieben Jerome nicht verlaſſen. Und meine liebe Quiou ſagt, das ſei ſehr ſchön von der Tante, und darum denke ich, Du müßteſt es auch ſo machen und müßteſt zu Deinem Papa, meinem Herrn Großvater Kaiſer, ſagen: nein, ich will nicht zu Dir kommen, ich will bei meinem lieben Mann bleiben. Dann würde meine liebe Quiou auch von Dir ſagen, daß es ſchön ſei.

Das Antlitz Marie Louiſens hatte ſich umdüſtert, und einen verdrießlichen Blick auf die Gräfin Montesquiou werfend, die verlegen und erſchrocken ſich in die Fenſterniſche zurückgezogen hatte, fragte ſie mit ſcharfem Ton: iſt das auch ein Geburtstagsgedicht, welches Sie dem Prinzen eingeübt haben, Gräfin?

Gräfin Montesquiou trat aus der Fenſterniſche hervor, und ſich der Kaiſerin nähernd, ſagte ſie mit ernſter Würde: Ich bitte Ew. Majeſtät um Verzeihung, aber ich glaube, Ew. Majeſtät werden ſelbſt am beſten ermeſſen, ob das unſchuldige Geplauder des Prinzen Aehnlichkeit hatte mit einem eingelernten Gedicht.

Wenigſtens wäre es ein ziemlich ungereimtes, ſagte Marie Louiſe, ihr Haupt zurückwerfend. Aber ſagen Sie mir doch, Gräfin, was iſt es denn überhaupt für eine ſeltſame Geſchichte von der Madame Jerome Bonaparte, welche Sie da meinem Sohn erzählt haben?

Ich bitte Ew. Majeſtät abermals um Verzeihung, ſagte die Gräfin, ich habe dem Prinzen gar keine Geſchichte von Ihro Majeſtät, der Frau Königin von Weſtphalen, erzählt, und ich habe nicht geahnt, daß der Prinz dem Geſpräch zugehört hat, das ich geſtern mit dem Baron von Meneval gehabt, während der Prinz in dem andern Zimmer an ſeinem Spieltiſch ſaß und mit ſeinen Soldaten ſpielte.

Ja, ſagte Napoleon mit einem ſchlauen Lächeln, Ihr glaubtet, ich ſpiele mit meinen Soldaten, aber als ich Euch von meinem Oncle Jerome und von ſeiner Frau ſprechen hörte, da ſtand ich leiſe auf, ſchlich bis zur Thür hin und horchte. Und ſo habe ich Alles gehört, was der Baron Meneval erzählte, auch den hübſchen Brief, den die Tante Jerome an ihren Vater geſchrieben.

Sie haben indeſſen da ein großes Unrecht begangen, Sire, ſagte

die Gräfin ernſt, man muß niemals horchen, denn es iſt nicht ehrenvoll, etwas heimlich zu thun, und Jemanden das abzulauſchen, was er nicht freiwillig ſagt.

Der Knabe erröthete und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Ich wollte nur ſo gern hören, was Ihr von meinem Oncle Jerome erzähltet, ſagte er, und ich wußte, daß Sie es mir nicht erzählen würden, weil man Ihnen verboten, mir von meinem Papa Kaiſer und von meinen Oncles und vom ſchönen Frankreich zu erzählen.

Man ſcheint ſich indeſſen um dies Verbot wenig zu bekümmern, ſagte die Kaiſerin ſpöttiſch. Aber ſagen Sie mir doch, Frau Gräfin, was iſt es mit dieſem Brief der Madame Jerome?

Ew. Majeſtät, der Herr Baron von Meneval hatte durch einen ihm befreundeten Cavalier des Königs von Würtemberg die Abſchrift eines Briefes erhalten, den die Königin von Weſtphalen an ihren hier in Wien anweſenden Vater geſchrieben hat.

Und dieſer Brief iſt ſo ſehr merkwürdig?

Majeſtät, er iſt das Zeugniß einer edlen und erhabenen Frauenſeele, ſagte die Gräfin würdevoll.

Ah, in der That, Sie machen mich neugierig, dieſes Muſter von Briefſtyl kennen zu lernen, rief Marie Louiſe mit gereizter Stimme. Ich bitte Sie, Gräfin, holen Sie doch Ihren ſchönen Brief und leſen Sie ihn mir vor.

Majeſtät, ſagte die Gräfin ernſt, ich habe den Brief bei mir, denn ich wollte Ew. Majeſtät um gnädige Erlaubniß bitten, Ihnen dieſes ſchöne Schreiben, durch welches die Königin von Weſtphalen ſich ein ſo edles und unvergängliches Monument geſetzt hat, vorleſen zu dürfen.

Leſen Sie alſo! rief die Kaiſerin, indem ſie ſich nachläſſig in die Kiſſen des Divans zurücklehnte und an dem Blumenſtrauß zupfte, den ſie in der Hand hielt. — Der kleine Napoleon ſtand neben ihr und heftete ſeine großen Augen bald auf ſeine Mutter, bald auf die Gräfin, welche jetzt aus der Taſche ihres Kleides ein Portefeuille hervorzog, aus demſelben ein beſchriebenes Blatt Papier nahm und las:

Sire! Ich habe Ihr gnädiges Schreiben erhalten, in welchem Ew. Majeſtät mir den Vorſchlag machen, jetzt, da das Schickſal den

Kaiſer Napoleon ſeiner Macht und Würde beraubt hat, und in Folge deſſen auch ſeine Brüder ihrer Throne verluſtig gegangen ſind, meinen Gemahl, den König Jerome, zu verlaſſen, mich von ihm zu ſcheiden und als Prinzeſſin von Würtemberg wieder in die Staaten Eurer Majeſtät zurückzukehren. Indem ich Ew. Majeſtät für Ihre väterliche Fürſorge und Ihre mir bezeigte Güte meinen ehrerbietigſten Dank ſage, bitte ich meinen gnädigen Vater, mir nicht zu zürnen, wenn ich nicht im Stande bin, den Befehlen Eurer Majeſtät zu genügen, und das Aſyl, welches mir Eure Majeſtät bieten, anzunehmen. Als ich vor ſechs Jahren mit dem König Jerome vermählt ward, da liebte ich ihn nicht, ſondern ich unterwarf mich nur mit Thränen und Widerſtreben dem Befehl meines königlichen Vaters, der es mir zur Pflicht machte, dem Bruder des Kaiſers Napoleon meine Hand darzureichen. Seitdem habe ich ſechs Jahre an der Seite meines Gemahls gelebt und die Zuvorkommenheit, Liebe und Güte, welche er mir immer bewieſen, hat ihm allgemach mein Herz gewonnen. Zudem iſt er der Vater meiner beiden Kinder, der Mann, dem ich vor dem Altar Gottes mit einem feierlichen Eide gelobt, als ſein treues Weib ihm bis zum Tode anzugehören und Glück und Unglück mit ihm zu theilen. In den Tagen des Glückes hat Niemand gewollt, daß ich mich von ihm trenne, und jetzt ſollte ich es thun, jetzt in den Tagen des Unglücks ſollte ich ihm den Arm entziehen, auf den allein er ſich noch ſtützen kann? Jetzt ſollte ich, treulos meinem Schwur, ohne Ehrfurcht vor meiner Vergangenheit, ohne Scheu vor dem Urtheil Gottes und der Welt die Bande zerreißen, die mich an ſein Unglück binden? Sollte meinen Gemahl, den Vater meines Sohnes, allein, vielleicht flüchtig und verbannt in der Fremde umherſchweifen laſſen, während ich am Hofe meines königlichen Vaters ein bequemes und glänzendes Leben führte? Aber das würde heißen, meine Vergangenheit entehren und Schande auf mein Haupt wälzen. Die Welt würde mir dann nicht glauben können, daß ich die angetraute Gemahlin des Königs Jerome geweſen, ſondern ſie würde mich für eins dieſer verlornen, ehrloſen Mädchen halten, welche bei ihrem unlegitimen Liebhaber bleiben, ſo lange er glücklich und reich genug iſt, ihnen ein üppiges und glänzendes Leben

zu verſchaffen, welche aber, ſobald das Unglück über ihn kommt, ihn verlaſſen, wie die Ratten das Schiff verlaſſen, deſſen Untergang ſie wittern. Aber ich bin die angetraute, ehrliche, legitime Frau des Königs Jerome, und als ſolche muß und will ich bei ihm bleiben, und er ſoll ſich vertrauensvoll auf meinen Arm lehnen, und Niemand, weder die Welt, noch er ſelber, ſollen glauben, daß ich ihn verlaſſen könnte! Ich bitte Ew. Majeſtät mir nicht zu zürnen wegen eines Entſchluſſes, der Ihren Befehlen widerſpricht. Aber es ſtehet in der Bibel geſchrieben: das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen und ihrem Gatten nachfolgen. Mein gnädiger Vater wird mir verzeihen, wenn ich dem Wort der Bibel gehorſam bin.*)

Nicht wahr, Mama, das iſt ſehr ſchön? rief der kleine Prinz, als die Gräfin geendet hatte.

Marie Louiſe hatte während der Vorleſung des Briefes ihr Antlitz ganz und gar hinter dem großen Blumenbouquet verborgen gehabt, jetzt warf ſie es bei Seite und ließ die Gräfin und ihren Sohn ihr von Thränen überfluthetes Angeſicht ſehen.

Ja, ſagte ſie ungeſtüm, das iſt ſehr ſchön und die Gräfin hat Recht, die Königin von Weſtphalen iſt eine ſehr edle Frau! Oh, ich beneide ſie, daß ſie ſo ſprechen und ſo handeln durfte, daß ſie die Freiheit hatte, ihrem eigenen Willen zu folgen und ihrem Herzen und ihrem Gewiſſen genug zu thun. Ich beneide ſie und möchte mein Herzblut hingeben, um mir das Recht zu erkaufen, ihr gleich zu thun. Ich aber, ich kann es nicht, ich darf es nicht! Ich bin eine elende, beklagenswerthe Gefangene, man hat mich in Feſſeln gelegt, und —

Oh, Mama, Mama, unterbrach ſie der kleine Prinz, in Thränen ausbrechend, oh, weine nicht ſo ſehr! Es iſt ſchrecklich, Dich ſo weinen zu ſehen.

Marie Louiſe wehrte ihn zurück und ſtand auf. Montesquiou, ſagte ſie, haſtig im Zimmer auf und abgehend, bringen Sie den Prinzen hinaus, führen Sie ihn zur Gräfin Brignole und kehren Sie dann hierher zurück.

---

*) Mémoires de la Duchesse Abrantès. Vol. XVIII. 289.

Die Gräfin nahm den weinenden Knaben in ihre Arme empor, und ihn leiſe und zärtlich tröſtend und beſchwichtigend trug ſie ihn hinaus.

Marie Louiſe ging immerfort heftig auf und ab, ihre Wangen waren farblos, ihre Lippen zitterten, und ſchwer und fieberhaft ging der Athem aus ihrer wogenden Bruſt hervor.

Ja, ſagte ſie haſtig vor ſich hin, ja, man behandelt mich hier wie eine Sclavin, die nur den Befehlen ihres Herrn folgen darf. Ich bin hier nichts weiter als eine Gefangene, die man auf jedem Schritt bewacht, deren Mienen, deren Gedanken ſelbſt man belauſcht, weil man immer fürchtet, ſie möchte einen Verſuch machen, ihre Freiheit wieder zu gewinnen und ſich der Gewalt ihrer Tyrannen zu entziehen. Oh, es iſt ein ſchmachvolles und entwürdigendes Leben, das ich hier führe, man zwingt mich dazu, eine ehrloſe Rolle zu ſpielen, und wenn ich gehorche und mich unterwerfe, wird die Welt einſt mit Fingern auf mich zeigen, und wie man von der Königin von Weſtphalen ſagt, daß ſie ſich ein Denkmal ihres Edelmuths und ihrer Hochherzigkeit geſetzt, ſo wird man von mir ſagen, ich hätte mir ein Denkmal niedriger und feiger Geſinnung geſetzt. Aber man ſoll nicht ſo von mir reden dürfen! Nein, nein, ich will es nicht! Auch ich bin keine ehrloſe Perſon, auch ich bin die legitime Gemahlin des Kaiſers und ich will meinen Sohn nicht zum Baſtard ſtempeln. Gräfin, rief ſie der eintretenden Gouvernante des Prinzen zu, Gräfin, Sie ſollen mir rathen, Sie ſollen mir helfen, daß ich von hier fortkomme. Die Königin von Weſtphalen hat mir den Weg gezeigt, den ich wandeln muß. Ich will zu meinem Gemahl, ich will ſein Unglück mit ihm theilen, wie ich ſein Glück und ſeine Größe mit ihm getheilt habe!

Gott ſegne Ew. Majeſtät für dieſes Wort, rief die Gräfin mit Thränen in den Augen. Oh, warum kann der Kaiſer Sie nicht ſehen in dieſer edlen Begeiſterung, welche Ihr Antlitz verklärt! Warum kann er Ihre edlen, ſchönen Worte nicht hören, er würde dann nicht traurig und verzagt ſein, er würde nicht mehr fürchten und klagen, daß ſeine angebetete Gemahlin ihn auf ewig verlaſſen hat, daß ſie zu ſeinen Feinden übergegangen iſt.

Glaubt er das? fragte Marie Louiſe haſtig. Haben Sie Nachrichten von ihm? Oh, mein Gott, man hält mich ja immer in ſo engen Banden, man beaufſichtigt mich ſo ſehr, daß kein Wort, kein Brief mehr von ihm zu mir, und von mir zu ihm gelangen kann.

Majeſtät, flüſterte die Gräfin leiſe, Sie ſind indeſſen umgeben von treuen Dienern und Anhängern, welche verſchwiegen ſind, und lieber ſterben würden, als die Geheimniſſe Ew. Majeſtät verrathen. Wir haben Verbindungen und Mittel, um Ihre Briefe ſicher zu dem Kaiſer hinzuſchaffen, und Ihnen die Antworten des Kaiſers zu übergeben.

Und Ihr ahnt nicht, daß man Euch bewacht, wie mich, daß auch Ihr von Spähern und Aufpaſſern umgeben ſeid, rief Marie Louiſe ungeſtüm, daß man jeden Eurer Schritte belauert, um an Euch irgend eine Unbeſonnenheit zu erſpähen, welche man vielleicht als einen Beweis Eures Einverſtändniſſes mit Napoleon auslegen könnte, und dadurch einen Vorwand hätte, Euch Alle, die letzten Trümmer meiner einſtigen Herrlichkeit, von hier zu verbannen, damit ich ganz allein ſei, ganz von meinen Kerkermeiſtern abhängig werde? Oh, ich beſchwöre Sie, Gräfin, warnen Sie Ihre Freunde, ſich nicht täuſchen zu laſſen, nicht zu glauben, daß es ihnen gelingen könnte, die wachſame öſterreichiſche Polizei zu täuſchen!

Majeſtät, ſagte die Gräfin leiſe und haſtig, es iſt uns indeſſen ſchon gelungen, und wenn Ew. Majeſtät gnädigſt erlauben, können wir Ihnen einen Beweis davon geben.

Was für einen Beweis? fragte Marie Louiſe erblaſſend.

Wollen Ew. Majeſtät erlauben, daß der Baron von Meneval einen Augenblick hier eintrete? fragte die Gräfin. Er iſt im Stande, Ew. Majeſtät Beweiſe zu liefern.

Laſſen Sie ihn eintreten, ſagte Marie Louiſe, und Gott gebe, daß er wirklich nicht ſchon verrathen iſt!

Die Gräfin durcheilte raſch das Zimmer, und öffnete die Thür des Vorſaals. Treten Sie ein, Herr Baron, ſagte ſie freudig, Ihre Majeſtät will Ihre Botſchaft empfangen.

Geſegnet ſei Ew. Majeſtät für dieſen Entſchluß, rief der Baron,

in das Cabinet eintretend, und ſich mit freudeſtrahlendem Geſicht Marie Louiſen nähernd. Ich bin ſo glücklich, Ew. Majeſtät die Glückwünſche des Kaiſers zu überbringen, und ich bin beauftragt, Ew. Majeſtät im Auftrag des Kaiſers dieſes Käſtchen zu überreichen.

Marie Louiſe nahm das ihr dargereichte kleine Käſtchen mit zitternden Händen entgegen und öffnete es. Es enthielt ein goldenes, in Brillanten eingefaßtes Medaillon, auf deſſen Platte ein N eingegraben war. Die Kaiſerin öffnete das Medaillon, und betrachtete lange und ſinnend die Haarlocke, welche ſich in derſelben befand.

Und Sie haben dies wirklich aus Elba erhalten? fragte ſie. Sie täuſchen mich nicht? Das iſt wirklich das Haar des Kaiſers? Und er hat an mich gedacht, und dies Geſchenk zu meinem Geburtstag hierher geſandt?

Ew. Majeſtät werden ſich davon am beſten überzeugen können, wenn Sie die Gnade haben wollen, das Begleitſchreiben von des Kaiſers eigener Handſchrift von mir zu empfangen?

Wie? rief Marie Louiſe, Sie bringen mir auch einen Brief des Kaiſers? Wo iſt er? Geben Sie, oh, geben Sie!

Sie ſtellte haſtig das Käſtchen mit dem Medaillon auf den Tiſch zu den andern Geſchenken, und ſtreckte die Hand ungeduldig nach dem Brief hin, welchen der Baron Meneval eben aus ſeinem Buſen hervorzog.

In dieſem Moment, und ehe die Kaiſerin noch Zeit hatte, den Brief entgegenzunehmen, ward die Thür des Vorſaals geöffnet, und der Lakay meldete: Se. Excellenz der Graf Neipperg.

V.

Folgen der Eiferſucht.

Marie Louiſe zuckte zuſammen bei dem Namen des Grafen, und trat raſch einige Schritte zurück, der Baron von Meneval ſchob eilig

den Brief wieder in ſeinen Buſen und flüſterte leiſe: Ich werde ſpäter Ew. Majeſtät den Brief überreichen.

Die Kaiſerin winkte mit einer raſchen Handbewegung nach der Thür hin, und forderte mit einem Blick und einer Kopfbewegung auch die Gräfin Montesquiou auf, hinauszugehen.

Dann, während die Gräfin und der Baron ſich der in die innern Gemächer der Kaiſerin führenden Thür zuwandten, richtete ſie ihre Blicke dem Grafen Neipperg zu, der eben aus dem Vorſaal in das Cabinet eintrat. Ihr Antlitz hatte einen düſteren ſtrengen Ausdruck angenommen, und nicht der leiſeſte Schimmer eines Lächelns umſpielte ihre Lippen, als ſie mit einem leichten Neigen des Kopfes die ehrerbietige Begrüßung des Generals erwiederte.

Ew. Majeſtät mögen mir verzeihen, wenn ich auch für mich die Huld beanſpruche, welche Sie gnädigſt Ihrem ganzen übrigen Hofſtaat bewilligt haben, ſagte der Graf, einen flüchtigen Blick nach dem mit Blumen und Geſchenken beladenen Tiſch hinüber werfend.

Was für eine Huld? fragte Marie Louiſe mit ſtrengem Ton.

Die Huld, zu den Füßen Ew. Majeſtät die Glückwünſche niederzulegen, welche Ew. Majeſtät treueſter und ergebenſter Diener Ihnen aus vollſter Seele darbringen möchte.

Glückwünſche! rief Marie Louiſe mit einem ſpöttiſchen Lachen. Mir Glückwünſche! Oh, ich bin nicht anmaßend, ich mache keine Anſprüche mehr an das Glück, ich begehre vom Schickſal nichts weiter, als die Freiheit, meinen eigenen Willen haben zu dürfen, und das zu thun, was mir angemeſſen, recht und pflichtgemäß erſcheint.

Und wer möchte es wagen, Ew. Majeſtät daran verhindern zu wollen? rief der Graf entſetzt.

Sie wollen es wagen, der Fürſt Metternich, der Kaiſer Franz will es wagen! ſagte Marie Louiſe in immer ſteigender Aufregung. Oh, nehmen Sie nicht die Miene des Erſtaunens und der Ueberraſchung an, Herr Graf, ich laſſe mich nicht täuſchen, denn ich kenne Sie, und ich weiß, welche Rolle Sie hier bei mir ſpielen ſollen.

Eine Rolle? fragte der Graf ſchmerzlich. Ew. Majeſtät mißtrauen mir alſo noch immer?

Nein, ich mißtraue Ihnen gar nicht, Herr Graf! rief Marie Louiſe mit einem rauhen Lachen. Ich bin gar nicht im Zweifel über Sie. Ich weiß, daß man Ihnen den Auftrag gegeben, mich zu überwachen, mich den Wünſchen des Kaiſers, meines Vaters, geneigt zu machen, meine Schritte zu lenken, und vor allen Dingen zu verhüten, daß ich keinen einzigen Schritt thue, der über die Grenzen hinausgeht, welche man mir ſo eng als möglich gezogen hat. Sie ſehen, ich bin ganz klar über mein unglückliches Schickſal, und dennoch wagen Sie es, hierher zu kommen, und mir Glückwünſche zu bringen? Glückwünſche! Sehen Sie da, Herr Graf, dieſe ſchönen und koſtbaren Geſchenke, welche man mir geſendet hat. Der Kaiſer und die Kaiſerin haben mir geſtern ſchon ihre Geſchenke dargebracht, meine Oheime und Brüder auch. Sehen Sie, alle dieſe Koſtbarkeiten, welche hier in der Mitte des Tiſches ſtehen, und hier die Gaben der Liebe meiner Freunde, meiner Diener. Nun, ich ſage Ihnen, alle dieſe Beweiſe der Liebe, der Theilnahme, der Achtung, wie ſehr ſie mein Herz auch gerührt haben, ich würde ſie alle freudig hingeben für das Eine, was allein ich begehre, deſſen Beſitz allein werth wäre, daß man mir Glückwünſche darbrächte.

Und was iſt dieſes Eine? fragte der Graf lebhaft.

Dieſes Eine iſt ein Reiſepaß, der mir erlaubt, nach Elba zu gehen, ſagte Marie Louiſe mit freudiger, ſtolzer Stimme. Ja, mein Herr, Sie ſollen wiſſen, daß alle Ihre Bemühungen, Ihre Beobachtungen, alle Ihre Beredtſamkeit vergeblich geweſen; Sie ſollen es wiſſen, und mögen Sie es meinem Vater, mögen Sie es der ganzen Welt wiederholen, daß Marie Louiſe nichts will und erſehnt, als das Recht, welches Gott, die heilige Kirche und mein Gewiſſen mir gegeben, das Recht, als die treue Gefährtin meines Gemahls an ſeiner Seite zu ſein, ihm ſein Unglück ertragen zu helfen, mit ihm zu leiden, und, wenn es ſein muß, mit ihm zu ſterben! Denn ein ehrenvoller Tod, ein Tod in der Ausübung meiner Pflicht, iſt beſſer, als das Leben der Sclaverei, der Demüthigung und Schande, welches ich zu führen verurtheilt bin; auf einer wüſten Inſel zu leben, aber in unbeſchränkter Freiheit, aber Herr ſeines Willens und Denkens, iſt ſchöner und ehren-

voller, als umgeben von Ueberfluß in kaiſerlichen Palläſten zu leben, die Sclavin eines fremden Willens, das abhängige Werkzeug einer fremden Hand. Ein Paß, ein Reiſepaß für die Inſel Elba, das iſt Alles, was ich mir erflehe, das iſt es, was mir als das einzige würdige Geſchenk zu meinem Geburtstag erſcheinen würde.

Der Graf hatte ihr mit ſchmerzlicher Erregung zugehört, ſein Antlitz war immer mehr erblaßt, ſeine Lippen bebten, und ſchwere Seufzer hoben ſeine Bruſt. Jetzt, als Marie Louiſe ſchwieg, ſchaute er ſie an mit einem langen, ſchmerzlichen Blick, dann ſtürzte er zu ihr hin, preßte, ihre Hand ergreifend, einen langen, glühenden Kuß auf dieſelbe, und wandte ſich dann ab, um ſchwankenden, aber haſtigen Schrittes der Thür zuzugehen.

Marie Louiſe ſchaute ihm mit verwunderten, fragenden Blicken nach, aber als der Graf ſchon die Hand auf den Griff der Thür gelegt, rief ſie: Graf Neipperg!

Er wandte ihr ſein leichenbleiches, ſchmerzzuckendes Antlitz zu, aber er blieb neben der Thür ſtehen.

Kommen Sie hierher, rief Marie Louiſe ungeduldig.

Der Graf ſchritt vorwärts, aber blaß, ſchwankend, geſenkten Hauptes, wie ein Sterbender.

Wohin wollten Sie gehen, Herr Graf? fragte Marie Louiſe, und ihre Stimme war ſchon weicher und milder geworden.

Der Graf murmelte leiſe und hochathmend einige Worte, die Marie Louiſe nicht verſtand. Sie wiederholte daher ihre Frage: Wohin wollten Sie gehen, Herr Graf?

Ich wollte hingehen, um mich dem Kaiſer zu Füßen zu werfen, von ihm einen Reiſepaß für Ew. Majeſtät zu erflehen, und dann —

Und dann? fragte Marie Louiſe, als der Graf ſchwieg, und ſchwankend, nach der Lehne eines Seſſels griff, um ſich darauf zu ſtützen und ſich vor dem Umſinken zu bewahren.

Und dann? fragte ſie noch einmal, indem ſie ihm näher trat und ihm die Hand entgegenſtreckte, als ſolle er ſich an derſelben halten, um nicht umzuſinken.

Der Graf ſtürzte zu ihr hin, faßte ihre Hand, und ſank, ſie an ſeine Lippen preſſend, auf ſeine Kniee nieder.

Und dann zu ſterben, ſagte er leiſe, indem er ſein Haupt auf ſeine Bruſt ſenkte.

Marie Louiſe bebte leiſe zuſammen, Purpurröthe überflog einen Moment ihre Wangen, und ein wunderbares Leuchten war in ihren Augen, welche ſie jetzt auf den, noch immer in ſo demüthiger Stellung vor ihr knieenden General heftete.

Warum ſterben? fragte ſie mit bebender Stimme.

Oh Gott, murmelte der Graf, ſie fragt mich noch, warum ich ſterben will!

Stehen Sie auf, Graf, ſagte Marie Louiſe, ſich gewaltſam zuſammenraffend. Es ziemt einem tapferen General nicht, zu knieen. Stehen Sie alſo auf und ſagen Sie mir, weshalb Sie ſterben wollten, wenn Sie mir den Reiſepaß verſchafft hätten?

Der General ſtand auf, und die Kaiſerin mit traurigen Blicken anſchauend, fragte er: Ew. Majeſtät befehlen es?

Ja, ich befehle es!

Nun denn, rief der Graf ungeſtüm, ich wollte ſterben, weil ich das Unglück Ew. Majeſtät nicht überleben wollte.

Oh, dann hätten Sie jetzt ſterben müſſen, ſagte Marie Louiſe ſpöttiſch, denn bis jetzt war ich unglücklich, aber von dem Tage an, wo ich nach Elba reiſen dürfte, würde ich nicht mehr unglücklich ſein.

Nein, von dem Tage an würde das Unglück Ew. Majeſtät ſeinen Anfang nehmen, rief Graf Neipperg glühend. Denn von dem Tage an würden für Ew. Majeſtät die Enttäuſchungen, die Entnüchterungen beginnen, und Ew. Majeſtät würden in Ihrem edlen und großmüthigen Herzen alsdann die ſchwerſte aller Wunden erhalten, Sie würden erkennen müſſen, daß Sie getäuſcht worden, daß Ihre ſo edle, ſo großmüthige Liebe, Ihre erhabene, engelgleiche Treue nicht erwidert worden. Oh, ich rede nicht von den Gefahren, welche Ew. Majeſtät bedrohen würden, wenn Sie nach Elba gingen, nicht davon, daß Sie bald gezwungen ſein würden, Elba entweder flüchtig zu verlaſſen, oder mit Ihrem Gemahl auf irgend eine öde, weitabgelegene Inſel im Welt-

meer verbannt zu werden, denn ich weiß, daß Sie eine heldenmüthige Seele ſind, welche nicht zurückſchreckt vor den Gefahren, denen Sie auf dem Wege Ihrer Pflichterfüllung begegnen könnten. Ich rede auch nicht davon, daß der Congreß, welcher die Umtriebe und Verſchwörungspläne kennt und beobachtet, denen man auf Elba nachhängt, mit dem Plan umgeht, Napoleon, indem er ihn nach einer wüſten Inſel im Weltmeer verbannt, auch ſeines Kaiſertitels, ſeines Namens und ſeiner Würde zu berauben, denn ich weiß, daß die hochherzige, über Vorurtheile erhabene Marie Louiſe nicht zu ihrem Glück des Titels einer Kaiſerin bedarf, ſondern, daß ſie eben ſo erhaben, eben ſo ſtrahlend der Welt entgegen leuchten wird als Madame Bonaparte. Aber ich rede davon, daß Ew. Majeſtät der furchtbarſten aller Enttäuſchungen entgegen gehen werden, einer Enttäuſchung, von der ſich ein liebendes Herz nie wieder erholt.

Was meinen Sie? Was wollen Sie ſagen? fragte Marie Louiſe erregt. Was für eine Enttäuſchung erwartet mich auf Elba? Reden Sie! Ich will es wiſſen!

Nun denn, Ew. Majeſtät, ſagte der Graf leiſe und ſchüchtern, der Kaiſer Napoleon iſt Ihnen nicht treu! Während Ew. Majeſtät mit unverbrüchlicher Treue ſeinem Andenken allein leben, vergißt der Kaiſer Ihrer Treue, Ihrer Liebe, und giebt andern Frauen das Recht, an ſeiner Seite zu ſein, an ſeinem Herzen zu ruhen, und die Stelle einzunehmen, welche Ew. Majeſtät allein gebührt.

Marie Louiſe ſtieß einen Schrei aus, und ihre Augen blitzten auf im Zorn. Das iſt nicht wahr, rief ſie ungeſtüm, das iſt eine jammervolle Verleumdung, mit welcher man mich hintergehen will! Der Kaiſer liebt mich, er erſehnt meine Ankunft, er richtet alle ſeine Wünſche zu mir hin, und denkt an mich in treuer Liebe.

Es iſt möglich, daß er Ew. Majeſtät das geſchrieben hat, und daß ſeine hieſigen Agenten das Ew. Majeſtät verſichert haben, ſagte Graf Neipperg gelaſſen. Aber die Wahrheit lautet anders. Die Wahrheit iſt: daß der Kaiſer Napoleon auf Elba nicht von Einer, ſondern ſchon von drei Damen, welche er ſchon früher ſeiner Aufmerkſamkeit und Liebe würdigte, Beſuche empfangen hat.

Wer ſind dieſe drei Damen? fragte Marie Louiſe athemlos.

Die erſte iſt eine Dame, welche ſich die Frau von St. Elme nennt, eine Abenteurerin, die Napoleon ſcherzweiſe die fama volata zu nennen pflegt.

Ich weiß von ihr, ſagte Marie Louiſe haſtig. Der Kaiſer ſelbſt hat mir von ihr und von ſeiner kleinen Aventure mit ihr erzählt. Wenn ſie nach Elba kam, ſo iſt damit nicht geſagt, daß der Kaiſer ſie gerufen hat, oder daß ſie für ihn mehr iſt als nur eine politiſche Agentin. Wer iſt die zweite Dame?

Die zweite Dame iſt das Fräulein von Lanto, ein ſchönes Mädchen von achtzehn Jahren, welche der Kaiſer von Paris her kannte, und welche ihm mit ihrer Mutter nach Elba gefolgt iſt. Der Kaiſer hat ſie empfangen, ſie hat mit ihrer Mutter einige Monate auf dem Reſidenzſchloß in Porto Ferrajo gewohnt, und iſt dann an einen Officier aus dem Gefolge des Kaiſers verheirathet worden.*)

Oh, flüſterte die Kaiſerin leiſe vor ſich hin, ſie iſt es nicht, was kümmert mich die Andere. Nennen Sie mir die dritte Dame!

Die dritte Dame, ſagte der Graf langſam, das Auge feſt auf Marie Louiſens Antlitz heftend, die dritte Dame iſt eine Polin, berühmt wegen ihrer Schönheit, ihrer Güte und Liebenswürdigkeit, berühmt —

Marie von Walewska? fragte Marie Louiſe athemlos, mit glühenden Wangen.

Der Graf verneigte ſich. Ew. Majeſtät haben es errathen, ſagte er. Die dritte Dame iſt Marie von Walewska. Sie iſt zu dem Kaiſer nach Elba gegangen, und hat ihren Sohn mit dahin genommen.**)

---

*) Constant, Mémoires. Vol. V.

**) Constant, Mémoires. Vol. V. Graf Neipperg hätte hinzufügen müſſen, daß der Kaiſer Napoleon allerdings dieſe Beſuche empfing, aber daß er ſie nicht begehrt hatte, daß er die ſchöne Lanto ſofort verheirathete, um ihrer los zu ſein, daß er Marie von Walewska aber ſchon nach wenigen Tagen veranlaßte, die Inſel Elba zu verlaſſen, weil er nicht wollte, daß eine andere Frau durch ihre Treue, Hingebung und Anhänglichkeit ſeine Gemahlin beſchämen

Beweiſen Sie mir das, rief Marie Louiſe ungeſtüm, ich glaube Ihnen nicht, wenn Sie es mir nicht beweiſen.

Ich habe die Beweiſe bei mir, wenn anders Ew. Majeſtät die Berichte unſerer politiſchen Agenten, die wir auf Elba haben, als Beweiſe anerkennen wollen! Ich war ſo eben beim Fürſten Metternich, der vor einer Stunde einen Courier vom Herzog von Toscana erhielt, welcher ihm den Bericht der Agenten überſandte.

Geben Sie mir dieſen Bericht, rief Marie Louiſe ungeduldig.

Graf Neipperg zog ſein Portefeuille hervor, und nahm aus demſelben ein engbeſchriebenes Papier, das er der Kaiſerin darreichte.

Sie nahm es, und indem ſie es entfaltete, zitterten ihre Hände ſo heftig, daß das Papier kniſterte und ächzte unter dem Druck ihrer Fingern.

Haſtig, mit weitgeöffneten Augen, mit bebenden Lippen las ſie. Dann warf ſie das Papier mit einer ungeſtümen Bewegung auf den Tiſch.

Es iſt wahr, rief ſie heftig, ja, es iſt wahr. Er hat Marie von Walewska nach Porto Ferrajo kommen laſſen.

Sie ging heftig, in glühender Bewegung auf und ab, kämpfend mit ihrem Zorn und ihrer innern Empörung.

Graf Neipperg, rief ſie dann, vor dem Grafen ſtehen bleibend, Sie haben Recht, es wäre eine Thorheit, wenn ich nach Porto Ferrajo gehen wollte, denn ich würde mich da in ſchlechter Geſellſchaft befinden. Ich verlange alſo nicht mehr nach Elba zu gehen, ich begehre keinen Reiſepaß mehr!

Der Graf ſtieß einen Freudenſchrei aus, und drückte die Hand, welche Marie Louiſe ihm darreichte, an ſeine Lippen.

Ich hoffe indeſſen, daß Ew. Majeſtät bald Wien verlaſſen, und eine Reiſe antreten werden, ſagte er.

Und wohin denken Sie, daß ich reiſen werde?

ſollte, und daß die Frau von St. Elme wirklich nur eine politiſche Agentin, eine Brieftaube ſeiner Schweſter Eliſa war. Siehe: Mémoires d'une Contemporaine. Vol. V.

Nach Parma, in Ihre Staaten, Majeſtät.

Sie glauben alſo, daß man mir endlich Parma bewilligen werde? Daß der Congreß mir endlich eine Stellung, einen Namen geben werde?

Majeſtät, der Congreß iſt ein vielköpfiges Ungeheuer, das viel ſpricht und ſchreit, und das man zähmen muß, indem man ihm allerlei Leckerbiſſen in den Rachen wirft. Ew. Majeſtät haben auf dem Congreß viele und boshafte Feinde, aber es hängt nur von Ew. Majeſtät ab, Ihre Feinde zum Schweigen zu bringen, und ſich Freunde zu erwerben, welche mächtig genug ſind, Ihnen trotz des allgemeinen Widerſpruchs das Herzogthum Parma zu ſichern.

Was muß ich thun, um meine Feinde zu beſchwichtigen? fragte Marie Louiſe haſtig.

Majeſtät, nur das, was der Fürſt Metternich Ihnen geſtern vorgeſchlagen, und was Ew. Majeſtät geſtern verweigert haben.

Ah, geſtern, rief Marie Louiſe mit einem glühenden Blick auf die beſchriebenen Blätter, geſtern hatte ich die Berichte Ihres Agenten nicht geleſen! Was war es doch, das man begehrte?

Majeſtät, die ängſtlichen Herren des Congreſſes wagen Sie zu beſchuldigen, daß Sie noch immer im heimlichen Einverſtändniß mit dem Kaiſer Napoleon handelten, und daß Sie von ihm heimlich Inſtructionen und Briefe empfingen, nach denen Ew. Majeſtät Ihre Schritte richteten. Fürſt Metternich bat Ew. Majeſtät daher, eine ſchriftliche Erklärung abzugeben, in welcher Sie Sr. Majeſtät dem Kaiſer Franz Ihr feierliches Wort geben, daß Ew. Majeſtät keine Briefe mehr von dem Kaiſer annehmen, noch an ihn ſchreiben wollen, es ſei denn, daß Se. Majeſtät der Kaiſer, mit Bewilligung des Congreſſes, Ihnen die Briefe Napoleons ſelbſt übergebe.*)

Gab es nicht noch eine andere Bedingung, fragte Marie Louiſe, ſtand nicht etwas Anderes noch in der Erklärung, welche Fürſt Metternich für mich aufgezeichnet hatte, und die ich abſchreiben ſollte, damit man ſie in meiner Handſchrift dem Congreß vorlegen könnte?

---

*) Ménéval, Mémoires. III. 105.

Ja, Majeſtät, es ſtand noch etwas Anderes darin. Die europäiſchen Mächte würden weit bereitwilliger ſein, Ew. Majeſtät in den Beſitz Parma's zu ſetzen, wenn die Frage der Erbfolge ſie nicht beunruhigte. Sie werden niemals ein neues Regentenhaus anerkennen, in welchem der nächſte Erbe ein Sohn Napoleons ſein könnte. Se. Majeſtät der Kaiſer Franz hat ſich daher erboten, dem Sohn Ew. Majeſtät die in Böhmen belegenen Güter des Erzherzogs Ferdinand als erbliches Lehen zu übergeben, wenn Ew. Majeſtät dafür im Namen und als natürliche Vormünderin Ihres Sohnes auf die Erbfolge deſſelben in Parma verzichten.*)

Armer, kleiner Napoleon, ſeufzte Marie Louiſe vor ſich hin, ich ſoll ihn ſeines Erbes und ſeiner Herrſchaft berauben!

Nein, Majeſtät, ſagte der Graf, nein, Ew. Majeſtät berauben ihn weder eines Erbes, noch einer Herrſchaft, denn Sie ſelber werden niemals in Beſitz des Herzogthums Parma gelangen, wenn Ew. Majeſtät dieſe Bedingung nicht eingehen.

Marie Louiſe hatte ſinnend und geſenkten Hauptes da geſtanden, jetzt richtete ſie ihr Haupt entſchloſſen empor.

Hat Ihnen Fürſt Metternich die Schrift übergeben, welche ich abſchreiben ſoll, und welche dann dem Congreß übergeben werden ſoll? fragte ſie.

Ja, Majeſtät, er hat ſie mir ſo eben übergeben.

Geben Sie ſie mir! befahl die Kaiſerin, ihm ihre Hand entgegenſtreckend.

Der Graf nahm aus ſeinem Portefeuille ein zweites beſchriebenes Blatt hervor, und reichte es Marie Louiſe dar.

Sie nahm es, und indem ſie einen grollenden, flammenden Blick auf das andere beſchriebene Blatt, auf den Bericht des Agenten, hinüberwarf, ſagte ſie: Ich werde dieſes Document heute noch abſchreiben. Ich werde mit feierlichem Schwur mich verpflichten, nicht mehr an den Kaiſer Napoleon zu ſchreiben, noch jemals von ihm wieder Briefe zu empfangen, und ich werde für meinen Sohn auf die Erbfolge in Parma

*) Ménéval, Mémoires.

verzichten. Er wird mit der Appanage der böhmischen Güter entschädigt werden. Sie haben mir jetzt gesagt, was ich thun muß, um meine Feinde zu beschwichtigen. Aber sagen Sie mir jetzt auch, auf welche Weise ich mir mächtige Freunde erwerben kann?

Majestät, der Kaiser von Rußland wünscht nichts sehnlicher, als Ew. Majestät gefällig sein, Ihnen seine Dienste weihen zu können. Geben Ew. Majestät ihm ein Recht dazu. Wenden Sie sich an den Kaiser Alexander, ersuchen Sie ihn schriftlich, sich der Sache Ew. Majestät anzunehmen, und Ihnen seinen Beistand zu gewähren.

Bittstellern! rief Marie Louise mit bitterm Ton.

Ja, bittstellern, Majestät, um freie, um unabhängige Gebieterin des Herzogthums Parma zu werden!

Nun wohl, ich will es thun, sagte Marie Louise. Ich will mein Haupt beugen und bittstellern, und betteln, um endlich frei und selbstständig zu werden! Gott gebe, daß es mich endlich zum Ziele führt, daß man der Kaiserin von Frankreich das bescheidene Glück gönne, sich in eine kleine Herzogin von Parma verwandeln zu können. Wenn es so ist, dann, Graf, dann fordere ich wieder von Ihnen einen Reisepaß, aber auf der Reise, die ich dann vorhabe, auf der Reise nach Parma, werden Sie mich begleiten.

Oh, Dank, Majestät, Dank, rief der Graf, indem er vor Marie Louisen auf die Knie sinkend, die dargereichte Hand der Kaiserin an seine Lippen drückte.

Fünftes Buch.

Diplomaten und Intriguanten.

I.

Der Anfang des Jahres 1815.

Ein neues Jahr war angebrochen, das Jahr 1815 hatte seinen Vorgänger zu Grabe getragen, und man hatte in Wien diese Grablegung des Jahres 1814, diese Auferstehung des Jahres 1815 mit gleich glänzenden und rauschenden Festen gefeiert.

Der Congreß hielt noch immer Vormittags seine Sitzungen, in denen er — nicht über das Glück der Völker, aber über die Grenzen und Besitzungen der Fürsten debattirte und sprach, aber nicht weiter kam, der Congreß feierte noch immer Abends seine Bälle, seine Routs, seine Maskeraden, er führte Theaterstücke auf, stellte lebende Bilder und machte seine Bonmots und seine kleinen Sinngedichte. Er konnte mit vollkommener Gewissensruhe zurückschauen auf das Jahr 1814, denn er hatte in den drei Monaten der Conferenzen Niemanden unglücklich gemacht, gar kein Blut, sondern nur viel Tinte vergossen, hatte alle Streitigkeiten, alle Uneinigkeiten mit hinüber genommen in's Jahr 1815, und alle die brennenden und offenen Fragen des verflossenen Jahres brennend und offen gelassen für das kommende Jahr.

Sachsen war noch immer der Zankapfel, um den man sich stritt, das von Preußen, mit Hülfe Rußlands, begehrt ward, das von Frankreich, von Baiern, Würtemberg und Weimar verweigert ward, während Oesterreich sich bald auf die Seite Preußens, bald auf die Seite Sachsens stellte.

Polen war noch immer nicht dem Kaiser Alexander zugesprochen,

denn alle Diplomaten des Congreſſes erzitterten über den Plan des großmüthigen und ſchwärmeriſchen Kaiſers von Rußland, der das Königreich Polen glücklich machen, ihm eine freie Verfaſſung geben und Rußlands Macht dadurch bis an die Grenzen Deutſchlands hinanſchieben wollte.

Ueber die Zukunft Neapels war immer noch nichts entſchieden, und trotz des Widerſpruchs der Bourbonen war Joachim Murat noch immer König von Neapel. Eines nur hatte der Congreß im Jahr 1814 zu Stande gebracht. Er hatte die alte freie Stadt und Republik Genua dem König von Sardinien geſchenkt und ſie ſeinem Königreich einverleibt. Freilich waren die Genueſen entſetzt und trauervoll über dieſe Schenkung, freilich hallte ein Schrei des Zorns, des Jammers und der Empörung durch das ganze genueſiſche Gebiet hin, freilich erhoben ſie ihre Stimme laut und mächtig auf dem Congreß, um ganz Europa zu ſagen, daß dies eine ſchmachvolle Verletzung der Völkerrechte ſei, aber was kümmerte dieſes Wehegeſchrei des Volkes den hohen Congreß, der damit beſchäftigt war, die Ländergebiete der Fürſten zu vergrößern und ihnen zu helfen, ſich möglichſt zu arrondiren.

Wohl ſandte Genua ſeine Abgeſandten nach Wien, wohl kamen die erſten und angeſehenſten genueſiſchen Nobili dahin, um beim Congreß Proteſt einzulegen gegen dies willkürliche Verſchenken einer Republik, welche noch ihrer Kraft, ihrer Selbſtſtändigkeit ſich bewußt war. Fürſt Metternich bewilligte freundlich und zuvorkommend, wie immer, den hohen Abgeſandten Genua's eine Audienz, er hörte mit ſeinem verbindlichſten Lächeln der Rede des Grafen Brignole zu, welcher aus der Geſchichte nachwies, daß die Republik Genua ebenſo alt, ebenſo berechtigt ſei wie die meiſten der europäiſchen Königreiche, daß ſie ebenſo gut, wie dieſe, das Recht ihrer Souverainetät beanſpruchen dürfe.

Aber als Graf Brignole ſeine lange gelehrte Rede beendet hatte, verneigte ſich Metternich und antwortete mit vollkommener Ruhe, es ſei leider nichts mehr zu ändern. Der Entſchluß des Congreſſes ſei einmal gefaßt und er ſei unwiderruflich. Genua ſei dem König von Sardinien zugeſprochen, und es würde der Hoheit und Würde des

Congreſſes nicht angemeſſen ſein, wenn er ſeinen Beſchluß wieder umſtieße, blos weil die Genueſen mit demſelben nicht zufrieden ſeien.*)

Und halb mit Lächeln, halb mit Gewalt complimentirte Metternich die genueſiſchen Abgeſandten aus ſeinem Salon hinaus, in welchem dieſe dem armen Freiſtaat Genua ſeine Grabrede gehalten hatten, und in welchem am Abend die Diplomaten des Congreſſes und die Fürſten, Ariſtokraten und Diplomaten mit den ſchönen Damen lebende Bilder und Nationaltänze aufführten.

Der Congreß jubelte und tanzte immerfort, er tanzte im beginnenden Jahre 1815 ſo ſorglos und vergnügt, wie er im verfloſſenen Jahre 1814 getanzt hatte. Einmal doch, in den letzten Tagen des Januar, am Todestage des unglücklichen Königs Ludwigs des Sechszehnten von Frankreich, verſtummten die Feſtklänge und man nahm eine ernſthafte, düſtere Maske vor.

Der Miniſter Talleyrand, der ſo oft ſchon in ſeinem Hôtel dem Congreß, den Fürſten und der hohen Ariſtokratie glänzende Feſte gegeben, der Miniſter der Republik, der Miniſter des Kaiſerreichs und jetzt des Königreichs Frankreich, hatte auch heute den einundzwanzigſten Januar das ganze vornehme Wien zu einem Feſt geladen. Nur fand dies Feſt nicht in ſeinem Hôtel, ſondern in dem Dom von St. Stephan ſtatt, nur kam man zu demſelben nicht im Schmuck der Brillanten, Blumen und köſtlichen Kleiderſtoffe, ſondern man kam in ſchwarzen Trauergewändern, die Herren mit wallenden Trauerſchleifen an den Hüten, die Damen das Antlitz verhüllt von ſchwarzen Schleiern. Und ſchwarz verhangen war auch der Dom von St. Stephan, Trauerklänge durchhallten die düſtern Kirchenräume und auf allen Geſichtern, beſonders auf dem Antlitz Talleyrands, malte ſich eine tiefe, düſtere Trauer. Jedermann wollte ſeiner Pflicht Genüge thun und zu der ernſten Feier des Tages auch ſeinem Geſicht das angemeſſene Coſtüm geben, aber im Innern war Jedermann heimlich empört über die unglückliche Idee des franzöſiſchen Geſandten, den Gang der Bälle, Maskeraden, Carouſſels und Jagden durch ein ſo düſteres Feſt zu unterbrechen, fand

*) Comte de la Garde. Vol. II. 114.

man es höchſt unangemeſſen, daß Talleyrand, inmitten dieſer Fürſtenherrlichkeit, an den Tod eines Königs erinnerte, deſſen ſchmachvolles und entſetzliches Ende als eine unheilbare Wunde der Fürſtenautorität erſchien.

Aber am andern Tage entſchädigte man ſich für das düſtere Feſt des einundzwanzigſten Januar! Am andern Tage gab der Kaiſer von Oeſterreich ſeinen Gäſten, wie den Diplomaten und der hohen Ariſtokratie ein neues, ein glänzendes Feſt. Zur Erholung von der Trauerfeierlichkeit fand an demſelben Abend ein Ball in den Redoutenſälen ſtatt, bei welchem alle Fürſten erſchienen, und am Tage darauf eine Schlittenfahrt. Mehr denn vierhundert mit Gold, Seide und Sammet drapirter Schlitten führten die auserleſene Geſellſchaft, die Damen in der reichſten, prachtvollſten Wintertoilette, hinaus nach Schönbrunn. Dort, auf dem blitzenden Eis des Teiches, vergnügte man ſich mit Schlittſchuhlaufen, fuhren die Cavaliere auf prächtigen, goldſtarrenden Handſchlitten die Damen, führte man Ballets und Nationaltänze auf. Dann fand im Schloß von Schönbrunn ein glänzendes Diner ſtatt, nach welchem man ſich alsdann in den Schauſpielſaal begab, um der Aufführung der Oper Cendrillon beizuwohnen, nachdem dieſe beendet, bei Fackelbeleuchtung die Rückfahrt nach Wien wieder anzutreten, und der armen vergeſſenen Kaiſerin Marie Louiſe, welche ſich in die beiden einzigen, für ſie reſervirten Zimmer zurückgezogen hatte, zu geſtatten, wieder von ihrer Wohnung Beſitz zu nehmen.

Indeſſen einen Todesfall hatte der Congreß in den letzten Monaten des Jahres 1814 doch verſchuldet. Der Fürſt von Ligne war geſtorben, und ſehr wider ſeinen Willen hatte er eine glänzende Abwechſelung in die Reihe der Feſtlichkeiten gebracht, hatte er dem Congreß, dem von den verſchiedenartigſten Feſten ermatteten Wien ein neues Feſt gegeben: das Leichenbegängniß eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls.

Es war dies in der That ein ſehr ſeltenes, ſehr prachtvolles Feſt, und man würde es vielleicht nicht ſo raſch vergeſſen haben, wenn nicht am Abend dieſes Tages die „Truppe der Kaiſerin“, das heißt: die *jungen* Damen und Cavaliere, welche unter Anordnung der Kaiſerin

Ludovica lebende Bilder ſtellten und Theatervorſtellungen gaben, einige reizende franzöſiſche Luſtſpiele aufgeführt hätten, wenn nicht am nächſten Tage ein glänzendes Ballfeſt beim Fürſten Razumowsky ſtattgefunden hätte.

Der Congreß hatte den armen achtzigjährigen Fürſten Ligne getödtet mit ſeinen Feſten und ſeinen Bällen, aber das behinderte den Congreß nicht, ohne Gewiſſensbiſſe und ohne Reue weiter zu tanzen über dem Grabe des Fürſten Ligne, mit dem man den letzten Vertreter der Grazie, des Geiſtes, des Esprit und der Hofgeſchichten des achtzehnten Jahrhunderts begraben hatte.

Aber mitten unter all dieſen Feſten, dieſen glänzenden Zerſtreuungen ſchürzten die Hände der Diplomaten immer doch weiter an ihren Netzen, verfolgten ſie heimlich und in der Stille ihre Ziele und Pläne, und unter den Feſtgewändern und Blumen verbarg man geſchickt und bequem die diplomatiſchen Schlangenkünſte, mit welchen man Throne zu ſtürzen, und Throne zu erheben, Republiken zu vernichten, und Völker und Kronen zu verſchenken trachtete.

Während Jedermann glaubte, daß der Congreß nur ſich amüſirte, nur Feſte beging, hatten die Conferenzen ungeſtört ihren Fortgang, ſtritt, zankte und veruneinigte man ſich mehr und mehr.

Niemand war damit zufriedener, Niemand triumphirte in der Stille mehr über dieſen allgemeinen politiſchen Hader, als der Vater aller Diplomaten, als Talleyrand. Wenn alle dieſe, vorher ſo eng gegen Frankreich verbündeten Mächte ſich jetzt nach und nach zu entzweien begannen, ſo konnte Frankreich nur dabei gewinnen. Wenn man ſich nicht darüber einigen konnte, wem man die früheren Eroberungen Frankreichs jetzt zuerkennen wollte, ſo mußten ſie doch jedenfalls ſo lange bei Frankreich verbleiben, und man konnte ſie vielleicht für daſſelbe erhalten.

Der große Diplomat war daher eifrig bemüht, die Zwiſtigkeiten des Congreſſes immer in Bewegung zu erhalten, ihnen immer neue Nahrung zuzuführen, und Dank ſeinen Bemühungen hatten ſich jetzt ſchon alle auf dem Congreß vertretenen Mächte entzweiet.

Daran dachte Talleyrand, als er, eben von einer Congreßſitzung

heimkehrend, mit langſamen Schritten, die Hände auf dem Rücken gefaltet, in ſeinem Cabinet auf und ab ging; er überlegte die heutige Sitzung, die vielen Kämpfe und Wirrniſſe, welche ſich an dem diplomatiſchen Horizont aufthürmten, und ein leiſes, ſarkaſtiſches Lächeln flog über ſein Antlitz hin.

Ungeſchickte Diplomaten ſind ſie Alle, ſagte er leiſe vor ſich hin, denken nur an die nächſte Stunde, haben keinen weitſchauenden Blick, und meinen, genug gethan zu haben, wenn ſie dem Chaos ein Fetzchen Land, ein paar Tauſend Seelen entriſſen haben. Sehen nicht, daß ſie auf einem Vulkan tanzen, und daß dieſer Congreß den Völkern eine Warnung ſein wird für künftige Zeiten. Sie werden nicht wieder mit ſo enthuſiaſtiſcher Bereitwilligkeit hinaus ziehen in den Krieg für die ſogenannte Freiheit, ſondern vorher ein wenig überlegen, was ſie von dem Krieg haben, und welchen Lohn man ihnen für ihr vergoſſenes Blut und ihre zerſchoſſenen Glieder geben wird. Ach, ach, ſie ſind arme Sünder, und wiſſen nicht, was ſie thun, ſie glauben, daß ſie Alle nur im Princip der Monarchie handeln, und arbeiten wider ihren Willen der Demokratie und den einſtigen Republiken in die Hände. Man muß immer genau wiſſen, was man will, und was man erreichen kann, und in der Gegenwart muß man immer die Zukunft im Auge behalten. Das wiſſen dieſe kleinen, ungeübten Diplomaten nicht, und deshalb —

Ein leiſes Klopfen an der Thür unterbrach ihn in ſeinem Selbſtgeſpräch. Der eintretende Kammerdiener meldete: der Herr Baron von Sahla wünſche Se. Durchlaucht zu ſprechen.

Sahla, ſagte Talleyrand ſinnend, ich meine, ich hätte dieſen Namen ſchon irgendwo ſonſt gehört. Ja, — jetzt entſinne ich mich, rief er dann lebhaft. Laſſen Sie dieſen Herrn eintreten!

Der Kammerdiener öffnete die Thür, und die bleiche, ernſte Geſtalt des Calatravaritters erſchien auf der Schwelle.

Talleyrand winkte ihm näher zu treten, und ſeine kleinen, blitzenden Augen hafteten mit einem tiefen forſchenden Blick auf dem ſchwermuthsvollen Angeſicht des Herrn von Sahla.

Ich glaube, mein Herr, ſagte er, ich habe ſchon früher einmal die

Ehre gehabt, Sie zu ſehen, und wenn meine Erinnerungen mich nicht trügen, auch Sie zu ſprechen, und zwar unter ziemlich ernſten und eigenthümlichen Umſtänden.

Ihre Erinnerungen trügen Sie nicht, Herr Fürſt von Benevent, ſagte Sahla ruhig. Wir haben uns ſchon einmal geſehen und geſprochen, und die Umſtände waren ziemlich eigenthümlicher Art, denn man hatte mich beſchuldigt, daß ich einen Mordverſuch auf das Leben des Mannes, den Sie damals Ihren Kaiſer Napoleon nannten, beabſichtigt habe.

Ich habe mich alſo nicht getäuſcht, rief Talleyrand, bei Ihrem Namen tauchten dieſe alten Erinnerungen in mir auf. Es war zu Paris, nicht wahr? Man beſchuldigte Sie, daß Sie den Kaiſer beim Herausgehen aus dem Theater erſchießen wollen, iſt es nicht ſo?

Ja, es iſt ſo, man beſchuldigte mich deſſen, man konnte mir aber nichts beweiſen, ſagte Herr von Sahla ruhig. Sie ſelber, Herr Fürſt von Talleyrand, leiteten mein Verhör, und Sie erklärten mich für unſchuldig, weil man mich nicht überführen konnte.

Und ſicher waren Sie auch unſchuldig, mein Herr, rief Talleyrand lächelnd. Sicher beabſichtigten Sie nicht eine ſo grauſenvolle That, einen Mord!

Im Gegentheil, ich beabſichtigte ihn, ſagte der Calatravaritter gelaſſen, ich hatte den feſten Entſchluß gefaßt, Bonaparte, dieſen Dämon der Hölle, von der Erde zu ſchaffen, und Deutſchland, der ganzen Welt, und vor allen Dingen meinem geliebten Vaterland, dem Königreich Sachſen, den Frieden wiederzugeben. Sie nennen das eine grauſenvolle That, wenn ſie aber gelungen, würden Sie dieſelbe vielleicht eine Heldenthat genannt haben! Ich wollte Napoleon allerdings bei der Abfahrt aus dem Theater tödten, ich hielt das geſpannte Taſchenpiſtol ſchon unter meinem Kleide verborgen bereit; der Wagen fuhr unter der bedeckten Halle hervor, ich wollte das Piſtol herausziehen, aber neben Bonaparte erblickte ich den Bruder des Königs von Sachſen, meines geliebten Herrn. Das rettete Bonaparte, denn ich konnte den Prinzen treffen, ſtatt ſeiner! Dieſer Gedanke machte mich ſchaudern, ich ließ die Hand mit dem Piſtol ſinken, verließ haſtig das Gedränge, und

warf mein Piſtol in den nahen Fluß. Das hatte man geſehen, deshalb verhaftete und verdächtigte man mich. Mein König, der jetzt durch Bonaparte ſo unglücklich geworden, mein König rettete ihn damals vor dem ſichern Tode.

Sie ſcheinen Ihren König ſehr zu lieben? fragte Talleyrand lächelnd.

Ja, ich liebe ihn, rief Sahla glühend, und dieſe Liebe iſt es, die mich herführt. Ich komme Sie zu beſchwören, daß Sie ſich meines unglücklichen Vaterlandes erbarmen, daß Sie Ihre mächtige, einflußreiche Stimme noch eindringlicher, noch ſtärker, wie es bis jetzt geſchehen, für Sachſen erheben möchten. Ich komme, Ihnen im Namen meines Königs zu danken für das, was Sie bisher gethan, Sie zu beſchwören, ihm zu ſeinem Recht, zu ſeiner Hülfe Ihren Beiſtand zu leihen.

Sie kommen wirklich im Auftrag Ihres Königs? fragte Talleyrand zweifelnd.

Ja, ich komme von ihm, rief Sahla, ich habe ihn zu Preßburg in ſeinem Elend geſehen, ich habe, vor ihm auf den Knieen liegend, mit ihm geweint über das Unglück Sachſens, welches man wie eine elende Waare verſchenken, verſchleudern will, ich komme jetzt im Namen meines Königs zu Ihnen, um Sie zu beſchwören, dieſen Seelenhandel nicht zu dulden, nicht zuzugeben, daß der Congreß, indem er moraliſche Reden über den Sclavenhandel hält, zugleich ſelber mit Völkern handelt, wie mit Sclaven, die ihm zum Verkauf übergeben worden!

Es iſt ſehr freundlich, daß Ihr König in ſeinem Unglück an mich gedacht hat, ſagte Talleyrand achſelzuckend, aber ich fürchte, daß meine Stimme nicht ſtark genug iſt, um Diejenigen zu übertönen, welche wider ihn ſchreien. Ich habe Anfangs laut genug für Sachſen geſprochen, aber man hat mich übertönt, und jetzt, da ich geſehen, daß ich mit meinen Proteſtationen nichts erreiche, jetzt, da ich allein ſtehe, da auch England Sachſen fallen läßt, und es den Wünſchen Preußens opfert, jetzt werde auch ich verſtummen müſſen, und geſchehen laſſen, *was* nicht mehr zu ändern iſt. Sachſen wird an Preußen fallen, denn

Preußen beanſprucht das eroberte Sachſen als Entſchädigung für ſeine Opfer und ſeine Kriegsthaten. Die übrigen Mächte, welche Preußen keine andere Entſchädigung zu bieten haben, fügen ſich der Nothwendigkeit, und ſind jetzt entſchloſſen, dem allgemeinen Weltfrieden Sachſen zum Opfer zu bringen; und um einen neuen Krieg zu vermeiden, auf dem Preußen, Rußland auf der einen, Frankreich, Oeſterreich und England auf der andern Seite ſtehen würden, um Europa neue Qualen, neues Blutvergießen zu erſparen, wird man ſich darein fügen, Sachſen an Preußen und Polen an Rußland zu geben.

Aber Sie, und Sie allein können uns retten, rief Herr von Sahla dringend, denn Sie ſind Frankreich, Sie ſind Spanien, Sie ſind der Gedanke der Legitimität. Sprechen Sie im Namen dieſer Legitimität, und Europa wird Ihre Stimme hören, und Oeſterreich wird nicht wagen, dieſen Ruf zu überhören, es wird ſich mit Ihnen verbünden wider Preußen, es wird Preußen und Rußland zwingen, ihre Beute fahren zu laſſen, und Sachſen ſeinem König zurückzugeben.

Sie ſind ein liebenswürdiger Schwärmer, ſagte Talleyrand mit einem mitleidigen Lächeln, aber die Wirklichkeit entſpricht ſelten den Schwärmereien. Bringen Sie Ihrem König meine ergebenſten Grüße, ſagen Sie ihm, daß Frankreich ihn bedauert, daß aber —

Vollenden Sie nicht, rief Sahla, ſeine Hand feierlich ausſtreckend und dem Fürſten mit einem flammenden Blick in's Antlitz ſtarrend. Sie halten mich für einen Schwärmer, meinen König für einen armen Bettler, den man nur beklagen, aber dem man nicht helfen kann. Aber Sie irren, Herr Fürſt von Benevent, ich bin kein Schwärmer, denn ich ſehe mit hellem Auge in die Zukunft, und ich ſehe, daß Sachſen nicht untergeht, daß Frankreich es erhalten wird! Und mein König iſt kein Bettler, denn er wird Denjenigen königlich bezahlen, der ihm ſein Land, ſeinen Thron errettet.

Bezahlen mit Verſprechungen, ſagte Talleyrand mit leiſem Spott.

Nein, bezahlen mit Millionen, rief Sahla, ſeine düſtern Augen mit einem triumphirenden Ausdruck auf Talleyrand heftend. Er ſah ſehr wohl, wie Talleyrand zuſammenzuckte, wie eine plötzliche Röthe über ſein Antlitz hinfuhr, und ein ſtolzes Lächeln glitt über Sahla's

Angeſicht hin. Ich werde ihn gewinnen, ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt, ich werde Sachſen erretten.

Millionen, rief Talleyrand zweifelnd, wenn man über Millionen zu verfügen hat, braucht man nicht zu zittern für ein Königreich, denn mit Millionen kauft man es ſich.

Das will mein König auch, ſagte Sahla mit einem glücklichen Lächeln. Er hält drei Millionen Francs bereit, um ſie Demjenigen zu geben, der ihm ſein Königreich wiederbringt, der hier auf dem Congreß für ihn wirbt und wirkt, der ihm die Stimmen Oeſterreichs, Englands und der kleinen deutſchen Fürſten erobert, der nicht nachläßt in ſeinen Bemühungen, und Sachſen rettet, indem er es unter die Fahne der Legitimität, der bedrohten Fürſtenwürde ſtellt. Wenn Frankreich feſt und unerſchütterlich bei ſeiner Forderung der Erhaltung Sachſens bleibt, ſo iſt Sachſen gerettet! Oh, Heil über den, welcher Sachſen rettet, er wird mehr dadurch erwerben, als nur drei elende Millionen Francs, er wird den Segen und die Liebe von mehr als drei Millionen treuer Sachſenherzen gewinnen.

Drei Millionen, ſagte Talleyrand, das faßt ſich ſehr leicht in Worte, in Begriffe, aber ſie ſind ſehr ſchwer in Wirklichkeit zu ſetzen.

Nein, ſie ſind ſehr leicht in Wirklichkeit zu ſetzen. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen das zu beweiſen?

Ich bitte Sie darum, ſagte Talleyrand, leiſe ſein Haupt neigend.

Herr von Sahla zog ſein Portefeuille hervor, und es öffnend, nahm er aus demſelben mehrere zuſammengefaltete Papiere.

Erlauben Sie mir dieſelben zu beſſerer Anſicht auseinanderzulegen, ſagte er, und ohne eine Antwort abzuwarten, begann er mit geſchäftiger Eilfertigkeit ſeine Papiere auf einem naheſtehenden Tiſch auszubreiten. Talleyrand hinkte leiſe und geräuſchlos zu dieſem Tiſch hin, und ſchaute dem Calatravaritter zu, der jetzt eines neben dem andern in ſymmetriſcher Ordnung dieſe kleinen, ſchmalen, länglichten Streifen Papier hinlegte, auf denen ſich allerlei Zahlen und Zeichen geſchrieben und gedruckt befanden.

Ew. Durchlaucht kennen dieſe Papiere? fragte er, während ſeiner Beſchäftigung zu Talleyrand emporſehend.

Ja, ſagte Talleyrand lächelnd, ich kenne ſie ſehr wohl. Es ſind

Banknoten, und wie ich ſehe, beläuft ſich jede dieſer Banknoten auf funfzigtauſend Francs.

Und ſehen Sie auch Durchlaucht, wie viel ſolcher Banknoten ich hier auf den Tiſch gelegt habe?

Wie mir ſcheint, ſind es deren zwanzig.

Sehr richtig, Fürſt, und zwanzig Banknoten, jede zu funfzigtauſend Francs, das macht?

Ich glaube, das macht eine Million, ſagte Talleyrand lächelnd.

Ja, das macht eine Million, ſagte Herr von Sahla, ſich emporrichtend. Ew. Durchlaucht ſehen alſo, daß es nicht ſo gar ſchwer iſt, Millionen in Wirklichkeit zu ſetzen, denn ich habe in weniger als einer Viertelſtunde hier eine Million aufzählen können.

Aber wenn ich nicht irre, ſprachen Sie von drei Millionen Francs? Drei Millionen möchten doch ſchwieriger aufzuzählen ſein.

Nicht im Mindeſten, ſagte Herr von Sahla, einige andere Papiere aus ſeinem Portefeuille nehmend. Erlauben Sie mir nur zuvor, Ihnen den Plan meines edlen und unglücklichen Königs auseinander zu ſetzen. Ich ſagte Ihnen vorher, daß der König Demjenigen, welcher hier auf dem Congreß für ihn wirken und ſprechen wolle, Demjenigen, welcher durch ſeinen Einfluß ihm ſeine Krone und ſein Land erhalten würde, eine Belohnung von drei Millionen Francs geben wolle. Aber es verſteht ſich, daß die Klugheit hierbei einige Vorſichtsmaßregeln erheiſcht, und daß mein König nicht belohnen kann, ehe das Ziel erreicht iſt, um das es ſich handelt. Ew. Durchlaucht wiſſen vielleicht, wie es der König Ludwig der Sechszehnte in einem ähnlichen Fall mit dem Grafen Mirabeau gehalten hat?

Nein, mein Herr, ich geſtehe zu meiner Beſchämung, daß ich das nicht weiß.

Graf Mirabeau verſprach auch dem König Ludwig dem Sechszehnten durch ſeinen Einfluß und ſeine Beredtſamkeit ſeinen Thron und ſeine Macht zu erhalten. Der König bezahlte dafür Mirabeau's Schulden, die ſich auf mehr als zweimalhunderttauſend Francs belaufen mochten, gab ihm eine monatliche Revenue von ſechstauſend Francs, und außerdem *einige Wechſel*, im Geſammtbetrage von einer Million,

die der Graf Mirabeau, ſobald das Ziel erreicht und der König wieder in den Beſitz ſeiner Macht geſetzt ſei, bei der königlichen Schatzkammer zu präſentiren hatte, um das Geld zu empfangen.*)

Oh, da hat der arme König alſo Frankreich eine Million geſpart, ſagte Talleyrand lächelnd, denn Mirabeau ſtarb, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben. Und dieſes Uebereinkommen zwiſchen Ludwig dem Sechszehnten und Mirabeau will Ihr König nachahmen?

Ja. Er giebt ſeinem Vertheidiger jetzt eine Million Francs, er giebt ihm außerdem Wechſel im Betrage von zwei Millionen Francs, Wechſel, welche indeß erſt in einem Jahr fällig ſind. Denn im Lauf eines Jahres muß doch jedenfalls Sachſen wieder hergeſtellt ſein als eigenes ſelbſtſtändiges Königreich, und iſt es dies, ſo hat der Inhaber dieſer Wechſel ſie nur beim königlichen Schatzamt zu präſentiren, und ſie werden ihm ausgezahlt werden. Iſt es unſern Feinden gelungen, das Königreich Sachſen aus der Reihe der ſelbſtſtändigen Staaten auszuſtreichen, ſo ſind die Wechſel natürlich ungültig, da es alsdann keinen König von Sachſen mehr giebt. Sehen Sie, mein Herr Herzog, hier ſind die Wechſel. Es ſind deren zehn. Jeder Wechſel auf zweimalhunderttauſend Francs. Sie tragen alle die Unterſchrift: „Der König von Sachſen, für mich und meinen Nachfolger gültig.“

Ich ſehe, ſagte Talleyrand, leiſe mit dem Kopf nickend, Sie haben mich wirklich überzeugt, mein Herr, daß es nicht ſo ſchwer iſt, drei Millionen Francs in Wirklichkeit zu ſetzen.

Und werden Sie, Herr Herzog, mir jetzt auch dafür den Beweis liefern, daß es auch nicht ſo ſchwer iſt, für dieſe drei Millionen Francs einen Vertheidiger für Sachſen, und die Rechte des Königs von Sachſen ausfindig zu machen? fragte Herr von Sahla, indem er die Wechſel zu den Banknoten auf den Tiſch legte.

Talleyrand bemerkte das ſehr wohl, aber er ſagte kein Wort dazu, ſondern wandte ſich um, und ging langſam einige Male in ſeinem Cabinet auf und ab. Herr von Sahla ſchaute ihm nach mit blitzenden Augen, in athemloſer Erwartung.

---

*) *Siehe:* Theodor Mundt. Graf Mirabeau. Th. VI. S. 364.

II.

Wie man Geſchichte macht.

Mein Herr, ſagte Talleyrand nach einiger Zeit, indem er vor Sahla ſtehen blieb, Ihr König hat ſich durch Sie vertrauensvoll an mich gewandt und begehrt meinen Rath. Ich werde mit demſelben Vertrauen antworten, denn das ehrwürdige Haupt des Königs Friedrich Auguſt iſt doppelt geheiligt; geheiligt durch das Unglück und durch eine Krone. Ich beuge mich aber in Ehrfurcht vor ihm und weihe ihm meine lebhafteſten Sympathieen, und ich bin ihm vor allen Dingen die Wahrheit ſchuldig. Ich muß ihm daher geſtehen, daß Frankreich ſich lebhaft für das Schickſal des Königs von Sachſen intereſſirt, nicht ſowohl aus perſönlicher und verwandtſchaftlicher Zuneigung des Königs Ludwig von Frankreich zu ſeinem Oheim, dem König von Sachſen, ſondern mehr noch, um einem heiligen, großen und unzerſtörbaren Princip zu genügen. Dies iſt das Princip der Legitimität! Frankreich will für ſich ſelber nichts, es beanſprucht nichts. Ich bin daher nur hier, um die politiſchen Principien aufrecht zu erhalten, und um zu verhindern, daß man kein Attentat auf dieſelben unternehme. *) Preußen aber will ein Attentat auf unſere politiſchen Principien machen. Es will das Princip der Legitimität umſtürzen, es will einen König, der durch göttliches und menſchliches Recht Herr und Herrſcher der Erbſtaaten ſeines Hauſes, des Königreichs Sachſen, iſt, ſeines Thrones berauben, um ſich durch die ſächſiſchen Lande bezahlt zu machen für ſeine Kriegsunkoſten. Es entſchuldigt ſich damit, daß es den König von Sachſen einen Verräther an Deutſchland nennt, weil er etwas länger und mit minderer Treuloſigkeit der Bundesgenoſſe Frankreichs geblieben, als dies Preußen, Oeſterreich und die anderen deutſchen Staaten gethan. Aber dafür, daß der König von Sachſen ſeinem Bundesgenoſſen treu geblieben, auch noch dann, als dieſer ſchon im Unglück war, dafür

*) Talleyrands eigene Worte. Siehe: Carl von Noſtitz. S. 133.

darf man ihn nicht strafen, indem man ihn ganz willkürlich seines Eigenthums beraubt. Hat der König von Sachsen Strafe verdient, so überlasse man diese Strafe Gott und dem Volk, dessen Stimme man die Stimme Gottes nennt. Möge die öffentliche Meinung, möge sein Volk ihn richten, möge dieses, wenn es keinen Herrscher will, welcher die Interessen Deutschlands seiner persönlichen Zuneigung geopfert hat, möge es sich alsdann erheben und diesen Herrscher verjagen, und möge es jetzt laut und feierlich vor dem hier versammelten Congreß, das heißt vor Europa, seine Stimme erheben und sich lossagen von seinem König und sich freiwillig unter die Krone Preußens stellen. Dann hätte, nach dem Sprüchwort: vox populi, vox dei, Gott selber entschieden. Aber das Volk, die Stimme Gottes, hat sich in Sachsen für den König erklärt, das Volk hat an den hier tagenden Congreß eine Deputation gesandt, welche feierlich erklärt hat, daß Sachsen nicht einer fremden Krone sich unterordnen, sondern daß es seinen angebornen König wiederhaben will. Demzufolge haben die Menschen nicht das Recht, einen König zu strafen, den die Stimme Gottes nicht verurtheilt hat. Das Princip der Legitimität muß aufrecht erhalten werden, denn alle Throne Europas würden bald schwanken und in Trümmer zerfallen, wenn dies nicht geschähe. Frankreich, welches keine Eroberungen, keine Gebietsvergrößerungen, keine Vortheile von dem Congreß beansprucht, Frankreich beansprucht aber von dem Congreß, daß er dieses Princip aufrecht erhalte. Bis heute hat Frankreich versucht, auf dem Wege der Ueberredung, der Vorstellungen, ja sogar der Bitten auf den Congreß für Sachsen einzuwirken, aber da es sieht, daß alle seine friedlichen Bemühungen vergeblich sind, wird es von heute ab eine andere Sprache führen. Statt zu bitten wird es drohen, statt zu überreden wird es rüsten, und wenn es ihm nicht gelingt, auf dem Wege der Verhandlungen Sachsen seinem angebornen König zu erhalten, Neapel seinem angebornen König wieder zu gewinnen, so wird es sein Ziel auf dem Wege des Krieges zu erreichen suchen, und wir werden dann sehen, ob Oesterreich, England und Rußland wirklich so unverständig sein wollen, ihre eigene Existenz *zu untergraben*, indem sie das Princip der Legitimität untergraben und

Preußen und Joachim Murat unterstützen. — Sagen Sie dies Alles Ihrem König, Herr Baron von Sahla, sagen Sie, daß ich es für meine heilige Pflicht erachte, seine Interessen, welche die Interessen aller bestehenden Throne sind, zu unterstützen, nicht um Goldes oder Vortheils, sondern um der Ueberzeugungen willen, die allein während meines vielbewegten Lebens die Richtschnur meiner Handlungen gewesen. Sagen Sie ihm, daß Frankreich von heute an für Sachsen in die Schranken tritt, daß es alle Mittel in Bewegung setzen wird, um Sachsen, wenn auch vielleicht in engeren Grenzen, aber doch als selbstständiges Königreich zu erhalten, und daß Frankreich entschlossen ist, entweder Sachsen zu erhalten, oder mit ihm unterzugehen. Sagen Sie Ihrem König dies Alles, und fragen Sie ihn dann, ob er glaubt, daß ich des Vertrauens würdig bin, das er in mich gesetzt, und ob er noch immer hofft, daß ich ihm nützlich sein kann?

Er wird diese meine Frage mit einem lauten, freudigen Ja beantworten, rief Herr von Sahla mit strahlendem Angesicht. Er wird von heute an nicht mehr trostlos in die Zukunft sehen, denn er wird wissen, daß er einen Vertheidiger gefunden, der die Macht und den Willen hat, für ihn zu kämpfen, und der für ihn siegen wird! Segen über Sie, Fürst, über Sie, den Freund, den Bundesgenossen meines Königs, meines Vaterlandes!

Ich werde wenigstens versuchen, mir Ihren Segen zu verdienen, sagte Talleyrand, mit einem sanften Lächeln Sahla seine Hand darreichend. Herr von Sahla drückte diese Hand fest in der seinen und schaute mit einem langen, durchdringenden Blick in das ruhige, unbewegliche Antlitz Talleyrands.

Ich schaue in Ihr Herz, sagte er feierlich, und ich weiß jetzt, daß Ihre Lippen die Wahrheit gesprochen, daß es Ihnen heiliger Ernst ist mit der Erhaltung Sachsens. Gehen Sie also hin, Durchlaucht, und sprechen und handeln Sie zum Wohl eines Volkes und eines Königs, die Beide zu Gott für Sie beten werden! Ich will gehen, die Thränen meines unglücklichen Königs zu trocknen, indem ich ihm sage, daß Gott ihm einen Rächer, einen Vertheidiger gesandt hat.

Er verneigte ſich tief, und ſich dann umwendend, eilte er dem Ausgange zu.

Talleyrand ſchaute ihm mit einem ſeltſamen, ſcheuen Ausdruck nach. Jetzt hatte der Calatravaritter die Thür geöffnet, und war ſchon im Begriff hinauszugehen.

Herr Baron von Sahla, rief Talleyrand, kommen Sie doch. Sie haben ja hier noch die Papiere und Wechſel Ihres Königs vergeſſen!

Sie werden ihm dieſelben nach einem Jahr wiederbringen, Herr Fürſt von Benevent, ſagte Herr von Sahla lächelnd, indem er raſch hinaus trat, und die Thür hinter ſich zudrückte.*)

Herr von Talleyrand war jetzt allein. Er heftete noch eine Zeitlang die Blicke forſchend und horchend nach der Thür hin, dann, als er ſah, daß dieſe Thür ſich nicht wieder öffnete, daß Herr von Sahla nicht zurückkam, die vergeſſenen Papiere zu holen, dann flog ein glänzender Ausdruck der Freude über ſein Antlitz hin. Er eilte, ſo raſch es ihm ſein hinkender Fuß erlaubte, nach den beiden Thüren ſeines

---

*) Dieſe Beſtechung Talleyrands für und durch Sachſen iſt keine müßige Erfindung, ſondern ein hiſtoriſches Factum. Der Graf de la Garde ſpricht in ſeinen Memoiren über den Wiener Congreß ganz unbefangen darüber, daß Sachſen ſich durch ſeine Millionen auf dem Congreß vertreten ließ. Der gute König von Sachſen, ſagt er, hat jetzt die beſte Partie erwählt. Er hatte, in der Furcht vor unangenehmen Wechſelfällen und Verlegenheiten, Sorge getragen, ſich ein kleines Reſerve-Kapital zu ſichern. Jetzt hat er davon einige Millionen losgeriſſen, um ſie an zwei einflußreiche Perſonen des Congreſſes zu geben. Der Schlüſſel von Gold wird ihm die Pforten ſeines Königreiches weit raſcher und ſicherer öffnen als alle Protokolle des Congreſſes. Siehe: Comte de la Garde. II. S. 112. Der Graf de la Garde iſt noch ſo discret, den Empfänger der Millionen nicht zu nennen, aber Chateaubriand iſt offenherziger. Er ſagt es geradezu, daß Talleyrand vom König von Sachſen für drei Millionen Francs gewonnen worden, und daß er für dieſe Summe das wahre Beſte Frankreichs, welches lieber Sachſen als den Rhein in Preußens Macht zu geben rieth, verkauft und verrathen habe. Siehe: Chateaubriand, Mémoires d'outre tombe. Vol. VI. S. 441. Siehe auch: Pertz, *Leben des Miniſters* vom Stein. Th. IV. S. 119.

Cabinets hin, verriegelte ſie beide, und trat dann zu dem Tiſch, auf welchem die Banknoten und Wechſel lagen.

Drei Millionen Francs, ſagte er, ſeine Hand auf die Papiere legend, drei Millionen Francs, das heißt ein Vermögen, um allen Wechſelfällen des Schickſals Trotz bieten zu können! Drei Millionen! Hm, ich denke, ich habe in den letzten zwei Tagen ein ganz gutes Geſchäft gemacht, und meine Erben werden mit mir zufrieden ſein. Da drinnen in meinem Pult liegt ein Document von dem König von Sicilien, der mir das italieniſche Fürſtenthum Dino als mein Eigenthum verſchrieben und verbrieft hat, wenn ich ihm Neapel wieder verſchaffe. Hier auf dem Tiſch liegen drei Millionen Francs vom König von Sachſen. Ich werde alſo im Laufe eines Jahres Herzog von Dino ſein, und ich werde ein herzogliches Vermögen haben! Ah, wie gut und nützlich iſt es doch, wenn man mehr verſchweigt, als ſagt, wenn man ganz im Geheimen Politik macht. Wenn der König von Sachſen den geheimen Vertrag gekannt, den ich vor einigen Wochen mit Oeſterreich und England abgeſchloſſen habe, ſo würde er vielleicht geglaubt haben, ſein Königreich billiger erhalten zu können, und nur vielleicht eine Million dafür ausgegeben haben.*) Denn da Oeſterreich und England ſich mit Frankreich zu gegenſeitiger Hülfsleiſtung und Durchführung der von einer der drei Mächte gemachten Vorſchläge verpflichtet haben, ſo werden wir wohl ohne allzugroße Anſtrengungen im Stande ſein, Sachſen und ſeinen König zu erhalten. Zum guten Glück ſind die drei Mächte verſchwiegen geweſen. Ah, wie wunderlich doch die Welt iſt, und welch' eine feine Naſe man haben muß, um

*) Am 3. Januar 1815 ſchloſſen Frankreich, Oeſterreich und England einen geheimen Vertrag ab, durch welchen ſie ſich gegenſeitig verpflichteten, im Einverſtändniß mit einander die Beſtimmungen des Pariſer Friedens aufrecht zu erhalten, das heißt, alle Mächte in ihren Rechten beſtehen zu laſſen, und in keine Macht- und Gebietsvergrößerungen einzelner Staaten zu willigen. Ferner verpflichteten die drei Mächte ſich, ſich gegenſeitig zu vertheidigen, und mit ihren Armeen und ihrem Golde ſich zu unterſtützen, wenn man ſie aus Haß gegen die von einer der drei Mächte gemachten Vorſchläge angreifen ſollte. Siehe: Pertz. Th. IV. S. 274.

ihre Wechselfälle und Wandelungen wittern zu können, und daher ihren Eventualitäten zuvor zu kommen. Als ich noch Bischof von Autun war, witterte ich die Revolution und ward Republikaner. Als Republikaner witterte ich das Kaiserreich, und ward daher thätig, aus dem ersten Consul einen Kaiser zu machen. Als wir das Kaiserreich hatten, da roch ich schon den Geruch der Fäulniß aller unserer Zustände, und arbeitete und wirkte als Minister des Kaiserreichs für den Thron des Königs, der dem Kaiser folgen mußte. Und jetzt, da ich Minister des Königreichs Frankreich bin, für wen arbeite ich jetzt, und was wittert meine Nase? Nun, jedenfalls habe ich ein wenig für mich gearbeitet, und was auch die nächste Aventure Frankreichs sein mag, ich habe für mich ein Herzogthum und einige Millionen gewonnen. Dafür erhalte ich dem König von Sachsen zum Mindesten seine Krone, seine Residenzstadt Dresden, und einige Städte und Städtchen dazu! Dafür setze ich den König von Sicilien wieder auf den Thron von Neapel, und verjage Joachim Murat, meinen lieben Freund früherer Tage. Und das, seufzte Talleyrand, indem er die Millionen zusammen packte, und sie in seinem Schreibtisch verschloß, das nennt man Geschichte machen, und für das Wohl der Völker thätig sein!

III.

Fouché.

Fürst Metternich kehrte eben aus der Conferenz zurück in sein Cabinet. Sein Antlitz, welches sonst immer so ruhig und lächelnd erschien, war heute von Wolken beschattet, und seine Augen, welche sonst in so heiterem Glanz strahlten, schauten finster drein. Es war heute eine sehr stürmische Congreßsitzung gewesen, und der politische Horizont fing immer mehr an, sich zu verdunkeln. Eine unerwartete Brise *hatte heute diese* Wolken noch dichter zusammen gezogen. Diese Brise

war von England herüber geweht. England, das bis jetzt in den sächsischen und polnischen Fragen im innigsten Einvernehmen mit Frankreich und Oesterreich gewesen, England hatte plötzlich seine Meinung geändert, und Lord Castlereagh hatte heute in der Conferenz Metternich ganz offen gestanden, daß die neuesten Depeschen des Regenten von England es ihm zur Pflicht machten, den Frieden zu erhalten, und ihm, wenn es sein müßte, Sachsen zu opfern, das heißt, es zuzulassen, daß Preußen sich in den Besitz Sachsens setze.

Diese unerwartete Nachricht war es, welche die Stirn Metternichs verdüstert hatte, und welche machte, daß er jetzt in seinem Cabinet gedankenvoll und in ernste Betrachtungen versenkt auf und ab ging.

Ich sehe da nichts als Verwickelungen, als Zwistigkeiten, sagte er leise vor sich hin. Alles ist Unfrieden, Neid und Bosheit, und Alles wird auseinander platzen, wie eine überladene Bombe, die Alles in Brand steckt. Preußen beginnt schon zu drohen, und der Herr von Hardenberg hat mir heute in der Conferenz mit blitzenden Augen versichert, daß Preußen nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand seine Ansprüche auf Sachsen vertheidigen werde. Frankreich droht wiederum mit Waffengewalt, wenn Preußen seine Ansprüche auf Sachsen nicht aufgeben wolle, und läßt schon seine Truppen zusammenziehen. Herr Talleyrand sagte heute mit seinem ruhigen Lächeln zu Hardenberg, Frankreich habe bereits eine Armee von achtundsiebenzigtausend Mann an seinen Grenzen aufgestellt, die kampfgerüstet den Feind erwarte. Rußland wird auch immer ungestümer, und Kaiser Alexanders Augen schleudern Blitze auf mich, die jedenfalls geeignet wären, mich zu zerschmettern, wenn er der Gott Zeus, und ich nichts weiter wäre, als ein zu seinen Füßen gefesselter Titan. Sein Herr Bruder Constantin hat ja schon einen Aufruf an die Polen erlassen, sich zu erheben, die Waffen zu ergreifen, und bereit zu sein, auf den Ruf ihres Königs, des Kaisers Alexander, die Unabhängigkeit und Freiheit ihres Vaterlandes zu vertheidigen. Und wir selber, wir, Oesterreich? Sehen wir uns nicht auch genöthigt, zu drohen, zu rüsten, und auf einen neuen Krieg vorzubereiten? In Böhmen haben wir schon ein Heer zusammengezogen, um nöthigenfalls Sachsen zu vertheidigen. Jetzt müssen wir

ein anderes Heer hierher ziehen, um Wien im Fall des Krieges gegen die Ruſſen zu decken. Und ein drittes Heer haben wir in Italien aufgeſtellt, für den guten Joachim Murat, der den Hochmuth hat, noch länger König von Neapel bleiben zu wollen. Nichts als Rüſtungen! Und das iſt der Erfolg davon, daß die Diplomaten Europa's hier ſeit fünf Monaten verſammelt ſind, um über den Weltfrieden zu berathen! Wahrhaftig, wenn die Sache nicht ſo abſcheuliche Folgen haben könnte, ſo müßte man darüber lachen. Seit fünf Monaten Friedens-Conferenzen, und der Erfolg davon, — Krieg — Krieg auf allen Seiten!

Metternich lachte laut auf, und warf ſich auf den Divan, um ein wenig auszuruhen von den Anſtrengungen der Conferenz. Aber immer wieder führten ihn ſeine Gedanken zu derſelben zurück und beläſtigten ſeine Seele mit ihren Aufregungen und Verdrießlichkeiten.

Ah bah, ſagte Metternich, ſein Haupt ſchüttelnd, als wolle er die läſtigen Inſecten verjagen, die ihn beunruhigten, ah bah, vergeſſen wir doch dieſe Langweiligkeiten! Es iſt am beſten, ſich gar nicht mehr mit ihnen zu beſchäftigen, ſondern die Dinge gehen zu laſſen, wie ſie eben gehen! Ich will heute nichts mehr damit zu thun haben, ſondern will mich mit nützlicheren und angenehmeren Dingen beſchäftigen. Ich habe da vor allen Dingen die Arrangements und Einladungen zu dem Ballfeſt zu überlegen, das ich in acht Tagen geben will. Zuerſt alſo die Einladungen!

Er ging zu ſeinem Schreibtiſch, ſetzte ſich vor denſelben, und nahm Papier und Feder. Zuerſt alſo: die kaiſerliche Familie! ſagte er, dieſelbe aufſchreibend. Nun, die wird mir nicht fehlen! — Dann: der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland! Aber wird der Kaiſer kommen wollen? Darf ich ihn direct einladen, ohne eine brusque, abſchlägige Antwort zu riskiren? Ich werde General Hardegg als meinen Abgeſandten zu ihm ſchicken! Weiter! Der König von — Nun, Jean, was giebt es? fragte er den eintretenden Kammerdiener.

Durchlaucht, es iſt im Vorſaal ein fremder Herr, der durchaus Ew. Durchlaucht, wie er ſagt, in dringenden Angelegenheiten, zu ſprechen wünſcht.

Hat er ſeinen Namen nicht genannt?

Nein, Durchlaucht. Er hat mir nur dies Papier gegeben.

Und er hielt dem Fürſten einen ſilbernen Teller dar, auf welchem ſich ein Streifchen Papier befand, mit allerlei ſeltſamen Zeichen und Strichen beſchrieben.

Metternich nahm das Papier ganz achtlos entgegen, dann, als er die Augen auf die Hieroglyphenſchrift des Papiers geheftet hatte, zuckte er zuſammen und betrachtete ſinnend von allen Seiten die geheimnißvolle Schrift.

Laß dieſen Herrn ſogleich eintreten, ſagte er, haſtig nach der Thür deutend, und während Jean hinaus eilte, murmelte der Fürſt, indem er das Papier in kleine Stücke zerriß: Es iſt unmöglich. Er kann es nicht ſein! Er wird mir irgend einen ſeiner Agenten ſenden!

Der Kammerdiener öffnete die Thür und ein Fremder trat ein. Metternich heftete auf ihn ſeine großen, forſchenden Augen. Ich hatte Recht, ſagte er zu ſich ſelber, er iſt es nicht! Einer ſeiner Agenten, nichts weiter!

Er ſtand auf, und ging mit ernſter, ſtolzer Ruhe und etwas zurückhaltendem Weſen dem Fremden entgegen, der raſch und ungezwungen ſich ihm näherte, und ihn lächelnd anſchaute.

Ew. Durchlaucht kennen mich nicht? fragte er, als Metternich ihn noch immer nicht willkommen hieß.

Der Fürſt zuckte leiſe die Achſeln. Ich habe leider nicht die Ehre, ſagte er.

Nun, ſagte der Fremde lächelnd, das beweiſt wenigſtens, daß Andere mich nicht erkennen werden, und daß meine Verkleidung gut war. Erlauben Sie, Durchlaucht!

Ohne eine Erlaubniß abzuwarten, drehte er ſich um, zog mit einem raſchen Griff die hellblonde Perrücke, welche in einer Fülle köſtlicher Locken ſein Haupt ſchmückte, von demſelben fort, und mit ihr zugleich den vollen Backenbart, der ſein Geſicht wie ein angenehmer winterlicher Fußſack umgab, und den untadelhaften Schnurrbart, der ſich wie ein breites undurchdringliches Schutzdach über ſeinem Munde wölbte. Alsdann richtete er die rechte Schulter, welche bis dahin tief

gesenkt gewesen, empor, und wandte sich in dieser Metamorphose wieder dem Fürsten zu.

Fouché! rief dieser erschrocken. Sind Sie es wirklich?

Ah, Ew. Durchlaucht kennen mich also doch! rief Fouché lachend. Und jetzt, nicht wahr, Durchlaucht, jetzt heißen Sie mich willkommen?

Ja, von Herzen willkommen, Herr Herzog von Otranto, sagte der Fürst, ihm mit seinem verbindlichsten Lächeln die Hand darreichend. Aber Sie werden mir verzeihen, wenn ich nichtsdestoweniger sehr verwundert bin, den Herrn Polizeiminister des einstigen Kaisers Napoleon so unerwartet hier in Wien bei mir zu sehen.

Sie sind verwundert, rief Fouché, mein Gott, Fürst, wie beneidenswerth Sie sind, sich noch über irgend etwas wundern zu können. Ich meinestheils habe diese glückliche Eigenschaft ganz und gar verloren. Ich wundere mich über nichts mehr. Aber sagen Sie, Durchlaucht, wollen Sie mir eine Viertelstunde schenken? Nicht mehr, als eine Viertelstunde! Ich bin mit Courierpferden, als mein eigener Courier, hierher gefahren, und werde als Courier mit den Depeschen des Fürsten Talleyrand in einer Viertelstunde wieder Wien verlassen, um nach Paris zurückzukehren.

Und Fürst Talleyrand kennt den Courier nicht, er ahnt nicht, daß Sie es sind, Herr Herzog?

Nein, er hat mich so wenig erkannt, wie Ew. Durchlaucht. Niemand darf ahnen, daß ich hier bin, weder in Wien, noch in Paris. Selbst den Späheraugen meiner frühern Polizeispione hoffe ich dies Geheimniß entziehen zu können. Ich bin blos hierher gekommen, um eine Unterredung mit Ihnen zu haben. Wollen Sie mir diese bewilligen? Komme ich Ihnen nicht unbequem?

Ach, Herr Herzog, welche Frage! Mein ganzer Tag steht Ihnen zur Verfügung!

Ich sagte Ew. Durchlaucht schon, daß ich nur eine Viertelstunde beanspruche! Aber wollen Sie die Gnade haben, Ordre zu geben, daß man uns nicht stört, daß Niemand hier eintritt? Meine Maskerade darf nur für Ew. Durchlaucht kenntlich sein.

Sie haben Recht, wir wollen uns vor Störungen sichern, sagte

Metternich und er eilte in den Vorſaal, um Jean zu benachrichtigen, daß, ſo lange der Fremde bei ihm ſei, Niemand vorgelaſſen werde, und keiner in das Cabinet eintreten dürfe.

Jetzt, ſagte er, zu Fouché zurückkehrend, jetzt wollen wir uns auch noch außerdem vor jedem böſen Zufall ſichern!

Er verſchloß die Thür des Vorſaals und die zweite in ſein Wohnzimmer führende Thür.

Herr Herzog, ſagte er dann, nun ſind wir vor jeder Störung geſichert, und wenn es Ew. Durchlaucht gefällig iſt, ſetzen wir uns.

Er führte den Herzog zu dem Divan hin und nahm ihm gegenüber auf dem Fauteuil Platz.

Und jetzt, Herr Herzog, ſagte er lächelnd, jetzt erlauben Sie mir, Ihnen zu geſtehen, daß ich auf Ihre Worte ſo geſpannt bin, wie ein junges Mädchen auf die erſte Liebeserklärung, die man ihr zu machen im Begriff iſt.

Nur daß es ſich bei meinen Erklärungen viel weniger um Liebe als um Haß handelt, Durchlaucht, rief Fouché. Ich komme, Ihnen zu geſtehen, daß ich rathlos bin, daß ich nicht mehr weiß, wohin wir gehen, noch was wir wollen.

Ah, mein Freund, ſagte Metternich achſelzuckend, dann ſind Sie in Paris genau ſo weit, wie wir hier in Wien auch ſind. Wir befinden uns hier auch bereits in einem Chaos, aus dem uns ſchwerlich etwas Anderes herausziehen wird, als das Schwert!

Wir aber, ſagte Fouché ernſt, wir ſtehen am Vorabend einer Revolution, und ich komme hierher, Sie zu fragen, was geſchehen ſoll, wenn dieſe Revolution den König Ludwig den Achtzehnten geſtürzt hat?

Ach, Sie nehmen das als eine unumſtößliche Gewißheit an? rief Metternich.

Ja, es iſt eine Gewißheit, ſagte Fouché ernſt. Frankreich ſteht auf einem Vulkan, der in jeder Stunde ſeinen Krater öffnen und ſeine glühende Feuerlava ausſtrömen kann. Der König iſt ein verlorner Mann, denn das Volk liebt ihn nicht, das Militair verabſcheut ihn, und die Legitimiſten ſelbſt zürnen ihm wegen der freiſinnigen Inſtitutionen, die er gegeben, und wegen der Nachſicht, die er den Bonapar-

tiſten erzeigt. Frankreich iſt nur noch eine einzige große Verſchwörung. Ueberall gährt es, überall nimmt das Volk eine drohende Miene an, empört es ſich offen und geheim gegen die Regierung, welche nur noch ein reifes Geſchwür iſt, das Frankreich bei der erſten Gelegenheit abſtoßen wird.

Was für ein Pflaſter aber wird es dann auf ſeine offene Wunde legen? fragte Metternich achſelzuckend.

Das iſt es eben, weshalb ich Sie um Rath fragen möchte, ſagte Fouché raſch. Ich glaube, Durchlaucht, Sie haben das Pflaſter, welches Frankreich alsdann bedürfen wird. Ach, dieſes arme Frankreich! Man hätte es retten, man hätte es den Bourbonen erhalten können, aber man hat es nicht gewollt! Dieſe Leute ſind blind mit ſehenden Augen! Sie rennen in ihr Verderben trotz aller Warnungen! Es iſt, als ob eine allgemeine Verblendung die Regierung und alle ihre Anhänger und Beamten befallen habe. Man conſpirirt öffentlich, an jeder Straßenecke, in jedem Hauſe! Selbſt die Frauen ſind von dem allgemeinen Schwindel ergriffen; die Herzogin von Baſſano wirbt ohne Scheu ihre Freundinnen dazu an, ihre Männer zu bekehren, daß ſie ſich den Conſpirationen anſchließen. Sie hat ſich jüngſt erſt der Marſchallin Augereau faſt zu Füßen geworfen und ſie mit Thränen beſchworen, den Marſchall zum Anſchluß an die große Napoleoniſche Verſchwörung zu bewegen. Die Marſchallin Augereau iſt loyal genug geweſen, dem Polizeiminiſter André dieſes Anſinnen der Herzogin von Baſſano mitzutheilen. Der Polizeiminiſter hat ihr gelaſſen zugehört und hat gelacht über die Klatſcherei ſchöner Frauen.*) Er hat auch gelacht, als der Präfect des Var-Departements ihm kürzlich berichtete, daß viele verdächtige Leute, anſcheinend von Elba kommend, an der Küſte der Provence landeten, ſich im Lande umhertrieben und für Napoleon würben. Herr André hat ihn eben ſo wenig einer Antwort gewürdigt, als mir Herr Talleyrand geantwortet hat auf ein Schreiben, das ich vor vier Wochen an ihn richtete, und in welchem ich ihn warnte und ihm mittheilte, wie ich aus genauen Quellen wüßte, daß

*) Pertz, Leben Steins. IV. S. 369.

Joſeph Bonaparte in der Schweiz Mannſchaften ſammle und bewaffne, daß er verdächtige Umtriebe habe mit mehreren Generälen der Armee. Aber dieſe Leute wollen nicht hören! Sie haben auch Barras nicht gehört, als er zu Herrn von Blacas kam, um ihn vor einer gegen den König gerichteten Verſchwörung zu warnen, als er dem Miniſter vorſchlug, Napoleon auf Elba verhaften zu laſſen, als er ſich erbot, alsdann Murat zur freiwilligen Niederlegung ſeiner Krone zu bereden. Dieſe Leute wollen nicht hören. Sie haben auch ihren eigenen Kriegsminiſter Dupont nicht gehört, als der, erſchrocken über den bonapartiſtiſchen aufwiegleriſchen Geiſt des Heeres, dem König und dem Herrn von Blacas vorgeſchlagen hat, das Heer zu verringern und die Vertheidigung des Landes mehr der Nationalgarde anzuvertrauen. Dieſe Leute werden ſo lange taub ſein, bis der Donner der Revolution, das Krachen des über ihren Häuptern zuſammenbrechenden Gebäudes ſie zu ſpät aus ihrer Sorgloſigkeit aufſchreckt.

Und denken zu müſſen, daß ſie dies Alles vermeiden konnten, wenn ſie klug genug geweſen, ſich einen Polizeiminiſter, wie der Herzog von Otranto es war, zu ſichern, ſagte Metternich, einen raſchen, forſchenden Blick auf Fouché werfend.

Er ſah ſehr wohl das Aufblitzen ſeiner Augen, das düſtere Zuſammenziehen ſeiner Stirn. Sie bedurften Meiner nicht, ſagte Fouché mit einem verächtlichen Lächeln, ſie ließen mich unbeachtet, und in Unthätigkeit. Nun, mögen Sie jetzt die Früchte Ihrer Thaten ernten. Ich komme nicht hierher, um Sie, Herr Fürſt, zu beſchwören, die Regierung Frankreichs zu warnen, und ihren Fall zu verhindern. Ich komme nur, um Ihnen zu ſagen: die Regierung Frankreichs wird fallen! Um Sie ehrlich und offen zu fragen: was wird Oeſterreich thun, wenn ſie gefallen, wenn der König verjagt iſt? Wird es Ludwig den Achtzehnten vertheidigen? Wird es Frankreich verhindern, ſeine Republik zu erneuern?

Das Alles ſind ja innere Fragen Frankreichs, ſagte Metternich achſelzuckend, was kümmern die uns? Möge Frankreich ſeinen König abſetzen, möge es die thörichte Comödie ſeiner Republik noch einmal durchſpielen, wir werden es nicht verhindern, vorausgeſetzt, daß Frank-

reich ſich ſelber leitet und nicht von Andern verleitet wird. Was Ihren König Ludwig den Achtzehnten und die franzöſiſchen Bourbonen anbetrifft, ſo kann Oeſterreich Dem nur beiſtimmen, was vor einigen Tagen der Kaiſer von Rußland ſagte.

Und was ſagte der, Durchlaucht?

Er ſagte: „Wir haben die Bourbonen wieder auf den Thron geſetzt, mögen ſie ſich darauf halten. Fallen ſie abermals, ſo bin ich es ganz gewiß nicht, der ihnen wieder emporhilft.“*) Ich habe Ihnen jetzt ehrlich und offen Ihre Frage beantwortet. Jetzt, Herr Herzog, beantworten auch Sie mir mit derſelben Ehrlichkeit und Offenheit eine Frage!

Fragen Sie, Durchlaucht.

Nun denn, Herr Herzog, ſagen Sie mir: glauben Sie, daß Frankreich in der That nur deshalb conſpirirt und revolutionirt, um ſich das Königthum abzuſtreifen zu Gunſten einer Republik?

Nein, Durchlaucht, das glaube ich ganz und gar nicht, ſagte Fouché mit einem feinen Lächeln.

Dieſes Lächeln fand einen Wiederſchein auf dem Angeſicht Metternichs. Glauben Sie alſo, fragte er leiſe, glauben Sie, daß Frankreich die Bourbonen verjagen will zu Gunſten der Bonapartiſten? Glauben Sie, daß es ſeine Regentin Marie Louiſe und den König von Rom in Frankreich willkommen heißen würde?

Ah, rief Fouché lebhaft, Sie ſprechen da das Wort aus, um deſſenwillen ich gekommen bin! Ja, Durchlaucht, ja, niemals iſt der Augenblick für die Wiederherſtellung der Regentſchaft in Frankreich ſo günſtig geweſen, wie eben jetzt. Die königliche Regierung hat alle Geiſter verſtimmt, ſie iſt es am meiſten geweſen, die Propaganda für den Bonapartismus gemacht hat. Ich ſage Ihnen, Durchlaucht, wenn jetzt in dieſer Zeit der Sohn des Kaiſers, von einem Bauer geführt, auf einem Eſel reitend, in Straßburg erſchiene, ſo würde das erſte beſte Regiment, dem er vorgeſtellt würde, ihn ohne alle Hinderniſſe

*) Ménéval, Mémoires. II. 116.

nach Paris bringen, und Ludwig vom Thron ſtürzen, um ihn darauf zu ſetzen.*)

Um ihn als Napoleon den Zweiten auszurufen, oder ihn nur ſo lange auf dem Thron zu halten, bis Napoleon der Erſte von Elba zurückgekommen?

Das hängt von den Umſtänden ab, Durchlaucht, und ich glaube, man muß den Umſtänden ein bischen zu Hülfe kommen. Die Rückkehr Napoleons wäre nicht blos für Frankreich, ſondern für ganz Europa ein Mißgeſchick, denn die Kriege würden ſich wieder erneuern, und neue Umwälzungen wären die Folge davon. Napoleon iſt eine Verlegenheit für Europa, und man müßte daher bemüht ſein, ſie zu beſeitigen.

Beſeitigen! Das iſt ein vieldeutiges Wort, ſagte Metternich. Ich hoffe, Sie denken dabei nicht an die Beſeitigungen, wie ſie die Bravi der Republik Venedig früher verſtanden?

Ich denke an eine Beſeitigung, wie ſie zum Beiſpiel Oeſterreich früher mit dem König Richard Löwenherz vornahm, den es auf lange Zeit in einem Thurm verſchwinden ließ.

Ah, und ich bin ſicher, Herzog, daß Sie alsdann für dieſen zweiten Richard Löwenherz nicht die Rolle eines Blondel übernehmen würden! rief Metternich lachend. Aber das Beſeitigen iſt in dieſem Falle ſchwerer, als damals, denn Richard Löwenherz zog durch Oeſterreich, Napoleon aber horſtet auf Elba.

Man müßte ihn heimlich von ſeinem Horſt entführen. Man müßte ihn von Elba aufheben, ihn auf eins der vor Elba kreuzenden engliſchen Schiffe bringen, und ihn auf irgend einer wüſten Inſel abſetzen, ihn im Weltall entſchwinden laſſen. Es bedürfte dazu nur einiger weniger Männer, die muthig, entſchloſſen und treu ſind.

Kennen Sie ſolche Männer? fragte Metternich raſch.

Ja, Durchlaucht, ich kenne ſolche Männer, und ich ſtelle ſie Ew. Durchlaucht zur Verfügung!

Ah, nicht mir, rief Metternich faſt erſchrocken, ich will nichts zu

*) Fouché's eigene Worte. Siehe: Ménéval, Mémoires. III. 98.

thun haben mit dieſen Dingen! Ich wiederhole und ſage, was Talleyrand ſagte, als ihm Lord Caſtlereagh neulich den Vorſchlag machte, bei dem Congreß auf die Verhaftung und weitere Fortführung Napoleons anzutragen.

Was ſagte Talleyrand?

Er ſagte achſelzuckend: „Mylord, reden wir nicht mehr von Napoleon. Er iſt ein todter Menſch.“*)

Ah, rief Fouché verächtlich, dieſer ſchlaue Fuchs hat alſo ganz und gar die Witterung verloren, wie es ſcheint! Aber Sie, Durchlaucht, werden ihm nicht nachahmen wollen, Sie werden Napoleon nicht für einen todten Mann halten, ſondern Sie wiſſen, daß er lebt, und daß er das Triebrad aller dieſer Machinationen iſt, die jetzt Frankreich in Unruhe und Aufruhr verſetzen.

Ich geſtehe, daß ich darin Ihre Anſicht theile, Herr Herzog.

Aber Sie wollen dennoch nicht die Verantwortung für die Entführung Bonaparte's übernehmen, Durchlaucht? Doch Sie würden es zufrieden ſein, wenn die Sache geſchähe, und würden keinen Groll hegen gegen Den, der ſie veranlaßt hätte?

Groll gegen Den, der den Frieden Europa's geſichert hätte?

Sie würden dem Entführer alſo dankbar ſein?

Wenn die Entführung erſt ein fait accompli iſt, ſo würde Oeſterreich den heimlichen Veranſtalter dieſer Entführung unterſtützen und fördern, ſo viel es in ſeinen Kräften ſtände.

Es würde ihm zum Beiſpiel die Stelle eines Regentſchaftspräſidenten des kleinen Kaiſers Napoleon des Zweiten bewilligen, und die Kaiſerin Mutter, Marie Louiſe, veranlaſſen, daß ſie ihn als ihren erſten Miniſter und Rathgeber betrachte?

Oeſterreich würde dies als die erſte Pflicht ſeiner Dankbarkeit betrachten, vorzüglich wenn der kühne Mann, der Bonaparte von Elba verſchwinden ließe, der den König von Rom als Kaiſer auf den Thron Frankreichs ſetzte, wenn dieſer kühne Mann der Herzog von Otranto, der große Fouché wäre!

---

*) Pertz. Leben des Miniſters vom Stein. IV. S. 369.

Durchlaucht, rief Fouché lächelnd, dem Fürſten ſeine Hand darreichend, Durchlaucht, wir ſind alſo einig. In vier Wochen wird Napoleon von Elba entführt, und der König von Rom zum Kaiſer von Frankreich erklärt ſein, mit ſeinem Regentſchaftsrath neben ſich.

Aber Oeſterreich darf ſich nicht als Partei in dieſer Sache hinſtellen, ſagte Metternich, es darf Ihnen nicht freiwillig und zuvorkommend den König von Rom entgegenführen.

Nein, wir werden ihn entführen, und Oeſterreich wird nur die Güte haben, ſeine Flucht und Entführung erſt dann zu bemerken, wenn wir die franzöſiſche Grenze überſchritten haben! Wir entführen Vater und Sohn! Den Erſteren, um ihn verſchwinden zu laſſen, den Letzteren, um ihn auf den Thron zu ſetzen.

Aber nur unter der Bedingung, daß Fouché der Präſident ſeines Regentſchaftsrathes ſei.

Sie garantiren mir Oeſterreichs Zuſtimmung?

Ich garantire ſie!

Durchlaucht, die Sache iſt alſo abgemacht, und meine Viertelſtunde iſt um! Leben Sie wohl! Bald werden die Sterbeglocken des Königs, und die Krönungsglocken des Kaiſers von Frankreich läuten! Leben Sie wohl! Sie müſſen mir ſchon zuvor noch erlauben, in Ihrer Gegenwart meine Toilette zu machen!

Ah, Herr Herzog, laſſen Sie mich dabei Ihr Kammerdiener ſein!

Einige Minuten ſpäter verließ Fouché, wieder vollkommen unkenntlich und verwandelt, das Cabinet des Fürſten Metternich. Dieſer ſchaute mit einem eigenthümlichen Lächeln dem Enteilenden nach, und horchte auf ſeine verhallenden Schritte.

Und dieſer Menſch glaubt, daß wir auf ſeine Straßenräuberpolitik eingehen werden, flüſterte er achſelzuckend. Er hält es für möglich, daß Oeſterreich mit ihm ein Complott mache, und die Aventure des franzöſiſchen Kaiſerthums durch den eigenen Enkel des öſterreichiſchen Kaiſers noch werde fortſpielen laſſen. Ah, man muß eben Jacobiner und Conventsmitglied geweſen ſein, um ſolche Monſtruoſitäten für möglich zu halten! Aber um ſeine Pläne durchſchauen zu können, mußte ich ſchon auf dieſelben eingehen. Jetzt liegt es an mir, ſie entweder

zu vernichten, oder ſie je nach den Umſtänden zu fördern und zu benutzen. Frankreich, das iſt klar, Frankreich geht einer neuen Revolution entgegen, und das muß man benutzen zur Förderung des Congreſſes und unſerer Intereſſen! Sobald die Empörung in Frankreich ausgebrochen iſt, müſſen wir ſie zu einem politiſchen Handſtreich benutzen, und durch denſelben müſſen die brennenden Fragen des Congreſſes, an denen er fünf Monate lang brütet, auf Einen Schlag entſchieden werden. Dieſer Coup de main muß Oeſterreich die Lombardei und Venedig bringen, Rußland befriedigen durch den Beſitz Polens, dem König von Sachſen ſein Königreich wiedergeben, und den Erbfeind Oeſterreichs, das ehrgeizige Preußen, iſoliren!

Aber um das zu bewirken, fuhr er nach einer Pauſe fort, um den Coup de main vorzubereiten, muß Oeſterreich vor allen Dingen ſich mit Rußland einigen, und eine Trennung Rußlands von Preußen zu Stande bringen. Ah, jetzt iſt es Zeit, von der Denkſchrift Hardenbergs Gebrauch zu machen! Ich werde dieſelbe noch heute dem Kaiſer von Rußland übergeben! —

IV.

Intriguen.

Während Fürſt Metternich ſo in ſeinem Cabinet die Vortheile überlegte, welche die nahende Revolution Frankreichs für Oeſterreich haben ſolle, war Fouché noch immer eifrig damit beſchäftigt, die Dinge, welche ſich in Frankreich begeben ſollten, vorzubereiten.

Das Palais des Fürſten Metternich verlaſſend, ſchritt er eilig über die ihm von vielfachem Aufenthalt her wohlbekannten Straßen Wiens dahin. Jetzt trat er in eine kleine Nebengaſſe ein, und blieb vor einem niedrigen, unſcheinbaren Häuschen ſtehen.

Mit ſorgſamen, prüfenden Augen betrachtete er das Haus, und

las die über der Thür angebrachte, halb von der Sonne und dem Staub verwiſchte Hausnummer.

Ja, es iſt richtig, ſagte er. Hier werde ich mit dem Bonapartiſten ein Rendezvous haben.

Er klopfte drei Mal haſtig und leiſe an die Thür. Dieſe öffnete ſich und Fouché trat ein. Eine alte Frau ſtand auf dem Flur und fragte ihn mit mißtrauiſchen Blicken nach ſeinem Begehr.

Ich bin hierher berufen, um den Maler Leſtocq zu friſiren, ſagte Fouché. Er wohnt doch hier im Hauſe?

Ja wohl, er wohnt hier, ſagte die Alte, und er hat mir auch geſagt, daß er einen Friſeur erwartet. Gehen Sie alſo nur die Treppe hinauf, und klopfen Sie da oben an die Thür. Man wird Ihnen aufmachen!

Fouché war ſchon beſchäftigt, die düſtere ſchmale Treppe hinauf zu klimmen, und ſtand jetzt vor der einzigen auf dem obern Flur befindlichen Thür. Wieder klopfte er drei Mal.

Jenſeits der Thür vernahm man jetzt annähernde Schritte, und eine Stimme fragte: Sind Sie die Lilie, oder der Adler?

Ich bin der Adler, ſagte Fouché.

Sofort ward die Thür geöffnet, und auf der Schwelle derſelben erſchien die hohe ſchlanke Geſtalt des Grafen Montbrun.

Treten Sie ein, Herr Herzog, ſagte er leiſe, Sie ſehen, ich erwartete Sie!

Sie haben alſo die Botſchaft erhalten, Herr Graf, die ich Ihnen vor drei Tagen ſandte? fragte Fouché, in das kleine, ganz als das Atelier eines Malers eingerichtete Gemach eintretend.

Ich habe ſie erhalten, Herr Herzog, ſagte Montbrun, indem er mit einer leichten Handbewegung nach dem Divan hindeutete. Fouché ſetzte ſich und heftete dann ſeine großen, blitzenden Augen mit einem forſchenden Ausdruck auf das bleiche edle Angeſicht des Grafen, der ſeinem Anſchauen mit einem feſten Blick begegnete.

Ich bin ſehr glücklich, daß ich endlich den Mann von Angeſicht ſehe, auf deſſen Treue, wie ich weiß, der Kaiſer mit ſo zuverſichtlichem Vertrauen rechnet, ſagte Fouché nach einer Pauſe.

Graf Montbrun lächelte. Ich bedauere, Herr Herzog, Ihr Compliment nicht erwiedern zu können, ſagte er, aber ich verſichere, daß ich auch glücklich ſein würde, Sie von Angeſicht zu Angeſicht ſehen zu können.

Ah, Sie ſehen alſo, daß ich Incognito hier bin? rief Fouché lächelnd.

Ja, und ich warte, daß Sie die Güte haben wollen, dies Incognito aufzuheben, um mir dadurch zu beweiſen, daß Sie mir vertrauen!

Fouché ließ einen ſchnellen, forſchenden Blick durch das Zimmer ſchweifen, und erſt, als er ſich überzeugt hatte, daß kein Meuble, kein Vorhang ſei, hinter dem irgend ein Lauſcher ſich verborgen halten könne, legte er die Perrücke und den Bart ab.

Jetzt, Herr Herzog, heiße ich Sie von Herzen willkommen, ſagte Montbrun, ſich tief verneigend. Ich heiße Sie um ſo mehr willkommen, da Ihr Hierſein mir beweiſt, daß die Stunde der Entſcheidung naht.

Sie freuen ſich deſſen? Sie lieben alſo den Kaiſer ſehr?

Er weiß, daß ich ihm mit Leib und Seele ergeben bin!

Ja, ja, er kennt Ihre Anhänglichkeit, rief Fouché, und er hat mir oft von Ihnen erzählt. Seltſam, daß wir uns niemals begegnet ſind.

Ich war immer im Dienſt des Kaiſers auf Reiſen, ſagte Montbrun lächelnd, ich war in Italien, in Spanien, in Deutſchland und Rußland, je nach den Befehlen und Inſtructionen, die der Kaiſer mir ſandte.

Und ich war im Dienſt des Kaiſers faſt immer in Paris, rief Fouché, ſo iſt es gekommen, daß die beiden ergebenſten und treueſten Anhänger und Diener des Kaiſers ſich niemals begegnet ſind.

Graf Montbrun verneigte ſich ſchweigend.

Ich hoffe doch, ſagte Fouché, daß Sie an meiner Treue und Anhänglichkeit für den Kaiſer nicht zweifeln?

Ich würde es nicht wagen, an Ihren Worten zu zweifeln, ſagte Montbrun ſcharf betonend.

Ah, ich verſtehe, Sie wünſchen aber auch meine Thaten in Uebereinſtimmung mit meinen Worten zu ſehen, rief Fouché. Sie werden das ſehen, Herr Graf. Setzen Sie ſich zu mir, und laſſen Sie uns offen mit einander reden.

Graf Montbrun nahm einen Stuhl und ſetzte ſich dem Herzog gegenüber.

Sie wiſſen wohl, Herr Herzog, ſagte er, daß ich Ihnen nichts zu verſchweigen beabſichtige. Ich bin freilich hier in Wien, gleich Ihnen, in einer Verkleidung, und man hält mich für einen unſchädlichen Abenteurier, für einen heruntergekommenen Marquis, der, Dank ſeinem altadligen Namen, von der Gnade der Bourbonen die Wiederherſtellung ſeines Reichthums erhofft, und bis dahin ſich in den Antichambres unſerer Geſandten, und den Spielſälen der hier aus allen Ländern der Welt zuſammengeſtrömten Spieler von Fach umhertreibt. Aber Ihnen gegenüber, Herr Herzog, verberge ich mich nicht. Sie haben mir vor einigen Tagen durch eine vertraute Mittelsperſon ein Memorial geſandt, in welchem Sie die Güte hatten, mir ausführlich und genau die Zuſtände unſeres gemeinſamen Vaterlandes, das wir Beide gleich ſehr lieben, auseinander zu ſetzen. Ich habe dies Memorial mehr als Einmal mit der größten Aufmerkſamkeit geleſen, und es hat mich überzeugt, daß jetzt die Stunde gekommen iſt, welche wir ſo lange vorbereitet und erſehnt haben, die Stunde, in welcher der Kaiſer nach Frankreich, das ihm ſeine Arme entgegenbreitet, zurückkehren muß.

Sie haben Recht, rief Fouché lebhaft, der Kaiſer muß zurückkehren. Frankreich bedarf Seiner, und ihm ſelber droht Gefahr, wenn er länger auf Elba bleibt.

Sie ſind alſo der Meinung, daß die Herren vom Congreß endlich doch ihre Worte und Drohungen in Thaten umſetzen, daß ſie endlich den Antrag des Lord Caſtlereagh und des Grafen Pozzo di Borgo annehmen werden? Daß ſie es wagen werden, den Kaiſer auf Elba zu verhaften, und ihn heimlich von dort zu entführen?

Ja, ſie werden es wagen, ſagte Fouché. Meine hieſigen Kundſchafter und Freunde haben mir die beſtimmteſten und unzweifelhafteſten Nachrichten gegeben: der Congreß hat Furcht vor dem gefeſſelten Löwen, und er will daher ſeinen Kerker noch weiter ab in das Weltmeer entrücken. Es iſt daher nothwendig, den Herren Diplomaten zuvorzukommen, und den Löwen zu befreien.

Und Sie ſind überzeugt, Herr Herzog, daß Frankreich bereit iſt, ihn wieder auf den Thron zu ſetzen?

Ich bin davon überzeugt. Ich habe meine Verbindungen in allen Regimentern der Armee. Ich unterhandle und verkehre mit allen napoleoniſchen Generälen, welche der Unverſtand Ludwigs des Achtzehnten bei der Armee belaſſen hat. Sie ſind alle bereit, den Kaiſer mit ihren Regimentern willkommen zu heißen.

Aber ſind ſie auch bereit, zuvor mit ihren Regimentern den König zu ſtürzen und zu verjagen?

Das wird nicht vorher, ſondern zur ſelben Zeit geſchehen, ſagte Fouché. Wenn das Gewitter gerade über uns ſteht, folgt Blitz und Donner unmittelbar auf einander. Der einſchlagende Blitz, das wird der Kaiſer ſein, und der rollende Donner wird von dem fortbrauſenden Wagen des entfliehenden Königs herrühren. Jetzt kommt es nur darauf an, daß Jeder von uns ſeine Rolle bei dem großen Drama, das Frankreich dem ſtaunenden Europa vorſpielen will, richtig durchführt, und ſein Stichwort nicht verfehlt. Wir müſſen uns alſo darüber verſtändigen, was wir gethan haben, und was uns noch zu thun übrig bleibt.

Was wir gethan haben, ſagte Montbrun, das iſt in kurzen Worten zuſammen zu faſſen: wir haben conſpirirt. Was uns zu thun übrig bleibt, iſt: den Kaiſer wiſſen zu laſſen, daß Frankreich ihn erwartet, und ihm die Gemahlin und den Sohn wieder zuzuführen.

Ah, wenn der Kaiſer erſt wieder in Frankreich iſt, rief Fouché ſorglos, wenn er erſt ſeinen Thron wieder eingenommen hat, dann wird Oeſterreich ſich beeilen, ihm Beide wieder zuzuführen, und ſich zu verrühmen, daß es dem Kaiſer dieſe Pfänder von Oeſterreichs Liebe getreulich bewahrt hat.

Nein, Herr Herzog, ſagte Montbrun ernſt, Oeſterreich wird niemals einwilligen, die Kaiſerin, welche man hier nur noch die Erzherzogin Marie Louiſe nennt, den König von Rom, welcher hier keinen andern Rang hat, als den, daß er der Sohn ſeiner Mutter iſt, wieder nach Frankreich gehen zu laſſen. Oeſterreich wird Beide als Geißeln hier behalten, und als Beweis vor ganz Europa, daß der Kaiſer Franz *nicht* geſonnen iſt, Napoleon jemals wieder als ſeinen Schwiegerſohn

anzuerkennen. Ich habe auch meine Freunde und Agenten auf dem Congreß, und in den Hofkreiſen, und ſie ſind einflußreich und mächtig genug, um die Wahrheit erforſchen zu können. Wenn wir die Kaiſerin und den Sohn des Kaiſers nach Frankreich zurückführen wollen, müſſen wir ſie Beide mit Gewalt entführen.

Wollen Sie dieſe ſchwierige Aufgabe übernehmen, Herr Graf? fragte Fouché haſtig. Wollen Sie, der Sie hier mit den Localitäten, den Perſönlichkeiten bekannt und vertraut ſind, die Rolle des Entführers der Gemahlin und des Sohnes unſers Kaiſers übernehmen?

Ja, Herr Herzog, ſagte Montbrun, ich will dieſe Rolle übernehmen. Ich will die Kaiſerin und den König von Rom dem Kaiſer zuführen, ich ſchwöre das bei dem Allen, was mir heilig und theuer iſt.

Sie werden Ihr Ziel erreichen, davon bin ich überzeugt, ſagte Fouché. Sie ſind beſonnen, tapfer, klug und verſchwiegen, und Sie haben die Begeiſterung Ihrer politiſchen Ueberzeugung und Ihrer Liebe zu dem Kaiſer.

Ich werde mein Ziel erreichen, oder ich werde ſterben, ſagte Montbrun feierlich.

Aber wann, fragte Fouché, aufſtehend und ſich zum Gehen anſchickend, indem er ſeine Verkleidung wieder anlegte, wann werden Sie das Werk beginnen, und die Entführung unternehmen?

Wenn ich durch unſern Agenten von Elba die Nachricht erhalten habe, daß der Kaiſer Elba verlaſſen wird.

Noch Eins, ſagte Fouché. Ich bin freilich hauptſächlich hierher gekommen, um Sie zu ſprechen, theuerſter Graf, aber meine Reiſe hatte auch einen kleinen Nebenzweck. Es iſt nicht genug, daß wir für den Kaiſer arbeiten und wirken, ſondern wir müſſen auch darauf bedacht ſein, den Kaiſer zu warnen. Ich weiß, daß der Congreß ſchon ſeine geheimen Agenten ausgeſandt hat, die den Kaiſer beobachten, den Moment erſpähen ſollen, um ihn zu überfallen, und auf ein bereit liegendes engliſches Schiff zu bringen. Ich habe das hier in Wien erfahren, und es iſt daher nöthig, daß wir ſogleich ſichere Agenten nach Elba ſenden, welche den Kaiſer beſchwören, auf ſeiner Huth zu ſein, und nicht, wie er das zu thun pflegt, einſame Spazierritte am Ufer

des Meers zu unternehmen. Haben Sie irgend einen ſichern, zuverläſſigen Mann, den Sie entſenden können?

Ich werde wenigſtens noch heute einen ſolchen ermitteln, und er wird in dieſer Nacht noch abreiſen, ſagte Montbrun.

Und Gott gebe, daß er zu rechter Zeit auf Elba anlangt, um den Kaiſer zu warnen. Leben Sie wohl, Herr Graf, der Zweck meiner Hierherreiſe iſt erreicht. Ich habe Sie kennen gelernt, ich weiß, daß Sie mit tapferem Arm und offenem Auge bereit ſind, zur rechten Stunde die Kaiſerin und den König von Rom nach Frankreich zurückzuführen, und daß Sie dem Kaiſer einen warnenden Boten zuſenden werden. Jetzt kehre ich nach Paris zurück, um den Tag der Heimkehr vorzubereiten, und dem Kaiſer die Wege zu bahnen. Haben damals bei der Heimkehr der Bourbonen die Legitimiſten die Lilien und weißen Cocarden bereit gehalten, und dem König einen würdigen Empfang bereitet, ſo iſt es jetzt die Pflicht der Bonapartiſten, die Veilchen und die Tricoloren bereit zu halten, und dem Kaiſer auch einen würdigen Empfang zu bereiten. Ich übernehme es, dem heimkehrenden Kaiſer Paris im Feſtſchmuck und Jubel zu zeigen! Noch einmal Lebewohl, und Gott ſei mit uns Allen!

Er eilte der Thür zu, aber ſchon im Begriff hinaus zu gehen, wandte er ſich noch einmal um. Sagen Sie gefälligſt, Herr Graf, ſagte er, kennen Sie hier einen gewiſſen Baron Brandon? Er hat ſich durch einen unſerer Vertrauten an mich gewandt, und mir ſeine Dienſte angeboten. Er nennt ſich einen treuen und ergebenen Anhänger des Kaiſers. Darf man ihm vertauen?

Nein, Herr Herzog, ſagte Graf Montbrun eifrig, man darf ihm nicht vertrauen, ſondern man muß ſich ſorgſam vor ihm hüten. Dieſer Baron Brandon iſt ein treuloſer Verräther, ein Spion im Solde von Jedermann, der ihn bezahlt, ein verwegener Spadaſſin und Abenteurer, der ſich bei mir und meinen Freunden einzuſchleichen verſuchte, um unſere Geheimniſſe zu erlauſchen, und ſie an die Wiener Polizei, an das franzöſiſche Geſandtſchaftshôtel und Gott weiß an wen ſonſt noch zu verrathen. Wie waren auf unſerer Huth; um ihn zu erproben, theilten wir ihm einige falſche Nachrichten mit, und wir hatten nachher

die Beweiſe, daß er ſie verkauft hatte. Trauen Sie ihm alſo nicht, Herr Herzog, denn das würde heißen, Ihre Geheimniſſe an einen Feind, an einen enragirten Legitimiſten zu verrathen.

Ich danke Ihnen für die Warnung, Herr Graf, ſagte Fouché, und ich werde mich vor dem Spion zu hüten wiſſen!

Er reichte Montbrun zum Abſchied die Hand dar und ging hinaus. Der Graf begleitete ihn bis zur Treppe und kehrte dann in ſein Gemach zurück. Mit haſtigem Schritt durcheilte er daſſelbe, ſtieß das Fenſter auf, und ſchaute vorſichtig ſpähend hinaus.

Er ſah Fouché, welcher eben das Haus verließ, und er ſah den zerlumpten Bettler, der drüben an dem gegenüberliegenden Hauſe lehnte, und in halber Trunkenheit ſich ein Liedchen zu ſummen ſchien. Aber ſeine Trunkenheit verhinderte ihn doch nicht, zu ſehen, daß Graf Montbrun ihm mit der Hand einen Wink gab, und hindeutete auf Fouché, welcher nachdenklich und langſam die Straße hinunter ſchritt.

Der Bettler nickte leiſe mit dem Kopf, und ging ſingend gleichfalls die Straße hinunter.

Jetzt, ſagte Montbrun, ſein Fenſter wieder ſchließend, jetzt werden wir ja ſehen, ob der ſchlaue Fuchs in die Falle geht, die wir ihm aufgeſtellt! —

Fouché wanderte indeſſen immer weiter durch die Straßen dahin, und immer weiter auf der andern Seite der Straße ging auch der Bettler dahin. Nun hatte er aufgehört zu ſingen und ſeine Augen verriethen nichts mehr von Trunkenheit. Sie waren mit ſcharfen, beobachtenden Blicken immer wieder hinüber gerichtet auf Fouché. So ging es dahin über Straßen und Plätze, aus der innern Stadt hinaus nach der Landſtraßen Vorſtadt. Jetzt blieb Fouché vor einem ſtattlichen Hauſe ſtehen und zog an der Hausklingel. In dieſem Moment ſchlüpfte der Bettler quer über die Straße zu ihm heran und hielt Fouché ſeine Hand entgegen, ihn um eine Gabe anſprechend. Aber ehe Fouché noch Zeit hatte, ſeine Börſe zu ziehen, ward die Hausthür geöffnet, und das fragende Geſicht des Portiers erſchien in derſelben.

Herr Baron Brandon zu Hauſe? fragte Fouché.

Ja, mein Herr, er iſt zu Hauſe.

Fouché trat in das Haus ein, deſſen Thür ſich hinter ihm ſchloß.

Er iſt in die Falle gegangen, murmelte der Bettler lächelnd vor ſich hin. Heute Abend beim Grafen Aldini in der General-Verſammlung wird Brandon uns berichten, was für ſaubere Aufträge man ihm gegeben hat. —

Fouché ſchritt indeſſen die Treppen hinauf, und blieb vor der, von dem Portier ihm bezeichneten Thür ſtehen, um die an derſelben befeſtigte Viſitenkarte zu leſen.

„Baron de Brandon" ſtand mit großen Lettern auf derſelben.

Mit dieſem werde ich nicht viele Umſtände machen, ſagte Fouché, der Graf Montbrun hat ihn mir zu warm empfohlen, als daß ich Grund hätte, ihm zu mißtrauen. Ich werde ihn bezahlen, das iſt Alles! —

Er klopfte, und auf das laute von Innen erſchallende Herein öffnete Fouché die Thür. — Das Gemach, in welches er eintrat, war glänzend ausgeſtattet, und in ſeiner prachtvollen Einrichtung ganz ſeines Bewohners würdig, dieſes ſchlanken ſchönen Herrn, der da in einem koſtbaren türkiſchen Schlafrock auf dem Divan lag, und ſich damit amüſirte, die Brillantringe, mit welchen er alle Finger geſchmückt hatte, in der Sonne ſpielen zu laſſen.

Von dieſer Beſchäftigung warf er einen gleichgültigen Blick hinüber nach dem Eintretenden, den er für irgend einen Bittſteller, oder ſonſtigen untergeordneten Menſchen halten mochte, denn er erhob ſich nicht aus ſeiner ruhenden Stellung, ſondern fragte nur mit vornehmer Nachläſſigkeit: was wünſchen Sie, mein Freund?

Ich wünſche nichts weiter, ſagte Fouché mit dem Hut auf dem Kopf gerade auf ihn zuſchreitend, nichts weiter, als den Herrn Baron Brandon zu benachrichtigen, daß ich ſeine demüthigen Bittgeſuche empfangen habe, und daß ich Willens bin, ihn zu beſchäftigen.

Und mit vollkommener Gelaſſenheit ſich auf einen Fauteuil hinſtreckend, nahm er ſeine Verkleidungsſtücke ab, und warf ſie nachläſſig auf den Tiſch hin.

Der Herzog von Otranto! rief der junge Mann, entſetzt von dem Divan emporſchnellend.

Still, nicht ſo laut! ſagte Fouché. Es iſt nicht nöthig, daß irgend Jemand außer Ihnen erfahre wer ich bin. Schließen Sie die Thür, und dann kommen Sie hierher, und laſſen Sie uns plaudern.

Der Baron gehorchte, und kehrte dann mit einem verlegenen und beſchämten Geſicht zu Fouché zurück.

Gnädiger Herr, bat er mit flehender Stimme, ich beſchwöre Sie, mir zu verzeihen, daß ich Sie nicht ſofort erkannte. Aber wer hätte auch ahnen können, daß Sie ſelbſt in eigener hoher Perſon hier in Wien anweſend ſind, und daß Sie mir die Ehre eines Beſuches würden gönnen wollen.

Machen wir keine Redensarten, ſondern kommen wir zur Sache, Herr Baron, ſagte Fouché ungeduldig. Sie haben mir Ihre Hülfe angeboten im Dienſt Bonaparte's und der Umſturzpartei, welche jetzt in Frankreich ihr wühleriſches Weſen treibt. Sie haben ſich mir als einen eifrigen Bonapartiſten angeprieſen, und meinen hieſigen Freunden und Agenten ſich auch ſo vorgeſtellt. Indeſſen, ich kenne Sie beſſer, und ich weiß, daß Sie ein eifriger Legitimiſt ſind.

Herr Herzog, ich verſichere Sie —

Still! Wollen Sie es etwa leugnen? Wollen Sie etwa alles Ernſtes, und verſtehen Sie mich wohl, auf Ihre Gefahr hin, mich glauben machen, daß Sie zu dieſen Revolutionnairen und Wühlern gehören, die jetzt, indem ſie die Maske des Bonapartismus vor ihr Antlitz legen, und ſich den Anſchein geben, nur im Dienſte Anderer zu handeln, doch nur ihre eigenen und eigenſüchtigen Zwecke verfolgen, und Frankreich nur in neue Unruhen, in ein neues Chaos ſtürzen wollen, weil ſie meinen, dann am ſicherſten aus dieſem Chaos für ſich Ehrenſtellen, Titel, Würden, und vor allen Dingen Gold und Schätze zu retten? Ich, mein Herr, gehöre nicht zu dieſen Leuten, und wenn Sie wirklich mich zu denſelben zählten, ſo ſage ich Ihnen ehrlich und offen, daß Sie ſich in mir geirrt haben. Ich bin ein treuer und ergebener Anhänger des Königthums, und wünſche nichts ſehnlicher, als dem König dienen zu können zur Erhaltung der Ruhe, zur Sicherung des Thrones und der Monarchie. Jetzt, mein Herr, kennen Sie meine

Anſichten, und ich bin begierig zu erfahren, ob Sie noch ferner Luſt haben, mir Ihre Dienſte anzubieten?

Ja, Herr Herzog, ſagte der Baron eifrig und ehrerbietig, ja, jetzt erſt biete ich Ihnen in Wahrheit und Freudigkeit meine Dienſte an, jetzt erſt kann ich Ew. Durchlaucht in voller hingebender Wahrheit ſagen, daß ich bereit bin, Alles zu thun, was Ew. Durchlaucht mir befehlen werden, bereit für den König, für die heilige Sache der Bourbonen mein Leben zu wagen. Denn auch ich liebe meinen König, auch ich wünſche nichts ſehnlicher, als zur Erhaltung ſeines Thrones beitragen zu können. Ich bekenne demüthigſt und reuevoll, daß ich vor Ihnen eine Rolle geſpielt habe, und zum Beweiſe, daß ich es jetzt ehrlich meine, ſage ich Ew. Durchlaucht, daß man Ihnen in Paris höheren Ortes mißtrauet, daß man alle Ihre Schritte überwacht, und daß ich den Befehl erhielt, mich in Ihr Vertrauen zu drängen, um Ihre Pläne zu erforſchen, und davon Anzeige zu machen. Daß ich ferner den Befehl erhielt, hierher nach Wien zu gehen, um hier die Bonapartiſten, welche, da ſie hoffen, hier weniger ſcharf überwacht zu werden, wie in Frankreich, als der Troß des Congreſſes ſich hier niedergelaſſen haben.

Und die hieſigen Bonapartiſten vertrauen Ihnen?

Ich glaube, ſagte der Baron mit einem feinen Lächeln, ich glaube, daß ſie mir eben ſo ſehr vertrauen, als dem Herrn Herzog von Otranto.

Nun, deſto beſſer können wir Beide uns trauen, Herr Baron, rief Fouché, und ich will Ihnen geſtehen, daß mich der Polizeiminiſter des Königs, Herr Baron André, an Sie gewieſen hat. Es gilt, dem König, der Sache der Ordnung, Frankreichs und des Friedens einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Sind Sie bereit dazu?

Ich ſagte ſchon, daß ich dem König mit Leib und Leben ergeben bin.

Beide können bei dem, was ich Ihnen vorzuſchlagen habe, gefährdet werden. Fürchten Sie ſich?

Nein, aber im Fall des Gelingens —

Wünſchen Sie für die überſtandenen Gefahren ſich belohnt zu

ſehen, unterbrach ihn Fouché. Ich finde das ſehr natürlich, und wir ſprechen nachher darüber. Zuerſt ſagen Sie mir, haben Sie vier bis fünf tapfere Männer, die bereit ſind, einen kühnen Handſtreich zu wagen?

Ich habe deren mehr als fünf.

Vier genügen ſchon. Nun hören Sie! Mit dieſen vier Gefährten werden Sie, unter dem Schein, eifrige Anhänger des Kaiſers zu ſein, ſich nach Elba begeben.

Um Bonaparte zu beobachten?

Nein, um ihn gefangen zu nehmen, um ihn zu entführen. Ah, Sie entſetzen ſich! Der Plan ſcheint Ihnen zu gefährlich? Sie treten zurück?

Der Plan iſt gefährlich, aber ich trete nicht zurück, ſagte Brandon nach kurzem Beſinnen.

Wenn der Plan gelingt, ſo harrt Ihrer nicht blos eine Belohnung von hunderttauſend Francs, ſondern man wird auch gar leicht den Baron in einen Grafen, den Grafen mit der Zeit in einen Herzog verwandeln können.

Der Baron verneigte ſich. Vorläufig indeſſen, ſagte er, muß ich Reiſegeld für mich und meine vier Gefährten haben.

Hier iſt es, ſagte Fouché, einige Banknoten aus ſeinem Portefeuille nehmend, und ſie dem Baron darreichend. Es ſind zwanzigtauſend Francs in Banknoten. Genügt das?

Es genügt, Herr Herzog. Wollen Sie mir jetzt Ihre Inſtructionen ertheilen?

Ich habe ſie hier aufgezeichnet, damit Sie genau nach denſelben handeln können, ſagte Fouché, ihm einige beſchriebene Blätter übergebend. Es iſt ein detaillirter Plan, der Ihnen genau angiebt, wie Sie Napoleon verhaften, ihn unter einer Verkleidung auf eins der engliſchen Schiffe bringen, das dann mit ihm die Anker lichtet. Sie laſſen ſich von dem Schiff an der Südküſte Frankreichs an's Land ſetzen, kommen mit Courierpferden nach Paris, um mir das glückliche Gelingen zu melden, und Ihre weiteren achtzigtauſend Francs zu empfangen.

Ich werde kommen, Ew. Durchlaucht das glückliche Gelingen unſeres Plans zu melden, oder ich werde bei der Ausführung deſſelben umgekommen ſein!

Aber Eine Bedingung noch! Sie werden in vier Stunden mit Ihren Gefährten von hier abreiſen. Alles was Sie bedürfen zu Ihrem Unternehmen, finden Sie in Livorno bereit, von wo Sie ſich nach Porto Ferrajo einſchiffen.

Ich werde in vier Stunden abreiſen, ſagte der Baron ruhig.

Alsdann ſind wir zu Ende, ſagte Fouché, indem er ſich zum Gehen vorbereitete. Eilen Sie an's Werk! Seien Sie vorſichtig, beſonnen, tapfer, und vor allen Dingen, ſeien Sie treu! Vergeſſen Sie nicht, daß man Sie beobachtet, daß man den muthigen Getreuen belohnen, den Verräther aber beſtrafen wird! —

Und jetzt, ſagte Fouché, als er den Baron verlaſſen hatte, und wieder dem beſcheidenen, kleinen Gaſthof zuwanderte, in welchem er abgeſtiegen war, jetzt glaube ich gegen alle Wechſelfälle geſichert zu ſein und ruhig den Dingen, welche da kommen, zuſchauen zu können. Ich habe die Zuſtimmung des Fürſten Metternich, daß Oeſterreich die Entführung des Königs von Rom nicht hindern, die Regentſchaft aber anerkennen wird. Ich habe einen eifrigen bonapartiſtiſchen Parteigänger zu der Entführung der Kaiſerin und des Königs von Rom gewonnen. Dieſer ſelbe Parteigänger, dem Bonaparte vollſtändig vertraut, hat von mir den Auftrag, einen ſichern Mann nach Elba zu ſchicken, um den Kaiſer zu warnen vor den Umtrieben und Plänen ſeiner Feinde, die damit umgehen, ihn von Elba nach einer weitentlegenen wüſten Inſel zu entführen. Dieſer Warner wird aber erſt morgen früh abreiſen, während Derjenige, der Bonaparte entführen ſoll, mit ſeinen Leuten ſchon heute abreiſt, und alſo zehn Stunden vor dem Andern voraus hat. Gelingt die Entführung und Verhaftung Bonaparte's, ſo bedarf es keiner Entſchuldigung und die Thatſachen werden für mich bei König Ludwig ſprechen. Mißlingt das Unternehmen, ſo wird der Warner einige Stunden ſpäter in Elba anlangen, und er wird Bonaparte ſagen, daß ich es bin, der ihn warnen läßt. Kehrt der Kaiſer alsdann zurück, ſo wird er mich als einen Getreuen willkommen heißen,

und Meiner nicht entbehren wollen. Kehrt er nicht zurück, mißlingen alle Pläne, und Ludwig bleibt König von Frankreich, so werde ich ihm beweisen können, daß ich es war, der Bonaparte verhaften ließ, der schon vorher Talleyrand warnte, der selber nach Wien reiste, um den Umtrieben der Bonapartisten überall nachzuspüren. Kurz, das Resultat aller meiner Pläne wird sein, daß ich wieder aus meinem Dunkel und aus meiner Unthätigkeit hervorgehen werde, und daß die Zukunft mir gehört! —

Als der Abend dunkelte, bestieg Fouché seinen Reisewagen und verließ Wien, um nach Paris zurückzukehren.

In derselben Stunde verließ auch der Baron Brandon Wien, um sich nach Elba zu begeben. Aber nicht als der Diener und Helfershelfer Fouché's, nicht um den Kaiser zu entführen, sondern als der Abgesandte Montbrun's, um den Kaiser zu warnen.*)

V.

Die Anklage.

König Friedrich Wilhelm ging in heftiger Erregung in seinem Gemach auf und ab. Sein sonst so stilles und ernstes Antlitz war jetzt flammend in düsterm Zorn. Zuweilen warf er einen raschen, finstern Blick hinüber nach dem Staatskanzler von Hardenberg, der drüben in der Fensternische neben dem dort befindlichen, mit Papieren und Actenstücken beladenen Tisch stand, dann setzte er sein heftiges Auf- und Abgehen wieder fort, schweigend, in sich zusammen genommen, als wolle er seine Aufregung erst niederkämpfen, bevor er das Gespräch mit dem Staatskanzler wieder anknüpfe.

---

*) Ueber diese Intriguen Fouché's und seine zweideutigen Pläne siehe Rovigo Mémoires VII. S. 338.

Hardenberg ſchien dieſen Moment mit vollkommener Ruhe und Gelaſſenheit zu erwarten. Sein edles Angeſicht zeigte keine Spur von Aufregung oder Furcht, ſeine Stirn war klar und heiter, wie immer, und ſeinen feingeſchnittenen ſchönen Mund umſpielte das gewohnte anmuthige und feine Lächeln.

Es iſt alſo richtig doch Alles ſo gekommen, wie ich geſagt habe, rief der König endlich, nicht länger im Stande, ſeinen Unmuth zu bekämpfen. Warum warteten wir nicht die Entſcheidung ab? Wozu iſt der Congreß anders zuſammengekommen, als um zu entſcheiden über die Länder und Völker, welche entſchädigt oder beſtraft werden ſollten? Warum hatten wir alſo nicht Beſonnenheit genug, in ruhiger Würde den Congreß über unſere Rechtsanſprüche auf Sachſen entſcheiden zu laſſen? Aber da wollte man wie immer ſelbſt handeln und entſcheiden und wollte ſich gleich im Voraus ſichern. Ließ die ruſſiſche Beſatzung Sachſens abziehen, und nahm feierlich in meinem Namen von Sachſen Beſitz. Hab's gleich von Anfang her geſagt, daß es ein unüberlegter Schritt geweſen, aber Sie wollten ja Alle klüger ſein, meine Herren Diplomaten! Nun iſt die Proſtitution fertig, nun werden wir wieder mit Schimpf und Schande abziehen müſſen. Es geſchieht gar nichts Kluges und Verſtändiges mehr, aber es ſoll immer Alles ſo ausſehen.*) Jetzt iſt das Ridicule fertig, und es bleibt uns nichts weiter übrig, als Ordre zu geben, daß unſere Truppen und Beamte Sachſen verlaſſen.

Da ſei Gott vor, daß wir dies thun ſollen, ſagte Hardenberg lebhaft. Nein, Majeſtät, Preußen muß ſeine Anſprüche aufrecht erhalten, es muß ſie vertheidigen auf jede Weiſe.

Das heißt, wir müſſen einen Krieg mit Sachſen anfangen, rief der König heftig. Wir wollen Europa das Schauſpiel geben, zu ſehen, daß wir nicht minder ländergierig und eroberungsſüchtig ſind, als der Mann, den wir eben mit der Hülfe Gottes und unſerer Heere von ſeinem angemaßten Thron verjagt haben, weil er ſich nicht genügen ließ an dem Thron von Frankreich, ſondern ſeine ehrgeizigen Hände

*) *Des Königs* eigene Worte. Siehe: Carl von Noſtiz. S. 165.

ausstreckte nach fremden Thronen und nach fremden Kronen. Will keine Aehnlichkeit haben mit dem Bonaparte. Es soll nicht von mir gesagt werden, daß ich mein unglückliches Volk abermals, da es kaum seine Todten begraben, und noch nicht einmal von den Wunden genesen, wieder zu unseligem Blutvergießen hinausjage. Nein, nein, sage ich! Ich bin kein eroberungssüchtiger Mann, und ich will keinen neuen Krieg! Ich will nicht den Fluch meines Volkes auf mich laden, blos um meine Grenzen zu erweitern.

Und doch, Majestät, würde in dieser Erweiterung der Grenzen Ihres Landes Ihrem Volk Glück und Wohlstand erblühen, und Ihr Volk würde Sie dafür segnen, sagte Hardenberg innig. Es ist wahr, die Dinge haben sich verwirrt, und für den Augenblick ist der politische Horizont bewölkt. Aber diese Wolken werden und müssen vorübergehen, und Preußens gerechte Sache wird den Sieg davon tragen über die Eifersucht Oesterreichs und die Händelsucht Frankreichs. Preußen kann und darf nicht aus diesem schrecklichen Kampfe, worin es so große und edle Anstrengungen gemacht hat, in einem beschämenden Zustand von Schwäche hervorgehen. Preußen kann nicht zusehen, wie sie sich hier Alle, Alle vergrößern, abrunden, Sicherheit gewinnen und zwar größtentheils doch nur durch seine Anstrengungen. Man kann Preußen doch nicht mit irgend einem Schatten von Recht zumuthen, daß es ganz allein so schmerzliche Opfer bringe, blos zur Satisfaction der Andern. Nein, dies können, dies dürfen Ew. Majestät nicht zugeben, und lieber müssen Sie Alles Andere auf's Spiel setzen.*)

Das heißt, lieber muß ich mein eigenes Land, das, was ich jetzt besitze, auf's Spiel setzen, sagte der König heftig. Denn in diesem Krieg, den ich unternehmen soll, würde nicht allein Oesterreich und Frankreich mir gegenüber stehen, sondern auch Baiern, Würtemberg und die Herzogthümer Sachsen.

Aber Rußland wird zu Ihnen halten, Majestät, und es wäre überdies nicht das erste Mal, daß Preußen dem ganzen Deutschland

*) Hardenbergs eigene Worte. Siehe: Pertz, Leben Steins. IV. S. 229.

und Frankreich gegenüber stände. Friedrich der Große hatte ganz Europa gegen sich, und er siegte über alle seine Feinde.

Aber ich habe durchaus nicht die Vermessenheit, mich mit Friedrich dem Großen vergleichen zu wollen, rief der König. Ueberdies, als Friedrich seinen Krieg um Schlesien begann, waren seine Heere nicht erschöpft von jahrelangen Kriegen, seine Kassen nicht erschöpft von jahrelangen, seinen Unterdrückern gezahlten Steuern, der Enthusiasmus seines Volkes nicht erschöpft durch jahrelange Schlachten und Großthaten. Auch hatte Friedrich auf Schlesien begründete Rechtsansprüche, er konnte aus alten Erbverträgen unseres Hauses beweisen, daß Schlesien der Krone Preußens zugefallen, und wenn er auch Deutschlands Heere gegen sich hatte, so hatte er doch Deutschlands öffentliche Meinung fast ganz und gar für sich. Die öffentliche Meinung ist ein sehr mächtiger Bundesgenosse, und er fehlt uns bei unsern Ansprüchen auf Sachsen.

Nein, Majestät, er fehlt uns nicht, der Bundesgenosse der öffentlichen Meinung steht viel mehr auf unserer Seite, als auf der des Königs von Sachsen. Der sächsische Staat ist von Preußen und seinen Bundesgenossen ganz und gar erobert worden, der König Friedrich August selbst ist zum Gefangenen gemacht. Die Eroberung Sachsens durch das Eroberungsrecht ist daher unbestreitbar. Ganz Deutschland hat das politische Betragen des Königs von Sachsen während des Jahres 1813 gemißbilligt, denn es war die Quelle der größten Unglücksfälle und aller der Gefahren, denen die große Sache Europa's damals ausgesetzt war. Er lehnte alle Aufforderungen Eurer Majestät, sich mit Preußen zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes zu vereinigen, nicht allein ab, sondern blieb der Bundesgenosse des Bedrückers des Vaterlandes, und stand im Kriege als Feind Preußen gegenüber, und als Feind eroberte Preußen das Land seines Feindes, des Königs von Sachsen. Das von dem Völkerrechte zugelassene Recht der Eroberung spricht Preußen das eroberte Königreich Sachsen zu, und kraft des Rechts des Eroberers hat sich Preußen das Königreich Sachsen gewonnen. — Es ist ihm überdies in dem Bündniß von 1814 von *Oesterreich*, Rußland und England feierlichst zugesagt worden, daß es

wiederhergestellt werden solle nach seiner Größe und seinen Grenzen von 1805. Preußen hat aber seitdem seine Besitzungen in Polen verloren, und diese werden jetzt von dem Kaiser von Rußland beansprucht, ferner seine Besitzungen in Franken, denn es hat die Markgrafthümer Anspach und Baireuth an Baiern abtreten müssen, es hat ferner in Niedersachsen und Westphalen einen Länderdistrict von dreimalhunderttausend Seelen verloren. Zusammengenommen hat es seit 1805 Länderdistricte mit zwei und einer halben Million Seelen verloren, und es muß dafür laut den bestehenden Verträgen entschädigt werden. Dazu genügt Sachsen noch nicht einmal, denn das Königreich Sachsen faßt nur zwei Millionen Seelen, und deshalb beansprucht Preußen außer Sachsen noch eine weitere Entschädigung durch das linke Rheinufer und das Herzogthum Berg.*)

Nun ja, das klingt Alles recht hübsch und verständig, sagte der König milder gestimmt, wäre auch vortheilhaft für Preußen, scheint auch gerecht. Aber man muß über seinen Vortheil nicht der Mäßigung vergessen. Können uns ja genügen lassen an einem Stück von Sachsen, können dem Herrn Friedrich August eine Ecke von Sachsen belassen, wo er seinen Thron hinstellen und König spielen kann. Wenn wir uns damit zufrieden erklären, würde die Sache schnell abgethan sein, denn unsere Verbündeten und alle Schreier des Congresses würden dadurch zum Schweigen gebracht, und man könnte uns nicht den Vorwurf machen, daß wir das Princip der Legitimität, das sie hier jetzt Alle auf ihre Fahnen gehoben, verletzt haben, und eigensinnig auf unsern Wünschen bestehen.

Aber es wäre ein eben so großer politischer Fehler, Majestät, als ihn Oesterreich beging, indem es Baiern bestehen ließ. Dies kleine zerstückelte Sachsen würde immer eine Preußen feindliche Macht sein, ein unzufriedener, grollender Nachbar, der immer den Moment zu erspähen suchen würde, um seine verlornen Provinzen wieder zu erobern, der immer bereit sein würde, sich mit Preußens Feinden zu verbünden,

*) Pertz, Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 234.

und ihm so viel Schaden als möglich zuzufügen.*) Außerdem würde ein kleines, unbedeutendes, geschwächtes Königreich Sachsen, welches man dem König Friedrich August zur Erhaltung des Princips der Legitimität belassen wollte, dem Lande selbst nur Unheil und Verderben bringen, denn dem in seiner Macht und seinen Einkünften geschwächten König von Sachsen würden die Mittel fehlen, für die Verbesserung seines Landes, für die Unterstützung seiner Unterthanen Genügendes zu thun, und allgemach würde also das kleine Königreich Sachsen in Trümmer zerfallen und zu Grunde gehen.

Wenn das Alles so klar und unumstößlich wäre, wie Sie es da hinstellen, rief der König, so würde Jedermann mit uns übereinstimmen müssen, und Niemanden könnte es in den Sinn kommen, unsere Besitznahme Sachsens zu tadeln, und unser Recht auf dasselbe anzweifeln zu wollen. Es geschieht dies aber, wie Sie wissen, sehr viel, nicht blos mit gesprochenen Worten, sondern auch mit gedruckten, und ich habe da auf meinem Tisch wenigstens zehn Broschüren, welche im heftigsten und beleidigendsten Ton wider Preußens Anmaßung und Eroberungssucht eifern, und die Rache des Himmels und der Völker wider uns anrufen.

Aber, sagte Hardenberg, indem er sich über den Tisch neigte, und die Druckschriften musterte, ich sehe da zu meiner Freude auch drei bis vier Broschüren, welche die Berechtigung Preußens zu der Einnahme Sachsens beweisen, und diese Broschüren haben den Vorzug, daß sie in sehr klarer und ruhiger Sprache geschrieben sind. Da sind die vortrefflichen Schriften von Niebuhr und Eichhorn, die eben so klar als würdevoll die Ansprüche auf Sachsen vertheidigen, und da sind noch einige andere, von ungenannten Autoren, aber durchaus gerüstet, unseren Angreifern gegenüber zu treten.

Und wollen Sie mir nicht etwa noch als zur Vertheidigung unserer Ansprüche dienlich jenes Gedicht da vorrechnen, das ich gestern zugesandt erhielt, und das, wie ich weiß, auch die beiden Kaiser und alle Diplomaten des Congresses erhalten haben?

---

*) *Aus der Denkschrift Steins über die Theilung von Sachsen.*

Majeſtät verzeihen, ſagte Hardenberg, nicht alle Diplomaten. Ich zum Beiſpiel kann mich nicht rühmen, eine poetiſche Anerkennung unſerer Anſprüche auf Sachſen erhalten zu haben.

Es iſt auch das nicht, rief der König achſelzuckend, es iſt blos ein wilder Kriegsruf, eine dieſer hochtrabenden Versklingeleien, mit denen man in den letzten Jahren meine Ohren bis zum Uebermaaß betäubt hat! Leſen Sie einmal dieſe kühne Herausforderung, welche irgend ein zahmer Dichter an ſeinem Schreibtiſch zuſammengereimt hat, und die ganz dazu geeignet iſt, alle Welt glauben zu machen, daß Preußen nichts ſehnlicher begehrt, als den Krieg auf's Neue zu beginnen. Da, nehmen Sie jenes Papier dort und leſen Sie laut.

Der Staatskanzler nahm das vom König ihm bezeichnete Papier und las:

Die Fahne Brandenburgs, mein Lieb,
Die ſchwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt Gemüth,
Ergreif' den tapfern Stahl.

Denn dort ein feiger Mameluk
Und hier ein Jeſuit,
Das grinſt uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umglüht.

Das hängt an unſer Hochgeſims
Pechkranzes brennend Reis,
Und hetzt' die Hund' auf uns voll Grimms,
Und mehr noch voll Geſchrei's.

Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unſ'rer Jagd,
Auf Kugelnblitz, auf Lanzenpfeil,
Die Hunde wollen Schlacht.

Sie haben ſie! Geſchoß Apoll's,
Verkünd' es durch die Gau'n!
Was ſie geſchürzt, das Eiſen ſoll's
Auf ihrem Kopf zerhau'n.*)

*) Dies Gedicht, das man dem Herrn von Stägemann zuſchrieb, circulirte in hunderten von Abſchriften auf dem Wiener Congreß, und machte wegen

Ich bitte um Gnade, Sire, rief hinter dem König eine ſanfte Stimme, und wie Friedrich Wilhelm entſetzt ſich umſchaute, gewahrte er da in der offenen Thür den Kaiſer Alexander, der ihn mit einem ſanften Lächeln begrüßte. Ich wiederhole, Sire, ich bitte um Gnade, ſagte der Kaiſer, weiter vorſchreitend und dem König ſeine beiden Hände darreichend. Einmal um Gnade für meinen armen Kopf, der das Zerſchlagen des geſchürzten Eiſens durchaus nicht zu ertragen vermöchte, und dann um Gnade, weil ich es gewagt habe, hier ohne alle Anmeldung und Erlaubniß einzutreten. Aber wir haben uns einmal während unſeres hieſigen Aufenthaltes das ſchöne Verſprechen gegeben, nicht wie fürſtliche, von der Etiquette bewachte, ſondern wie bürgerliche Freunde und Brüder miteinander zu verkehren, und jedes Mal ganz unangemeldet und ohne Ceremoniell zu einander einzutreten. Ich machte alſo ganz einfach nur von meinem Recht Gebrauch, indem ich hier unangemeldet eintrat.

Und Ew. Majeſtät iſt, wie immer, hoch willkommen, ſagte Friedrich Wilhelm, die dargereichte Hand des Kaiſers in der ſeinen drückend. Gerade dieſes herzliche und zwangloſe Hierherkommen Ew. Majeſtät beweiſt mir ja, daß Sie noch in unveränderter, gütiger und freundſchaftlicher Geſinnung mir zugethan ſind, und daß Ew. Majeſtät nicht einſtimmen in das allgemeine Geſchrei, das ſich gegen Preußen hier erhebt.

Während die Monarchen freundlich und lächelnd ſich begrüßten, hatte der Staatskanzler geräuſchlos und ſtill einige der auf dem Arbeitstiſch befindlichen Papiere zuſammengepackt, und dieſelben unter den Arm nehmend ging er leiſe nach der Thür hin.

Das Auge Alexanders war ihm indeſſen gefolgt, und jetzt, da der Staatskanzler eben im Begriff war, die Thür zu öffnen und hinauszugehen, rief der Kaiſer haſtig: Bleiben Sie, Herr Staatskanzler von Hardenberg, bleiben Sie, denn es iſt um Ihretwillen, daß ich hierher gekommen bin.

ſeines kriegeriſchen Tons und ſeiner Begeiſterung ungeheures Aufſehen bei den *Herren des Congreſſes*.

Um meinetwillen, Sire? fragte Hardenberg mit einem ungläubigen Lächeln.

Ja, um Ihretwillen, Herr Staatskanzler von Hardenberg, ſagte der Kaiſer ernſt, und ſich an den König wendend, fuhr er fort: ich bin gekommen, Sire, um bei Ihnen den Herrn Staatskanzler zu verklagen, und um ihn in Ihrem Beiſein zur Rechenſchaft zu ziehen. Ew. Majeſtät haben die Güte meine Klage anzunehmen?

Ich nehme ſie an, Sire, obwohl es mir leid thut, daß mein erſter und angeſehenſter Staatsminiſter Ew. Majeſtät zu einer Klage ſollte Veranlaſſung gegeben haben.

Und Sie werden dem Staatskanzler erlauben, hier in Ihrem Beiſein den Verſuch ſeiner Rechtfertigung zu machen?

Ich erlaube es ihm und werde froh ſein, wenn ihm dieſer Verſuch gelingen möchte.

Nun denn, Herr Staatskanzler von Hardenberg, ſagte der Kaiſer feierlich und ernſt, ich klage Sie an, daß Sie beſtrebt geweſen, zwiſchen mir und dem König von Preußen Haß und Unfrieden ſtiften zu wollen, ich klage Sie an, daß Sie es ſind, welcher heimlich meinen Plan auf den Beſitz von Polen untergräbt, ſich eifrig bemüht, mir Feinde zu ſchaffen, und die Mitglieder des Congreſſes gegen das, was Sie meine Eroberungspläne nennen, mißtrauiſch zu machen. Ich klage Sie an, daß Sie gegen mich intriguiren, und unter dem Deckmantel der Freundſchaft heimlich bemüht ſind, Preußen zu rüſten zu einem baldigen Krieg gegen Rußland.

Das iſt eine ſehr ſtarke und ſehr energiſche Anklage, Sire, ſagte Hardenberg gelaſſen, aber es genügt zu der Begründung derſelben nicht blos die Beſchuldigung, ſondern es bedarf der Beweiſe, — um dieſe bitte ich jetzt Ew. Majeſtät.

Beweiſe! rief Alexander lebhaft. Sire, wollen Sie mir erlauben, noch einmal in kurzen Umriſſen die Begebenheiten der letzten Tage Ihnen vorzuführen?

Ich bitte Ew. Majeſtät darum, wenn das zum Verſtändniß dieſer Sache nöthig iſt, ſagte Friedrich Wilhelm, denn ich geſtehe Ew. Ma-

jeſtät, ich bin ſo verwirrt und betäubt von Ihren Worten, daß ich mich kaum aller Details erinnern würde.

Nun denn, ſagte Alexander ernſt, ich erinnere alſo Ew. Majeſtät daran, daß ich während der ganzen Dauer des Congreſſes immer Ihnen als Freund zur Seite geſtanden bin, immer mit Aufrichtigkeit und Treue Preußens Anſprüche auf Sachſen unterſtützt habe, obwohl ich mich nicht verrühmen kann, daß Preußen in gleich freundlicher Geſinnung meine Anſprüche auf Polen unterſtützt hätte. Ich blieb meiner Zuneigung getreu, und wie ſehr auch Oeſterreich mich zu verlocken ſuchte, wie ſehr es auch bemüht war mir die Geſinnungen Preußens zu verdächtigen, ſo glaubte ich ihm nicht, und hielt treu zu meinem Bundesgenoſſen. Preußen verlangte zu ſeiner Entſchädigung das Königreich Sachſen, und ganz Europa, alle Diplomaten des Congreſſes ſchrieen Zeter über dieſes Verlangen. Ich allein unterſtützte Preußens Anforderungen, obwohl der Fürſt Metternich mich mehr als Ein Mal beſchwor, mit Preußen zu brechen, obwohl er mir zwei Mal mit feierlichen Worten gelobte, daß Oeſterreich in meine Beſitznahme Polens willigen werde, wenn ich ihm dafür Preußen opfern, und mich mit Oeſterreich, Frankreich und England verbünden würde, um Sachſen zu erhalten. Ich opferte meinem Lieblingsplan indeſſen den Freund, den Bundesgenoſſen nicht auf, ich entſagte der öſterreichiſchen Zuſtimmung zu meiner Beſitznahme Polens, und blieb an Preußens Seite. Indeſſen ward die Aufregung auf dem Congreß immer lauter, alle Stimmen erhoben ſich gegen Preußen, und vor einigen Tagen mußte Preußen zu ſeiner Ueberraſchung inne werden, daß auch Oeſterreich, auf deſſen Zuſtimmung es im Geheimen immer gerechnet hatte, ſich gegen ſeine Anſprüche erhöbe. Fürſt Metternich erklärte in einer Note, die er an alle Vertreter der Mächte ſandte, daß er nicht in die preußiſche Beſitznahme Sachſens willigen könne, daß man wenigſtens Preußen nur einen ſehr geringen Theil deſſelben bewilligen könne, und bedacht ſein müſſe, Preußen anderweitig zu entſchädigen.*) Alle Welt freute ſich dieſer offenen, mannhaften Erklärung Metternichs, ich allein

*) Pertz, Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 245.

bekämpfte ſie, und wandte mich dem Bundesgenoſſen nicht ab. Ich glaubte an die Treue und Aufrichtigkeit Preußens, ich glaubte an ihm einen ehrlichen Bundesgenoſſen zu haben. Heute Morgen bin ich indeſſen eines Anderen belehrt. Fürſt Metternich iſt zu mir gekommen, und er hat mir, um mir zu beweiſen, wie ſehr ich mich in Preußen irrte, wie wenig Veranlaſſung ich hätte, demſelben zu vertrauen, dieſe Papiere übergeben. Eine Denkſchrift des preußiſchen Staatskanzlers von Hardenberg, in welcher derſelbe den Fürſten Metternich auffordert, mit ihm zuſammen gegen Rußland zu ſtehen; in welcher er zu beweiſen ſucht, welche unermeßliche Gefahren für Deutſchland aus der wachſenden Macht Rußlands entſtehen würden, und wie nothwendig es daher ſei, Rußland nicht weiter in Polen vordringen zu laſſen, ſondern es in ſeine Grenzen zurückzudrängen.

Hier iſt dieſe Denkſchrift, fuhr der Kaiſer fort, einige Papiere aus ſeinem Buſen ziehend, ſehen Sie dieſelben an, Herr Staatskanzler, und ſagen Sie mir, ob Sie dieſelbe wirklich geſchrieben, oder ob, wie ich hoffe und glaube, der Fürſt Metternich, in der Abſicht, Preußen und Rußland zu trennen und zu entzweien, Sie nur fälſchlich der Autorſchaft beſchuldigt hat?

Hardenberg nahm die dargereichten Papiere, und ſchlug ſie auseinander. Die Blicke Alexanders und Friedrich Wilhelms waren feſt und ſcharf auf ihn gerichtet, in lebhafter Spannung beobachteten Beide das Antlitz des Staatskanzlers. Aber keine Miene deſſelben veränderte ſich, kein Zug verrieth, daß er Furcht oder Schrecken empfinde, vielmehr war der Ausdruck ſeines Geſichts ruhig, heiter und edel, wie immer.

Eine Pauſe trat ein, dann reichte Hardenberg die Papiere dem Kaiſer dar.

Sire, ſagte er mit feſter, klarer Stimme, Sire, der Fürſt Metternich hat Ew. Majeſtät die Wahrheit geſagt. Ich habe dieſe Denkſchrift geſchrieben.

Der König zuckte leiſe zuſammen, und ſich abwendend, trat er in die nahe Fenſterniſche, als wolle er Niemand die lebhafte Unruhe und Bewegung ſeines Angeſichts ſehen laſſen.

VI.

Diplomatiſche Doppelzüngigkeit.

Sie geſtehen es alſo? rief Alexander. Sie verleugnen dieſe Schrift nicht, in welcher Sie Rußland als den gefährlichſten Feind Deutſchlands bezeichnen?

Ich verleugne ſie nicht, ſagte Hardenberg, denn ich habe niemals meine Ueberzeugungen verleugnet, und es iſt auch ſelten, daß ich meine Ueberzeugungen geändert habe. Ja, es iſt meine Ueberzeugung, die ich nie verleugnen werde: Rußlands wachſende Macht iſt eine Gefahr für Deutſchland, und ein Tag wird kommen, wo der ruſſiſche Adler mit ſchwerem Flügelſchlag über Deutſchland daher rauſchen und die deutſche Unabhängigkeit in ſeinen Fängen ertödten wird, wenn Deutſchland nicht zu rechter Zeit dem ruſſiſchen Eroberungsgeiſt Grenzen zieht, wenn es nicht eine Mauer aufrichtet gegen die hereinbrechenden Sturmeswogen Rußlands. Dieſe Mauer hat aber die Geſchichte und der Weltgeiſt ſelber zwiſchen Rußland und Deutſchland aufgerichtet. Dieſe Mauer, das iſt Polen! — Dies war es, was ich dem Fürſten Metternich in jener Denkſchrift geſagt habe, und dies darf ich auch jetzt nimmermehr verleugnen. Sire, wäre ich ein Ruſſe, ſo würde ich mit Begeiſterung den vorwärts ſtrebenden Plänen Ew. Majeſtät folgen, ſo würde ich ſagen: „Rußland hat die himmliſche Kraft der Jugend, und es muß ſeine Jugend gebrauchen, es muß lernen, ſtudiren, ſich bilden, und wenn es ein Mann geworden, ſo muß es erobern, denn Europa und Aſien ſind da, um von ihm erobert zu werden. Ich will Ew. Majeſtät helfen, Ihr junges Rußland zum Manne zu erziehen, und es würdig zu machen, daß es einſt die Welt ſich erobern könne!“ — Aber ich bin ein Deutſcher, und als Deutſcher rufe ich es laut allen deutſchen Fürſten zu: „Rußland iſt das Meer, welches ſich aufbäumt, um in Deutſchland herein zu fluthen. Rußland iſt das Damokles-Schwert, welches über Deutſchland ſchwebt, und bereit iſt, hernieder zu fallen auf unſere Freiheiten, unſere Selbſtſtändigkeit, unſere Unab-

hängigkeit. Dieſes Schwert hängt nur noch an einem Faden! Beeilt Euch, aus dieſem Faden eine Schnur, aus der Schnur ein Tau, aus dem Tau eine Kette zu machen, damit Ihr das Schwert bändigt und feſſelt, auf daß es nicht herunterfallen kann auf Deutſchland, auf daß es an ſeinen eigenen Ketten gehalten wird!

Und wäre ich ein Deutſcher, rief Alexander glühend, ja, wäre ich ein Deutſcher, wie Sie, ſo würde ich ſprechen und handeln wie Sie!

Sire, rief Hardenberg erſtaunt, Sie vergeben mir alſo, Sie —

Ich vergebe Ihnen nicht, ſondern ich danke Ihnen, rief der Kaiſer, indem er mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeines Naturells auf Hardenberg zuſchritt, ihn innig umarmte, und einen Kuß auf ſeine Stirn drückte. Ja, ich danke Ihnen, daß Sie mich die Stirn eines echten deutſchen Mannes haben küſſen laſſen. Ach, es iſt ſo ſelten, daß man einem Mann begegnet, und ich muß leider geſtehen, daß das hier auf dem Congreß auch eine Seltenheit iſt. Sie, Hardenberg, Sie ſind ein Mann, und ich bin glücklich, daß Sie ſich mir ſo gezeigt haben, daß Sie immer noch der trotzige, unverzagte, begeiſterte deutſche Mann ſind, als welcher Sie ſich Ihrem König bewährt haben in den ſchlimmen, wie in den guten Tagen! Ich kam hierher, um Sie zu prüfen, um zu ſehen, ob Sie auch nur ein Diplomat ſind wie alle Anderen, heimtückiſch, intriguant, händelſüchtig und doch feigherzig, wenn ſie von einer Gefahr bedroht werden. Deshalb klagte ich Sie an, deshalb wollte ich ſehen, ob Sie den Muth hätten, Ihre gegen mich gerichtete Schrift anzuerkennen.

Sire, meine Schrift war nicht gegen Ew. Majeſtät gerichtet, ſondern nur gegen Rußland, ſagte Hardenberg. Ach, wenn wir gewiß ſein könnten, in Rußland immer Herrſcher zu haben, welche Ew. Majeſtät gleichen und nacheifern, ſo würden wir von Rußland nichts zu fürchten haben, denn der edle, loyale, hochherzige Sinn Ew. Majeſtät würde niemals einen Angriff auf die Freiheit und Unabhängigkeit Deutſchlands unternehmen wollen. Aber Ihre Nachfolger können eroberungsſüchtiger, eigennütziger ſein, ſie können in ihrer Ländergier die Rechte Anderer überſehen, und da ſie die Macht haben, Deutſchland zu ſchaden, ſo könnten ſie auch den Willen dazu haben. Das war es,

was ich in jener Denkschrift auseinandergesetzt habe. Uebrigens schrieb ich dieselbe beim Beginn des Congresses, und damals schon übergab ich sie dem Fürsten Metternich, der sie jetzt als eine Waffe gegen mich benutzen will.

Aber es soll ihm nicht gelingen, sagte Alexander. Ich durchschaue sehr wohl das Betragen Metternichs, der immer nur bestrebt ist, mich von Preußen zu trennen und Unfrieden zwischen uns auszustreuen. Jetzt, da sein räuberischer Falkenblick in der Luft irgend eine nahende Gefahr für Oesterreich erkannt haben mag, jetzt wollte er versuchen, an Rußland einen Bundesgenossen zu gewinnen, und deshalb spielte er seinen letzten großen Trumpf aus und brachte mir Ihre Denkschrift, indem er hinzufügte, er habe noch mehrere derartige Schreiben von Ihnen, von denen er aber keinen Gebrauch machen könne, da sie die Geheimnisse eines Dritten seien.*) Aber diese Perfidie Metternichs gegen Sie hat bei mir gerade das Gegentheil bewirkt von dem, was er beabsichtigte, sie hat mich erkennen lassen, daß Metternich ein gefährlicher und treuloser Mann ist, der seine Freunde von gestern heute preisgiebt und hinopfert, wenn das seinem Vortheil und seinen Interessen bequem ist. Ich will daher nichts mit ihm zu thun haben, und ich bin gekommen, um Sie, Herr Staatskanzler, vor Ihrem treulosen Freund zu warnen, indem ich Ihnen Ihre Denkschrift wiederbringe, und um mit Ihnen, Majestät, zu überlegen, was wir zu thun haben, um uns dieses zweideutigen Vermittlers zwischen uns und dem Kaiser Franz zu entledigen, und selber und unmittelbar mit dem Kaiser zu verhandeln.

Sire, Sie sprechen da einen Wunsch aus, den ich schon lange im Stillen gehegt habe, sagte der König rasch. Kaiser Franz ist ein biederer, ehrlicher Mann, der, wie ich glaube, die Zweideutigkeiten seines Staatskanzlers nicht kennt, sonst würde er sie nicht dulden.

Wollen die Majestäten mir erlauben, daß ich, bevor ich mich ehrerbietigst zurückziehe, noch einige Worte in Bezug auf die vorher gegen mich gerichtete Anklage erwidern darf? fragte Hardenberg.

---

*) Pertz. IV. S. 248.

Ich bitte, ſprechen Sie, rief Alexander, das heißt, wenn mein königlicher Freund nichts dagegen hat!

Der König gab durch einen Wink mit der Hand und ein haſtiges Kopfnicken ſeine Zuſtimmung zu erkennen.

Sire, ſagte Hardenberg, ſich an den Kaiſer wendend, es waren in jener drohenden Anklage, welche Ew. Majeſtät vorher gegen mich richteten, zwei Punkte, auf welche ich mir erlaube, zurückzukommen. Ew. Majeſtät ſagten, daß der Fürſt Metternich Ihnen mehrmals zugeſichert habe, Oeſterreich werde Ihnen ſeine Stimme für Polen geben, wenn Ew Majeſtät dafür Preußen nicht in ſeinen Anforderungen auf Sachſen unterſtützten. Ich habe dies wenigſtens ſo verſtanden, und ich bitte Ew. Majeſtät mich gnädigſt zu berichtigen, wenn ich darin irren ſollte.

Nein, nein, es iſt ſo, rief Alexander, mehr als Ein Mal hat mir Metternich Polen angeboten, wenn ich dafür Preußen hindern wollte, Sachſen zu erwerben.

Ich werde mir erlauben, ſpäter auf dieſe Worte Ew. Majeſtät zurückzukommen, ſagte Hardenberg, ſich verneigend. Zuvor aber wollte ich nur ſagen, daß Fürſt Metternich mir mehrmals mit feierlichen Betheuerungen ſeiner Freundſchaft für Preußen das Königreich Sachſen angeboten hat, wenn Preußen dafür Rußland hindern wolle, Polen in Beſitz zu nehmen.

Alexander lachte laut auf. Ah, rief er, immer noch lachend, das iſt wie der Fuchs in der Fabel, der dem Marder und dem Iltis jedem in's Geheim daſſelbe Huhn verſpricht, und es nachher für ſich allein verſpeiſt.

Haben Sie aber auch Beweiſe für Ihre Behauptung, Herr Staatskanzler? fragte der König ernſt.

Geruhen Ew. Majeſtät ſich zu erinnern, daß ich, um mich über mein politiſches Verhalten zu rechtfertigen, und zu beweiſen, daß Fürſt Metternich bis zu dieſem Augenblick wegen Sachſen mit uns im vollen Einverſtändniß geweſen, hierherkam, um Ew. Majeſtät einige zu meiner Rechtfertigung beſtimmte Papiere zu überbringen. Dieſe Papiere habe ich dort auf dem Schreibtiſch niedergelegt. Wollen Ew. Ma-

jestät mir erlauben, zwei derselben Sr. Majestät dem Kaiser vorzulegen?

Thun Sie das, sagte der König. Fürst Metternich hat Sie angeklagt, es ist daher sehr natürlich, daß Sie sich zu rechtfertigen suchen.

Hardenberg eilte zu dem Tisch hin, und unter den Papieren suchend wählte er unter denselben zwei Briefe aus, mit denen er zu den Monarchen zurückkehrte.

Sire, sagte er, dem Kaiser einen der Briefe darreichend, hier ist ein vertrauliches Handbillet des Fürsten Metternich, in welchem er Preußen unumwunden Sachsen verspricht, wenn Preußen sich mit ihm gegen Rußland verbinde.

Alexander überflog das Papier mit raschen Blicken und reichte es dann dem König dar.

Es ist Metternichs eigene Handschrift, sagte er, und seine Worte sind unzweideutig. Er verspricht Ihnen Sachsen. Ah, wir wollen ihn beim Wort halten! Und was, fuhr der Kaiser fort, sich wieder an Hardenberg wendend, was enthält jenes Papier, das Sie da noch in der Hand halten?

Sire, für dieses Papier muß ich um Verzeihung bitten, daß ich wage, es Ew. Majestät vorzulegen. Aber, wie mein königlicher Herr die Gnade hatte, zu sagen, Fürst Metternich hat mich angegriffen, ich muß mich also zu vertheidigen suchen. Ew. Majestät haben mir vorher feierlich versichert, daß Fürst Metternich Ew. Majestät Polen angeboten hätte, wenn dafür Ew. Majestät sich verpflichteten, Preußens Ansprüche auf Sachsen nicht zu unterstützen. Diese Worte Ew. Majestät überraschten mich nicht, denn Ew. Majestät hatten schon vor einigen Wochen Dasselbe dem Herrn von Stein erzählt, und dieser, um mich zu warnen, hatte die Güte gehabt, mir die Erzählung Ew. Majestät zu wiederholen. Ich fand mich dadurch veranlaßt, an den Fürsten Metternich zu schreiben, ihn von den mir zugekommenen Erzählungen zu benachrichtigen, und bei ihm förmlich anzufragen, ob er wirklich Ew. Majestät solche Versprechungen gemacht habe?

Und Metternich hat Ihnen auf Ihre Anfrage geantwortet? fragte Alexander rasch.

Ja, Sire, sagte Hardenberg feierlich, ja, er hat mir geantwortet. Sire, hier ist die Antwort des Fürsten Metternich.

Der Kaiser riß das Papier ungestüm an sich, und wie er es dann überlas, erblaßte er, und seine sonst so heitere Stirn legte sich in düstere Falten.

Er leugnet es ab, rief er mit zorniger Stimme. Hören Sie, Majestät, Metternich wagt es, mich der Lüge zu zeihen. Er schreibt hier mit klaren, einfachen Worten, es sei nicht wahr, daß er mir solche Anerbietungen gemacht habe. Er giebt die bestimmte Versicherung, daß Kaiser Franz in die Abtretung Sachsens an Preußen eingewilligt habe.*)

Und jetzt, rief der König empört, jetzt erläßt der Fürst Metternich im Widerspruch mit jener schriftlichen Versicherung eine Note, in welcher er erklärt, Oesterreich könne nicht in die Einverleibung Sachsens in Preußen willigen, „weil die Grundsätze des Kaisers, die Familienbande, und die Grenz- und Nachbarverhältnisse sich entgegenstellten.“**)

Er ist ein zweideutiger und unzuverlässiger Mann! rief der Kaiser. Er hat es überdies gewagt, mich der Lüge zu zeihen. Hätte ich das Glück, ein Privatmann zu sein, würde ich ihn dafür mit der Pistole in der Hand zur Rechenschaft ziehen. Aber da meine Verhältnisse mir dies verbieten, so will ich ihn wenigstens nicht mehr sehen.***)

Aber Ew. Majestät werden dies eben so wenig als ich vermeiden können, sagte der König achselzuckend. Er ist das Organ, durch welches Kaiser Franz mit den andern Mächten unterhandelt, die Stimme, welche die Gedanken des Kaisers in Worte übersetzt.

Der Kaiser wird hinfort die Güte haben müssen, mit seiner eigenen Stimme zu uns zu sprechen, rief Alexander heftig. Ich werde wenigstens keine andere Stimme mehr hören. Vereinigen wir uns,

---

*) Diese Erklärung Metternichs ist vom 7. November, und findet sich in Pertz: Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 201.

**) Worte aus jener Note Metternichs. Siehe: Pertz, Leben des Freiherrn von Stein. IV. S. 245.

***) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Pertz, Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 278.

Sire, zu einem feſten und entſchiedenen Kampf gegen Metternich, enthüllen wir dem Kaiſer Franz alle die Intriguen, Zweideutigkeiten und Hinterliſte ſeines Miniſters, und fordern wir von ihm feſt und unabweislich, daß er unmittelbar und perſönlich mit uns unterhandele. Wollen Sie das?

Ja, ich will es, ſagte der König. Ich bin bereit, mich allen Ihren Schritten in dieſer Sache anzuſchließen.

So kommen Sie, Sire, rief der Kaiſer haſtig. Laſſen Sie uns ſogleich aufbrechen!

Wohin, Sire?

Zum Kaiſer Franz von Oeſterreich, um bei ihm ſeinen Miniſter anzuklagen, um ihm zu erklären, daß wir Beide nur unmittelbar mit dem Kaiſer ſelbſt unterhandeln wollen, und uns die Einmiſchung des Fürſten Metternich entſchieden verbitten.*)

Wohlan, laſſen Sie uns gehen, ſagte der König, und um unſern Worten gleich die Beweiſe hinzuzufügen, wollen wir die Papiere, welche mir der Staatskanzler gebracht hat, zur Einſicht des Kaiſers Franz mitnehmen.

Thun wir das! Auch ich habe Papiere, welche den Kaiſer von der Zweideutigkeit ſeines Miniſters überzeugen, und unſeren Antrag rechtfertigen werden. Fahren wir alſo, wenn es Ew. Majeſtät gefällig iſt, bei mir vor, und dann zum Kaiſer Franz. Ah, wir wollen doch einmal ſehen, ob die diplomatiſche Falſchheit und Hinterliſt über unſer gerades und offenes Handeln den Sieg davon tragen wird.

---

*) Hiſtoriſch. Siehe: Pertz, Leben des Freiherrn vom Stein. Bd. IV. S. 248.

VII.

Der Ballabend des Fürſten Metternich.

Der ſeit acht Tagen ſchon angekündigte Ball im Hôtel des Fürſten Metternich ſollte heute ſtattfinden. Alle Räume waren ſchon in den Morgenſtunden dieſes feſtlichen Tages glänzend geſchmückt und von den Decorateuren und Gärtnern auf das Herrlichſte und Geſchmackvollſte hergeſtellt worden.

Fürſt Metternich war ſo eben von einer Conferenz, zu welcher ihn ſein Kaiſer plötzlich und ganz unerwartet hatte einladen laſſen, zurückgekehrt, und durchwanderte jetzt die Reihe der glänzenden Säle, um ſich durch eigenes Anſchauen zu überzeugen, daß alle ſeine Befehle ausgeführt worden, daß nirgends etwas an den Ausſchmückungen verſehen und vernachläſſigt worden ſei.

Wie er eben, ganz vertieft in dieſe Prüfung der Feſtanordnungen, durch den Empfangsſaal dahin ging, ward die Thür des Vorſaals haſtig geöffnet und Hofrath von Gentz trat ein.

Der Fürſt ſchritt ihm lächelnd entgegen, und reichte ihm zur Begrüßung ſeine Hand dar.

Gut, daß Sie kommen, ſagte er. Sie können mich auf meiner Wanderung durch die Säle begleiten. Sie verſtehen ſich ja auf Feſt-Arrangements und haben einen feinen geläuterten Geſchmack. Kommen Sie, geben Sie mir alſo Ihren Arm, laſſen Sie uns die Säle durchwandern, und gewinnen Sie es über ſich, mir ohne alle diplomatiſche Umſchreibungen Ihre wahrhaftige Meinung zu ſagen: ob Sie finden, daß die Arrangements gut, ob ſie der hohen fürſtlichen Gäſte würdig ſind, die ich heute hier empfangen werde.

Ich geſtehe Ew. Durchlaucht, daß mir zu dieſen Betrachtungen heute ganz und gar die Stimmung fehlt, ſagte Gentz, und ich beſchwöre Ew. Durchlaucht, daß Sie die Güte haben, ſtatt Ihre Aufmerkſamkeit dem Zimmerſchmuck zu ſchenken, ſie lieber mir zuzuwenden. Ich habe durchaus und ganz nothwendig mit Ihnen zu ſprechen, und

ich bin deshalb ganz eilig, kaum dem Bett entstiegen, und ohne erst meine Tasse Bouillon getrunken zu haben, hierher gekommen.

Ah, Ihre berühmte, aus sechs Pfund Rindfleisch bereitete Tasse Bouillon, sagte Metternich lächelnd. Nun freilich, wenn Sie diese merkwürdige Tasse Bouillon dem Wunsch einer Unterredung mit mir geopfert haben, so müssen Sie mir etwas sehr Ernstes vorzutragen haben.

Es ist auch in der That etwas sehr Ernstes und Wichtiges, rief Gentz eifrig.

Um so mehr ist es nothwendig, daß ich vorher mit der Besichtigung der Fest-Arrangements zu Ende bin, sagte Metternich gelassen, denn wenn ich erst Ihre ernsten und wichtigen Nachrichten erfahren habe, möchte mir der Sinn und Geschmack dazu fehlen. Kommen Sie also, lassen Sie uns Alles mit prüfenden Kennermienen betrachten.

Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, lassen Sie uns in Ihr Cabinet gehen; ich habe —

Sie haben durchaus eine unbezwingliche Lust, Ihre großmächtigen Neuigkeiten aus Ihrer Brust zu entlassen, unterbrach ihn Metternich. Mein Gott, immer noch der heißblütige Feuerkopf, der immer stürmt, immer exaltirt ist, nichts mit Ruhe erwarten, nichts mit Besonnenheit vertagen kann! Der Himmel wird nicht zusammenfallen, die Sonne wird sich nicht verfinstern, wenn ich auch Ihre Nachrichten erst in einer Viertelstunde erhalte!

Aber Ihre Fest-Arrangements werden vielleicht zusammenfallen, die Kerzen Ihrer Kronleuchter werden vielleicht heute Abend gar nicht zum Leuchten und Brennen kommen, wenn Sie erfahren haben, was ich Ihnen sagen will!

Ah, welch ein großes Kind Sie sind, und was für Mährchen Sie sich aufbinden lassen. Mein Haus steht auf festem Grunde, und wird nicht zusammenstürzen bei dem ersten besten Sturmwind; die Kerzen meiner Kronleuchter sind von solidem Wachs und werden nicht gleich erlöschen vor dem Athem Ihres Mundes. Kommen Sie! Wenn Sie wollen, daß ich Sie nachher in mein Cabinet begleiten soll, so sträuben Sie sich nicht länger, sondern kommen Sie.

Gut, seufzte Gentz, ich komme. Aber versprechen mir Ew. Durch-

laucht wenigſtens, daß wir uns beeilen wollen mit der Beſichtigung dieſer Feſt-Arrangements.

Ich verſpreche es Ihnen!

Er nahm den Arm, den Gentz ihm ſeufzend darbot, und wanderte plaudernd, lächelnd, Alles beſichtigend, Alles prüfend durch die Säle dahin.

Zum guten Glück für den ungeduldigen Hofrath Gentz waren alle Anordnungen genau den Befehlen des Fürſten entſprechend, gemacht worden, und es fand daher in keinem der Säle ein Aufenthalt, eine Verzögerung ſtatt. Es genügte, ſie zu durchwandern, um ſich befriedigt und erfreut zu fühlen von ihrer Einrichtung voll wahrhaft fürſtlicher Pracht.

Jetzt, ſagte der Fürſt, als ſie eben vor der Thür ſeines Cabinets angelangt waren, jetzt müßte ich eigentlich nothwendiger Weiſe erſt eine Viertelſtunde hinüber gehen zu meiner Tochter, bei welcher ſich eben ihr Tanzmeiſter befindet, um ihr einen ruſſiſchen Tanz einzuüben, den ſie heute Abend mit dem jungen Grafen Nariſchkin vor den ruſſiſchen Majeſtäten tanzen ſoll. Ich habe meiner Tochter verſprochen, heute der letzten Tanzprobe beizuwohnen, und —

Ich beſchwöre Ew. Durchlaucht, rief Gentz mit faſt weinerlicher Stimme, wollen Sie mich nicht länger martern, wollen Sie mir erlauben, Ihnen jetzt ſogleich meinen Vortrag zu halten.

Nun denn, es ſei, ſagte Metternich lächelnd, ich ſehe ſchon, daß ich Sie Ihrer Neuigkeiten entladen muß, wenn ich nicht will, daß Sie davon wie eine Bombe auseinander platzen!

Er öffnete die Thür ſeines Cabinets, und trat, gefolgt von Gentz, in daſſelbe ein.

Vor allen Dingen ſetzen wir uns! ſagte der Fürſt, indem er ſich auf den Divan niedergleiten ließ, und für Gentz auf einen Fauteuil hindeutete. Und nun laſſen Sie mich Ihre ungeheuerlichen Nachrichten erfahren, mein armer Freund, der Sie mir faſt an dieſer Neuigkeits-Indigeſtion erſtickt wären. Was giebt es denn?

Durchlaucht, ſagte Gentz feierlich, es giebt eine Verſchwörung gegen Sie, gegen Oeſterreich, gegen uns Alle. Wenn Sie Ihren

Feinden nicht zuvorkommen, wenn Sie nicht ſogleich, heute noch, energiſche Maßregeln ergreifen, ſo ſind Sie verloren, und mit Ihnen iſt es Oeſterreich, mit Ihnen iſt es Deutſchland! Denn Sie vertreten Oeſterreich, und Oeſterreich vertritt auf dieſem Congreß die Ordnung, die Geſetzlichkeit, die Rechte der Fürſten, der Reichsunmittelbaren, der Bevorzugten gegen die Wühlereien, gegen die neumodiſchen Umſturzfürſten, die, um ſich populär zu machen, mit freiſinnigen Redensarten, wie mit Spielbällen umher werfen, und um die Völker anzuziehen, mit liberalen Ideen allerlei Jongleurkünſte treiben. Deutſchland geht, wenn dieſe Umſturzfürſten die Oberhand gewinnen, nicht blos einem neuen Kriege, ſondern ſeinem völligen Untergang entgegen, denn mit freiſinnigen Redensarten werden die Völker nicht in Banden gehalten, und mit liberalen Ideen läßt ſich nicht regieren. Ew. Durchlaucht haben alſo die Verpflichtung, ſich Oeſterreich, ſich Deutſchland zu erhalten, und Alles zu thun, um die Intriguen und Pläne, die Ihre Feinde gegen Sie ſchmieden, zu vernichten.

Wer ſind denn aber vor allen Dingen dieſe Feinde? fragte Metternich mit ſeinem ruhigen Lächeln.

Es ſind der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen. Seit geſtern courſiren die wunderbarſten Gerüchte in allen Salons. Jeder raunt es verſtohlen dem Andern in's Ohr: „Fürſt Metternich iſt in Ungnade gefallen. Die Monarchen von Rußland und Preußen haben ſich geſtern Mittag zu Kaiſer Franz begeben, und von ihm begehrt, daß er den Fürſten entlaſſe, und haben erklärt, daß ſie Beide mit dem Fürſten keinen weitern Verkehr haben, ihn niemals wieder ſehen wollten.“ — Geſtern gegen Abend, als ich zur Herzogin von Sagan kam, um ſie, wie wir das verabredet hatten, zur Soirée bei der Kaiſerin Ludovica zu begleiten, kam die Herzogin mir ganz bleich und aufgeregt entgegen, und ſagte mir: Kaiſer Alexander ſei eben bei ihr geweſen, habe ſich in den bitterſten und heftigſten Ausdrücken über Ew. Durchlaucht beſchwert, habe geſagt, Sie hätten mit ihm und dem König von Preußen ein unwürdiges Spiel getrieben, hätten Sie gegenſeitig verfeinden und entzweien wollen, und ſeien ſogar ſo weit gegangen, den *Kaiſer* einer Unwahrheit zu zeihen.

Und dieſe Unwahrheit, deren ich ihn geziehen haben ſoll, wäre natürlich die erſte und einzige Unwahrheit, die jemals über die Lippen des frommen und tugendhaften Kaiſers gekommen, ſagte Metternich achſelzuckend. Die Freundſchaftsbetheuerungen gegen Napoleon, die Umarmungen und Küſſe in Erfurt, das Doppelſpiel in Tilſit, wo Alexander dem König von Preußen ewige Freundſchaft ſchwur und von Napoleon die preußiſchen Provinzen als Geſchenk annahm, das Alles waren große, heilige Wahrheiten, welche vor den Augen der gottſeligen Frau von Krüdener als Altarkerzen leuchten, und ihr Gelegenheit geben werden, in entzückte Krämpfe und Zuckungen zu verfallen, aus denen ſie nur durch das Gebet des ſogenannten Erzengels, des frommen Kaiſers Alexander, wird errettet werden können.

Ich beſchwöre Ew. Duchlaucht, bleiben wir bei der Sache, flehte Gentz. Der Kaiſer hat ferner der Herzogin von Sagan erzählt, er ſei ſo eben mit dem König von Preußen bei Kaiſer Franz geweſen, und Beide hätten ſie Ew. Durchlaucht angeklagt. Der Kaiſer ſei auch ganz von Ihrer Schuld überzeugt worden, höchſt aufgebracht auf Sie geweſen, und habe den Monarchen verſprochen, Sie zur Rechenſchaft zu ziehen, ja, Sie Ihres Amtes zu entlaſſen.

Und was ſagte die Herzogin von Sagan zu dieſen Neuigkeiten? fragte Metternich.

Sie war tief erſchüttert, Thränen glänzten in ihren Augen —

Aber ſie rollten hoffentlich nicht über ihre Wangen nieder und zerſtörten nicht die ſchöne Roſenmalerei ihrer Schminke? Sagen Sie doch, Freund, Sie halfen doch der Herzogin, ihre Thränen abtrocknen, ehe ſie ihren Augen entſtrömten?

Ich verſichere Ew. Durchlaucht, daß die Herzogin im vollen Ernſt tief bewegt und betrübt war, daß Sie wirklich an ihr eine treue und zuverläſſige Freundin haben, rief Gentz heftig. Sie war noch ganz traurig und kummervoll, als wir uns zur Soirée begaben, und ſie ging nur dorthin, weil ſie hoffte, Ew. Durchlaucht dort zu ſehen und Sie zu warnen.

Ach, hätte ich ahnen können, daß die liebenswürdige und ſchöne Herzogin von Sagan mich erwartete, ſo würde ich gewiß zur kaiſer-

lichen Soirée gekommen ſein, rief Metternich. Ich war aber bei Iſabey, der mich, wie Sie wiſſen, zu ſeinem großen Congreßbilde malt, dann wohnte ich einer Probe der lebenden Bilder bei, in denen meine Tochter morgen eine Rolle ſpielt, und da man ihr ein ſchlechtes Coſtüm gewählt hatte, mußte ich ſchon ſelber ihr ein beſſeres ausſuchen. So verging die Zeit, und es ward zu ſpät, um noch die Soirée beſuchen zu können.

Und doch wäre es ein Glück geweſen, wenn Ew. Durchlaucht, ob auch noch ſo ſpät, und ob auch nur auf Einen Moment gekommen wären. Denn Ihre Abweſenheit erſchien nun Allen als eine Beſtätigung der umlaufenden Gerüchte. Jedermann war überzeugt, daß Ew. Durchlaucht wirklich in Ungnade gefallen, und daß Sie nur deshalb nicht die Soirée der Kaiſerin beſuchen könnten. Man ſprach, nicht mehr leiſe, ſondern ziemlich laut und vernehmlich, von Ihrem Sturz, man wiederholte ſich mit hämiſcher Freude die heftigen Scheltworte, mit denen Kaiſer Franz Ew. Durchlaucht entlaſſen habe. Man erzählte ſich, daß der Graf Neſſelrode von dem Kaiſer Alexander gleichfalls entlaſſen ſei, und nur aus dem einzigen Grunde, weil er mit Ihnen in nächſter Verbindung geſtanden. Nur die Herzogin von Sagan hatte den Muth, nicht in das allgemeine Anathem einzuſtimmen, und als der Kaiſer Alexander ſich ihr näherte, und wieder ganz laut und heftig gegen Ew. Durchlaucht ſprach, war ſie kühn genug, Sie zu vertheidigen. Der Kaiſer ward dunkelroth vor Zorn, und —

Und rief, unterbrach ihn Metternich, und rief heftig: „Wie können Sie ſich nur mit ſo einem Schreiber einlaſſen, Herzogin?“*) Und er wandte ihr den Rücken und ſprach zu andern Perſonen laut und heftig gegen das, was er meine Ränkeſucht nennt. Später unterhielt er ſich mit der alten Fürſtin Metternich, meiner Mutter, und ganz laut ſagte er zu ihr: er könne Niemand achten, der nicht die Uniform trüge.**)

Ew. Durchlaucht wiſſen das ſchon? rief Gentz erſtaunt.

Ja, ſagte Metternich lächelnd, ich weiß das ſchon, denn wie es

*) Pertz: Leben des Freiherrn vom Stein. Bd. IV.

**) Ebendaſelbſt.

ſcheint, ſteht meine Mutter früher auf, als Sie. Ich weiß Alles, nur das weiß ich nicht, was Sie zu meiner Vertheidigung geſagt und gethan haben.

Ew. Durchlaucht, was hätte ich anders thun können, als ſchweigen und unglücklich ſein?

Sie hätten zum Beiſpiel alle Diejenigen, welche ſich erlaubten, mich zu verläumden, zum Duell fordern können.

Ich? Zum Duell fordern? rief Gentz entſetzt und tief erblaſſend. Aber Ew. Durchlaucht, ich, — mein Gott, Sie wiſſen, daß ich einen Abſcheu habe vor Waffen, und daß die einzige Waffe, welche ich zu führen verſtehe, die Feder iſt.

Sie vergeſſen die zweite Waffe, welche Ihnen wenigſtens noch zu Gebote ſteht, Ihre Zunge! Da Sie nicht für mich handeln konnten, hätten Sie mindeſtens für mich Ihre Zunge gebrauchen, für mich reden können.

Und was hätte ich ſagen können, da Ew. Durchlaucht nicht die Güte gehabt, mich in Ihr Vertrauen zu ziehen, und mir einige Inſtructionen über mein Verhalten zu geben?

Sie hätten ſagen können, daß man ſich in Bezug auf mich ganz falſcher Ausdrücke bediene, ſagte der Fürſt, deſſen Antlitz jetzt ſeinen lächelnden Ausdruck verloren, und ernſt und feierlich geworden war. Sie hätten ſagen können, daß ich nicht ein Günſtling und Favorit ſei, der je nach der Laune ſeines Herrn und gleich den Mignons weiland der Kaiſerin Katharina von Rußland, in Ungnade fallen könne, ſondern daß ich der erſte Miniſter des Kaiſers Franz ſei, und daß man wenigſtens dem Kaiſer Franz ſo viel Achtung ſchuldig ſei, um ihn für unfähig zu halten, einem Mann, dem er ſeit vielen Jahren ſein Vertrauen geſchenkt, daſſelbe zu entziehen, bloß weil ſein Miniſter ſich dem Wunſch und Willen eines fremden Souverains nicht beugen wolle, und weil der Schreiber ohne Uniform nicht die Wünſche des Kaiſers von Rußland als Befehle hinnähme, ſondern weil er den Muth habe, ihn öffentlich zu bekämpfen, und des Kaiſers ehrgeizige und romantiſche Gelüſte auf Polen zu hintertreiben!

Das Alles habe ich auch gesagt, aber man hatte mich nicht hören wollen, rief Gentz.

Vielleicht weil Sie so leise und in sich hinein sprachen, daß Niemand Sie hören konnte, sagte Metternich. Aber ich bin Ihnen deshalb nicht gram, denn ich weiß, daß Ihr Naturell Ihnen nicht erlaubte lauter zu sprechen, daß Sie aber tief in Ihrem Herzen über mich trauerten, und an Ihrem Schreibtisch alle Mal den Muth finden würden, mich zu vertheidigen.

Ew. Durchlaucht lassen mir nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie anerkennen, daß ich Sie liebe und verehre, rief Gentz. Ich halte Sie für den einzigen nothwendigen Mann, der jetzt lebt, für den Einzigen, der im Stande ist, die Prinzipien der Ordnung und der Fürstengewalt aufrecht zu halten gegen das wüste Freiheitsgeschrei des unsinnigen Volkes. Ich liebe und verehre Sie um Ihres edlen Herzens, Ihrer großen Seele und Ihres reichen Geistes willen, und wenn Sie untergingen, so würde ich es machen, wie es einem treuen Hunde gebührt, ich würde mich auf Ihr Grab legen und da Hungers sterben.

Ah, so weit wollen wir es indeß nicht kommen lassen, daß Sie um meinetwillen dem höchsten aller Ihrer Genüsse, dem Essen, entsagen sollen, sagte Metternich lächelnd. Ich will versuchen, Sie ein wenig zu trösten, aber ich kann doch nicht verhehlen, daß die Sachen für mich in diesem Augenblick ziemlich mißlich und bedenklich stehen.

Also doch, seufzte Gentz erschauernd, es ist also doch wahr, daß —

Daß Kaiser Alexander wüthend auf mich ist? Ja, das ist wahr! Und es ist auch wahr, daß er den König von Preußen auch gegen mich aufgehetzt hat, und daß Beide sich zum Kaiser Franz begeben haben, um mich bei ihm der Zweideutigkeit, Hinterlist, Falschheit, und was weiß ich sonst noch Alles, anzuklagen.

Aber der Kaiser Franz hat ihnen nicht geglaubt, und sie haben nichts beweisen können? fragte Gentz in athemloser Angst.

Doch, sagte Metternich ruhig, sie haben einige ihrer Anklagen beweisen können, denn, — ich will es Ihnen nur gestehen, ich hatte einen, für einen Diplomaten ganz unverzeihlichen Fehler begangen! Ich hatte mich nicht begnügt mit mündlichen Zusicherungen und Ver-

ſprechungen, ſondern ich hatte das gethan, was man niemals thun muß, wenn man eine Geliebte hat, die man verrathen, oder einen Nachbar, den man zum Bundesgenoſſen machen will, ich hatte ſchriftliche Verſprechungen gemacht, und dieſe Schriftzüge mit ihrer nicht abzuleugnenden Wahrheit ſprachen gegen mich. Ich habe einen Fehler begangen, und es iſt daher ganz natürlich, daß ich ihn büßen muß.

Ew. Durchlaucht glauben alſo doch, daß Sie ihn werden büßen müſſen? fragte Gentz kleinlaut.

Ja, ich werde ihn büßen müſſen, ſagte Metternich, und zwar in ſehr empfindlicher Art, denn ich befürchte faſt, daß heute das Aergſte geſchieht, daß —

Daß? fragte Gentz athemlos, als Metternich ſchwieg. Oh, ich beſchwöre Ew. Durchlaucht, ſagen Sie mir, was kann geſchehen?

Es kann geſchehen, daß in Folge dieſer großen diplomatiſchen Streitigkeiten ein offenes Zerwürfniß ausbricht, und daß der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen eine fürchterliche Demonſtration gegen Oeſterreich und gegen mich machen.

Und worin könnte dieſe Demonſtration beſtehen? fragte Gentz mit zitternder Stimme und aſchfarbenem Geſicht.

Darin, daß die beiden Monarchen heute Abend nicht auf meinem Balle erſcheinen, ſagte Metternich vollkommen ernſthaft.

Ah, mein Gott, rief Gentz unwillig, Sie vermögen es noch zu ſcherzen.

Ich ſcherze gar nicht, ſagte Metternich, dies iſt wirklich die einzige Kriegserklärung, die Rußland und Preußen noch gegen mich machen können, nachdem ſie die andere beim Kaiſer Franz ſchon gemacht haben, und ich geſtehe, ſie iſt mir unangenehm genug, denn meine ſchöne Tochter Clementine käme dann um die Freude, heute Abend mit dem Grafen Nariſchkin ihren ruſſiſchen Tanz auszuführen.

Alſo die andere Kriegserklärung, die beim Kaiſer Franz, iſt den Monarchen doch mißlungen?

Ja, ſie iſt ihnen mißlungen. Die Herren Alexander und Friedrich Wilhelm haben ſich bitter über mich beſchwert, Kaiſer Franz hat mich ein wenig verleugnet, hat ſich zur Großfürſtin Catharina begeben, um

ſich auch vor den Damen zu vertheidigen, und auch dort mein Betragen zu mißbilligen und zu desavouiren.*) Aber das iſt Alles, was die Monarchen erlangen konnten! Kaiſer Franz hat mich getadelt, aber er denkt nicht daran, mich entlaſſen zu wollen, und ich will Ihnen auch ſagen, warum er das nicht thut!

Weil er Ew. Durchlaucht liebt, rief Gentz begeiſtert, weil er Ihre großen Eigenſchaften, Ihren edlen Geiſt kennt, weil —

Nein, ganz einfach, weil er nicht ſogleich Jemand weiß, der mich erſetzen könnte, und weil er fürchtet, daß er ſelber mehr arbeiten, ſchreiben, unterhandeln und conferiren müßte, alſo weniger Siegellack fabriciren, Schächtelchen ſchnitzeln und Cello ſpielen könnte, wenn ich nicht mehr an ſeiner Seite wäre. Ich weiß nicht, ob er mich liebt, aber er weiß, daß ich ein guter Arbeiter bin.

Ew. Durchlaucht glauben nie an eine uneigennützige und wahre Liebe, ſeufzte Gentz.

Das wäre auch eine ſchwer zu verzeihende Thorheit für Jemand, der, wie ich, die Welt und die Menſchen kennt, ſagte Metternich lachend. Ich werde alſo, trotz der Anfechtungen Alexanders und Friedrich Wilhelms, an meiner Stelle bleiben, denn ich bin dem Kaiſer nothwendig, und wenn die Monarchen dies ſehen, ſo werden ſie vielleicht daran denken, mir einige Zugeſtändniſſe zu machen, ſo wie ich auch bemüht ſein werde, ihnen einige zu machen, und mir wenigſtens Preußen zu verſöhnen. Ich werde alſo heute noch einen Vertrauten an Hardenberg ſchicken, und ihm neue Vorſchläge in Betreff Sachſens machen.

Wollen mich Ew. Durchlaucht mit dieſem Auftrag beehren?

Ja, gehen Sie zu Hardenberg, machen Sie ihm folgende Vorſchläge. Sagen Sie ihm, ein für alle Mal wolle Kaiſer Franz nicht einwilligen, den König von Sachſen ganz und gar ſeines Landes zu berauben, ſondern er beſtehe darauf, daß ihm ein Theil deſſelben verbleibe. Dadurch würden alle Parteien befriedigt, Frankreich und England könnten ſich alsdann nicht beſchweren, daß das Princip der

*) Pertz: Leben des Freiherrn vom Stein. Bd. IV. S. 248.

Legitimität verletzt werde, denn der König von Sachsen solle ja seinen Thron behalten; Preußen und Rußland könnten sich nicht beschweren, daß man dem Rechte der Eroberung nicht Gehör gegeben, und daß Oesterreich sich eifersüchtig und feindlich gegen die Vergrößerung Preußens auflehne. Machen Sie also den Vorschlag, daß Preußen in eine angemessene Theilung Sachsens willige. Diese Theilung soll so eingerichtet werden, daß Preußen die ganze Vertheidigungslinie der Elbe erhält; Kaiser Franz erklärt sich bereit, auch Torgau an Preußen gehen zu lassen, wenn dies dafür einwilligt, dem König von Sachsen seine Residenzstadt Dresden, und die Stadt Leipzig als seine beiden Hauptstädte zu lassen, und ihm außerdem einen Landstrich am rechten Ufer der Saale bis zur Oberlausitz und der Böhmischen Grenze mit anderthalb Millionen Seelen zurück zu geben.*) Dafür solle aber Preußen eine größere Entschädigung am Rhein und in Westphalen erhalten.

Nun, ich denke, Preußen wird, so ländergierig es immer sein mag, doch sich mit diesen Anerbietungen zufrieden erklären, rief Gentz.

Wenn es das ist, so wollen wir gleich in der nächsten Conferenz diese neuen Anträge den andern Mächten vorlegen, damit endlich diese unleidlich sächsische Frage zur Entscheidung komme, sagte Metternich. Preußen wird wenigstens in den ihm von Ihnen gemachten Vorschlägen Oesterreichs guten Willen, den Frieden und die Eintracht zu erhalten, erkennen müssen. Sagen Sie dem Minister von Hardenberg, daß ich dies sehnlichst wünsche, und daß, wenn er mir auch einen Beweis seines guten Willens geben wolle, er den König von Preußen überreden möge, mir die Ehre zu erzeigen, heute Abend auf meinem Fest zu erscheinen. Wahrhaftig, ich dächte doch, für Dreiviertel des schönen reichen Sachsenlandes könnte er mir diesen Wunsch schon erfüllen!

In diesem Augenblick ward die Thür der Antichambre geöffnet, und der Kammerdiener meldete den General von Hardegg.

Fürst Metternich ging ihm lebhaft entgegen. Nun, mein lieber General, sagte er, haben Sie die Güte gehabt, meine diplomatische Mission zu übernehmen? Waren Sie beim Kaiser Alexander?

---

*) Pertz: Leben des Freiherrn vom Stein. Bd. IV. S. 287.

Ja, Durchlaucht, ich war dort, sagte Hardegg ernst, ich fragte den Kaiser in Ihrem Namen, ob Sie auf die Erfüllung seines gnädig gegebenen Versprechens noch immer hoffen dürften, ob der Kaiser die Gnade haben würde, heute Abend auf Ihrem Ball zu erscheinen.

Und was antwortete Ihnen der Kaiser?

Er antwortete mir wörtlich: Hören Sie, Sie sind Soldat. Metternich hat mich der Unwahrheit geziehen; wenn meine Verhältnisse es erlaubten, wüßte ich, was ich zu thun hätte, aber jetzt muß ich mich damit begnügen, Metternich nicht mehr zu sehen. Ich und meine ganze Familie werden daher heute Abend nicht auf seinem Ballfeste erscheinen.*)

Das heißt, es werden überhaupt auch alle Russen nicht erscheinen dürfen, murmelte Metternich leise vor sich hin. Ich werde zum Gespött dieser Menschen werden, und — ah bah, wir werden sehen, den Dingen eine möglichst günstige Seite abzugewinnen, rief er laut. Ich danke Ihnen, General, daß Sie die Mühe dieser Sendung für mich übernommen haben. Ich bitte Sie, Herr Hofrath von Gentz, daß Sie sich sogleich mit Ihrer Sendung zum Herrn Staatskanzler von Hardenberg begeben, und was mich anbetrifft, so habe ich mir selbst auch noch eine Sendung gegeben, zu deren Ausführung ich sogleich schreiten werde. Leben Sie also wohl, meine Herren, heute Abend auf dem Ball sehen wir uns wieder!

Der Fürst begrüßte die beiden Herren zum Abschied und begleitete sie mit lächelnder Miene bis zur Thür. Aber kaum hatte sich diese hinter ihnen geschlossen, als seine Züge einen düstern Ausdruck annahmen.

Der Kaiser Alexander will sich auf eine kleinliche Weise an mir rächen, sagte er, aber ich werde versuchen, seiner Rache die Spitze abzubrechen. Möge er selbst mit seiner Familie immerhin heute Abend fehlen, aber er soll mir meine Gesellschaft nicht zerstören, er soll die Russen nicht durch sein böses Beispiel verführen. Wenn heute alle Russen in meinem Salon fehlen, so würde das so aussehen, als ob Oesterreich

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: La Garde III. und Pertz IV.

und Rußland in offenem Kriegszuſtande lebten, und ganz Europa würde Zeter ſchreien. Es iſt aber noch zu früh dazu! Wir müſſen erſt ſehen, wie ſich die Dinge in Frankreich entwickeln. Ich will meine Ruſſen haben! Die Fürſtin Bagration muß ſie mir locken! Auf alſo, zu meiner Freundin Bagration!

Der Fürſt befahl ſeinen Wagen vorfahren zu laſſen, und rief ſeinen Kammerdiener, um ihm bei ſeiner Toilette behülflich zu ſein.

VIII.

Die Fürſtin Bagration.

Die Fürſtin Bagration befand ſich in ihrem Toilettenzimmer; ſie war in einem reizenden Negligée, und mit dem ernſthafteſten aller Gegenſtände, mit der Wahl ihrer Toilette beſchäftigt. Die glänzendſten Kleider, die herrlichſten Coiffüren, Spitzen und Blumen lagen auf den Stühlen und Tiſchen um ſie her, und daneben ſtanden die geöffneten Etuis mit den koſtbarſten und glänzendſten Schmuckſachen.

Indeß die Fürſtin hatte für alle dieſe Dinge, welche ſonſt ſo oft ihr Herz erfreuten, heute gar keinen Sinn. Sie ging langſam, die ſchönen Arme über der Bruſt gefalten, zwiſchen den Blumen, den Spitzen und Roben auf und ab, und blieb nachdenklich zuweilen vor der großen Pſyche ſtehen, die zwiſchen den Fenſterpfeilern ſtand. Dann ſchauete ſie mit einem ſeltſam ängſtlichen und befangenen Ausdruck auf ihr Spiegelbild hin, ſchüttelte heftig ihr Haupt, flüſterte leiſe: „nein, ich unternehme es nicht," und entfernte ſich haſtig von dem Spiegel, um ihr Auf- und Abwandeln wieder von Neuem zu beginnen.

Noch einmal jetzt trat ſie zum Spiegel, und prüfte ihr Angeſicht, prüfte es mit einem Ausdruck von Angſt, Entſetzen und Kummer. Dann trat ſie ſeufzend zurück, und wieder ſagte ſie: „nein, ich unternehme es nicht."

Nun verließ ſie mit haſtigen Schritten, gleichſam, als habe ſie einen feſten Entſchluß gefaßt, das Toilettenzimmer, trat in ihr daneben belegenes Wohnzimmer, durchſchritt es raſch, und ſich vor ihrem Schreibtiſch niederlaſſend, begann ſie mit fliegender eiliger Hand zu ſchreiben. Dann faltete ſie das Billet zuſammen, ſiegelte und adreſſirte es, und klingelte heftig.

Sofort öffnete ſich die Thür des Vorzimmers und der Kammerdiener trat ein. Hier, tragen Sie dies Billet ſogleich zu dem Maler Iſabey, befahl die Fürſtin. Sagen Sie, daß meine Kammerfrau während Ihrer Abweſenheit im Vorzimmer bleiben und jeden Beſuch abweiſen ſoll. Ich bin leidend, ſehr leidend, das ſoll ſie Jedermann ſagen. Ich könne Niemand empfangen und — hören Sie, wenn Sie vom Baron von Iſabey zurückkommen, ſo gehen Sie ſogleich in das Hôtel Metternich, und beſtellen Sie dort, ich ließe mich dem Fürſten und der Frau Fürſtin gehorſamſt empfehlen, und bedauere, heute Abend nicht erſcheinen zu können, da ich krank ſei und das Bett hüten müſſe!

Gott ſei Dank, daß ich mich mit meinen eigenen Augen vom Gegentheil überzeugen kann, rief eine Stimme hinter ihr, und wie die Fürſtin ſich umſchauete, gewahrte ſie da drüben in der geöffneten Thür des Vorzimmers Denjenigen, den ſie heute zu vermeiden beſchloſſen.

Metternich! rief die Fürſtin erſchrocken. Unangemeldet?

Verzeihen Sie, Fürſtin, es war Niemand im Vorzimmer, der mich melden konnte, ſagte Metternich, indem er lächelnd vorwärts ſchritt. Ich ſtand und wartete auf irgend einen dienſtbaren Geiſt, da hörte ich hier durch die nur angelehnte Thür meinen Namen von Ihren ſchönen Lippen nennen. Ich glaubte, Sie riefen mich, und trat ein. So bin ich da, und erſpare dadurch Ihrem Kammerdiener einen Weg in mein Hôtel. Oder hatten Sie ihm noch ſchriftliche Botſchaft aufgetragen? Soll ich der glückliche Empfänger des Billets ſein, das er da in der Hand hat?

Nein, ſagte die Fürſtin, es iſt für Iſabey. Gehen Sie, Jean, tragen Sie das Billet zu dem Baron und kehren Sie dann ſchnell zurück, damit mein Vorzimmer nicht wieder ohne Aufſicht iſt.

Ach, das war ein grauſamer Ausfall auf mich, ſeufzte Metternich, als Jean das Zimmer verlaſſen hatte. Sie wollten ſogar Ihren Diener wiſſen laſſen, daß ich in Ungnade gefallen ſei, und nur ein Verſehen mir heute hier Einlaß gegönnt hat?

Die Fürſtin antwortete ihm nicht, ſie ſchien ſeine Anweſenheit gar nicht zu bemerken, ſondern ſtreckte ſich gemächlich auf dem Divan aus und lehnte das ſchöne Haupt langſam und ermattet zurück in die Kiſſen.

Metternich folgte ihr, und nicht einen Moment wich das Lächeln aus ſeinem Angeſicht. Mit vollkommener Gelaſſenheit rollte er einen Fauteuil dicht neben den Divan hin, und ſetzte ſich ſo, daß ſein Arm faſt das ruhende Haupt der Fürſtin berührte.

Ach, welch ein Glück, ſagte er aufathmend, welch ein Glück, endlich einmal wieder mit Ihnen allein zu ſein, Katharina. Und Sie wollten mir dieſen Genuß rauben, Sie wollten ſich mir heute entziehen! Grauſame, was that ich denn, um Ihren Zorn zu verdienen? Oh, ſprechen Sie wenigſtens, klagen Sie mich an, zerſchmettern Sie mich, indem Sie das Verdammungsurtheil über mich ausſprechen, nur laſſen Sie mich den ſüßen Laut Ihrer Stimme hören!

Die Fürſtin ſchwieg immer noch, ſie ſtarrte zu der Decke des Zimmers empor, und leiſe mit den Fingern auf den Polſtern ſpielend, ſummte ſie halblaut die Melodie eines Liedes vor ſich hin.

Oh, welch einen göttlichen Humor meine ſchöne Katharina beſitzt, flüſterte Metternich. Sie iſt ſo leidend und krank, daß ſie ſogar den Getreueſten ihrer Getreuen nicht empfangen wollte, und dennoch, inmitten ihrer Schmerzen, lebt und klingt die ſüße Muſik der Engel in ihr weiter, und tönt leiſe, ihr ſelber unbewußt, von ihren Lippen.

Die Fürſtin ſang nicht mehr, ſie ſchloß die Augen, als ſei ſie im Begriff einzuſchlummern.

Schlafe, ſchlafe, meine ſchöne Katharina, Du letzter Traum meines Herzens, ſchlafe, flüſterte Metternich. Gönne mir das Glück, Deinen Schlummer zu bewachen. Ja, ich werde bei Dir bleiben, und wär's auch nur, damit die Vorübergehenden meine Equipage vor Deiner Thür ſtehen ſehen, und alſo wiſſen und erkennen, daß Du nicht biſt, wie die Andern, daß Du mich nicht verleugneſt und verſtößt, weil der Kaiſer

Alexander für einen Tag die Laune hat, ſich als meinen Feind zu betrachten. Nein, die edle, hochherzige Fürſtin Bagration, die iſt nicht feig und engherzig, wie es die Andern ſind, die wird es nicht machen, wie die Herzogin von Sagan, ſie wird den Freund nicht verleugnen in der Stunde der Verlegenheit.

Die Fürſtin Bagration ſchlief nicht mehr. Sie hatte ihre ſchönen Augen groß und weit geöffnet, und das Haupt ein wenig dem Fürſten zuwendend, ſchaute ſie ihn an mit fragenden, forſchenden Blicken.

Oh, ſagte Metternich gedankenvoll, und gleichſam nur zu ſich ſelber ſprechend, wie wird ſie ſich ärgern, wie wird ſie ſich beſchämt fühlen, dieſe ſtolze Herzogin, wenn ſie hört, daß Katharina Bagration den Muth hat, ihr zu trotzen, daß Katharina, größer, edler, ſelbſtſtändiger, wie die Herzogin, nicht achtet auf den Bannſpruch, den jene gegen mich geſchleudert. Ach, es wird der Herzogin, welche vermeint, daß ſie es iſt, die hier die tonangebende Puiſſance der Geſellſchaft iſt, es wird ihr ſeltſam imponiren, daß die Fürſtin Bagration den kühnen Muth hat, ihr zu trotzen, daß ſie den armen Fürſten Metternich empfängt, von dem die Herzogin geſtern Abend geſagt hat: „er iſt ein todter Mann, und ſelbſt die Bagration wird ihn nicht mehr auferwecken dürfen. Selbſt die Bagration wird dies Mal meinem Beiſpiel folgen, und ſich mir unterordnen müſſen.“

Das hat ſie geſagt? rief die Fürſtin, ſich raſch aufrichtend, und den Fürſten mit flammenden Blicken anſchauend. Wie? Sie hat behauptet, ich würde *ihrem* Beiſpiel folgen, *ihr* mich unterordnen müſſen? Was will ſie denn? Was iſt es denn, das ſie beabſichtigt?

Sie waren alſo geſtern nicht auf der Soirée? fragte Metternich, der es gar nicht zu beachten ſchien, daß er die Fürſtin beſiegt, daß er ſie doch endlich gezwungen hatte, ihm Antwort zu geben. Sie fehlten alſo gleich mir auf dieſer Soirée bei der Kaiſerin?

Nein, ich war dort, ſagte die Fürſtin haſtig, ich bekam auch meinen Theil von dem Ingrimm, den der Kaiſer Alexander auf Sie geworfen. Er beſchuldigte mich, daß ich eine heimliche Bonapartiſtin ſei, da ich mit Ihnen verkehre, und Sie ohne alle Frage mit Bonaparte auf Elba conſpirirten. Ich lachte dazu und vertheidigte Sie, und der Kaiſer wandte

ſich achſelzuckend von mir ab. Aber was hat die Sagan mit allen dieſen Dingen zu thun? Was hat ſie von mir geſagt? Hinter meinem Rücken geſagt, wie ſie das zu thun pflegt? Ich verließ die Soirée früher, als ſie, denn ich fühlte mich unwohl.

Nein, ſagte Metternich, ihre Hand nehmend und ſie an ſeine Lippen drückend, nein, Sie fühlten ſich nicht unwohl, ſondern Ihr großmüthiges Herz wollte es nur nicht ertragen, daß man Denjenigen, welchen Sie Ihren Freund nannten, verläſterte und verhöhnte.

Aber was hat die Sagan geſagt? rief die Fürſtin ungeduldig.

Sie hat, nachdem der Kaiſer Alexander ſich eine Zeitlang leiſe und angelegentlich mit ihr unterhalten, ſich dem Kreiſe der Damen zugewandt, und zu allen ruſſiſchen Damen hingehend, hat ſie, laut genug, um auch von allen Andern verſtanden zu werden, geſagt: „der Kaiſer hat mir eben geſagt, daß weder er, noch die Kaiſerin, noch irgend Jemand von der kaiſerlichen Familie morgen auf dem Ball des Fürſten Metternich erſcheinen werde. Es iſt daher für uns Alle eine Ehrenpflicht, der kaiſerlichen Familie nachzuahmen. Ich ſelber, ich, welche man die Freundin des Fürſten Metternich nennt, ich werde nicht auf dem Ball des Fürſten erſcheinen, und ich denke, ſelbſt die Fürſtin Bagration wird nicht die Verwegenheit haben, dem Unwillen des Kaiſers trotzen zu wollen. Sie wird meinem Beiſpiel folgen und ſich dem allgemeinen Anathem unterordnen müſſen.“

Unterordnen? Ich mich unterordnen! rief die Fürſtin. Ah, dieſe Frau Herzogin von Sagan, welche immer ihre Meinung abhängig macht von dem Wind, der von dem Kaiſerhof herüberweht, dieſe kluge Frau Herzogin, die vor lauter Klugheit immer feig und unſelbſtſtändig iſt, ſie ſoll ſich doch in mir geirrt haben! Sie ſoll zu ihrer Beſchämung erkennen müſſen, daß Katharina Bagration wirklich die Verwegenheit hat, dem Unwillen des Kaiſers zu trotzen, daß ihre Freundſchaft und Zuneigung nicht wechſelt, wie der Wind, ſondern, daß ſie dauernd und beſtändig iſt, wie ein Fels im Meer! — Es war meine Abſicht, heute nicht zu Ihrem Balle zu kommen, aber nicht weil der Kaiſer Alexander Ihnen grollt, ſondern weil ich der Kaiſerin Ludovica beweiſen wollte, daß ich wirklich krank ſei, und daher morgen nicht

Theil nehmen könne an der Darſtellung der lebenden Bilder. Aber jetzt komme ich, mein Freund. Ja, ich komme! Katharina Bagration wird die Verwegenheit haben, auf Ihrem Ball zu erſcheinen, und ſie wird mit Ihnen den erſten Tanz tanzen.

Ach, wie himmliſch Katharina Bagration da vor mir ſteht, rief Metternich begeiſtert, wie eine Heldin iſt ſie anzuſchauen mit den kühnen, flammenden Augen und dem ſtolz wogenden Buſen. Aber ich unglücklicher, nüchterner Erdenmenſch muß meine heldenmüthige Jeanne d'Arc doch aus ihrer Begeiſterung wecken. Sie darf nicht für mich ſich in den Kampf ſtürzen, denn meine Feinde ſind ſtark und mächtig, und wie die Jeanne d'Arc des unglücklichen Königs von Frankreich von den Engländern verbrannt ward, ſo wird die Jeanne d'Arc des unglücklichen Fürſten Metternich von den Ruſſen auf den Scheiterhaufen gebracht werden.

Immerhin, rief die Fürſtin mit einem ſtolzen Lächeln, ich werde den Scheiterhaufen als meinen Thron betrachten, und wenn man Feuer an denſelben anlegt, nun ſo werde ich wie ein Phönix aus der Aſche emporſteigen. Ich komme heute Abend auf Ihren Ball.

Aber bedenken Sie, meine Heldin, daß Sie die einzige Ruſſin ſein werden! Die Herzogin von Sagan, voll glühenden Eifers dem Kaiſer Alexander zu dienen, damit er ihr wieder diene, und ihr ihre Beſitzungen in Kurland garantire, die Herzogin fährt heute Morgen bei allen ruſſiſchen Damen vor, und ermahnt ſie, dem Beiſpiel des Kaiſers und der Kaiſerin zu folgen, und heute nicht auf meinem Ball zu erſcheinen.

Ah, ich werde ſogleich Toilette machen, ich werde auch umherfahren, rief die Fürſtin. Ich werde meinen Landsmänninnen ſagen: „der Kaiſer erſcheint nicht auf dem Ball des Fürſten Metternich, weil er ſich perſönlich von ihm beleidigt fühlt; aber wir dürfen daraus nicht eine politiſche Demonſtration machen. Wir dürfen eine perſönliche Mißſtimmung des Kaiſers nicht zu einer Kriegserklärung Rußlands gegen Oeſterreich erheben, wir dürfen Europa nicht das Schauſpiel bereiten, daß die Mächte, welche ſich hier zum Friedens-Congreß verſammelt haben, nicht einmal im Stande ſind unter einander in Frieden

zu leben. In einigen Tagen wird die Mißstimmung des Kaisers verflogen sein, denn Metternich wird sich vor ihm zu rechtfertigen wissen, und dann wird Alexander es uns Dank wissen, daß wir uns nicht haben fortreißen lassen von seinem Zorn, daß wir ihm die Versöhnung und das Einlenken nicht durch unsere Demonstration noch erschwert haben."

Oh, wenn Sie so sprechen, Katharina, mit dieser edlen Ruhe, diesem erhabenen Ausdruck, dann werden Alle sich von Ihnen hingerissen fühlen, dann werden Alle die schlauen Worte der Herzogin vergessen, und Ihnen, nur Ihnen folgen!

Ah, ich will doch sehen, wer hier mächtiger ist, sie oder ich, sagte die Fürstin, indem sie mit blitzenden Augen, mit glühenden Wangen ganz Aufregung und Bewegung, mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging. Ich will doch sehen, wer von uns Beiden endlich den Sieg davon tragen wird. Sie, welche niemals den Muth einer eigenen Meinung hat, oder ich, welche immer den Muth derselben hat. Es ist ewiger Kampf zwischen uns, nur daß sie gegen mich mit tausend Stecknadeln kämpft, und ich nur das einzige Schwert der Wahrheit in meinen Händen halte. Ueberall, ja überall ist sie meine Rivalin gewesen, in meinem Haß sowohl, wie in meiner Liebe, und doch haßt sie nichts, und doch liebt sie nichts! Sie konnte lächeln und heiter sein in den Tagen unseres Unglücks, sie konnte Bonaparte einen großen Mann nennen, und ihn bewundern, weil sie sah, daß alle Welt ihm zu Füßen lag. Ich aber, ich haßte ihn auch damals, und als alle Welt ihn pries, da habe ich ihn immer noch laut und mit Thränen des Zorns verwünscht! Jetzt freilich prahlt sie mit ihrem Haß, jetzt giebt sie sich den Anschein zu Bonapartes glühenden Feindinnen zu gehören, aber sie thut es doch nur, weil sie dem Kaiser Alexander damit schmeicheln will, nicht, wie ich, aus dem tiefsten Instinct der Seele.

Katharina, sagte Metternich, vor ihr, die immer noch heftig auf- und abging, sich hinstellend, und sie so zwingend, einen Moment still zu stehen, Katharina, Sie sprachen von Ihrem gemeinsamen Haß. Wollen Sie nicht auch von Ihrer gemeinsamen Liebe sprechen?

Nein, rief die Fürstin glühend, nein, wir haben keine gemeinsame

Liebe. Denn die Liebe geht bei ihr nicht tiefer wie der Haß. Sie tanzt bei ihr nur auf den Lippen, bei mir ruht sie tief im Herzen. In der Stunde der Gefahr verläßt sie Den, welchen sie liebt, ich, ich suche ihn auf in der Stunde der Gefahr, um an seiner Seite zu bleiben. — Ich komme heute Abend zu Ihrem Ball, Clemens, und ich komme mit allen Freundinnen und Freunden.

Fürst Metternich sank vor ihr auf die Kniee nieder und blickte mit einem Ausdruck strahlenden Entzückens zu ihr empor.

Venus, meine Venus, ich danke Dir, flüsterte er.

Die Fürstin brach in ein lautes, fröhliches Lachen aus. Nein, sagte sie, ich bin nicht Venus, will nicht Venus sein. Das ist es ja eben, um was ich seit drei Tagen zanke und streite, was die ganze Truppe der Kaiserin in Verzweiflung bringt. Niemand will Venus sein. Aber still, was ist das für ein Geräusch im Vorzimmer? Hören Sie nur!

Der Fürst eilte nach der Thür hin und lauschte. Es scheint ein Besuch zu sein, der sich durchaus nicht will abweisen lassen, flüsterte er. Er sagt, er müsse die Fürstin Bagration sprechen. Die Kaiserin Ludovica sende ihn her.

Ach, ich erkenne die Stimme, rief die Fürstin, es ist Isabey, der arme Isabey, dem ich eben ein Absagebillet gesandt habe. Nun, wenn er von der Kaiserin kommt, muß ich ihn wohl annehmen, um so mehr, da er auch wahrscheinlich vor meiner Thür Ihre verrätherische Equipage gesehen hat. Oeffnen Sie ihm also die Thür, wenn ich bitten darf.

Der Fürst stieß rasch die Thür auf. Herr Baron Isabey, sagte er, die Frau Fürstin ersucht Sie, einzutreten.

Gott sei Dank, rief Isabey, mit erhitztem Gesicht durch das Vorzimmer herbeistürzend. Ich habe also durch mein unanständiges Poltern und Schreien doch mein Ziel erreicht, die Frau Fürstin hat mich gehört, und ihr Herz ist gerührt worden.

Er näherte sich der Fürstin, und mit halb wehmüthigem, halb zürnendem Gesicht in ihr rosiges, lächelndes Antlitz schauend, rief er: *Und* Sie wollen behaupten, daß Sie nicht schön genug sind? Sie

wagen es, dieſes Antlitz ſo zu beleidigen, daß Sie ihm nachſagen, es ſei einer Venus nicht würdig? Ich bitte Sie, Fürſt Metternich, ſtehen Sie mir bei, helfen Sie mir die Frau Fürſtin zu überzeugen, daß ſie ſich ſelber verläſtert. Denken Sie nur, Durchlaucht, die Frau Fürſtin will keine Venus ſein! Was ſagen Sie dazu? Sie ſchlägt es aus, eine Venus zu ſein?

Die Fürſtin blickte mit einem ſchalkhaften Lächeln in Metternichs erſtauntes Angeſicht, und brach dann in ein lautes, fröhliches Lachen aus.

Nein, rief ſie, ich will keine Venus ſein.

Oh, dieſer Olymp tödtet mich noch, ſeufzte Iſabey. Herr Fürſt, Sie ſehen in mir den unglückſeligſten aller Götterboten. Dieſe olympiſchen Götter bringen mich in Verzweiflung, und hiermit ſchwöre ich feierlich, daß, wenn die Fürſtin durchaus nicht Venus ſein will, ſo lege ich mein Amt nieder, und kümmere mich um den ganzen Olymp nicht mehr.

Aber ich bitte Sie, haben Sie Erbarmen mit mir, rief der Fürſt, was bedeutet denn dies Alles? Wo hat ſich denn der Olymp auf die Erde niedergelaſſen, und ſeit wann hat er den Baron Iſabey, den Maler des Congreſſes, zu ſeinem Götterboten ernannt?

Ach, ſeit die Kaiſerin Ludovica ſich die Geſellſchaft der Troubadoure geſchaffen, welche lebende Bilder aufführt, ächzte Iſabey, und ſeit ich Unglücklicher die Kühnheit hatte, dem Wunſch der Kaiſerin gemäß das Arrangement des Olymps zu übernehmen.

Ach, rief Metternich lächelnd, jetzt begreife ich. Es ſollen morgen bei dem Hoffeſt lebende Bilder aufgeführt werden, nicht wahr? Und wir werden das Glück haben, den ganzen Olymp ſich den Augen der Sterblichen enthüllen zu ſehen?

Ja, Sie werden das Glück haben, ſeufzte Iſabey, wenn nämlich die Göttin Eris nicht wieder einen neuen Zankapfel auf die Göttertafel rollt. Geſtern war dieſer Zankapfel ein Schnurrbart, heute iſt es eine römiſche Naſe.

Geſtern war es ein Schnurrbart? fragte Metternich mit einem

ſo erſtaunten Geſicht, daß die Fürſtin wieder ein lautes, fröhliches Lachen anſtimmte.

Ja, ſagte ſie, geſtern und auch vorgeſtern ſchon war der olympiſche Zankapfel wirklich ein Schnurrbart, und nur das Machtwort einer Kaiſerin konnte ihn verſchwinden machen. Denken Sie nur, Fürſt, Graf Wrbna, der den Apollo darſtellen ſoll, hatte die Vermeſſenheit, ſeinen Apollo mit dem ſchönen und ſtattlichen Schnurrbart, der ſeine Oberlippe beſchattet, repräſentiren zu wollen. Denken Sie doch nur, Apollo mit einem Schnurrbart! Selbſt der Herzog von Coburg, der den Jupiter darſtellt, hat ſich ſeinen Bart abnehmen laſſen, obwohl es dem Gott der Götter doch am erſten erlaubt ſein könnte, einen Bart zu tragen. Auch Graf Zichy, der den Kriegsgott Mars repräſentirt, hat ſeinen Bart auf den Altar der Götter niedergelegt. Und Apollo, der Gott der Künſte, der Jugend und der Schönheit, der machte die Prätenſion, ſeinen Schnurrbart conſerviren zu wollen.

Und mit einem Eigenſinn, der durch nichts, weder durch vernünftigen Vorſtellungen, noch durch Schelten und Zürnen beſiegt werden konnte, ſeufzte Iſabey. Wahrhaftig, man hätte glauben ſollen, Graf Wrbna habe einen Schwur geleiſtet, ſich nur mit dem Leben von ſeinem Schnurrbart zu trennen. Apollo mit einem Schnurrbart! Sagen Sie, Durchlaucht, iſt das nicht ein Gedanke, ganz dazu geeignet, einen Künſtler in Verzweiflung zu bringen?

Ja wohl, ein fürchterlicher Gedanke, ſagte Metternich lächelnd. Und wie iſt es Ihnen denn gelungen, das Entſetzliche abzuwenden?

Wir haben uns endlich in unſerer höchſten Noth an die Kaiſerin Ludovica gewandt, rief die Fürſtin. Wir mußten wohl zu dieſem großen Mittel unſere Zuflucht nehmen. Und es half. Die Kaiſerin ließ ſich herab, die Vermittlerin zu machen, ſie wußte den eigenſinnigen Grafen Wrbna mit ſo liebenswürdigem Humor zu verſpotten und zu verhöhnen, daß er, verführt von ihrem Lächeln und ihrem Spott, ſich für überwunden erklären mußte. Er verließ den Salon und kehrte in einer halben Stunde mit einer Oberlippe, ſo weiß und zart, wie die eines jungen Mädchens, zurück. Die ganze Truppe der Troubadours, *ja* die Kaiſerin ſelbſt, empfing ihn mit lautem Beifallsjubel, und nie

hat der Apollo der Alten einen ſchöneren Sieg gefeiert, als dieſe Apollo des Wiener Congreſſes.*)

Und jetzt, da wir endlich hofften am Ziel zu ſein, alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, jetzt will die Fürſtin Bagration uns neue Hinderniſſe bereiten, klagte Iſabey. Denken Sie, Durchlaucht, ich erhalte ſo eben ein Billet von der Fürſtin, in welchem ſie mir meldet, daß ſie die Venus nicht übernehmen könne. Ihr Geſicht ſei nicht geeignet dazu, ſie habe eine römiſche Naſe, und das gezieme ſich nicht für eine Venus.

Ja, rief die Fürſtin, eine Venus mit einer römiſchen Naſe iſt eine eben ſo große Unmöglichkeit, wie Apollo mit einem Schnurrbart. Da ich mir aber meine Naſe nicht, gleich dem Schnurrbart des Apoll, abraſiren laſſen kann, ſo bleibt es dabei, ich entſage der Venus.

Das heißt, ſagte Metternich mit einem feinen Lächeln, Sie wollen ſie nur nicht darſtellen?

Nein, ich will ſie nicht darſtellen, rief die Fürſtin. Ich will nicht die Mediſance, die Bosheit meiner lieben Freundinnen hervorrufen. Ich bebe zurück vor der Vermeſſenheit, die Göttin der Schönheit darſtellen zu wollen. Die Herzogin von Sagan würde mir das nie vergeſſen; um ſich zu rächen, würde ſie ſagen, ich ſei ſo alt wie Methuſalem, und ſtatt der Mutter des Amor könne ich lieber die Mutter aller Götter darſtellen! Nein, nein, es bleibt dabei, ich übernehme die Venus nicht!

Gut, dann lege ich auch mein Amt als Ceremonienmeiſter der Götter nieder, ſagte Iſabey. Mag die Kaiſerin ſich einen anderen Ceremonienmeiſter für ihren Olymp ſuchen. Ich bin es müde, den Göttern zu dienen, und werde mich darauf beſchränken, den Congreß zu malen.

Ich kann nicht, nein, ich kann die Venus nicht übernehmen, ſagte die Fürſtin. Ich zittere vor der Kühnheit dieſes Unternehmens, und dann, ich geſtehe, es widerſtrebt meinem Stolz, ſo wie auf offenem Sclavenmarkt mein Antlitz Preis zu geben, Jedermann zu erlauben,

*) Comte de la Garde. II. 18.

ſeine Gloſſen zu machen, und mein Geſicht, wie eine Waare zu prüfen. Und dazu fordert die unglückliche Rolle der Venus heraus, es iſt eine provocirende Rolle, — ich übernehme ſie nicht.

Ich glaube, es gäbe ein Mittel, die Parteien zu verſöhnen, ſagte Metternich lächelnd.

Ein Mittel, rief Iſabey, oh, ich beſchwöre Sie, Durchlaucht, nennen Sie dies Mittel!

Ja, nennen Sie es, ſagte die Fürſtin, und ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ich es vermag, will ich es annehmen.

Herr Baron Iſabey, ſagte Metternich, Sie haben Recht, Niemand iſt ſo berufen und ſo geeignet, die Venus darzuſtellen, als die Frau Fürſtin Bagration, und ſelbſt der wirkliche Olymp würde ſie mit freudigem Stolz als ſolche anerkannt haben. Frau Fürſtin Bagration, Sie haben Recht, es iſt provocirend, und einer wahren, hoheitsvollen, reinen Schönheit nicht ganz würdig, gleichſam ihre Schönheit auszubieten, und ihr Geſicht, wie Sie ſagten, gleich einer Waare prüfen zu laſſen. Die Schönheit der Venus iſt über allen Vergleich erhaben, und man hat nicht nöthig, ihr Antlitz zu ſchauen, um ſie zu erkennen. Und Venus hat nicht nöthig, ihr Antlitz zu zeigen, um zu ſiegen. Zudem iſt ein ſchönes Geſicht nicht eine gar ſo große Seltenheit. Auch Juno, auch Minerva glänzten durch die Schönheit ihres Angeſichts. Aber was die Venus über alle Göttinnen erhebt, das iſt die Schönheit der Geſtalt, das ſind die Götterformen. Ich habe alle die Statuen der Venus geſehen, welche das ſchöne Hellas uns überliefert hat, wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu ſagen, welche von Allen mir am Schönſten erſchienen iſt? Die Venus von Milos, die Statue, deren größte Schönheit in ihrer herrlichen Geſtalt, in ihrem wundervollen Rücken ſich darſtellt. Ein ſchöner Rücken iſt aber die größte Seltenheit, viel ſeltener als ein ſchönes Geſicht, und die Frau Fürſtin Bagration, glaube ich, beſitzt dieſe ſeltene Schönheit.

Ah, rief Iſabey, jetzt begreife ich. Sie meinen, wir ſollten etwas ganz Neues, wundervoll Pikantes unternehmen? Wir ſollten die Venus von der Rückſeite darſtellen?

Ja, das meine ich, ſagte Metternich. Sie wollen die Götter des

Olymps bei ihren Tafelfreuden darſtellen. Sie werden es alſo nicht zu vermeiden haben, einige der an der Tafel Sitzenden von hinten darzuſtellen. Laſſen Sie alſo die Venus ſich darſtellen in der Attitude der Venus von Milos, mit entblößtem Rücken, die Hüften leicht umſchürzt von ſilberfunkelnden Gewändern, die nur im leichten Spiel der Bewegung von den Schultern niedergeſunken ſind. Machen Sie Ihre Arrangements ſo künſtleriſch und decent, wie Sie wollen, nur ſtellen Sie die Venus dar, die Göttin der Schönheit, welche nicht ihres Geſichts bedarf, um zu ſiegen. Nun, Fürſtin, was ſagen Sie, nehmen Sie meinen Vorſchlag an?

Ich ſage, daß Sie der größte, der bewunderungswürdigſte, geſchickteſte aller Diplomaten ſind, rief die Fürſtin lachend. Ich ſage, daß ich nun nicht mehr zweifle, Sie werden auch die Streitigkeiten der Congreßherren ſchlichten, da es Ihnen ſchon gelungen, die Streitigkeiten der Götter zu verſöhnen. Ja, ich nehme Ihren Vorſchlag an. Ich bin bereit, die Rolle der Venus zu übernehmen, aber ich werde ſie von hinten darſtellen und der neugierigen Menſchenwelt nur ihren Rücken zeigen.*)

Aber ich, flüſterte Metternich lächelnd, ich werde mich hinter die Göttertafel ſchleichen, um das Antlitz der Venus zu ſehen.

Gott ſei Dank, ſagte Iſabey aufathmend, Ew. Durchlaucht hat den Olymp gerettet. Aber nun, Fürſtin, wage ich, Sie daran zu erinnern, daß heute Morgen in den Gemächern der Kaiſerin Probe iſt. In einer halben Stunde erwartet die Kaiſerin die Götter und die Göttinnen.

Und die Venus ſoll ihr nicht fehlen, rief die Fürſtin. Ich werde eilen, meine Toilette zu machen. Nach der Probe, ſagte ſie leiſe zu Metternich, nach der Probe aber mache ich meine Beſuche, und es wird mir ſchon gelingen, diejenigen, welche die Herzogin ſich angeworben, wieder in unſer Lager herüber zu ziehen.

Ich zweifle nicht daran, denn der Venus gelingt Alles, ſagte der Fürſt. Und heute Abend, Fürſtin?

---

*) Ménéval, Mémoires. III. 123.

Heute Abend erſcheine ich mit allen meinen Truppen bei Ihrem Feſt. — —

Am Abend ſtrahlten die Säle des Metternich'ſchen Hôtels im vollen Glanz der Kerzen und des reichen Schmucks der Verzierungen. Und in dieſen Sälen bewegte ſich eine glänzende Geſellſchaft, an deren Spitze der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich mit allen Erzherzogen und Erzherzoginnen ſich befanden. Auch der König von Baiern war da und alle die kleinen Herzoge und Fürſten, und alle die berühmten und unberühmten Diplomaten des Congreſſes, und ſtrahlend von Schönheit, Hoheit und freudigem Stolz ſtellte ſich die Fürſtin Bagration dar. Aber das Gefolge ihrer Freunde und Freundinnen war nur gering. Selbſt der Ueberredungskunſt der Fürſtin hatte es nur bei wenigen ihrer ruſſiſchen Landsleute gelingen wollen, ſie zu ermuthigen, daß ſie dem Unwillen ihres Kaiſers Trotz zu bieten, und in einer Geſellſchaft zu erſcheinen wagten, welche das Stirnrunzeln und Mißfallen Alexanders erregt hatte.

Fürſt Metternich, ſtrahlend von Heiterkeit, allen ſeinen Gäſten der aufmerkſamſte, liebenswürdigſte Wirth, wanderte mit dem Ausdruck unendlicher Befriedigung und Freude durch die Reihen ſeiner Gäſte dahin, und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß faſt alle die vornehmen ruſſiſchen Familien, gleich dem Kaiſer und der kaiſerlichen Familie, auf ſeinem Feſte fehlten. Nicht einen Moment wich das Lächeln von ſeinen Lippen, und nur ganz leiſe ſagte er zu ſich ſelber: Es iſt Alles gut ſo wie es iſt. Freilich fehlt mir hier Rußland, aber Rußland wird mir ſchon wiederkehren, und dann ſoll es mir den heutigen Abend theuer bezahlen! — Und während er das leiſe zu ſich ſelber ſagte, näherte er ſich der Fürſtin Bagration.

Venus, flüſterte er leiſe, ich danke Ihnen, daß Sie hier ſind. Was kümmert mich Jupiter mit ſeinem ganzen Olymp, wenn ich die Venus an meiner Seite habe?

Auch Jupiter wird Ihnen wiederkehren, ſagte die Fürſtin, Venus wird das Herz des Gottes der Götter zu wenden ſuchen. Ach, Venus iſt Ihnen ſo viel Dank ſchuldig! Der ganze Olymp war heute entzückt von der neuen pikanten Idee, die Venus von der Rückſeite darzuſtellen,

und ich feierte mit meinem Nacken und Rücken einen größern Triumph, wie ihn nur je das ſchönſte Antlitz feiern kann.

Aber um des ſchönen Nackens willen dürfen wir doch Ihr ſchönes Götterantlitz nicht vergeſſen, flüſterte Metternich. Die kaiſerliche Truppe der Troubadours iſt nicht immer gut geſchminkt. Es ſcheint mir, Ihr Garderobenmeiſter legt zu wenig Werth darauf, und doch kann das ſchönſte Geſicht durch das falſche Auflegen der Schminke entſtellt werden. Wann iſt morgen die Generalprobe Ihres Olymps?

Um zwölf Uhr.

Darf ich vorher zu Ihnen kommen, und Sie ſchminken?

Kommen Sie, Freund!

Gut, Theuerſte, ich komme, und ich werde das Glück haben, meine Venus erröthen zu machen. Niemand verſteht es beſſer als ich, den Damen die Schminke aufzutragen, und wahrhaftig, ich denke, das iſt eine Arbeit, ganz würdig eines Diplomaten.*)

IX.

Der Mordverſuch.

Endlich jetzt, zu Ende des Monats Februar, begannen die Unterhandlungen des Congreſſes ſich ihrem Ziel zu nähern und eine Eini-

*) Fürſt Metternich beſchäftigte ſich zur Zeit des Wiener Congreſſes in der That ſehr viel mit den Arrangements der Hoffeſte, und hielt es nicht unter ſeiner Würde, die Damen mit eigener hoher Hand zu ſchminken. Der Freiherr vom Stein ſchreibt darüber an ſeine Frau: „Metternichs Frivolität zeigt ſich ungeachtet der Kriſis der großen Angelegenheiten unvermindert. Er beſchäftigt ſich mit Anordnung der Hoffeſte, lebenden Gemälden u. ſ. w. bis in die größten Kleinigkeiten, ſieht dem Tanz ſeiner Tochter zu, während Caſtlereagh und Humboldt zu einer Conferenz auf ihn warteten, legt den Damen, die bei den lebenden Bildern erſchienen, Roth auf u. ſ. w.“ Siehe: Pertz, Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 258.

gung unter den ſtreitenden Parteien ſchien endlich zu Stande kommen zu können.

Fürſt Metternich hatte, um die Aufregung Preußens über ſeine letzte widerſpruchsvolle Note zu beſchwichtigen, und um ſich durch Preußen vielleicht mit Rußland zu verſöhnen, es für nöthig erachtet, einige Zugeſtändniſſe zu machen und dem Staatskanzler von Hardenberg einen neuen Plan, behufs einer Theilung Sachſens, überſandt.

Preußen war im Weſentlichen mit dieſem Plan einverſtanden geweſen, und nachdem man in mehreren Conferenzen der vereinigten Diplomaten über denſelben unterhandelt hatte, war man endlich zu einer Art Einigung gelangt.

Preußen hatte ſich nachgiebig und bereit gezeigt, den Wünſchen und dem Begehr der übrigen Monarchen Gehör zu geben und den König von Sachſen nicht ganz und gar ſeines Thrones zu berauben. Es hatte ſogar eingewilligt, dem König Friedrich Auguſt ſeine Reſidenzſtadt Dresden nicht allein, ſondern auch ſeine Handelsſtadt Leipzig zu laſſen. Aber für dieſe Nachgiebigkeit war Preußen entſchädigt worden durch die Großmuth des Kaiſers Alexander, der dem König von Preußen die Stadt Thorn, welche Alexander bis dahin für ſein Königreich Polen beſtimmt hatte, abzutreten verſprach, wenn Friedrich Wilhelm dafür Leipzig aufgeben wolle. Preußen nahm dieſes Erbieten an, und erklärte ſich mit der ihm zugeſtandenen Hälfte des Königreichs Sachſen, mit 855,000 Seelen, zufriedengeſtellt, da es ſeine anderen Entſchädigungen an beiden Ufern des Rheins und durch Lauenburg erhalten ſollte, und ihm dieſelbe von allen Mitgliedern des Congreſſes feierlich zugeſagt worden war.

Auch die andern Streitigkeiten des Congreſſes begannen allgemach ſich zu ſchlichten, oder vielmehr die Monarchen, des langen Haderns und Streitens müde, waren bereit, den gordiſchen Knoten, den die gewandten Hände ihrer Diplomaten nicht zu entwirren vermochten, zu zerſchneiden, das heißt, allen Zwiſtigkeiten und Hemmniſſen dadurch ein Ende zu machen, daß ſie, unbekümmert über das Zuſtimmen oder Ablehnen des Congreſſes, unbekümmert um das Wollen und Begehren der Völker, aus eigener Machtvollkommenheit ſich in Beſitz der Län-

der, Provinzen, Titel und Gerechtſame ſetzten, die ſie bis dahin vergeblich vom Congreß beanſprucht hatten.

Der Kaiſer von Rußland hatte alſo bereits mit feſter Entſchiedenheit erklärt, er werde, nicht achtend des allgemeinen Widerſpruchs, ein ſelbſtſtändiges, conſtitutionelles Königreich Polen errichten, und ſich zu dem König deſſelben erklären.

Der Kaiſer von Oeſterreich hatte eben ſo entſchieden und feierlich erklärt, er werde nicht allein die lombardiſchen Provinzen, welche ſchon früher dem Hauſe Oeſterreich unterthan geweſen, wieder in Beſitz nehmen, ſondern ſich auch Venedig zu Eigen geben.

Baiern hatte erklärt, daß es von Baden die Abtretung der Pfalz durchaus verlange, weil es doch einer Entſchädigung für die Provinzen bedürfe, welche Oeſterreich ihm zur Abrundung ſeiner militairiſchen Grenzen fortgenommen.

Hannover hatte bereits vom Congreß eine wichtige Schenkung empfangen, es hatte die Städte Hildesheim und Goslar erhalten, dazu Oſtfriesland, die Grafſchaft Lingen und einen Theil des Eichsfeldes.

Auch ein neues Königreich hatte der Congreß ſchon geſchaffen; das Königreich der Niederlande erhob ſich aus dem Chaos der Conferenzen, und ward bei ſeiner Geburt beſchenkt mit einem Theil von Weſtphalen, dem Bisthum Lüttich, den wichtigen Maasfeſtungen und einem Theil der gefürſteten Abteien Stablo und Malmedy, und der Fürſt von Oranien durfte ſich als König der Niederlande die von dem Congreß geſchaffene Krone auf ſein Haupt ſetzen.

Freilich hatte man bei dieſem Zerreißen von Ländern und Provinzen, bei dieſem Vertheilen der Seelen, Diejenigen, welche in dieſen Ländern und Provinzen wohnten, die Völker, welche man als Seelen verſchenkte, gar nicht um ihre Einwilligung gefragt; genug, daß man die Fürſten befriedigte, mochten dieſe es nachher verſuchen, ſich mit ihren neuerworbenen Unterthanen zu verſtändigen und zu einigen.

Auch den König von Sachſen hatte man bis jetzt noch nicht gefragt, ob er die Hälfte ſeines Königreichs aufgeben, mit der anderen Hälfte deſſelben ſich zufrieden erklären wolle?

Aber wo hätte der arme, gebeugte, unglückliche König von Sachſen,

der zu Preßburg einſam klagte und weinte, wohl die Mittel und die Kraft hernehmen ſollen, dem Willen des Congreſſes zu widerſtehen? Wo hätte das unglückliche, gebeugte, ſächſiſche Volk, das um ſeinen König klagte, Gehör finden können, da der Congreß der deutſchen Fürſten es nicht hören wollte?

Das war es, was der Calatravaritter von Sahla ſich immer wieder fragte, das war es, was ihn mit Verzweiflung und finſterem Zorn erfüllte: Sachſen war verloren, denn Niemand war da, der es erretten wollte! Sachſen ſollte zerſtückelt, zerriſſen werden, die Hälfte des Volkes ſollte gezwungen werden, die beſchworne Treue gegen ſeinen angeſtammten König zu brechen, ſollte aufhören, ſich Sachſen nennen zu dürfen!

Dieſer Gedanke erfüllte ihn mit Wuth und Todespein. Er liebte ſein Vaterland, ſein Sachſen grenzenlos, er wäre freudig bereit geweſen, ſein Leben, ſein Blut für daſſelbe hinzugeben, und er konnte es doch nicht von ſeinem Unglück erretten, er konnte ſeinem König ſein Land nicht erhalten!

Aber, ſagte Sahla mit dumpfem Groll zu ſich ſelber, wenn ich Sachſen nicht erretten kann, ſo kann ich es doch rächen! Wenn ich für meinen König nicht mein Blut hingeben kann, ſo kann ich ihm das Blut ſeines Feindes wenigſtens opfern!

Und nun ſchien er zu grübeln und zu brüten über finſtern Entſchlüſſen, und wilde Gedanken und Pläne ſchienen ſein Inneres zu durchtoben. Tage lang verbrachte er einſam, düſter vor ſich hinſtarrend, in ſeinem Gemach. Seine verſchloſſene Thür öffnete ſich für Niemand, ſelbſt den einzigen Freund, den er in Wien gefunden, den jungen Grafen Roß, ließ er vergeblich vor ſeiner Thür um Einlaß flehen. Er hörte ſeine liebevollen Worte, aber er antwortete nicht auf dieſelben, und wie lange derſelbe auch vor ſeiner Thür ſtand, wie viel er auch bat und drohte, wie lange und heftig er auch an dem Schloß rüttelte, die Thür öffnete ſich nicht, und Sahla antwortete mit keinem Liebeswort auf die Beſchwörungen ſeines Freundes.

Aber nach drei Tagen finſtern Sinnens, gedankenvoller Schweig-

ſamkeit ſchien Sahla endlich einen feſten Entſchluß gefaßt zu haben, endlich mit ſich einig geworden zu ſein, über das, was er zu thun habe!

Hatte er die finſtern Gedanken beſiegt, welche dieſe drei Tage lang in ihm gekämpft? Oder hatte er von denſelben ſich beſiegen laſſen, ſie zu ſeinem Herrn angenommen, und ſich ihren unheilsvollen Befehlen unterworfen? —

Es ſei ſo! rief er mit lauter, machtvoller Stimme, gleichſam beſchwörend die Rechte gen Himmel erhebend, ich habe geſchworen, mein Vaterland und meinen König zu retten, oder wenn mir dies verſagt iſt, ſie zu rächen!

Nun ſchien wieder Leben und Bewegung ihn zu durchglühen, nun ging er wieder geſchäftig in ſeinen Zimmern hin und her, verließ, in ſeinen Mantel dicht gehüllt, das Haus, welches er bewohnte, und wanderte raſch und eilig durch die Straßen Wiens, hier und dort in einen Laden eintretend, und allerlei Einkäufe machend, die er dann eilig wieder in ſeine Wohnung trug und in ſeinen Koffern verſchloß.

Aber nicht blos in die Kaufläden ging er, ſondern auch in den Dom zu St. Stephan. Da kniete er nieder an den Stufen des Altars und betete lange und inbrünſtig, dann erhob er ſich, und ging in einen der Beichtſtühle, in welchem ein ehrwürdiger Prieſter bereit ſaß, die Beichte Derer, welche ihr Herz belaſtet fühlten, zu empfangen. Sahla kniete nieder, und das Haupt verhüllt mit der Kapuze ſeines langen ſchwarzen Mantels, flüſterte er durch das Gitter die tiefverborgenen Geheimniſſe ſeiner Seele in das Ohr des Prieſters.

Es war eine lange Beichte, ein langes athemlos hingehauchtes Bekenntniß, das die bleichen Lippen des Verhüllten flüſterten, und je länger er ſprach, deſto bleicher ward das Antlitz des Prieſters, deſto kummervoller und ängſtlicher ſeine Miene.

Die Abenddämmerung warf ſchon ihre langen Schatten durch den Dom, die hohen Hallen, deren Säulen wie ſchwarze Rieſen emporragten, wurden leer von Andächtigen, und noch immer lag Sahla mit verhülltem Haupt auf ſeinen Knieen an dem Gitter des Beichtſtuhls, und immer bleicher, ſchreckensvoller war das Antlitz des Prieſters geworden, der, während der Andere ſprach, den von ſeinem Gürtel herab-

hängenden Rosenkranz ergriff, und die Perlen desselben durch seine zitternden Finger gleiten ließ.

Jetzt endlich erhob sich Sahla von seinen Knieen, und durch die öde Stille des Doms hallte seine Stimme wie Geistergeflüster wieder in den Kreuzgängen und Kapellen.

Frommer Vater, sagte er, frommer Vater, gebt mir Eure Absolution.

Nein, rief der Priester, nein, die kann ich Dir nicht geben.

So gehe ich ohne dieselbe, rief Sahla, und er sprang aus dem Beichtstuhl hervor. Aber eben so schnell trat auch der Priester aus demselben heraus, und mit beiden Armen Sahla umklammernd, flüsterte er: Bleibe, mein Sohn, bleibe! Ich darf Dich nicht lassen, denn das, was Du beabsichtigst, ist ein Verbrechen! Bleibe, bleibe, ich kann Dir die Absolution nicht geben, denn das hieße Gott lästern und seiner Gebote spotten!

So lästere ich Gott, und so spotte ich seiner Gebote! rief Sahla; mit ungestümer Hand den greisen Priester zurückstoßend, machte er sich von seinen Armen frei und eilte den weiten Kreuzgang hinunter.

Halt, halt! rief der Priester mit angstvoller Stimme.

Aber schon hatte Sahla die Ausgangsthür erreicht, schon war er jetzt draußen auf der Straße, und stürzte mit unaufhaltsamer Eile vorwärts, sprang dann in einen daherkommenden Fiacre und ließ sich nach dem Hause fahren, in welchem er wohnte.

Keine Absolution! sagte er leise vor sich hin, indem er in sein Zimmer trat. Nun wohl, so mögen mein Vaterland und mein König mich absolviren, wenn es der Priester nicht thun will.

Er warf Hut und Mantel von sich und begann in seinen Zimmern zu ordnen und aufzuräumen. Er öffnete alle Kasten und Schränke, und that die Dinge, welche sie enthielten, in seine beiden großen Reisekoffer; es schien als bereite er sich vor, eine Reise zu machen, und Wien zu verlassen, denn fast nichts ließ er in den Kästen und Schränken zurück, Alles packte er sorgfältig in die Koffer, dann verschloß er diese, wickelte die Schlüssel in ein Papier, und legte sie auf den Tisch.

Und jetzt zu meinem letzten Geschäft, sagte er. Jetzt bleibt mir

nur noch übrig, mein Teſtament zu machen, und an meine Mutter zu ſchreiben!

Er ſetzte die ſechs Leuchter mit den dicken Wachskerzen, welche ſich in ſeinen beiden Zimmern befanden, alle zuſammen auf ſeinen Schreibtiſch, drei zu beiden Seiten, und zündete ſie an. Dieſe feierliche Beleuchtung des öden, ſtillen Zimmers hatte etwas Unheimliches, Schreckenerregendes, und Sahla ſelber mochte das finden, denn mit einem ſeltſamen Lächeln flüſterte er: Ich zünde die Kerzen an für mich, denn ich bin ja nur noch die Leiche meiner ſelber!

Zwiſchen den Lichtern ſetzte er ſich jetzt nieder und ſchrieb, ſchrieb die ganze Nacht hindurch, und zuweilen während des Schreibens rollten zwei Thränen langſam aus ſeinen Augen nieder, und ein leiſes Aechzen und Stöhnen kam aus ſeiner Bruſt hervor. Aber immer wieder bezwang er ſeine Schwäche, ſchüttelte die Thränen aus ſeinen Augen und ſchrieb weiter.

Als der Morgen dämmerte, hatte er ſein Werk beendet, lagen zwei große geſiegelte und adreſſirte Briefe und ein kleines Billet vor ihm auf dem Tiſch.

Jetzt bin ich zu Ende, ſagte er leiſe vor ſich hin, jetzt will ich meinen letzten Schlaf thun!

Er ging in ſein Schlafzimmer, warf ſich, ohne indeſſen ſich zu entkleiden, auf ſein Bett, und bald verkündeten ſeine lauten, gleichmäßigen Athemzüge, daß er in einen tiefen, ruhigen Schlaf gefallen ſei.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Sahla erwachte. Raſch richtete er ſich vom Bett empor und ſah nach der Uhr.

Zehn Uhr! ſagte er erſchrocken. Es iſt die höchſte Zeit!

Mit haſtigen Schritten eilte er in ſein Wohnzimmer, und ordnete vor dem Spiegel ſeinen Anzug und ſein langes Haar.

Jetzt bin ich fertig, und jetzt iſt es Zeit, ſagte er dann, indem er, mit vielleicht vor Eile zitternden Händen, die unter dem Spiegel ſtehende Commode aufzog, und die einzigen Dinge, welche er in derſelben gelaſſen, und nicht in die Koffer gepackt, aus derſelben hervornahm.

Dieſe Dinge, das waren zwei Piſtolen und ein Dolch.

Sahla unterſuchte mit ruhigem, feſtem Blick die Piſtolen, die er ſchon am Tage zuvor geladen hatte, zog den Dolch aus der Scheide und prüfte an den Fingern ſeine Schärfe und Spitze. Dann nahm er aus der Commode einen breiten, ledernen, zierlich geſtickten Leibgurt hervor, ſchnallte ihn um ſeine Taille, und ſchob die Piſtolen und den Dolch hinein.

Jetzt auf zum letzten Gange, ſagte er, den langen, ſchwarzen Mantel überwerfend und den Hut aufſetzend. Ich habe geſchworen, mein Vaterland zu retten, oder es zu rächen! Auf alſo, auf!

Er ſtürzte zur Thür hin, ſchob den Riegel zurück und eilte mit haſtigem Schritt die Treppe hinunter, über den Hausflur dahin. Plötzlich blieb er ſtehen.

Die Briefe! Er hatte die Briefe vergeſſen, die er, bevor er ſeinen letzten Gang antrat, in der Wohnung ſeines Freundes, des Grafen Roß, abgeben und dieſem zur Beſorgung anvertrauen wollte.

Haſtig kehrte er wieder um, eilte die Stiegen hinauf, und trat wieder in ſein Zimmer, das er dies Mal nicht hinter ſich verſchloß. Da auf dem Tiſch lagen ſie noch, die Briefe, die letzten Zeugniſſe ſeines Lebens, die letzten Grüße ſeiner Liebe.

Er nahm ſie empor, und ganz zufällig fiel ſein Auge auf die Adreſſe des einen der Briefe. An meine Mutter! flüſterte er. Oh, meine arme, geliebte Mutter! Trübſal wird mit dieſem Brief in Dein Haus einziehen, und Deine lieben Augen werden Bäche von Thränen vergießen! Oh, meine Mutter, meine Mutter, verzeihe mir den Kummer, den ich Dir bereiten muß, und nimm von dieſem Papier den letzten Kuß der Liebe, den ich jetzt auf daſſelbe preſſe!

Er drückte den Brief lange und inbrünſtig an ſeine Lippen, dann ſchob er ihn mit den beiden andern Briefen in ſeinen Buſen.

Und jetzt fort, fort, flüſterte er, ſorgfältig ſeinen Mantel wieder über der Bruſt zuſammen ziehend und ſich dann der Thür zuwendend.

Aber nun ſchreckte er zuſammen und ſtarrte nach der Thür hin, und eine dunkle Purpurgluth ſchoß einen Moment über ſeine fahlen Wangen hin.

In dieſer Thür ſtand eine männliche Geſtalt, das Antlitz ihm zugewandt, die forſchenden, großen Augen mit einem ernſten, faſt trotzigen Ausdruck auf Sahla gerichtet.

Graf Roß! murmelte Sahla in ſich hinein, und einen Moment ſtand er unſchlüſſig und geſenkten Hauptes da. Aber dann richtete er ſich wieder entſchloſſen empor, und gerade auf die Thür zuſchreitend, wollte er, als habe er den Freund, der da ſtand, gar nicht bemerkt, an ihm vorüber und zur Thür hinausgehen.

Aber Graf Roß legte ſeine Hand feſt und ſchwer auf ſeine Schulter und blickte ihn entſchloſſen an.

Herr von Sahla, fragte er, ſehen Sie mich nicht? Wollen Sie mir nicht zum Gruß die Hand reichen?

Sahla ſchüttelte unwillig das Haupt. Ich habe jetzt nicht Zeit zum Plaudern und zum Händedrücken, ſagte er haſtig. Ein wichtiges Geſchäft ruft mich von hinnen, und Tod und Leben hängt davon ab, daß ich zur rechten Zeit zur Stelle bin. Ich wollte aber an Ihrem Hauſe vorübergehen, einige Briefe bei Ihnen abgeben und Sie um deren Beſorgung bitten. Hier ſind ſie, der eine an meine Mutter, der andere an meinen Rechtsbeiſtand.

Er zog die beiden Briefe, bemüht den Mantel nicht zu öffnen, vorſichtig aus ſeinem Buſen hervor. Aber mit dieſen Briefen kam auch das kleinere, in Billetform zuſammengelegte Papier hervor, und fiel zur Erde nieder.

Da iſt noch ein dritter Brief, ſagte Graf Roß, ſich bückend und das Papier aufhebend, ſoll ich dieſen nicht auch beſorgen? Ah, dies Billet iſt an mich adreſſirt und —

Ja, dies Billet war an Sie, ſagte Sahla verwirrt, ich wollte es an Ihren Diener mit den anderen Briefen abgeben, und ich bat Sie darin, dieſe Briefe zu beſorgen. Jetzt, da ich Sie ſelbſt geſprochen, bedarf es keiner ſchriftlichen Worte mehr, und ich bitte alſo, geben Sie mir das Billet zurück.

Ich bitte aber, es behalten zu dürfen, ſagte Graf Roß, den Freund mit prüfenden Blicken anſchauend. Dies Billet iſt an mich adreſſirt,

und da ich es nun einmal in Händen halte, iſt es mein Eigenthum geworden.

Nun wohl, behalten Sie es denn, rief Sahla, aber jetzt bitte ich, geben Sie die Thür frei und laſſen Sie mich gehen, ich habe die höchſte Eile!

Er näherte ſich wieder der Thür, aber Graf Roß wehrte ihm den Ausgang.

Sagen Sie mir zuvor, wohin Sie gehen wollen? bat er mit eindringlicher, ernſter Stimme.

Ich bin Niemand Rechenſchaft ſchuldig über meine Wege, rief Sahla unwillig.

Doch, ſagte der Graf ernſt und feierlich, Sie ſind Gott über Ihre Wege Rechenſchaft ſchuldig. Glauben Sie, daß Sie vor ihm ſich zu rechtfertigen vermögen?

Ah, rief Sahla mit einem rauhen Lachen, Sie wollen die Rolle eines Beichtvaters übernehmen. Unnöthig, mein Freund, ich habe geſtern ſchon gebeichtet! Treten Sie zurück von der Thür, laſſen Sie mich hinaus!

Nein, ich laſſe Sie nicht! rief der Graf, und mit einer raſchen Bewegung ſchob er den Riegel vor die Thür, und ſtellte ſich mit gekreuzten Armen vor dieſelbe hin.

Sahla ſtieß einen Schrei der Wuth aus, und ſtürzte auf den Grafen hin. Ihn mit beiden Armen umſchlingend, verſuchte er, ihn von der Thür fortzuziehen.

Aber dieſer, ihm überlegen an Stärke, Kraft und Gewandtheit, wehrte ihn zurück. Schweigend, Beide bleich vor Aufregung und Zorn, ächzend und keuchend vor Anſtrengung rangen ſie mit einander, Sahla, immer bemüht den Grafen von der Thür fortzuziehen, dieſer, den Rücken an die Thür gelehnt, mit feſtem Fuß ſich da behauptend.

Nun im heftigen Ringkampf ſank der Mantel von Sahla's Schultern nieder.

Sahla, rief der Graf, ihn mit einer Geberde des Entſetzens zurückſtoßend, Sahla, jetzt weiß ich, wohin Sie gehen wollten. Sie wollten *einen Mord* verüben!

Und mit aufgehobenem Arm deutete er auf die Piſtolen und den Dolch hin, die Herr von Sahla in ſeinem Gürtel trug.

Dieſer ſagte kein Wort, bleich, mit bebenden Lippen, wich er zurück und griff nach ſeinem Mantel, um ihn wieder um die Schultern zu ziehen.

Während er das that, wandte Graf Roß ſich der Thür zu, verſchloß ſie, zog den Schlüſſel aus, und ſteckte ihn in ſeinen Buſen.

Jetzt, ſagte er, von der Thür zurücktretend, jetzt wiſſen Sie, was Sie zu thun haben! Nehmen Sie eine Ihrer Piſtolen, ermorden Sie mich, und dann ziehen Sie den Schlüſſel aus meiner Bruſttaſche, denn ich ſchwöre es Ihnen, ſo lange ich lebe, werden Sie ihn nicht von mir erhalten, werden Sie dies Zimmer nicht ohne mich verlaſſen!

Und aus ſeinem Antlitz ſprach ſo viel Feſtigkeit und Entſchloſſenheit, daß Sahla wohl fühlte, es ſei ihm vollkommen Ernſt mit ſeinen Worten.

Oh, Sie wiſſen nicht, was Sie thun, murmelte er, nicht, daß Sie mir den letzten Troſt meines elenden Daſeins rauben!

Ihre Rache, nicht wahr? fragte der Graf, ihn mit funkelnden Augen betrachtend. Ah, Sie erröthen, Sie ſchlagen die Augen nieder! Sie ſehen, ich habe Sie errathen! Ja, ich ahnte Ihr furchtbares Vorhaben. Deshalb habe ich in dieſen letzten drei Tagen Sie immer bewacht, bin Ihnen immer gefolgt, deshalb ſtand ich Stunden lang vor Ihrer Thür und flehte um Einlaß, deshalb lauerte ich heute wieder drunten auf dem Hausflur, hinter der Hausthür verborgen. Ich ſah Sie die Stiegen herunter kommen, ſah bei einer Bewegung Ihres Mantels die Piſtolen in Ihrem Gürtel, und errieth Alles. Als Sie die Stiegen wieder hinauf gingen, folgte ich Ihnen, als Sie, Ihrer ſonſtigen Vorſicht vergeſſend, die Thür nicht hinter ſich verſchloſſen, trat ich hinter Ihnen in Ihr Zimmer ein, und hier bin ich jetzt, und ſo wahr ein Gott über uns iſt, ſchwöre ich Ihnen, Sie werden Ihr grauenvolles Vorhaben nicht ausführen, ich werde es nicht dulden, daß Sie Ihr Gewiſſen mit einem Mord beladen!

Wer ſagt Ihnen, daß ich das will? fragte Sahla mit unſicherer Stimme.

Sie ſelber haben es mir verrathen, ſagte der Graf ernſt. Haben Sie vergeſſen, was Alles Sie mir ſagten, als wir uns das letzte Mal ſprachen? Sie hatten ſo eben erfahren, daß der König von Preußen jetzt mit den übrigen Mitgliedern des Congreſſes ſich geeinigt habe, und entſchloſſen ſei, die Hälfte des Königreichs Sachſen als Kriegsbeute für ſich zu nehmen. In Ihrem zornigen Schmerz verriethen Sie Ihre innerſten Gedanken, und mit flammenden Augen riefen Sie: „Jetzt bleibt nur noch Ein Weg der Rettung! Geſegnet ſei Der, der ihn wandeln will, der den kühnen Muth hat, dem König von Preußen die Pforten des Elyſiums zu öffnen! Denn wenn Er todt iſt, wird Sachſen nicht das Unglück haben, Preußiſch werden zu müſſen.“*) Dieſer Worte erinnerte ich mich, ſie tönten immer wieder vor meinen Ohren, ſie zwangen mich, Ihnen zu folgen, Sie zu bewachen! Ich habe Sie in dieſen drei Tagen niemals aus den Augen verloren. Als Sie ausgingen, bin ich Ihnen von fern gefolgt, überall hin, endlich auch in den Dom von St. Stephan. Während Ihrer langen Beichte wartete ich, hinter einer Säule verborgen, auf Ihr Hinausgehen. Ich war Zeuge Ihres Streites mit dem Prieſter, der Sie zurückzuhalten ſuchte. Als Sie von dannen ſtürzten, eilte ich zu dem Prieſter hin, und beſchwor ihn mir zu ſagen, was Sie ihm gebeichtet, welche Frevelthat Sie ihm bekannt hätten. Er rief weinend: Die Kirche verbietet es mir, das Geheimniß des Beichtſtuhls zu verrathen. Aber wenn Sie den Unglücklichen kennen, ſo folgen Sie ihm, ſo laſſen Sie ihn nicht aus den Augen, ſo bewachen Sie ihn, denn es gilt ein Verbrechen zu verhüten. — Ich ſtürzte Ihnen nach, ich ſaß hinten auf dem Fiacre, in welchem Sie nach Hauſe fuhren, ich war die ganze Nacht hier im Hauſe und jetzt bin ich hier, und jetzt ſage ich Ihnen: Fallen Sie auf Ihre Kniee nieder, und danken Sie Gott, daß er mich zu ſeinem Werkzeug erwählt, um Sie von einem Verbrechen zurückzuhalten. Sahla, unglücklicher Mann, was wollten Sie beginnen! Sich ſelber, Ihr Haus, Ihre Familie wollten Sie ſchänden. Sie wollten

*) v. Sahla's eigene Worte. Siehe: Erlebtes aus den Jahren 1813—1820. Von Dr. Wilhelm Dorow. II. 62.

Ihre Seele belaſten mit einer Greuelthat! Sie wollten den König von Preußen ermorden!

Das iſt nicht wahr, rief Sahla, nein, nein! Wer kann es mir beweiſen? Wer kann mich überführen?

Ich kann es! Warum wollten Sie mir vorher das Billet entreißen? Warum erzitterten Sie, als Sie es in meinen Händen ſahen? Es war doch an mich gerichtet? Aber Sie meinten, ich ſolle es erſt erhalten, wenn es zu ſpät ſei, Sie an Ihrem Vorhaben zu verhindern. Ich habe das Billet noch nicht geleſen, aber ich ahne ſeinen Inhalt, und jetzt in Ihrer Gegenwart, jetzt will ich es leſen!

Nein, nein, Sie ſollen es nicht leſen, rief Sahla, auf den Grafen zuſtürzend, und bemüht, ihm das Papier zu entreißen.

Aber dieſer, ihn an Größe weit überragend, hielt die Hand, in welcher er das Papier hatte, hoch empor, daß Sahla es nicht erreichen konnte.

Ermorden Sie mich erſt, und dann nehmen Sie es, ſagte er.

Ach, Sie wiſſen wohl, daß ich Sie nicht ermorden werde, ſeufzte Sahla. Sie wiſſen, daß ich Sie liebe, und kein Haar Ihres Hauptes verletzen möchte. Aber ich bitte Sie um Erbarmen. Geben Sie mir das Billet zurück, leſen Sie es nicht!

Graf Roß ſchüttelte ſein Haupt. Ich muß den Inhalt des Billets kennen, ich muß Sie überführen können, ſagte er. Rückwärts gehend, immer Sahla mit den Augen bewachend, näherte er ſich der Thür, lehnte ſich gegen dieſelbe, und ſicher jetzt in dem Gefühl, den Rücken gedeckt zu haben, öffnete er das Papier und las.

Oh Gott, mein Gott, murmelte Sahla, Du willſt alſo nicht, daß ich dieſe That vollbringe! Du hältſt den ſchon erhobenen Rächerarm auf, und ſtatt *ihn* zu ſtrafen, zerſchmetterſt Du *mich*!

Und ganz zerbrochen, und zerknirſcht, ſank er auf einen Stuhl nieder, und ſtarrte mit vorwurfsvollen Blicken zum Himmel empor.

Graf Roß hatte jetzt geleſen, und mit dem offenen Papier in der Hand ſchritt er zu Sahla hin.

Unglücklicher, ſagte er, da ſteht es geſchrieben, von Ihrer eigenen Hand geſchrieben: „Ich bin hingegangen, um das Werk der Rache zu

vollführen. Wenn Sie dieſe Zeilen leſen, iſt die That vielleicht ſchon gethan, habe ich den König von Preußen ermordet.“ Sehen Sie, das ſind die Worte, mit denen Ihr Brief an mich beginnt. Wollen Sie nun noch leugnen?

Nein, ich leugne nicht, rief Sahla, ſich gewaltſam emporraffend. Ich wollte den König von Preußen ermorden, ich wollte mein Vaterland, meinen König rächen.

Sie wollten ſich erniedrigen zu einem elenden gemeinen Meuchelmord!

Ich wollte thun, was Brutus auch gethan hat, rief Sahla. Ich wollte mein Vaterland befreien von dem Tyrannen, der es unterjochen wollte.

Hochprahleriſche Redensarten, mit denen Sie vergeblich verſuchen, Ihr Verbrechen aufzuputzen, und aus einer nicht blos ganz gemeinen, ſondern auch ganz unſinnigen That eine edle patriotiſche Heldenthat zu machen. Es iſt aber gemein, als Meuchelmörder zu handeln, es iſt unſinnig, daß Sie glaubten, ſich Ihr Sachſen zu erretten, wenn Sie den König von Preußen mordeten. Sie konnten den König ermorden, aber Preußen blieb, und der König hatte ſeinen Nachfolger, und dieſer Nachfolger, dieſer neue König würde gleich ſeinem Vater, kraft des Eroberungsrechtes, kraft des hiſtoriſchen Vergeltungsrechtes, Sachſen, das eroberte Sachſen, beanſprucht und ſich zu Eigen gemacht haben. Ihre That wäre alſo nicht blos verbrecheriſch, ſondern auch nutzlos geweſen. Oder glaubten Sie vielleicht, man würde Ihnen geſtatten, immer hinter dem König von Preußen, hinter jedem ſeiner Nachfolger zu ſtehen, und jeden neuen König zu ermorden, der die Hand nach Ihrem geliebten Sachſen ausſtreckte? Ah, ich denke doch, man würde ſich gleich nach ſeiner erſten fluchwürdigen That des blutigen Meuchelmörders verſichert, und ihn auf dem Schaffot ſein Verbrechen haben büßen laſſen.

Nein, man würde mich nicht auf das Schaffot geführt haben, rief Sahla triumphirend. Für den König waren dieſe geladenen Piſtolen, für mich war dieſer Dolch!

Aber jetzt, ſagte Graf Roß, ihn mit drohenden Blicken anſtarrend, *jetzt* iſt für Sie das Schaffot, und der Meuchelmörder wird es beſteigen.

Was wollen Sie damit ſagen? fragte Sahla entſetzt.

Ich will damit ſagen, daß ich es ſein werde, der Sie den Gerichten überliefert, daß ich dieſen Brief hier den Gerichten übergeben werde, und daß man Sie, kraft Ihrer eigenen Handſchrift, die Sie nicht ableugnen können, einer beabſichtigten Mordthat anklagen, Sie als einen Mörder verurtheilen wird. Sie werden das Schaffot beſteigen, und Ihre unglückliche Mutter wird des verbrecheriſchen Sohnes fluchen, und Ihre Landsleute, und Ihr König werden ſich ſchaudernd abwenden und keine Gemeinſchaft haben wollen mit dem Mörder, der ihr Unglück entweihete, und deſſen Mitſchuldige ſie nicht ſein wollen. Die ganze Welt wird Sie verlachen um Ihre Narrheit und Thorheit, die ſich Größe dünkte, und doch nichts war, als die Eitelkeit eines Wahnſinnigen, der ſich vermaß, Gott habe ihn zu ſeinem Werkzeug erwählt, und der jetzt inne wird, daß Gott ihn, gleich den Menſchen, verwirft!

Ah, ich werde das Schaffot nicht beſteigen, meine Mutter wird mir nicht fluchen, rief Sahla, und mit einer raſchen Bewegung zog er den Dolch aus ſeinem Gürtel.

Aber raſcher noch, als er, ſtürzte Graf Roß ſich auf ihn, entwand ſeinen zitternden Händen den Dolch, riß die Piſtolen aus ſeinem Gürtel, und ſtand jetzt drohend mit aufgehobenen, bewaffneten Armen ihm gegenüber.

Oh, meine Mutter, meine arme Mutter, murmelte Sahla, in ſich zuſammenbrechend. Sie wird es erleben müſſen, daß ihr Sohn als Verbrecher das Schaffot beſteigt. Jetzt kann ich es nicht mehr verhindern.

Sie können es verhindern, ſagte Graf Roß, immer noch drohend, mit erhobenem Arm vor ihm ſtehend.

Wie kann ich es verhindern? fragte Sahla, erſtaunt zu ihm aufblickend.

Hören Sie! Wir ſind allein, Niemand weiß bis jetzt von Ihrem verbrecheriſchen Vorhaben, Niemand als Gott, ein Prieſter, der das Beichtgeheimniß, und ich, der die Geſetze der Freundſchaft ehren wird. Schwören Sie mir alſo bei dem Andenken an das Grab Ihres Vaters, der ein ehrenwerther Mann war, bei dem Andenken an Ihre

Mutter, die eine tugendhafte Frau iſt, ſchwören Sie mir bei Allem, was Ihnen auf Erden und im Himmel theuer iſt, daß Sie Ihr frevelhaftes Vorhaben aufgeben wollen, daß Sie für ewig und immer davon abſtehen wollen, dem König von Preußen nach dem Leben zu trachten, oder ſonſt irgend einem Menſchen mörderiſch nachſtellen zu wollen, ſchwören Sie das, und keines Menſchen Ohr ſoll jemals hören, was hier zwiſchen uns vorgefallen, keines Menſchen Auge ſoll dieſe von Ihrer Hand geſchriebenen Zeilen leſen, die Sie verurtheilen. Schwören Sie alſo, Ihre Hand nicht zu einer Mordthat zu erheben, in dieſer Stunde noch Wien zu verlaſſen, und Sie ſind frei, und ich ſelbſt werde Ihnen dieſe Thür öffnen.

Sahla ſchwieg, und blickte, kämpfend vielleicht und ringend mit ſeinem eigenen Herzen, vor ſich nieder.

Weigern Sie den Schwur, rief Graf Roß mit mächtiger Stimme, verharren Sie bei Ihrer verbrecheriſchen Abſicht, ſo öffne ich das Fenſter, rufe Menſchen herbei, rufe, daß man Wache und Polizei holen ſoll, um einen Mörder zu ergreifen, und ſo übergebe ich Sie den Gerichten, der Schande, dem Schaffot!

So ſprechend trat der Graf zu dem Fenſter hin, und da Sahla immer noch ſchwieg, öffnete er es.

Halten Sie ein, rief Sahla aufſpringend, rufen Sie Niemand! Ich ſchwöre!

Was ſchwören Sie? fragte der Graf, immer noch die Hand an den Fenſterriegel gelegt.

Ich ſchwöre, mein Vorhaben aufzugeben, ſagte Sahla düſter, ich ſchwöre, daß ich dem König von Preußen nicht mehr nach dem Leben trachten will, denn Gott hat meinen Arm verworfen, und er will nicht, daß ich meines Vaterlandes Rächer ſei!

Schwören Sie auch, daß Sie in dieſer Stunde Wien verlaſſen wollen, um nicht wieder dahin zurückzukehren, ſo lange der König von Preußen noch hier iſt? Schwören Sie das bei Allem, was Ihnen heilig iſt?

Ich ſchwöre es bei Allem, was mir heilig iſt, ſagte Sahla mit *zitternder* Stimme.

Graf Roß trat vom Fenſter zurück.

Ich glaube Ihrem Schwur, ſagte er, denn Sie ſind ein Edelmann, und ich habe Sie bis heute immer auch als einen Ehrenmann gekannt. Kommen Sie alſo! Laſſen Sie uns gehen!

Er näherte ſich der Thür, zog den Schlüſſel wieder aus ſeinem Buſen und ſchob ihn in das Schloß.

Wohin wollen wir gehen? fragte Sahla verwundert und mißtrauiſch.

Zur Poſt wollen wir gehen, ſagte der Graf ruhig. Zur Poſt, um Extrapoſt zu beſtellen. Ich bleibe bei Ihnen, bis Sie den Wagen beſtiegen haben und abgereiſt ſind.

Aber eine ſo ſchnelle Reiſe, ſtammelte Sahla, ich bin nicht vorbereitet, ich —

Waren Sie nicht vorbereitet, eine viel größere Reiſe zu unternehmen? unterbrach ihn Graf Roß. Wollten Sie nicht die Reiſe in das Jenſeits machen? Und haben Sie nicht für dieſe große Reiſe Alles geordnet? Was bedarf es alſo jetzt anderer Vorbereitungen? Ihre Koffer ſind gepackt, ich ſende ſie Ihnen nach. Kommen Sie!

Aber wohin ſoll ich reiſen? fragte Sahla.

Reiſen Sie zu Ihrer Mutter, ſagte der Graf feierlich. Retten Sie ſich an das Herz Ihrer Mutter, flüchten Sie zu ihr, ſtürzen Sie vor ihr nieder auf die Kniee, und ſagen Sie: „Mutter, erbarme Dich mein! Klammere Dich an mich mit Deiner Liebe, bete für mich, auf daß die böſe Verſuchung von mir weiche!“

Ja, rief Sahla, ich will zu meiner Mutter. Ich will mich retten an ihr treues, edles Herz! Aber jetzt, fuhr er fort, während Thränen ſeinen Augen entſtürzten, jetzt haben Sie Dank! Ich bringe Ihnen denſelben dar aus zerknirſchtem, verzweifeltem Herzen! Sie haben mich vor der Schande, vor dem Verbrechen bewahrt! Möge Gott Sie ſegnen, möge Gott Sie belohnen! Leben Sie wohl! Oh, ewig, ewig wohl!

Er ſtürzte ſich in des Freundes Arme, ihn mit beiden Armen feſt umſchließend, lehnte er ſein Haupt an des Grafen Bruſt und weinte laut.

Und jetzt fort, fort von hier, ſagte er dann, ſich wieder emporrichtend. Mir iſt, als würden die Häuſer über mir zuſammenbrechen,

als würde die Luft mein Geheimniß verrathen, und es ausschreien in alle Welt: „Er ist ein Mörder! Ein Königsmörder! Wehe über ihn!“ Ich muß fort, oder ich sterbe!

Er faßte heftig des Freundes Arm und zog ihn fort aus dem Zimmer hinaus und hinunter auf die Straße. —

Eine halbe Stunde später fuhr von dem kaiserlichen Posthause zu Wien eine Extrapost ab, in welcher Niemand weiter saß, als ein junger Mann mit todesbleichem Angesicht, mit traurigen, schmerzvollen Mienen.

Dieser junge Mann, das war der Calatravaritter von Sahla, der vor den Mordgedanken seiner Seele sich flüchtete.*)

---

*) Siehe: Erlebtes aus den Jahren 1813—1830 von Dr. Wilhelm Dorow. Thl. II. S. 60 ff. und: Eylert, Leben des Königs Friedrich Wilhelm III. Thl. II. (Der Erstere, Dorow, theilt diese ganze Begebenheit mit den eigenen Worten, und nach der eigenhändig niedergeschriebenen Erzählung des Grafen Roß mit.) — Herr von Sahla selbst fand ein unglückliches und schreckliches Ende. Er ging, als der Krieg mit dem heimgekehrten Kaiser Napoleon begonnen, nach Paris. Die deutschen Schriftsteller und Historiker sagen, er habe die Absicht gehabt, einen abermaligen Mordversuch auf das Leben Napoleons zu machen. Die französischen behaupten, er sei nach Paris gekommen, um Napoleons Hülfe für Sachsen anzuflehen und ihn zu unterstützen, indem er ihm die Stellungen und Streitkräfte der Verbündeten verrieth. Gewiß ist, daß er sich mit Knallsilber, das er bei sich trug, furchtbar verwundete und verstümmelte, und mit zerrissenen, zerschmetterten Gliedern in Paris in das große Lazareth gebracht ward, wo er eines qualvollen Todes starb. Die deutschen Autoren sagen, er habe einen Versuch gemacht, Napoleon mit diesem Knallsilber zu tödten und habe dabei durch Unvorsichtigkeit nur sich selber getroffen. Die französischen Autoren behaupten, er habe dies Knallsilber nur zufällig bei sich getragen, sei auf der Straße ausgeglitten und gerade auf dies Knallsilber gefallen, das explodirte und ihn zerschmetterte. Siehe: Bourrienne, Mémoires. Vol VIII. S. 364 ff. — Der Staatskanzler von Hardenberg, der von dem jammervollen Zustand Sahla's bei seiner Anwesenheit in Paris Kunde erhielt, sandte den Hofrath Dorow zu ihm und sorgte großmüthig für seine Pflege bis zum Tode des Unglücklichen. Siehe: Dorow, Erlebtes. Thl. I. S. 161. und Thl. II. S. 60.

Sechstes Buch.

Napoleons Rückkehr von Elba.

I.

Die Hiobspoſt.

Der Monat März des Jahres 1815 hatte hatte ſchon begonnen, und noch immer war der Congreß zu Wien nicht beendet, noch immer feierte er Tag um Tag ſeine glänzenden Feſte, ergötzte ſich an Redouten, Schauſpielen, lebenden Bildern, hielt ſeine Conferenzen, berieth über die Schenkungen, Grenzen der Länder, und vertheilte „Seelen“ und Provinzen hierhin und dorthin an die begehrlichen Fürſten.

Aber noch immer waren die großen Fragen des Congreſſes nicht zur Entſcheidung gelangt.

Preußen hatte freilich den Entſchluß gefaßt, mit der Hälfte von Sachſen ſich zu begnügen, aber der König von Sachſen, welcher in Preßburg ſeine traurigen, einſamen Tage durchweinte, der König von Sachſen weigerte ſich, dieſe Acte zu unterſchreiben, welche ihn der Hälfte ſeines Königreichs beraubte.

Der Kaiſer von Rußland hatte, immer noch zurückgehalten von dem Widerſtreben aller Congreßmächte, ſein Vorhaben noch nicht ausgeführt, ſich laut und feierlich zum König des conſtitutionnellen Polens zu erklären.

Oeſterreich hatte ſich immer noch nicht zum Herrn von Venedig machen können, denn Englands eiferſüchtiges Auge erkannte ſehr wohl die Vortheile, welche für Oeſterreich aus dem Beſitz dieſer, das adriatiſche Meer beherrſchenden Handelsſtadt erwachſen müßten und England weigerte ſich daher, für Oeſterreich in die Beſitznahme Venedigs zu willigen.

Auch die deutſche Kaiſerfrage ſchwebte noch immer als dunkle Wolke an dem diplomatiſchen Himmel des Congreſſes. Die kleineren deutſchen Fürſten und die Mediatiſirten begehrten die Wiederherſtellung des deutſchen Kaiſers, weil ſie dadurch zugleich die Wiederherſtellung ihrer Reichsunmittelbarkeit, ihrer Standesherrlichkeit, Reichsgrafenſchaft und Souverainetät erwarteten; aber die großen deutſchen Fürſten konnten ſich nicht einigen über die Frage, wem von ihnen die deutſche Kaiſerwürde zufallen ſolle. Freilich hatte Oeſterreich ein hiſtoriſches Recht auf dieſelbe, und dies um ſo mehr, da Kaiſer Franz von allen deutſchen Fürſten als deutſcher Kaiſer anerkannt geweſen, und nur freiwillig dieſer Würde entſagt hatte. Aber weder Preußen noch Baiern und Würtemberg waren geneigt, Oeſterreich die Oberherrſchaft, wenn auch nur die nominale, über ſie zuzugeſtehen und ſich unter den Scepter des deutſchen Kaiſers zu beugen.

Aber alle dieſe Wolken, welche noch immer an dem politiſchen Horizont des Wiener Congreſſes aufgethürmt ſtanden, ſie unterbrachen doch nicht die Feſte und Vergnügungen, denen man nach wie vor mit ungeſchwächter Freudigkeit, mit immer regem Frohſinn ſich hingab.

Auch war ein neuer Anſtoß zu erhöhetem Eifer, neue Feſte zu erſinnen, dem Congreß und der hohen Geſellſchaft von Wien gegeben worden. Eine neue Perſönlichkeit war als glänzender Stern an dem Congreßhimmel aufgegangen. Der Herzog Wellington war als Erſatz für den heimberufenen Lord Caſtlereagh nach Wien gekommen, um England bei dem Congreß als Geſandter zu vertreten. Man mußte alſo die Anweſenheit dieſes berühmten Feldherrn durch glänzende Feſte feiern, um vor ihm und vor ganz Europa Zeugniß abzulegen, wie ſehr man den Herzog ehre und bewundere, wie freudig man bereit ſei, ihn zu feiern und ihm zu huldigen.

Feſte alſo, immer neue Feſte bei Hof, bei den Diplomaten und der hohen Ariſtokratie! Der Strudel der Vergnügungen rauſchte und brauſte immer fort, Jedermann fühlte ſich davon fortgeriſſen, berauſcht, und ſann immer auf neue Feſte, um ja nicht aus dieſer Berauſchung zu erwachen, und zum nüchternen Nachdenken zu gelangen.

Geſtern hatte der Kaiſerhof eine ſogenannte Prachtfahrt veranſtaltet,

das heißt, das glückliche, neugierige Wien hatte die Freude gehabt, sämmtliche in Wien anwesende Monarchen und Fürsten in glänzenden Carossen, die Damen in prachtvoller Toilette, die Herren in den reichsten Uniformen, geschmückt mit allen ihren Orden spazieren fahren zu sehen.

Heute, am siebenten März, sollte bei der Kaiserin Ludovica wieder eine von ihrer „Truppe der Troubadours" veranstaltete theatralische Aufführung stattfinden. Man wollte zuerst eine Oper „Der Barbier von Sevilla" aufführen, und dieser sollte das reizende Vaudeville: „der unterbrochene Tanz" folgen. In diesem letztern Stück wollte eine neue junge Schauspielerin der aristokratischen Truppe ihr erstes Debüt feiern, wollte die Frau von Périgord, die Nichte Talleyrands zum ersten Male die Bretter des kaiserlichen Liebhaber-Theaters betreten. Jedermann war gespannt auf dies Ereigniß, und schon am Tage zuvor sprach man im Abendcirkel der Kaiserin Ludovica mit der lebhaftesten Theilnahme nur von der morgenden Theater-Vorstellung und dem seltenen Talent der jungen Debütantin, der Frau von Périgord.

Dieser Abendcirkel der Kaiserin hatte bis spät in die Nacht gedauert, und nach demselben hatte der Fürst Metternich, damit die Geschäfte nicht ganz und gar von dem Vergnügen verdrängt würden, in seinem Hôtel mit den Diplomaten Frankreichs, Preußens und Englands eine Conferenz gehalten.

Erst beim Beginn des Tages war dieselbe beendet gewesen, und Fürst Metternich hatte sich in sein Schlafzimmer begeben, dem Kammerdiener den Befehl ertheilend, ihn nicht zu wecken, wenn auch am frühen Morgen vielleicht schon Couriere mit Depeschen eintreffen sollten.

Die Häupter aller Cabinette waren ja in Wien versammelt, es konnten also von keinem Lande her so wichtige Depeschen kommen, daß man um derentwillen nöthig gehabt hätte, sich in dem so wichtigen Schlaf zu unterbrechen.

Fürst Metternich schlief also, und nach so vielen Anstrengungen, Zerstreuungen, Freuden und Geschäften des vergangenen Tages war sein Schlaf ein tiefer, erquicklicher und genußvoller.

Auf einmal ward er aus seinen süßen Träumen durch die Stimme

ſeines Kammerdieners geweckt, der vor dem Bett des Fürſten ſtand, und mit ehrfurchtsvoller, flehender Stimme um Gehör bat.

Was giebt es? rief der Fürſt, erſchrocken emporfahrend. Was iſt geſchehen?

Durchlaucht, nichts iſt geſchehen, ſagte der Kammerdiener, aber es iſt ſo eben ein Courier eingetroffen mit Depeſchen für Ew. Durchlaucht.

Ein Courier, rief Metternich unwillig. Aber habe ich Ihnen nicht geſagt, daß man wegen eines Couriers mich nicht wecken ſoll?

Zu Befehl, Durchlaucht, aber dieſe Depeſche trägt auf dem Umſchlag die Bezeichnung „ſehr dringlich", und deshalb glaubte ich —

Woher kommt die Depeſche? unterbrach ihn der Fürſt. Geben Sie her, und laſſen Sie mich ſehen.

Der Kammerdiener reichte dem Fürſten die Depeſche dar, und beeilte ſich dann, das auf dem Tiſch neben dem Bett ſtehende Nachtlicht zu nehmen, um ſeinem Gebieter beim Leſen zu leuchten.

Aber Fürſt Metternich las nur die Adreſſe der Depeſche. Ah, vom kaiſerlich-königlichen General-Conſulat in Genua, ſagte er geringſchätzend, indem er die Depeſche auf den Nachttiſch warf. Es wäre nicht nöthig geweſen mich um deretwillen im Schlaf zu ſtören. Es wird Zeit ſein, ſie ſpäter zu leſen. Gehen Sie, und ſtören Sie mich nicht mehr um ſolcher Bagatelle willen! Was iſt die Uhr?

Durchlaucht, es iſt ſechs Uhr!

Gut, dann wird es mir vergönnt ſein, noch drei Stunden zu ſchlafen. Wecken Sie mich um neun Uhr, dann will ich dieſe Depeſche leſen.

Der Kammerdiener ſchlüpfte leiſe auf den Zehen hinaus, und Fürſt Metternich ſenkte ſein Haupt wieder in die Kiſſen, um weiter zu ſchlafen. Wieder war Alles ſtill in dem Schlafzimmer des Fürſten. Nur das Nachtlicht kniſterte zuweilen und warf aufflackernd einen hellern Schein auf das große weiße Briefcouvert mit dem feierlichen Amtsſiegel, das da auf dem Nachttiſch in gemüthlicher Ruhe lag und ſich gleich dem Fürſten erholte von den Strapazen des verfloſſenen Tages.

Aber Fürſt Metternich, einmal in ſeinem Schlafe geſtört, konnte ſeine Ruhe nicht wiederfinden. Vergebens ſchloß er die Augen, ſie

öffneten ſich immer wieder und fielen wie von einem Zauber beſtrickt immer wieder auf die unglückſelige Depeſche vom General-Conſulat in Genua hin.

Wie thöricht, mich um ſolche Kaufmannsdepeſche zu wecken, murmelte der Fürſt, ſein Haupt nach der andern Seite wendend, um das unleidliche Couvert nicht mehr zu ſehen.

Nun fielen ſeine Augen wieder müde zu, ſeine Gedanken begannen ſich zu verwirren und ſich in Träume aufzulöſen. Aber ſeltſame, wunderliche Träume, in denen immer die Depeſche eine Hauptrolle ſpielte! Bald ſchien es dem Fürſten, als erhebe ſie ſich von dem Tiſch und lege ſich wie eine kalte Marmorhand auf ſeine Stirn. Bald verwandelte ſie ſich in eine große Rieſengeſtalt, die ihn anſchauete mit zürnendem Geiſterangeſicht und drohend die Hand gegen ihn erhob. Dann wieder träumte er, daß die Buchſtaben, welche auf der Adreſſe ſtanden, ſich plötzlich ablöſeten und ſich in kleine Soldaten verwandelten, die mit wunderbaren Grimaſſen um das Nachtlicht einen Rundtanz hielten und ſich dann zappelnd und ermüdet wieder auf das Papier hinſtreckten, um wieder als Buchſtaben da feſt zu kleben.

Fürſt Metternich ſchlief wohl wieder und träumte, aber es war ein unruhiger Schlaf; die Depeſche, die unglückſelige Depeſche hatte ſeine Ruhe geſtört, und machte ſeine Träume wüſt und unerquicklich.

Ach, ſagte er nach anderthalb Stunden des Kämpfens zwiſchen Wachen und Schlafen, ach, ich werde dieſe abſcheuliche Depeſche am Ende nur leſen müſſen, um endlich Ruhe vor ihr zu haben.

Er ſetzte ſich im Bett aufrecht, ſchob das Licht näher zu ſich heran, und nahm das Papier von dem Tiſch empor.

Eben ſchlug die Pendule die achte Stunde. Zwei Stunden hatte die Depeſche auf dem Nachttiſch des Fürſten ſich ausgeruht.

Mit vollkommener Gelaſſenheit erbrach der Fürſt das Siegel, ſchlug das Papier auseinander und ſchickte ſich an zu leſen.

Aber kaum hatte er die erſten Zeilen geleſen, als der Fürſt, wie von einem elektriſchen Schlage zuſammenzuckte und einen Schrei des Entſetzens ausſtieß.

Noch einmal heftete er die Augen auf das Papier, noch einmal

las er die sechs Zeilen, die es enthielt. Dann griff er nach der silbernen Handklingel, die auf dem Nachttisch stand, und schellte so heftig und unaufhörlich, daß der Kammerdiener ganz entsetzt hereinstürzte.

Anspannen, man soll sogleich anspannen, rief der Fürst, eilen Sie sich! In zehn Minuten muß der Wagen bereit sein.

Der Kammerdiener stürzte hinaus, und als er nach einigen Secunden wieder in das Schlafzimmer eintrat, hatte der Fürst schon das Bett verlassen, und war eifrig damit beschäftigt, seine Toilette zu machen.

Genau nach zehn Minuten war die Equipage des Fürsten vorgefahren, und Metternich, sorgsam und elegant wie immer gekleidet, begab sich hinunter an den Wagen.

Es ist jetzt ein Viertel nach acht Uhr, sagte er zu dem neben dem Schlag stehenden Kammerdiener. Um zehn Uhr werde ich wieder hier sein. Eilen Sie also zu dem Staatskanzler von Hardenberg, dem Herzog von Wellington, dem Fürsten Talleyrand und dem Grafen von Nesselrode, sagen Sie den Herren, ich ließe sie dringend ersuchen, die Güte zu haben, um zehn Uhr zu einer sehr wichtigen Conferenz zu mir zu kommen, und mit unvorhergesehenen Ereignissen meine plötzliche Einladung zu entschuldigen.

Dann stieg er in den Wagen, und sich in die Polster lehnend befahl er dem Lakayen, der die Wagenthür schloß: In die Kaiserburg! So rasch die Pferde jagen können!

Die Pferde brausten von dannen und bald war das Ziel erreicht, der Wagen hielt in dem Hof der Burg, Fürst Metternich eilte die breiten Stiegen hinauf und begab sich in den vom Kaiser bewohnten Flügel des Schlosses.

Mit raschem Schritt durchwandelte er die Corridore und Säle. Niemand wagte es, ihn aufzuhalten, denn Jedermann wußte, daß der Fürst zu jeder Stunde freien Zutritt zu dem Kaiser hatte, und daß er sogar unangemeldet in das Kabinet des Kaisers eintreten dürfe.

Schläft Se. Majestät noch? fragte der Fürst den Kammerhusaren, den er im Vorzimmer des kaiserlichen Schlafgemaches traf.

Nein, Durchlaucht, aber Se. Majestät sind noch im Schlafrock, *und sind beim* Dejeuner.

Melden Sie mich Sr. Majestät, sagen Sie, ich käme in wichtigen Geschäften. —

Zwei Minuten später trat der Fürst in das Wohnzimmer des Kaisers, der ihn, auf dem Divan sitzend, und seine Chocolade schlürfend, mit ziemlich verdrießlichem Gesicht empfing.

Nun, Herr Fürst, sagte er, was ist denn passirt, daß Sie halt mir nit einmal mehr meine Frühstücksstund' ungestört lassen können? Hat's gestern Abend wieder Zank in der Conferenz gegeben? Giebt's wieder Streit mit Kaiser Alexander, daß Sie gar so bedenklich drein schauen?

Nein, Majestät, sagte Metternich, es giebt jetzt viel ernstere Dinge, als die Conferenzen. Ich habe so eben eine Depesche aus Genua erhalten. Hier ist sie, wenn Eure Majestät die Gnade haben wollen, sie zu lesen!

Nein, sagte der Kaiser lesen Sie mir die Depesche immerhin vor, und lassen's mich dabei mein Chocolad' austrinken.

Er setzte die Tasse mit der dampfenden Chocolade an die Lippen, und während er sie behaglich hinunter schlürfte, entfaltete der Fürst das Papier.

„Kaiserlich königliches General-Consulat in Genua", las der Fürst jetzt. „Ew. Durchlaucht haben wir zu melden, daß so eben ein englisches Schiff in den Hafen von Genua eingelaufen ist, mit Sir Colin Campbell an Bord. Derselbe kam sofort auf das k. k. General-Consulat, um zu melden, daß der Kaiser Napoleon von der Insel Elba verschwunden sei."

Ah, rief der Kaiser, mit einem heftigen Ruck die noch nicht geleerte Tasse wieder hinsetzend, und den Fürsten mit großen Augen anstarrend. Der Bonaparte ist von der Insel Elba verschwunden?

Fürst Metternich verbeugte sich und las weiter: „Sir Colin Campbell fragte an, ob Napoleon sich vielleicht in Genua habe blicken lassen? Er habe sich mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen in Elba eingeschifft, und sei nordwärts steuernd von dem englischen Schiff gesehen worden. Als das General-Consulat erklärte, nichts von Napoleon zu wissen, nichts gehört zu haben, entfernte sich

Sir Colin Campbell, und die engliſche Fregatte ging ſofort wieder in See."

Geben Sie her, ich muß das ſelbſt leſen, rief der Kaiſer, und heftig die dargereichte Depeſche ergreifend las er ſie langſam, jedes Wort genau betrachtend. Immer ernſter und feſter ward ſein Angeſicht, immer mehr ſchwand der Ausdruck gleichgültiger Gelaſſenheit aus ſeinen Zügen, die einen geſpannten, energiſchen Ausdruck annahmen, und als er dann ſprach, war ſeine Stimme feſt und entſchieden, und nichts von dem Wieneriſchen Jargon, deſſen ſich der Kaiſer im gewöhnlichen Leben ſo gern bediente, miſchte ſich, da es ſich um ſo ernſte Dinge handelte, mehr in ſeine Rede.

Es ſcheint, Napoleon beabſichtigt jetzt noch ein wenig den Abenteurer zu ſpielen, ſagte der Kaiſer ernſt. Nun, das iſt ſeine Sache, und er mag zuſehen, wie weit er damit kommt. Unſere Sache iſt es, die Ruhe, welche Napoleon Jahrelang geſtört hat, der Welt zu ſichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiſer von Rußland und dem König von Preußen, und ſagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee ſofort den Rückmarſch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverſtanden ſein werden.*) Und Sie, Metternich, Sie ſind auch einverſtanden?

Ich wiederhole nur die edlen Worte Ew. Majeſtät; Napoleon hat Jahre lang den Frieden Europa's geſtört, und es iſt unſere Sache, dieſen Frieden endlich der Welt zu ſichern. Es iſt möglich, daß Napoleon noch einige Tage des Sieges feiert, aber Oeſterreich, Rußland und Preußen vereint, werden ihn doch überwinden, und dann wird ſeine Rolle für immer ausgeſpielt ſein, denn jetzt wird man ihm auch nicht den Schatten ſeiner vergangenen Größe mehr erhalten können, jetzt iſt er wirklich ein todter Mann.

Aber es wird wieder viel Blut und Geld koſten, ehe wir ihn wieder beſiegt haben, ſagte der Kaiſer gedankenvoll. Doch Eins erfüllt mich bei der Sache faſt mit Freude: der Congreß wird nun wohl zu

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Varnhagen v. Enſe. Denkwürdigkeiten *des eigenen* Lebens. Th. III. S. 335.

Ende gehen und die unaufhörlichen Feſte und Vergnügungen, die Einem Tag und Nacht keine Ruhe laſſen, werden nun wohl ausgetobt haben. Es iſt nichts Geſcheidtes herausgekommen bei dem Congreß, hat uns aber beinah eben ſo viel Geld gekoſtet, als wenn wir eine Armee auf dem Kriegsfuß halten mußten. Jetzt laſſen wir die Armee marſchiren, und der Frieden, an dem der Congreß fünf Monate vergeblich arbeitet, den werden wir nun weit leichter auf dem Schlachtfeld zu Stande bringen. Gehen Sie alſo! Fragen Sie die Monarchen von Rußland und Preußen, ob ſie meiner Meinung ſind, ob ſie ihre Armeen, die auch ſchon auf dem Heimweg waren, wieder umkehren laſſen wollen nach Frankreich.

Majeſtät, ich gehe, und ich bin überzeugt, daß die Monarchen es wollen, ſagte Metternich. Alles kommt darauf an, daß wir raſch und thatkräftig gewaffnet daſtehen und nicht zaudern und überlegen, bis dem Kaiſer Napoleon vielleicht irgend ein Coup de main gelingt.

Gehen Sie alſo, rief der Kaiſer. Aber hören's! Noch Eins! Weiß meine Tochter, die Marie Louiſe, ſchon etwas von der Geſchicht'?

Nein, Majeſtät, es müßte denn ſein, daß ſie auf geheimen Wegen Nachricht erhalten hätte.

Das glaub' ich halt nit, denn ſie wird gut bewacht. Aber erfahren muß ſie's. Wer ſoll's ihr auf eine kluge und vorſichtige Weiſe ſagen?

Wenn Ew. Majeſtät erlauben, werde ich dem General Grafen Neipperg den Auftrag ertheilen.

Thun Sie's. Aber der Neipperg ſoll ſeine Sach' ſo machen, daß die Marie Louiſe keine Hoffnungen ſchöpft, und nicht etwa meint, ich könnt' mich nochmals entſchließen, den Bonaparte als meinen Schwiegerſohn anzuerkennen.

Majeſtät, ſagte Metternich mit einem feinen Lächeln, Graf Neipperg würde gewiß der Letzte ſein, welcher der Frau Erzherzogin ſolche thörigte Hoffnungen einzuflößen wagte. Ich werde ihm außerdem noch meine beſondern Inſtructionen ertheilen.

Thun's das, rief der Kaiſer, und jetzt eilen Sie zu den beiden Monarchen!

Der Fürſt verabſchiedete ſich und eilte von dannen.

Es war kaum neun Uhr, als Fürſt Metternich ſchon wieder in ſein Hôtel zurückkehrte. Er hatte dem Kaiſer Alexander und dem König Friedrich Wilhelm die unheilsvolle Depeſche mitgetheilt, und beide Monarchen hatten, ganz im Einvernehmen mit Kaiſer Franz, erklärt, daß der Krieg auf's Neue beginnen, daß man nicht eher ruhen müſſe, als bis man nun Napoleon für immer beſiegt und unwirkſam gemacht habe.

Neun Uhr, ſagte Metternich, als er in ſein Cabinet eintrat und nach der großen Pendule über dem Kamin hinblickte. Ich habe alſo bis zum Beginn der Conferenzen noch eine Stunde Zeit. Dieſe Stunde werde ich benutzen, um Neipperg rufen zu laſſen, und ihn zu inſtruiren, und um mit dem Feldmarſchall Fürſten Schwarzenberg mich zu beſprechen.

Er klingelte und befahl dem eintretenden Kammerdiener, ſofort zwei Boten, den einen an den Grafen Neipperg, und den andern an den Fürſten Schwarzenberg zu ſenden und ſie zu einer ſofortigen Conferenz einzuladen.

Sie waren auch bei den anderen Herren, welche ich hierher einladen ließ? fragte der Fürſt.

Zu Befehl, Durchlaucht. Sie werden Alle kommen, bis auf den Herrn Fürſten Talleyrand. Sein Kammerdiener ſagte mir, der Fürſt ſei erſt gegen Morgen zu Bette gegangen und habe Befehl ertheilt, ihn nicht zu wecken. Wenn eine Conferenz angeſagt würde, ſo ſolle beſtellt werden: der Herr Fürſt ließe ſich entſchuldigen, er könne wegen Unwohlſeins heute nicht an der Conferenz Theil nehmen.

Senden Sie erſt Ihre Boten ab und dann kommen Sie wieder, ſagte Metternich, ich habe Ihnen noch einen Auftrag zu ertheilen.

Oh, der Herr Fürſt von Benevent iſt unwohl und kann heute nicht an der Conferenz Theil nehmen, ſagte Metternich, als er allein war. Nun ich werde ſein Arzt ſein und ihm ein Recept verſchreiben, das ihn ſofort geſund und conferenzfähig machen wird.

Er trat zu ſeinem Schreibtiſch, warf haſtig einige Zeilen auf das

Papier, ſiegelte und adreſſirte ſie und reichte es dem eintretenden Kammerdiener dar.

Dieſes Billet ſofort an den Fürſten von Benevent, befahl er. Tragen Sie es ſelbſt hin, und laſſen Sie ſich nicht abweiſen. Sagen Sie dem Kammerdiener, der Fürſt müſſe das Billet nothwendigerweiſe leſen und Sie dürften nicht ohne Beſcheid heimkehren. Nehmen Sie ſich einen Fiacre, um raſcher fortzukommen. —

Talleyrand hatte ſein Lager noch nicht verlaſſen, obwohl die Pendule ſchon die neunte Stunde geſchlagen hatte. Er fühlte ſich wirklich leidend und abgeſpannt, und hatte daher auch im Bett ſein Dejeuner eingenommen.

Die Gräfin Edmonde von Périgord, die junge Gemahlin ſeines Neffen, welche zugleich in Wien im Hôtel des Fürſten als Dame des Hauſes die Honneurs machte, hatte mit eigenen ſchönen Händen ihrem Oheim die Chocolade eingeſchenkt und präſentirt, und hatte dann, während Talleyrand frühſtückte, auf dem Fauteuil neben dem Bett Platz genommen, um mit ihrem heiteren und geiſtvollen Geplauder dem Dejeuner ſeine wahre Würze und Poeſie zu geben.

Sie hatte dem Fürſten alle die kleinen Begebenheiten, welche ſich auf der geſtrigen Generalprobe des Vaudevilles ereignet hatten, mitgetheilt, und Talleyrand hatte herzlich mit ihr gelacht über die kleinen Zwiſtigkeiten und ehrgeizigen Zänkereien, welche die Truppe der kaiſerlichen Troubadours eben ſo gut beunruhigten, als die Truppen gewöhnlicher engagirter Schauſpieler.

Lieber Oheim und Fürſt, ſagte die Gräfin jetzt, indem ihr ſchönes lachendes Geſicht auf einmal einen ernſten Ausdruck annahm, nun habe ich noch eine ſchwere und ernſte Frage an Sie zu richten. Wollen Sie mir gnädigſt verſprechen, dieſelbe der Wahrheit gemäß und nach beſtem Gewiſſen zu beantworten?

Bezieht ſich dieſe Frage auf Ihr heutiges Theaterſpiel in der kaiſerlichen Soirée, meine ſchöne Nichte?

Ja, mein Oheim!

Dann verſpreche ich Ihnen, Ihre Frage nach beſtem Gewiſſen und der Wahrheit gemäß zu beantworten.

Nun denn, mein Oheim, Sie wiſſen, ich werde heute in dem Vaudeville: „der unterbrochene Ball" als neu engagirtes Mitglied der kaiſerlichen Truppe der Troubadours mein erſtes Debut haben. Sie haben mich in der Probe ſpielen ſehen. Nun ſagen Sie mir, lieber gütiger Fürſt, iſt es Ihre Anſicht, daß ich mit meinem Spiel Ehre einlegen kann? Wird man mich nicht verſpotten, wird man nicht ſagen, daß ich eine Rolle übernommen, die zu ſpielen ich nicht fähig ſei? Oh, ich bitte; laſſen Sie ſich nicht von Ihrer gütigen Nachſicht für mich zu einer wohlmeinenden Antwort hinreißen, ſondern überlegen Sie erſt und antworten Sie dann als ſtrenger, unparteiiſcher Richter. Denn noch iſt es Zeit, ein Wort, ein Kopfſchütteln von Ihnen, und ich trete zurück, ich ſetze mich nicht der Gefahr aus, heute Abend Fiasco zu machen, ſondern ich bleibe daheim, laſſe mich krank melden, und entſage ein für alle Mal dem ehrgeizigen Wunſch, noch andere Triumphe zu feiern, als diejenigen, welche mir dadurch zu Theil werden, daß ich mich die Nichte des edlen, weltberühmten und gefeierten Fürſten von Benevent nennen darf. Entſcheiden Sie alſo jetzt, theuerſter Fürſt! Sagen Sie, habe ich Talent? Darf ich es wagen, heute Abend in dem Vaudeville als Schauſpielerin zu debütiren? Werden Sie nicht nöthig haben, ſich meiner zu ſchämen?

Sie blickte den Fürſten mit ſo erregtem, angſtzuckenden Geſicht an, als handle es ſich hier in der That um die Entſcheidung einer gewichtigen Lebensfrage.

Talleyrand ſah es und lächelte. Ah, wie glücklich Sie doch ſind, Edmonde, ſagte er ſeufzend, Ihr Himmel iſt ſo hell und klar, daß ſelbſt der kleinſte Nebelhauch von Ihnen bemerkt werden kann. Mein Gott, ich habe in ſo vielen und ſchweren Gewittern geſtanden, daß ich die Zahl der aufgethürmten Wolken gar nicht zu ermeſſen vermochte! Ich glaube aber, das erſte Miniſter-Portefeuille, das ich erwartete, hat mein Herz nicht halb ſo ſehr beunruhigt, wie Sie Ihre erſte theatraliſche Vorſtellung.

Sie beantworten meine Frage nicht? rief die Gräfin händeringend. Das heißt alſo, Sie verurtheilen mich? Ich ſoll heute *Abend nicht* ſpielen?

Nein, Theuerſte, Sie ſollen ſpielen! Sie ſollen Ihrem Oheim die ſtolze Freude gönnen, dem Triumph einer Debütantin beizuwohnen, welche die reizendſte, bezaubernd̃ſte Schauſpielerin iſt, die ich je geſehen, und das will viel ſagen, denn ich glaube, ich habe alle Schauſpielerinnen geſehen, welche in den letzten zwanzig Jahren auf den Bühnen Europa's geglänzt haben.

Sie meinen alſo, rief die Gräfin, wie ein glückliches Kind ihre kleinen weißen Hände aneinander ſchlagend, Sie meinen, daß ich Talent habe? Daß ich heute Abend ſpielen ſoll?

Ja, meine theure Edmonde, Sie ſollen ſpielen, und Sie ſollen den Herren und Damen des Congreſſes beweiſen, daß Frankreich überall die erſte Rolle ſpielt, ſowohl im Leben als auf der Bühne, und daß —

Die Thür des Vorzimmers ward haſtig geöffnet, und der eintretende Kammerdiener brachte auf einem goldenen Teller ein verſiegeltes Billet, das er dem Fürſten präſentirte.

Von Sr. Durchlaucht, dem Fürſten Metternich, ſagte der Kammerdiener. Der Bote iſt beauftragt, auf Antwort zu warten.

Ah, er wird mich auffordern, eine andere Stunde zu einer Conferenz zu beſtimmen, ſagte Talleyrand gleichgültig, indem er das Billet nahm und es der Gräfin darreichte. Leſen Sie doch, meine Theure, und ſagen Sie mir den Inhalt; meine Augen ſind ſo müde, daß ſie noch ein wenig der Erholung bedürfen.

Die Gräfin nahm das Billet und erbrach es lächelnd. Auf einmal ſtieß ſie einen lauten, durchdringenden Schrei aus, und ließ wie zerſchmettert die Hand niederſinken, welche das Billet hielt.

Was giebt es, was erſchreckt Sie auf einmal ſo ſehr? fragte Talleyrand erſtaunt, und als er ſah, wie der Gräfin entſetztes Auge nach dem Diener hinüber flog, ſagte er: Hippolyte, gehen Sie hinaus. Warten Sie im Vorzimmer, bis ich klingeln werde.

Und jetzt, rief Talleyrand, als der Kammerdiener ſich entfernt hatte, jetzt ſagen Sie mir, was für eine ſchreckensvolle Nachricht enthält denn dieſer Brief?

Oh, mein Oncle, rief die Gräfin mit kläglicher Stimme, Fürſt

Metternich ſchreibt Ihnen, daß Bonaparte die Inſel Elba verlaſſen hat, ohne daß Jemand weiß, wohin er gegangen iſt. Was ſoll nun heute Abend aus meinem Debüt werden?

Talleyrand nahm das Billet, das die Gräfin in ihrer kleinen Hand zerknittert hatte, und las es aufmerkſam, aber mit vollkommener Gelaſſenheit.

Muß dieſer Bonaparte auch gerade jetzt von Elba fortlaufen, klagte die Gräfin, und gerade heute muß die Nachricht hierher kommen, und mich an meinem Debüt verhindern, denn natürlich wird heute Abend keine Theater-Vorſtellung bei Hofe ſtattfinden.

Im Gegentheil, ſagte Talleyrand, die Theater-Vorſtellung bei Hofe wird ſtattfinden, und Sie, meine theure Nichte, werden heute Abend Ihr Debüt feiern. Warum ſollten wir um ſolcher Kleinigkeit willen uns auch in unſern Vergnügungen ſtören laſſen?*) Aber jetzt haben Sie die Gnade, mich zu verlaſſen, denn ich muß ſogleich aufſtehen, und zur Conferenz beim Fürſten Metternich fahren! —

Es ſchlug eben zehn Uhr, als der Fürſt von Benevent in dem Hôtel Metternich anlangte, und den Salon betrat, in welchem er die Diplomaten ſchon verſammelt fand.

Fürſt Metternich ſelber nur war noch nicht anweſend, er hatte ſich noch für einige Minuten wegen einer wichtigen Conferenz mit dem Fürſten Schwarzenberg entſchuldigen laſſen.

Niemand von den Diplomaten, außer Talleyrand, wußte die Veranlaſſung dieſer unerwarteten Conferenz, zu welcher Fürſt Metternich ſie entboten hatte, und leiſe flüſternd theilten ſie einander ihre Vermuthungen mit, als die Thür ſich haſtig öffnete, und Metternich ruhigen, lächelnden und heiteren Angeſichts, wie immer, eintrat.

Eine wichtige Nachricht, meine Herren, ſagte er, eine Depeſche, welche das kaiſerliche General-Conſulat aus Genua uns geſandt hat.

Und er reichte mit einer leichten Verbeugung dem Staatskanzler von Hardenberg ſeine Depeſche dar. Dieſer las ſie, und gab ſie dann,

---

*) Talleyrands eigene Worte. Siehe: Comte de la Garde. Vol. IV. *S. 122.*

ohne ein Wort zu ſagen, an ſeinen Nachbar, und Alle laſen ſie ſchweigend, mit echt diplomatiſcher Ruhe, dieſe inhaltsvollen Zeilen, welche die Depeſche enthielt.

Talleyrand war der Letzte, welcher das Papier empfing. Er las deſſen Inhalt, und blickte dann mit ruhiger Gelaſſenheit auf Metternich hin.

Wiſſen Sie, wohin Napoleon ſich wenden wird? fragte er.

Der Rapport ſagt nichts davon, erwiederte Metternich.

Er wird ſich nach Italien wenden, ſagte Talleyrand ruhig, er wird an irgend einer Stelle Italiens an's Land ſteigen, und ſich in die Schweiz werfen.

Nein, rief Metternich, nein, er wird gerade nach Paris gehen!*)

Nun, dann hoffe ich, daß wir ihm da begegnen werden, rief Hardenberg lebhaft. Ich dächte, die Verbündeten hätten wohl ein Recht, Bonaparte die Honneurs von Paris zu machen, und wenn er wieder dorthin kommt, werden auch wir uns beeilen müſſen nach Paris zu gehen.

Das iſt auch die Anſicht der Monarchen von Oeſterreich, Rußland und Preußen, ſagte Metternich. Es fragt ſich nur, ob der edle Herzog von Wellington im Namen Englands dieſer Anſicht beipflichten wird?

Ich pflichte ihr bei, ſagte der Herzog feierlich, ich habe von meinem Regenten genügende Vollmacht, in ſeinem Namen zu entſcheiden. Im Namen Englands erkläre ich alſo, daß England Theil nehmen wird an dem erneuerten Krieg gegen Napoleon, und nicht dulden wird, daß er auf's Neue die Welt beunruhige.

Die Monarchen haben mich bevollmächtigt, ihren Miniſtern anzuzeigen, daß ſie den Krieg beſchloſſen haben, ſagte Metternich. Es iſt alſo jetzt nur noch nöthig, über die Maßregeln der Ausführung zu verhandeln. Einig im Hauptprincip werden wir uns bald verſtändigen,

*) Siehe: Varnhagen von Enſe, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. III. S. 235.

und wohin Napoleon ſich auch wenden möge, überall wird er die europäiſchen Mächte bereit finden, mit den Waffen in der Hand ihn zurück zu drängen.

II.

Marie Louiſe.

Auf dem innern Schloßhof von Schönbrunn ſtand die Equipage bereit, und erwartete die Kaiſerin, welche heute nach Wien fahren wollte, um dort in der kaiſerlichen Familie den ganzen Tag zuzubringen. Heute zum erſten Mal wollte ſie, den dringenden Bitten des Grafen Neipperg nachgebend, auch an einem der kaiſerlichen Feſte Theil nehmen, und der Theater-Vorſtellung in den Gemächern der Kaiſerin Ludovica beiwohnen. Auch ihr Sohn, der kleine Prinz Napoleon, ſollte bei dieſem Feſt erſcheinen, und in feierlicher Repräſentation zum erſten Mal öffentlich als Mitglied der kaiſerlichen Familie vorgeſtellt werden.

Marie Louiſe hatte ſo eben ihre Toilette beendet, und ließ ſich von der Gräfin Montesquiou den Shawl über die Schultern werfen. Dabei traf ihr Blick ganz von ungefähr das Antlitz der Gräfin, und der trübe, ſchwermuthsvolle Ausdruck deſſelben überraſchte Marie Louiſe.

Sie ſehen traurig aus, Gräfin? fragte ſie theilnahmsvoll. Fehlt Ihnen etwas? Haben Sie Kummer?

Nein, Majeſtät, ſagte die Gräfin, ich habe nur den Kummer, den ich alle Tage empfinde. Nur iſt er etwas geſchärfter, denn ich ſehe meine Kaiſerin bereit, als Erzherzogin wieder an den Hof zu gehen, und ihre Vergangenheit zu verleugnen.

Es iſt wahr, ſeufzte Marie Louiſe, es iſt ein ſchwerer Schritt, und er hat mich viel Ueberwindung gekoſtet. Aber mein Vater wünſcht, ich möchte den Souverainen, in deren Händen die Entſcheidung meines *Schickſals liegt*, beweiſen, daß ich nicht mehr traure über die Ver-

gangenheit, und daß meine Wünſche ſich nicht mehr rückwärts wenden, ſondern nur noch auf das Herzogthum Parma gerichtet ſind. Ich habe alſo mein widerſtrebendes Herz überwunden, ich habe mein Haupt gebeugt, und ich gehe zu dieſem Feſt, um mir mit dieſem Opfer meine Freiheit zu erkaufen. Denn einmal erſt zur Herzogin von Parma ernannt, werde ich das Recht haben, dort zu reſidiren, werden die Pforten meines Gefängniſſes von Schönbrunn ſich vor mir aufthun, und die Welt, das Leben, die Gedanken, der Wille wird wieder mein Eigen ſein. Oh, ſagen Sie nicht, daß ich aus eitler Zerſtreuungsſucht mich heute zu dieſem Feſt begebe, ich kenne alle die Demüthigungen, welche mir heute bevorſtehen, ich weiß, daß meine erhabene Stiefmutter, die Kaiſerin Ludovica, ſich nicht bemühen wird, die Dornen aus dem Roſenkranz zu ziehen, den man mich heute zwingt in mein Haar zu flechten. Aber ich werde meine Schmerzen unter einem Lächeln verbergen, meine Thränen in mich hinein weinen, und es über mich gewinnen, heiter zu erſcheinen. Ich werde mir immer wiederholen: Nimm das Joch auf Dich, damit Du frei werdeſt. Beuge Dein Haupt, damit man wenigſtens eine Herzogskrone darauf befeſtige.

Und weshalb, Majeſtät, geht der König von Rom mit zu dem Feſt? fragte die Gräfin.

Ich bitte Sie, liebe Gräfin, rief Marie Louiſe, einen ängſtlichen Blick umher werfend, ich bitte Sie, wollen Sie meinen Sohn nicht mehr mit einem Titel nennen, den er für immer verloren hat. Wir müſſen es vermeiden, hier Aergerniß zu erregen, und ich weiß, daß es meinem Vater ſehr unangenehm iſt, daß man noch ſo oft meinem Sohn einen Titel giebt, der ihm nicht gebührt. Aber es iſt die höchſte Zeit, unſere Fahrt anzutreten. Holen Sie gefälligſt meinen Sohn, und —

Se. Excellenz der General Graf Neipperg, meldete der eintretende Lakay, und ehe Marie Louiſe noch Zeit fand zu einer Erwiederung, erſchien der Graf auf der Schwelle der offenen Thür.

Ah, Sie kommen ohne Zweifel, um ſich zu überzeugen, daß ich Wort halte, rief Marie Louiſe, daß ich wirklich mein Gefängniß verlaſſe und nach Wien gehe?

Nein, Majeſtät, ſagte der Graf mit feierlichem Ernſt, nein, ich komme, Ew. Majeſtät um eine Audienz zu bitten.

Eine Audienz? fragte Marie Louiſe erſchrocken. Das heißt, Sie haben mir etwas Wichtiges zu ſagen? Es iſt irgend Etwas vorgefallen?

Ich bitte Ew. Majeſtät um eine geheime Audienz, ſagte der Graf, ſich tief verneigend.

Marie Louiſe, ganz verwirrt und beklommen, blickte die Gräfin an, und winkte dann nach der Thür hin.

Gräfin Montesquiou verneigte ſich tief, und verließ das Gemach.

Jetzt, Herr Graf, ſagte Marie Louiſe, jetzt ſind wir allein, jetzt haben Sie Ihre geheime Audienz. Was giebt es? Weshalb ſehen Sie mich ſo traurig an? Ah, ich errathe! Alle meine Demüthigungen, mein Bitten und Flehen ſind vergeblich geweſen, und jetzt in der letzten Stunde noch nehmen Alle ihr Wort zurück! Ich werde nicht Herzogin von Parma werden, ich werde zu ewiger Abhängigkeit von meinem Vater, zu ewiger Gefangenſchaft in Schönbrunn verurtheilt. Nicht wahr, das iſt es, was Sie mir zu ſagen haben? Oh, fürchten Sie ſich nicht, es zu geſtehen, denn Sie ſehen, ich bin vorbereitet, und auf Alles gefaßt. Ich habe ſo viel erduldet, daß nichts mich mehr überraſcht. Sprechen Sie alſo! Iſt es das?

Nein, Majeſtät, das iſt es nicht, ſeufzte Graf Neipperg. Ich hoffe noch immer, daß die edle und erhabene Stirn Ew. Majeſtät, welche ſo würdig iſt einer Kaiſerkrone, mindeſtens mit einer Herzogskrone ſich ſchmücken wird, und mehr als jemals hängt dies jetzt von dem Willen und den Entſchlüſſen meiner erhabenen Herrin ab. Beweiſen Sie es, daß Sie mit der Vergangenheit gebrochen haben, geben Sie jetzt vor aller Welt ein Zeugniß, daß die Bande, welche Sie einſt, den Befehlen des Kaiſers, Ihres Vaters, gehorſam, ſchließen mußten, jetzt für immer zerriſſen ſind, und daß Sie dieſelben niemals wieder anknüpfen wollen, und man wird der Tochter des Kaiſers von Oeſterreich, der heimgekehrten deutſchen Fürſtin, jetzt freudig und bereitwillig die Krone von Parma, die allein ihr beſcheidener Sinn erſtrebt, darreichen. Oh, Fürſtin, ich beſchwöre Sie, haben Sie den

Muth, feierlich vor ganz Europa mit Ihrer Vergangenheit zu brechen, und Alles wird gut werden, und der geſegnete Hafen der Ruhe, des Friedens wird ſich endlich Ihnen öffnen.

Graf, fragte Marie Louiſe, bleich und zitternd vor innerer Aufregung, was iſt geſchehen? Sagen Sie es mir ſchnell, ohne Umſchweife! Ich will es wiſſen!

Wohlan, Majeſtät, Sie ſollen es erfahren, ſagte Graf Neipperg, und dicht zu der Kaiſerin herantretend, und ihr mit einem unausſprechlichen Ausdruck tief und lange in das erregte Antlitz ſchauend, ſagte er leiſe: Napoleon iſt von Elba entflohen!

Marie Louiſe ſtieß einen lauten Schrei aus, eine dunkle Purpurröthe flog über ihr Antlitz hin, ein freudiger Glanz ſtrahlte in ihren Augen auf, ein glückliches Lächeln umſpielte ihre Lippen.*)

Er iſt entflohen, rief ſie, er iſt wieder frei, er iſt wieder der Kaiſer! Wohin iſt er gegangen? Oh, ſagen Sie mir, wo iſt Napoleon?

Niemand weiß das bis jetzt, ſagte Neipperg mit trauriger Stimme. Niemand weiß, wohin der Kaiſer ſich gewandt hat und was er unternehmen wird.

Oh, ich weiß es, rief Marie Louiſe mit blitzenden Augen und einem ſeligen Lächeln. Ich weiß, wohin Napoleon ſich wenden, und was er unternehmen wird! Nach Frankreich wendet ſich ſein heldenkühnes Herz, nach Paris wird er gehen und den König wieder verjagen, und wird wieder Kaiſer von Frankreich werden. Oh, und dann wird er mich wieder zu ſich rufen, und ich werde wieder Kaiſerin von Frankreich ſein, und die Fürſten, die jetzt in ihrem Hochmuth ſo ſtolz mir gegenüber ſtehen, die werden ſich wieder vor mir beugen! Oh, mein Gott, mein Gott, ich danke Dir, Du haſt meine Gebete erhört, Du haſt mir endlich Erlöſung geſandt! Napoleon iſt wieder da, er wird mich wieder zur Kaiſerin machen, und mein Sohn, mein armer, geliebter, kleiner Napoleon, dem man ſeinen Rang, ſeinen Titel, ja

*) Ueber die aufrichtige Freude, die Marie Louiſe bei der erſten Nachricht von der Flucht Napoleons äußerte, berichtet Gneiſenau an die Prinzeſſin Louiſe Radziwill. Siehe: Pertz. IV.

ſogar ſeinen Namen rauben wollte, er wird jetzt wieder der König von Rom werden, und freudig und ſtolz kann ich es aller Welt ſagen: er heißt wie ſein Vater, er heißt Napoleon! — Oh, Graf, freuen Sie ſich doch mit mir, Sie, der Sie ſo oft mir geſchworen haben, daß Sie Antheil nähmen an meinem Mißgeſchick, freuen Sie ſich jetzt mit mir meines Glückes, und — Aber wie, unterbrach ſie ſich auf einmal ſelbſt, Sie ſehen bleich aus, Sie, — mein Gott, ich glaube, Sie weinen ſogar?

Ja, rief der Graf, in heftiger Bewegung ſeine Hände an ſeine Bruſt drückend, ja ich weine, und da drinnen in meiner Bruſt wühlen unſägliche Schmerzen. Oh Thor, erbarmungswürdiger Thor, der ich war, von einem Glück, einem Paradieſe zu träumen, für mich zu träumen! Das Schickſal ſtraft mich für meine Vermeſſenheit, und weil mein ſündiges Herz gewagt hat zu hoffen, wird es zerſchmettert. Ich habe Strafe verdient, und ich habe ſie empfangen, denn ich bin Zeuge geweſen von der Freude Ew. Majeſtät. Jetzt habe ich nichts mehr zu ſagen, darf ich nichts mehr ſagen; von dieſer Stunde an habe ich nicht mehr das Recht, vor Ew. Majeſtät zu erſcheinen, denn Sie werden mich wieder haſſen, wieder Ihren Feind nennen. Leben Sie alſo wohl, Majeſtät, leben Sie ewig wohl! Oh, könnte ich mein Herzblut zu Ihren Füßen hinſtrömen, um Ihnen zu beweiſen, daß Sie nie einen treuern, ergebeneren Diener gehabt haben, als ich es bin, oh könnte ich für Sie in den Tod gehen! Aber das Schickſal hat mir dieſe letzte Gnade verſagt, ich darf nicht einmal zu Ihren Füßen ſterben. Leben Sie alſo wohl, und möge Gott mir gnädig ſein, möge er mir eine mitleidige Kugel ſenden, die mich erlöſt!

Er ſtürzte zu der Kaiſerin hin, und in gewaltiger Bewegung vor ihr niederſinkend, umklammerte er ihre Füße, lehnte er ſein Haupt an ihre Kniee und küßte mit glühender Inbrunſt ihr Gewand. Dann ſprang er empor, und ohne ein weiteres Wort, einen weiteren Blick eilte er nach der Thür hin.

Aber Marie Louiſe eilte ihm nach, ſie legte ihre Hand auf ſeinen Arm, und zog ihn von der Thür zurück.

Wo wollen Sie hingehen? fragte ſie mit bebenden Lippen. Warum ſagen Sie mir Lebewohl?

Weil ich Wien verlaſſe, und zur Armee abgehe, ſagte er faſt trotzig.

Zur Armee? fragte Marie Louiſe athemlos. Soll denn der Krieg auf's Neue beginnen?

Ja, rief Neipperg mit wilder Freude, ja der Krieg ſoll auf's Neue beginnen! Die Monarchen haben geſchworen, nicht eher das Schwert wieder in die Scheide zu ſtecken, bis die Welt für immer von Bonaparte befreit iſt. Schon ſprengen die Couriere und Stafetten nach allen Seiten hin, um den Armeen der Verbündeten, welche Alle ſchon auf dem Rückmarſch von Frankreich waren, den Befehl zu bringen, umzukehren und wieder vorwärts zu rücken an die Grenzen Frankreichs. Ja, Gott ſei gelobt und geprieſen, die Monarchen ſind einig, ſie haben den Krieg beſchloſſen, ſie haben geſchworen, die Waffen nicht eher wieder niederzulegen, als bis ſie die Welt für immer von dem Ungeheuer befreit haben, welches, nachdem es ſchon das Blut von Millionen Männern vergoſſen hat, noch nicht zufrieden iſt, den erſchöpften Nationen noch nicht den Frieden gönnen will.

Und das wagen Sie mir zu ſagen? rief Marie Louiſe mit blitzenden Augen. In meiner Gegenwart wagen Sie es, meinen Gemahl, den heimgekehrten Kaiſer, zu ſchmähen?

Ja, das wage ich, ſagte Neipperg, ſie mit ſtolzem, trotzigem Blick anſchauend. Für mich iſt Bonaparte nicht der heimgekehrte Kaiſer, ſondern ich ſage von ihm, was heute Morgen der Kaiſer Franz ſagte, als Fürſt Metternich ihm die Nachricht von der Flucht Napoleons brachte: „Er iſt ein Abenteurer, der jetzt ſeine letzte Rolle ſpielt.“

Oh, mein Gott, murmelte Marie Louiſe, ſchweigen Sie doch! Gönnen Sie mir doch die Hoffnung auf die Zukunft.

Nein, rief Neipperg mit einem grauſamen Lächeln, nein, ich will nicht ſchweigen! Sie haben vorher kein Erbarmen mit mir gehabt, jetzt will ich auch keins haben. Sie haben vor mir gejubelt über die Rückkehr Napoleons, jetzt ſollen Sie auch von mir den Jubel über das Ende dieſes Abenteurers hören müſſen. Und ich ſage Ihnen, Madame,

dieſes Ende wird anders ſein, wie Bonaparte in ſeinem ſtolzen Hochmuth es vermeint, es wird den ſchmachvollſten Fluch an ſeiner Stirn tragen, den Fluch der Lächerlichkeit! Statt daß man bisher den geſtürzten Kaiſer bewunderte und faſt beklagte, wird man von jetzt an den flüchtigen Abenteurer, welcher mit ſeinen tollen Theatercoups Fiasco macht, verlachen und verhöhnen, und er wird für ganz Europa die Zielſcheibe des Spottes, der Bosheit und des Witzes werden. Ew. Majeſtät ſagen, Napoleon werde ſich nach Paris wenden, nach Frankreich gehen. Nun wohl, möge er es thun! Das franzöſiſche Volk wird ihn mit Verwünſchungen empfangen, die Armee, welche mit enthuſiaſtiſcher Liebe an dem guten König hängt, dem ſie Treue geſchworen, die Armee wird ihm ihre Waffen entgegenſtrecken, und ſich nicht noch einmal von den leeren Verſprechungen des Mannes verlocken laſſen, der ſeit zwanzig Jahren ſie von Krieg zu Krieg geſchleppt hat, indem er immer verſicherte, daß er nur den Frieden begehre und erkämpfe. Frankreich war gefaßt auf ſolchen Handſtreich des Abenteurers Napoleon, und es iſt bereit, ihn mit Gewalt zurückzuweiſen. Schon ſeit Wochen iſt die ganze Küſte Frankreichs mit einem ſtarken Militair-Cordon beſetzt, und mächtige Kriegsſchiffe kreuzen unfern der Ufer. Kein Schiff, kein Boot kann unbemerkt ſich Frankreich nähern, und wenn Napoleon mit ſeinen hundert Garden und drei Schiffen daher kommt, wird das Hohngelächter, welches ihn von den franzöſiſchen Schiffen und von dem Ufer her empfängt, ihm beſſer als rollende Kanonenkugeln das Scheitern ſeines abenteuerlichen Kaiſerunternehmens anzeigen. Aber nehmen wir an, daß es ihm gelingt zu landen, daß er unter einer Verkleidung den Boden Frankreichs betritt, daß er einige Abenteurer findet, welche ſich ihm anſchließen, ſo wird doch die ganze Nation ſich wider ihn erheben, und auf ihre Wittwen und Waiſen zeigend, wird ſie rufen: Wir wollen Dich nicht, Dich, den Mörder unſerer Söhne und Männer, wir verwünſchen Dich, den Menſchenſchlächter! Wir wollen Frieden, Frieden, und den giebt und erhält uns unſer König. Hebe Dich weg von uns! Frankreich verwirft den Tyrannen, der es ſo lange unterjocht, ſo lange ſeine Freiheit unter-

drückt hat. Frankreich will frei ſein, und es ſchaudert zurück vor Deiner despotiſchen Hand!

Nein, rief Marie Louiſe trotzig, nein, Sie irren ſich, mein Herr! Frankreich wird des Ruhmes gedenken und der Siege, mit welchen der Kaiſer es wie mit einer Glorie umſtrahlt hat, Frankreich wird der Liebe gedenken, welche ſein großer Kaiſer ihm ſtets bewieſen hat, und es wird ihm ſeine Arme entgegenſtrecken, und wird ihn jubelnd willkommen heißen, und ihn anerkennen als ſeinen Kaiſer!

Nun wohl, nehmen wir an, daß es ſo ſei, ſagte General Neipperg, glauben wir, daß die Hoffnungen Eurer Majeſtät ſich verwirklichen, daß Napoleons abenteuerliches Unternehmen von Erfolg gekrönt wird, und er ſich wieder zum Kaiſer von Frankreich erhebt. Sein erſter Schritt auf den Thron iſt für ganz Europa eine Kriegserklärung und alle Mächte ſind entſchloſſen, dieſe Kriegserklärung anzunehmen und den Friedensſtörer zu bekämpfen auf Leben und Tod. Schon haben die Regenten von Oeſterreich, Rußland, England und Preußen ſich hier zum neuen Kampf verbündet, ſchon rufen ſie ihre Heere, und jubelnd werden ihre Soldaten zu den Fahnen eilen und wieder hinziehen nach Frankreich. Und inmitten dieſer Heere, die voll Siegesmuth von allen Seiten herbeiſtrömen, ſteht Napoleon allein, ohne Bundesgenoſſen, ganz Europa gegen ſich gewaffnet. Wird er die Kraft haben, er mit ſeinem geſchwächten Heer, das den Glauben an ſeine Unüberwindlichkeit und das Glück des Kaiſers ſchon auf den Schneefeldern von Rußland eingebüßt hat, wird er die Kraft haben, den Armeen aller europäiſchen Mächte die Stirn zu bieten?

Marie Louiſe ſenkte traurig ihr Haupt. Ich ſehe wohl, ſeufzte ſie, er iſt verloren.

Ja, rief General Neipperg triumphirend, ja, er iſt verloren. Zum zweiten Mal werden wir ihn vernichten, zum zweiten Mal werden wir ihn ſeines Theaterputzes, ſeiner Kaiſerkrone und ſeines Kaiſermantels entkleiden. Aber dies Mal wird man weniger großmüthig, weniger reſpectvoll ſein. Vor einem Jahr war Napoleon noch der Kaiſer, welchen man beſiegt hatte und dem man Rückſicht ſchuldig zu ſein

glaubte, jetzt wird er der gefangene Abenteurer ſein, den man verurtheilt und richtet.

Sie wollen ihn hinrichten? rief Marie Louiſe entſetzt.

Nein, ſagte Neipperg ruhig, mag er leben, ein Leben der Demüthigung, der Erniedrigung, des Hohns und der Schande. Verbannt auf irgend eine wüſte Inſel im Ocean, oder in einem Käfig umhergeführt, um den Völkern gezeigt zu werden als die Geißel Gottes, die einſt geſandt worden, um die Völker zu ſtrafen, die Gott aber jetzt bei Seite geworfen hat. Er wird bei Gott und Menſchen kein Erbarmen finden, er wird allein ſein, ganz allein. Doch nein, ich irrte mich, ſeine Gemahlin wird bei ihm ſein und auch ſein Sohn. Sie werden ſeine Schmach, ſeine Demüthigung mit ihm theilen, ſie werden mit ihm in der Wüſte des Weltmeers oder im Gefängniß leben. Oh, Marie Louiſe wird ſich unſterblich machen, und wenn man auch dereinſt von ihr ſagen wird: „ſie war eine ſchlechte Patriotin, denn ſie verrieth ihr deutſches Vaterland, ſie war eine undankbare Tochter, denn ſie verließ ihren Vater", ſo wird man doch bewundernd hinzuſetzen: „aber ſie war eine treue Gattin, denn ſie folgte dem Feind ihres Vaterlandes, ihres Hauſes, in das Elend und die Schande, ſie bewunderte ihn, obgleich ganz Frankreich ihn verhöhnte, ſie liebte ihn, obgleich Er ſie ſelber niemals geliebt, ihr immer die Treue gebrochen und es ihr nie vergeben hat, daß ſie ihm nicht nach Elba gefolgt war, ſondern dieſe Ehre ſeinen Geliebten überlaſſen hatte." — Oh, zu denken, daß Marie Louiſe, meine Herrin, die geliebte Tochter ihres Vaters, die von Oeſterreich angebetete deutſche Fürſtin, daß dieſe edle, ſtolze, tugendhafte Frau dazu verurtheilt iſt, an der Seite eines corſiſchen Abenteurers durch die Welt zu ziehen ohne Heimath, ohne Vaterland, ohne Namen und ohne Ehre! Denn täuſchen Sie ſich nicht, Fürſtin, an dieſer Stunde hängt Ihre ganze Zukunft, in dieſer Stunde entſcheiden Sie über den Rang, den Sie künftig in der Welt einnehmen, den Sie Ihrem Sohne geben wollen!

Was ſagen Sie? fragte Marie Louiſe entſetzt. Wie kann ich jetzt entſcheiden über meine Zukunft, ich, eine arme, willenloſe Frau?

Sie ſollen in dieſer Stunde einen Willen haben, ſagte Neipperg

feierlich. Ihr Herr Vater, der Kaiſer, ermächtigt Sie dazu. Fürſtin, ich komme im Auftrag des Kaiſers. Er legt Ihre Zukunft in Ihre Hand, und gleich den Monarchen von Rußland und Preußen, gleich ganz Europa, wartet er auf Ihre Entſcheidung. Die Mächte haben ſich vereint zum Kriege gegen Napoleon, und in dieſem großen europäiſchen Kriege wollen und dürfen ſie keine Neutralität dulden. Wer mit Napoleon geht, der iſt ihr Feind, den ſie angreifen, wer wider ihn iſt, der iſt ihr Bundesgenoſſe, den ſie beſchützen und für deſſen Wohlfahrt ſie ſorgen. Sie fragen jetzt die einſtige Kaiſerin von Frankreich, die einſtige Gemahlin Napoleons, auf welche Seite ſie ſich ſtellen will, — auf die Seite Napoleons, oder auf die Seite der Verbündeten? Auch für Sie iſt die Zeit der Neutralität vorüber, und auch Sie müſſen vor ganz Europa ſich offen erklären. Wollen Sie zu Napoleon ſtehen, wohlan, der Kaiſer Franz geſtattet es Ihnen, er will die Feindin Deutſchlands nicht mehr zwingen, ſich ſeine Tochter zu nennen und in ſeinem Hauſe zu wohnen.

Das heißt, er will mich verſtoßen? rief Marie Louiſe entſetzt.

Das heißt, er geſtattet Ihnen, mit Ihrem Sohne zu Ihrem Gemahl zurückzukehren, und er wird vergeſſen, daß die Gemahlin des Abenteurers Napoleon einſt ſeine Tochter war und daß er ihren Sohn als ſeinen Enkel geliebt hat. Die Monarchen, welche ſich einſt für die Tochter des Kaiſers Franz, für die deutſche Erzherzogin, die entthronte Kaiſerin verwandten, und ihre Zukunft ſichern, und ſie zur Souverainin eines ſchönen und reichen Herzogthums machen wollten, die Monarchen geben es auf, für Diejenige zu ſorgen, welche ſich laut zu ihrer Feindin bekennt, und einem Mann anhängt, welcher der Feind Deutſchlands, der Feind ganz Europa's iſt; ſie ziehen ihre Hand zurück von der Gemahlin Napoleons, und ſie mag ſein Loos mit ihm theilen, aber nimmer wird ſie Herzogin von Parma werden, nimmer wird ſie als Erzherzogin von Oeſterreich in die Staaten ihres Vaters zurückkehren dürfen.

Oh Gott, Gott, ſchrie Marie Louiſe in Todesangſt, was ſoll ich denn thun, um dies Unheil von mir abzuwenden? Was kann ich be-

ginnen, um meinem Vater, um den Monarchen zu beweiſen, daß ich nicht eine Feindin meines Vaterlandes und meines Kaiſers bin?

Madame, ich ſagte Ihnen erſt, was der Kaiſer von Oeſterreich, was die Verbündeten thun werden, wenn Sie ſich auf Napoleons Seite ſtellen wollten. Es bleibt mir noch übrig zu ſagen, was ſie thun werden, wenn Sie ſich als deutſche Prinzeſſin, als Erzherzogin von Oeſterreich, als die Tochter Ihres kaiſerlichen Vaters offen und frei zu den Alliirten, zu den Geſinnungen Ihres Vaters, Deutſchlands und ganz Europa's bekennen wollen. Geben Sie ein Zeugniß, daß Sie dies thun, ſagen Sie ſich feierlich los von Napoleon, und der Kaiſer, Ihr Vater, wird Sie mit Thränen des Entzückens in ſeine Arme ſchließen und er wird Ihren Sohn als ſeinen Enkel ſegnen und behüten, und Sie Beide lieben und heilig halten. Sagen Sie ſich heute, in dieſer Stunde los von Napoleon, und die Monarchen und alle Mitglieder des Congreſſes werden morgen ſchon in feierlicher Sitzung es für ihre erſte, ihre heiligſte Pflicht erachten, die Zukunft der Erzherzogin Marie Louiſe zu ſichern; ſie werden Sie einſtimmig und unabänderlich zur Herzogin von Parma erklären, und morgen ſchon wird Marie Louiſe die freie, ſelbſtſtändige und unabhängige Souverainin eines Herzogthums, geſichert gegen alle Wechſelfälle des Schickſals, ſein.

Und mein Sohn? fragte Marie Louiſe lebhaft.

Der Kaiſer von Oeſterreich wird ſeinem Enkel, dem er die Erbfolge in Parma nicht zugeſtehen darf, eine glänzende Dotation in Böhmen geben, und ihm den Titel eines Herzogs von Reichſtadt verleihen, wie er das ſchon früher beſchloſſen hat.

Aber wie ſoll ich mich feierlich losſagen von Napoleon, fragte Marie Louiſe, wie muß ich es anfangen, damit man mir glaubt, daß ich keine ehrgeizigen Wünſche mehr hege und kein Gelüſte mehr trage nach der franzöſiſchen Kaiſerkrone?

Setzen Sie ſich dort an Ihren Schreibtiſch, Madame. Schreiben Sie ein kurzes, zärtliches Billet an den Kaiſer, Ihren Vater. Schreiben Sie Sr. Majeſtät, daß Sie ihn bitten, was auch Napoleon fordern möge, Sie und Ihren Sohn unter keiner Bedingung wieder an ihn *auszuliefern*. Verſichern Sie ihn mit heiligem Schwur, daß Sie dem

Unternehmen Napoleons ganz fremd ſind, daß Sie nichts gewußt haben von ſeinen Plänen und ſtellen Sie ſich und Ihren Sohn unter den Schutz des Kaiſers und ſeiner Alliirten.

Warten Sie, rief Marie Louiſe, zu ihrem Schreibtiſch ſtürzend und ſich vor demſelben niederlaſſend, wiederholen Sie mir doch noch einmal, ſagen Sie mir, was ich ſchreiben muß. Dictiren Sie mir!

Nun wohl denn, haben Ew. Majeſtät die Güte zu ſchreiben: „Mein gnädigſter Vater! Noch ganz bewegt und erſchüttert von der furchtbaren Nachricht, die ich ſo eben erhalten, eile ich, Ew. Majeſtät zu beſchwören, mir Ihre Gnade nicht zu entziehen und Ihre unglückliche und gehorſame Tochter nicht von Ihrem Herzen zu verſtoßen. Ich ſchwöre Ew. Majeſtät, daß ich dem Unternehmen Napoleons ganz fremd bin, nichts gewußt habe von ſeinen Plänen, und nichts wünſche und begehre, als aus den Händen meines kaiſerlichen Vaters allein meine Zukunft zu empfangen. Ich beſchwöre Ew. Majeſtät, mich und meinen Sohn unter Ihre Obhut zu nehmen, und ich ſtelle mich hiermit feierlich unter den Schutz Ew. Majeſtät und der alliirten Souveraine. Zugleich erſuche ich Ew. Majeſtät, meinem mütterlichen Herzen einen Wunſch zu erfüllen, und mir gnädigſt zu geſtatten, daß ich meinem Sohn das herrlichſte und ehrenvollſte Geſchenk mache, daß ich ihm den Namen ſeines Großvaters gebe, und ihn von heute an Franz benenne, auch meine Dienerſchaft anweiſe, ihn von jetzt an nicht anders zu benennen. Mögen Ew. Majeſtät dies als einen kleinen Beweis der treuen und kindlich ergebenen Geſinnung betrachten, mit der ich bin Ew. Majeſtät ganz gehorſame Tochter Marie Louiſe.*)

Ach, rief Marie Louiſe, nachdem ſie zu Ende geſchrieben, die Feder bei Seite werfend, jetzt bin ich Herzogin von Parma.

Mit haſtigen Händen faltete ſie das Papier zuſammen und adreſſirte es. Dann ſtand ſie auf, und mit dem Papier in der Hand näherte ſie ſich dem Grafen, der mit ſtrahlendem Angeſicht ihr entgegen ſchauete.

Hier, General, ſagte ſie, mit einem ſanften Lächeln ihm das Billet

*) Ménéval: Mémoires. III. 142.

darreichend, tragen Sie dies Billet zu meinem Vater. Ich ſelber werde ihm ſagen, daß Sie heute den ſchwerſten und größten Ihrer Siege gefeiert haben, den Sieg über ein menſchliches Herz. Sie haben meinem rebelliſchen Herzen eine tüchtige Schlacht geliefert, und zwar mit ſcharfen zweiſchneidigen Waffen, aber Sie haben damit die übermüthige, ehrgeizige Kaiſerin beſiegt, und ſie in eine gehorſame Erzherzogin verwandelt. Sie haben mich beſiegt, General, und dennoch, ja dennoch danke ich Ihnen, und werde dieſer Stunde nie vergeſſen!

Graf Neipperg erwiederte nichts, er knieete vor Marie Louiſe nieder und preßte die Hand, welche ihm das Billet darreichte, an ſeine glühenden Lippen und ſchaute dann zu ihr auf mit einem ſeligen entzückten Ausdruck.

Auch ich werde dieſer Stunde nie vergeſſen, flüſterte er, ſie wird das ſchönſte Beſitzthum meines Lebens bleiben!

Stehen Sie auf, Graf, ſagte Marie Louiſe beklommen, der Kaiſer wird Sie erwarten. Bringen Sie ihm mein Billet.

Graf Neipperg erhob ſich, verneigte ſich tief und wandte ſich der Thür zu.

Graf, rief Marie Louiſe, noch ein Wort!

Sofort wandte der Graf ſich um, und kehrte zu ihr zurück.

Ich bemerke, daß Sie einen ſchwarzen Flor um Ihren Arm tragen, ſagte Marie Louiſe haſtig. Sie haben alſo Trauer? Wer iſt Ihnen denn geſtorben, und wen haben Sie zu beweinen?

Ew. Majeſtät, ſagte der Graf mit ſeltſam bewegtem Ton, ich erhielt heute Morgen eine ganz unerwartete Nachricht. Ich bin Wittwer, meine Gemahlin iſt nach zweitägiger Krankheit plötzlich geſtorben.*)

Marie Louiſe zuckte zuſammen, eine tiefe Purpurgluth flog über ihre Wangen hin, und vor dem glühend auf ſie gehefteten Blicke des Grafen ſchlug ſie befangen die Augen nieder.

Graf Neipperg trat noch dichter zu ihr hin, und mit zitternder bewegter Stimme flüſterte er: Ew. Majeſtät fragten mich, wer mir

*) *Ménéval*: Mémoires. III. 221.

geſtorben, und wen ich beweinte. Geſtorben iſt mir die Gemahlin, aber ich beweine ſie nicht, und als ich die Trauerbotſchaft erhielt, jauchzte mein ſündiges Herz, und ich rief freudig: ich bin frei. Mein Herz darf ſein Idol lieben und anbeten, und Niemand darf ſagen, daß meine Liebe ein Verbrechen iſt! Ich bin frei!

Er neigte ſich auf die Hand Marie Louiſens, drückte einen flammenden Kuß auf dieſelbe, und eilte hinaus.

Marie Louiſe ſchaute lange noch nach der Thür hin, durch welche er verſchwunden war. Dann hob ſie die großen blauen Augen mit einem vorwurfsvollen Ausdruck zum Himmel empor.

Er iſt frei, flüſterte ſie. Er darf lieben ohne Sünde, — aber ich? Oh mein Gott, ich?

III.

Das unterbrochene Feſt.

Fünf Tage der Ruhe und des Schweigens waren dieſem erſten Donnerſchlag des über Europa hereinbrechenden Gewitters gefolgt, und keine weitern Nachrichten von dem Unternehmen Napoleons waren bis jetzt nach Wien gelangt. Dennoch konnte man an der Kunde von der Flucht Napoleons nicht mehr zweifeln, denn an jenem erſten Tage waren noch zwei weitere Couriere von Genua angelangt, und ſie hatten die Nachricht beſtätigt.

Napoleon hatte wirklich Gelegenheit gefunden, der Wachſamkeit der engliſchen Schiffe zu entgehen und die Inſel Elba zu verlaſſen. Freilich war der Commodore Sir Colin Campbell in der letzten Zeit mit ganz andern Dingen beſchäftigt geweſen, als mit der Bewachung Napoleons, und ſtatt den Blick auf Elba geheftet zu haben, hatte er ihn nach Livorno hingewandt, nach Livorno, wo die Frau jetzt weilte, welche er liebte, nach Livorno, wo die ſchöne Gräfin

Ildefonſe wohnte, und Sir Colin Campbell zu ſich lockte mit ihrem bezaubernden Angeſicht. Der Commodore hatte nicht die Kraft gefunden, den Liebesblicken der Zauberin zu widerſtehen, und ſtatt mit ſeinem Schiff die Inſel Elba zu bewachen, hatte er es immer wieder nach Livorno gelenkt, um dort in den Zaubergärten ſeiner Armida alles Andere zu vergeſſen, außer ſeine Liebe.*)

Dieſe häufige Abweſenheit von den Küſten Elba's hatte die Flucht des Kaiſers außerordentlich begünſtigt, und es ihm möglich gemacht, die hohe See zu erreichen, ohne von irgend einem Unfall aufgehalten zu werden.

Das waren die Nachrichten, welche die beiden andern Couriere von Genua nach Wien gebracht, und welche wie ein Blitz in allen Gemüthern gezündet hatten. Jedermann kannte jetzt die große, welterſchütternde Neuigkeit, Jedermann war in lebhafter Spannung, die weitere Entwickelung dieſes großen Drama's, das Napoleon der Welt darſtellen wollte, zu ſchauen, und mit glühender Neugierde wandten ſich Aller Blicke dem Kaiſerhofe zu, ſuchten ſie in den Angeſichtern der Monarchen und der Diplomaten den Eindruck zu leſen, den das große Ereigniß auf ſie gemacht.

Aber der Kaiſerhof bot immer noch das Bild des ſorgloſen Glückes, der ungetrübten Feſtlichkeit dar, und immer noch ſchienen die Monarchen und Diplomaten nur darauf bedacht, ihre „Ferien in Wien" möglichſt heiter und in glänzender Feſtlichkeit zu durchjubeln. Nichts hatte ſich daher geändert in der Phyſiognomie des Congreſſes und der Geſellſchaft.

Am Abend des Tages, an welchem die Nachricht von der Flucht Napoleons in Wien eingetroffen, hatte wirklich das von der Kaiſerin veranſtaltete Feſt ſtattgefunden, und die Gräfin Edmonde von Perigord hatte wirklich, wie ihr Talleyrand das am Morgen prophezeihte, als junge Debütantin in dem Vaudeville, „der unterbrochene Tanz" einen glänzenden Triumph gefeiert. Der Theater-Aufführung war ein Ball gefolgt, und man hatte ſich dem Tanz und den Vergnügungen des

*) Mémoires du Duc de Rovigo. VII. S. 350.

Abends mit derselben sorglosen Heiterkeit hingegeben, mit der man bis hierher jeden Tag hatte scheiden, jeden neuen Tag hatte kommen sehen.

Das Publikum sah nur die Oberfläche, nur den heitern Schein, Niemand konnte das Geheimniß der Conferenzen durchdringen, Niemand konnte Nachricht geben von dem, was Talleyrand, der Minister Frankreichs, täglich mit den Ministern von Oesterreich, Preußen, Rußland und England besprach und verabredete.

Die Diplomaten beobachteten ein tiefes Schweigen, sie legten den sternfunkelnden Schleier der Feste und Zerstreuungen über ihre ernsten Angesichter, sie beriethen sich in der Stille, und vergnügten sich vor aller Welt.

Fünf Tage also, wie gesagt, waren vergangen seit jenem ersten Blitzstrahl, der von Elba herübergeflammt war, und noch immer waren keine weitern Nachrichten angelangt.

Man schien also in Wien ganz heiter und unbesorgt zu sein und vielleicht um der Welt zu beweisen, daß man es sei, hatte Fürst Metternich für heute, den zwölften März, ein großes glänzendes Ballfest arrangirt.

Alle diese glänzenden Säle waren heute wieder festlich decorirt und leuchteten wieder im Glanz der Lichter, der Spiegel und der Goldverzierungen, und lächelnd, ruhig und heiter wie immer, durchschritt Fürst Metternich in seiner goldgestickten Staatsuniform, die Brust bedeckt mit funkelnden Orden, die Säle, mit liebenswürdiger Beflissenheit seine Gäste empfangend. Er hatte wieder die ganze hocharistokratische Gesellschaft eingeladen, welche sich täglich hier und dort in den Salons, oder in den Kaisersälen zusammentraf. Alle Diplomaten des Congresses, der ganze hohe Adel, alle in Wien anwesenden Fürsten hatten von Metternich zu dem heutigen Ballfest eine Einladung erhalten, und sie angenommen. Kaiser Franz mit seiner Gemahlin und seinem ganzen Hof hatte sein Erscheinen zugesagt, der König von Preußen hatte durch seinen General-Adjutanten dem Fürsten seinen Besuch anmelden lassen und der König von Baiern war seinem Beispiel gefolgt. Jedermann wollte der Welt Zeugniß geben von dem guten Einvernehmen, welches unter den Mächten herrscht, von dem freudigen Zusammengehen und

Zusammentanzen mit dem österreichischen Minister, dem Präsidenten des Congresses.

Fürst Metternich aber sollte heute noch eine andere Genugthuung empfangen. Er hatte sich wohl gehütet, den Kaiser von Rußland oder irgend ein Mitglied der kaiserlichen Familie einzuladen, er hatte es sogar vermieden, an die russischen Großen seine Invitationen zu senden. Sie waren bei seinem letzten Ballfeste trotz der angenommenen Einladung nicht erschienen, weil Kaiser Alexander sein Kommen verweigert hatte. Fürst Metternich wollte also ihnen und sich einen abermaligen Refus ersparen, und da er den Kaiser Alexander nicht einzuladen wagte, hatte er den Russen überhaupt keine Einladungen gesandt.

Aber auf einmal öffneten sich die Thüren des ersten Salons, und man sah da die Kaiserin Elisabeth, die Großfürstin Katharina in reicher, glänzender Toilette, strahlend von Brillanten, neben ihnen den Kaiser Alexander in der Uniform seines österreichischen Regiments und hinter ihm das glänzende Gefolge der Hofdamen, Generäle und Adjutanten des Kaisers.

Fürst Metternich war eben, in der Mitte des zweiten Salons stehend, mit dem König von Preußen und dem Herzog von Wellington in einem lebhaften Gespräch begriffen, und zufällig richtete sich sein Blick nach dem ersten Salon hin, da sah er durch denselben einherschreiten die hohe glänzende Gestalt des Kaisers Alexander, neben ihm die beiden Damen, welche ihm entgegenschauten mit einem holden, gütigen Lächeln.

Fürst Metternich unterbrach sich mitten in einem angefangenen Satze; sich vor dem König Friedrich Wilhelm verneigend und um Entschuldigung bittend, eilte er dem Kaiser entgegen.

Alexander trat rascher, den Damen vorauseilend, auf ihn zu und reichte ihn mit einem freundlichen Kopfneigen die Hand dar. Fürst Metternich, sagte er laut genug, um von der lauschenden, athemlosen Gesellschaft verstanden zu werden, Fürst Metternich, ich komme mit meinen Damen, um mir mit ihnen Entschädigung zu suchen für das vorige Ballfest, bei dem wir nicht gegenwärtig waren. Aber werden *Ihnen auch* die ungebetenen Gäste willkommen sein?

Sire, rief Metternich mit ſtrahlendem Angeſicht, ich finde keine Worte, um Ew. Majeſtät zu danken für die gnädige Auszeichnung, die Ew. Majeſtät mir wiederfahren laſſen, und ich bin noch ſo berauſcht davon, daß ich kaum weiß, ob ich wache oder ob dies nur ein goldener Feentraum iſt.

Oh, ich dächte, der Herr Bonaparte hat uns ſchon einmal wieder aus allen Feenträumen aufgeſchreckt, rief Alexander, und wir, Metternich, wir wollen jetzt zuſammen wachen und handeln. Alles ſei vergeſſen, und ſo lange wir leben, ſoll von dieſem Gegenſtand, der uns veruneinte, niemals wieder die Rede ſein. Wir haben jetzt wichtigere Dinge zu thun, Napoleon iſt zurückgekehrt, und unſere Allianz muß feſter ſein, denn je.*) Nicht wahr, wandte er ſich dann mit einem ſanften Lächeln an den Kaiſer von Oeſterreich, der eben zu ihnen trat, jetzt ſind Sie mit mir zufrieden, und es freut Sie, mich mit dem Fürſten Metternich wieder ausgeſöhnt zu ſehen?

Sire, ſagte der Kaiſer Franz, indem er ſeine Hand auf die Hand des Kaiſers legte, laſſen Sie mich, wie der Schiller in ſeinem Gedicht ſagt, laſſen Sie mich in Ihrem Bunde der Dritte ſein!

Und ich? fragte der König von Preußen, zu ihnen tretend; ſoll ich nicht auch meinen Theil haben an dieſem Bunde und dieſem Handſchlag?

Ach, Sire, rief Alexander, Sie haben Theil an allem Guten, Edlen und Großen, und wenn Sie zu uns ſtehen, wird uns auch Segen und Erfolg nicht fehlen, denn über Ihnen wacht der Genius, der unſere Schwerdter ſegnet, der Genius Louiſe! — Aber wir vergeſſen, daß wir zu einem Feſte und nicht zur Conferenz verſammelt ſind, und daß wir das Wort des Fürſten Ligne immer noch bewahrheiten müſſen: „A Vienne l'unique affaire est de traiter le plaisir.“

Und jetzt ſchien ſich die ganze glänzende und auserleſene Geſellſchaft ganz und gar nur noch dieſer einzigen Angelegenheit, dem Vergnügen, hinzugeben. Ueberall begegnete man nur heitern, frohen Ge-

*) Alexanders eigene Worte. Siehe: Memoiren des Freiherrn von Wolzogen. S. 280.

fichtern, überall lachte und ſcherzte man, und als endlich in dem großen glänzenden Tanzſaal die Muſik begann und ihre berauſchenden, jubelnden Klänge ertönen ließ, ſah man bald die Fürſten und Diplomaten mit den reizenden Damen im Tanz dahin ſchweben.

Freilich bildeten ſich auch hier und da einzelne Gruppen, in denen man nicht blos ſchäkerte und lachte, freilich begegnete man unter dieſer glänzenden frohlockenden Menge auch zuweilen bedenklichen Geſichtern, und manches ernſte Geſpräch durfte ſich, begleitet von den ſchmetternden Tönen der Muſik, in den Tanzſaal wagen.

Hier und da in den Fenſterniſchen ſtanden die Diplomaten und Staatsmänner bei einander, die Zukunft mit einander berathend und immer wieder zurückkommend auf die große Frage, auf welche man noch immer keine Antwort wußte, die große Frage: wohin iſt Napoleon gegangen? Wo wird er landen?

Er wird nicht nach Frankreich gehen, ſagte Talleyrand, welcher da drüben mit dem König von Baiern und dem Staatskanzler von Hardenberg in der Fenſterniſche ſtand.

Wohin er auch gehen möge, rief der König von Baiern, wo er auch den Hexentanz wieder beginnen möge, ich werde zu den Muſikern gehören, welche ihm aufſpielen.*)

Und ich denke, wir werden mit dem Herrn Bonaparte den Kehraus tanzen, ſagte Hardenberg lächelnd. Aber was iſt das? Sehen Ew. Majeſtät nur, mit welcher Lebhaftigkeit der Kaiſer Franz ſich da dem Kaiſer Alexander nähert, während Fürſt Metternich zu dem König von Preußen hineilt. Es muß Etwas geſchehen ſein, irgend eine Nachricht —

In dieſem Augenblick näherte General Hardegg ſich den Herren.

Sire, ſagte er, ſich dem König von Baiern zuwendend, Sire, ſo eben ſind zwei Couriere aus Frankreich angelangt, der eine an den Fürſten Metternich, der andere an den Kaiſer Alexander. Sie bringen Beide dieſelbe Nachricht: Napoleon iſt in Frankreich gelandet!

In Frankreich? rief der König; und weiß man, wo er gelandet iſt?

---

*) *Ménéval*, Mémoires. III. 131.

Ja, Sire, ungefähr auf derſelben Stelle, an welcher er, aus Aegypten heimkehrend, landete. Bei Cannes iſt Napoleon an das Land geſtiegen und als er den Fuß auf den Boden Frankreichs ſetzte, war ſein erſtes Wort: der Wiener Congreß iſt aufgehoben.*)

Und wie hat die Bevölkerung ihn empfangen?

Sire, wie man ſagt, mit wahrem Enthuſiasmus!

Ach, ich muß die Herren ſprechen, rief der König, raſch aus der Fenſterniſche hervortretend und zu den Monarchen hineilend, welche in der Mitte des Saals ſtanden und lebhaft mit einander ſprachen.

Die luſtige Tanzmuſik rauſchte noch immer, die Paare hatten ſich bis jetzt in wirbelnden Kreiſen gedreht. Aber jetzt auf einmal war es, als ob ein Zauberwort ſie Alle bannte, jetzt auf einmal verſtummte das heitere Geplauder, verblich das Lächeln auf allen Geſichtern. Mit erſchrockenen Blicken ſchaute man einander an, und die zitternden Lippen flüſterten: er iſt in Frankreich!

Die Muſik jauchzte und klang immerfort und rief mit ihren jubelnden Tönen die Ballgäſte zum Tanz. Aber die Paare ſtanden wie gefeſſelt da und der Raum für die Tanzenden blieb leer. Alle Geſichter waren bleich und entſetzt, es ſchien, als ſei ein Geſpenſt durch den glänzenden Ballſaal dahingegangen und habe Alles angehaucht mit ſeinem eiſigen Todesathem; ſelbſt die Lichter auf den Kronleuchtern ſchienen trüber zu brennen, die Diamanten der Damen matter zu funkeln, und die Muſik ſchien Allen nur noch entgegenzukreiſchen: „Napoleon iſt in Frankreich!“

Niemand mochte mehr tanzen nach dieſer fürchterlichen Muſik. Sie ſchmetterte an Aller Ohren wie die Drommete des jüngſten Gerichtes.

Endlich, da die Muſici ſahen, daß ihre Klänge vergeblich die Tänzer lockten und riefen, endlich verſtummten auch ſie, und bei dieſem unerwarteten, überraſchenden Schweigen hörte man die Stimme des Kaiſers Alexander, welcher, Talleyrand gegenüber ſtehend, ſoeben zu dieſem ſagte: ich hatte es Ihnen vorher geſagt, daß die Dinge nicht

*) Comte de la Garde: Mémoires. IV. 124.

lange so fortgehen könnten, und daß Napoleon nicht, wie sie meinten, ein todter Mann sei.*)

Talleyrand, bleich und sichtbar erschüttert, verneigte sich, und fand kein Wort der Erwiderung.

Alexander wandte sich von ihm und zu dem Kaiser Franz hintretend, flüsterte er: jetzt ist es Zeit, daß wir uns öffentlich gegen Napoleon aussprechen. Ein Glück, daß Ihre Frau Tochter sich feierlich für uns erklärt, und Bonaparte entsagt hat. Wir haben also keine Rücksicht zu nehmen. Die Herzogin von Parma wird uns nicht zürnen, wenn wir den Bannstrahl gegen Bonaparte schleudern. Sind Ew. Majestät nicht auch der Meinung, daß wir jetzt sprechen müssen?

Ja, sagte Kaiser Franz gelassen, das Gewitter muß losbrechen. Der Bonaparte hat geblitzt, jetzt wollen wir donnern, und ganz Europa soll uns vernehmen. Kommen Sie, Sire.

Er nahm den Arm Alexanders, und verließ, gefolgt vom Fürsten Metternich, den Saal. In diesem Moment sah man den König Friedrich Wilhelm dem Herzog von Wellington und dem Staatskanzler von Hardenberg mit der Hand einen Wink geben, und sich dann auch der Thür zuwenden. Die beiden Herren folgten ihm und entfernten sich mit ihm, und jetzt schlich auch Talleyrand mit seinen französischen Begleitern leise und schnell von dannen; hier und dort sah man jetzt auch andere Diplomaten durch die Säle dahin schlüpfen und dem Ausgang zueilen.

Immer stiller, immer leerer ward es in den Sälen, ohne Wort und ohne Gruß eilte man fort, und das Vaudeville, das man an jenem Abend, als die Nachricht von Napoleons Flucht anlangte, zum ersten Mal im Scherz aufgeführt hatte, das Vaudeville: „Der unterbrochene Tanz," es fand jetzt bei der Nachricht von Napoleons Heimkehr nach Frankreich seine zweite Wiederholung, aber sehr im Ernst, und die Gesichter aller der unfreiwilligen Mitspieler waren bleich und verstört.

Der Congreß in Wien, er war von dieser Stunde an wirklich ein

*) Comte de la Garde. IV. 123.

„unterbrochener Tanz", und jetzt konnte man nicht mehr ſagen: A Vienne, l'unique affaire est de traiter le plaisir!

Napoleon hatte wohl dafür geſorgt, daß man endlich auf dem Wiener Congreß ſich auch mit ernſten Dingen beſchäftigen mußte, und dem „tanzenden Congreß" hatte er ein Ende gemacht.

Das Gewitter war wieder über Europa heraufgezogen. Napoleon hatte, wie Kaiſer Franz ſagte, geblitzt, und jetzt mußten die Alliirten den Donner vernehmen laſſen.

Dieſer Donner erdröhnte am Morgen des dreizehnten März, und in der Nacht des unterbrochenen Ballfeſtes beim Fürſten Metternich hatten die Alliirten ihn vorbereitet.

Am dreizehnten März erſchien die feierliche Proclamation der verbündeten Monarchen, in welcher ſie vor ganz Europa Napoleon in die Acht erklärten.

Dieſe Proklamation lautete:

„Die Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet haben, jetzt beim Congreſſe in Wien vereinigt, und unterrichtet ſind von der Entweichung Napoleons, wie auch von ſeinem Einbruch in Frankreich mit bewaffneter Hand, die Mächte erachten es ihrer Würde und des Intereſſes der öffentlichen Ordnung wegen für ihre Pflicht, eine feierliche Erklärung abzulegen über die Gefühle, welche dies Ereigniß in ihnen hervorgerufen hat."

„Bonaparte hat durch den Bruch der Convention, welche ihn auf der Inſel Elba einſetzte, den einzigen geſetzlichen Anſpruch vernichtet, an welchen ſeine Exiſtenz geknüpft war. Durch ſein Wiedererſcheinen in Frankreich, das verbunden iſt mit Plänen der Verwirrung und des Umſturzes alles Beſtehenden, hat er ſich ſelbſt des Schutzes der Geſetze beraubt und der ganzen Welt gegenüber an den Tag gelegt, daß man nicht im Stande iſt, Ruhe und Frieden mit ihm zu haben."

„Demgemäß erklären die Mächte, daß Napoleon Bonaparte ſich außerhalb aller bürgerlichen und geſellſchaftlichen Beziehungen geſetzt hat, und daß ſie ihn als Feind und Störer des Weltfriedens der öffentlichen Acht überliefern. Sie erklären zu gleicher Zeit, daß, feſt entſchloſſen, den Tractat von Paris vom dreißigſten März 1814 auf-

recht zu halten, sie alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anwenden wollen, damit der allgemeine Frieden, dieser Gegenstand der Wünsche von ganz Europa, dieses beständige Ziel aller ihrer Arbeiten, nicht auf's Neue gestört werde, und damit er gesichert sei gegen jedes Attentat, das droht, die Völker wieder in die Unordnungen und das Unglück der Revolutionen zurückzustoßen."

„Obwohl innig überzeugt, daß ganz Frankreich, sich um seinen legitimen Herrscher schaarend, diesen letzten Versuch eines verbrecherischen und ohnmächtigen Deliriums unverzüglich in das Nichts schleudern werde, erklären doch alle Souveraine Europa's, daß sie, belebt von denselben Gefühlen, und geleitet von denselben Principien, auf den Fall, daß gegen alle Berechnung aus diesem Ereigniß eine wirkliche Gefahr irgend einer Art entstehen könnte, bereit sein werden, dem König von Frankreich und der französischen Nation, oder jeder andern angegriffenen Regierung, sobald es gefordert wird, den nöthigen Beistand zu leihen, um die öffentliche Ruhe wieder herzustellen, und gemeinschaftliche Sache zu machen gegen alle Diejenigen, die es versuchen wollen, sie zu compromittiren." *)

IV.

Die Siegesbotschaft.

Tiefe Stille, ununterbrochene Ruhe herrschte nach wie vor in den Räumen des Schlosses von Schönbrunn. Einen Moment nur war diese Stille von der Nachricht, welche aus Elba und Frankreich herüber tönte, unterbrochen worden, dann war wieder Alles schweigend und lautlos geworden und keine weiteren Nachrichten waren bis zum Ohr der Kaiserin gelangt.

---

*) Fleury de Chaboulon, Mémoires etc. Vol. II. 182.

Keine einzige franzöſiſche Zeitung durfte mehr die Schwelle des Schloſſes überſchreiten, und die öſterreichiſchen Zeitungen beobachteten ein ſtrenges unverbrüchliches Schweigen über Alles, was in Frankreich geſchah. Der Umgebung Marie Louiſens war es vom Kaiſer Franz ſtreng unterſagt, ihre Gebieterin von den Gerüchten zu unterhalten, welche in Wien courſirten, oder auch nur vor ihr den Namen des Kaiſers Napoleon zu nennen, und da man wußte, daß es überall auch in Schönbrunn Späher und Aufpaſſer gab, und da man vor allen Dingen fürchtete, Marie Louiſe würde das, was man ihr ſagen möchte, dem Grafen Neipperg verrathen, hütete man ſich wohl, dem Befehl des Kaiſers Franz zuwider zu handeln.

Marie Louiſe wußte daher nichts von all' den Dingen, die man ſich in Wien erzählte, ſie wußte nur, daß ſie jetzt als Herzogin von Parma, Piacenza und Guaſtalla von den Monarchen anerkannt worden, daß der Kaiſer Franz im Namen Marie Louiſens vorläufig ihr neues Herzogthum adminiſtriren laſſe, und daß ſie nach wiederhergeſtelltem Frieden in Begleitung ihres erſten Miniſters, des Generals Grafen Neipperg, nach Parma ſich begeben würde.

Keine Kunde, wie geſagt, von den Ereigniſſen, welche ſich in Frankreich begeben, war an ihr Ohr gedrungen; nur die Achtserklärung, welche die Alliirten gegen Napoleon geſchleudert, war Marie Louiſe von dem General Neipperg mitgetheilt worden, und nur aus dieſer hatte ſie erfahren, daß Napoleon in Frankreich gelandet war.

Seit dieſem Tage indeß war Marie Louiſe ſchweigſam und traurig geworden, das Lächeln war von ihren purpurnen Lippen gewichen, ihre Wangen waren erblaßt, oft ſaß ſie zu ganzen Stunden, gedankenvoll vor ſich hinſtarrend, da, und achtete nicht auf das liebevolle Zureden ihrer Damen, und hörte nichts von dem heitern Geplauder ihres Sohnes.

Was war es, das Marie Louiſe ſo befangen und traurig machte?

War es dieſe furchtbare Achtserklärung, welche ihren Gemahl, den Vater ihres Sohnes, außerhalb des Geſetzes und der Menſchenrechte erklärte?

War es die Sorge um das Schickſal Napoleons, die ihre Augen oft wie mit trüben Schleiern verhüllte?

Niemand wußte das zu ſagen. Marie Louiſe ſprach zu Niemand, ſie ſchien angſtvoll jede Aeußerung zu vermeiden über das, was ihre Seele beſchäftigte, und verbrachte viele Stunden des Tages einſam und allein in ihren Gemächern.

Nur wenn Graf Neipperg kam, ſchien ſie ſich gewaltſam aus ihrem dumpfen Hinbrüten aufzuraffen, und bemühte ſich, ihre traurige, ſchwermuthsvolle Stimmung zu überwinden, nur dann kehrte ein Lächeln auf ihre Lippen zurück, ward ſie geſprächig und heiter. Mit dem Grafen machte ſie täglich weite Spazierritte, mit ihm muſicirte ſie und lauſchte mit einem ſanften Lächeln ſeinem herrlichen Clavierſpiel. Aber ſobald er ſie wieder verlaſſen, legten ſich die Schatten wieder über ihr Antlitz, wich das Lächeln von ihren Lippen, überließ ſie ſich wieder ihrem ſchweigenden Trübſinn.

So waren vierzehn Tage vergangen und Marie Louiſe war immer ſtiller, immer ſchweigſamer geworden, und ihre Augen, welche ſonſt ſo heiter glänzten, waren jetzt geröthet, doch hatte Niemand ihre Thränen geſehen, und Niemand wußte, ob Marie Louiſe weine.

Es war noch früh am Morgen und die Gräfin Montesquiou hatte ſo eben, wie ſie das jeden Morgen zu thun pflegte, den jungen Prinzen zu ſeiner Mutter geführt, um ihr ſeinen Morgengruß darzubringen.

Marie Louiſe empfing den Sohn mit einem trüben Lächeln, und ihn dicht zu ſich heranziehend, legte ſie ihm leiſe die Hand auf die goldenen Locken und ſchaute ihm lange und tief in die Augen.

Haſt Du mich lieb, Napoleon? fragte ſie mit leiſer, zitternder Stimme.

Der kleine Prinz ſtieß einen Freudenſchrei aus und warf mit glühendem Ungeſtüm ſeine beiden Arme um den Hals ſeiner Mutter. Ach, rief er dann, ſich lebhaft wieder emporrichtend, haben Sie gehört, liebe Quiou? Meine liebe Mama Kaiſerin hat mich doch Napoleon genannt, und der kleine böſe Erzherzog hat doch gelogen.

Oh, Sire, rief die Gräfin von Montesquiou, man darf Niemand einer Lüge beſchuldigen, beſonders in ſeiner Abweſenheit.

Ich will's ihm aber auch in's Geſicht ſagen, daß er gelogen hat, rief der Prinz trotzig. Ja, er hat gelogen, meine Mama Kaiſerin hat mich ſo eben Napoleon genannt, und es iſt alſo nicht wahr, daß ſie den Kaiſer von Oeſterreich gebeten hat, er ſolle ihr erlauben, daß ſie mir den häßlichen Namen Franz geben darf.

Aber Sire, das iſt kein häßlicher Name, ſagte die Gräfin, es iſt ja der Name Ihres Herrn Großvaters.

Aber ich will nicht heißen, wie Er, rief der Prinz. Ich will heißen, wie mein Papa Kaiſer, ich will Napoleon heißen, Napoleon!

Marie Louiſe zuckte zuſammen, und eine dunkle Röthe überflog ihre Wangen.

Sprich nicht ſo laut, mein Sohn, ſagte ſie, angſtvoll um ſich blickend. Du weißt, Dein Großvater hört den Namen Napoleon nicht gern.

Aber Du, nicht wahr, meine liebe Mama Kaiſerin, Du hörſt ihn gern?

Nenne mich nicht mehr Mama Kaiſerin, ſagte Marie Louiſe ausweichend, ich bin keine Kaiſerin, ſondern nur eine Herzogin.

Das Kind ſah ſie mit großen ſtaunenden Blicken an, und allgemach flammten ſeine Augen auf. Du eine Herzogin? rief er. Nein, das iſt nicht wahr! Die Marſchälle, welche meinen Papa Kaiſer verriethen, das waren Herzöge, aber Du kannſt nicht ſein, was die Verräther waren! Du biſt die Kaiſerin, denn mein Papa, das iſt der Kaiſer, und ich weiß recht wohl, warum der Herr Großvater von Oeſterreich den Namen Napoleon nicht gern hat. Das kommt daher, daß ihm der Kaiſer Napoleon ſo viele Schlachten abgewonnen hat.

Schweig, rief Marie Louiſe heftig, und ſich an die Gräfin Montesquiou wendend, fuhr ſie in ſtrengem Ton fort: Sie ſollten um Ihrer Selbſt willen dafür Sorge tragen, daß der Prinz nicht von Dingen hört, die ſeiner Jugend und ſeiner Stellung wenig angemeſſen ſind, und welche den Kaiſer, meinen Vater, in dem Verdacht beſtärken, daß

Sie auf das Gemüth meines Sohnes in einer Weiſe influiren, die ſeiner Zukunft ſchädlich ſein könnte.

Maman, rief der Prinz mit Thränen in den Augen, und ſich angſtvoll an die Gräfin anklammernd, oh, Maman, ſchilt meine liebe Quiou nicht. Sie hat mir nichts erzählt, ſie iſt gar nicht Schuld daran, daß ich meinen Papa Kaiſer noch immer lieb habe, und ihn gar nicht vergeſſen kann. Oh, ſieh mich nur nicht ſo böſe an, liebe Mama! Ich will ſtill ſein, ganz ſtill. Laß mich nur noch ein wenig bei Dir. Nur ſo lange, bis der Herr Graf Neipperg kommt, und Dich zum Spazierenreiten abholt. Ah, er kommt recht oft, der Herr Graf, und ſeit er ſo viel im Schloß iſt, ſehe ich meine liebe Maman ſo ſehr ſelten, und darf niemals wie ſonſt mehr in ihrem Zimmer ſpielen. Sieh doch, liebe Maman, da drüben in der Fenſterniſche, da ſteht mein Spieltiſch mit den ſchönen Soldaten. Es iſt ſo lange her, daß ich hier nicht mit ihnen ſpielen durfte, denn immer kam der Graf Neipperg, und ich durfte nicht ſtören. Aber heute iſt er nicht hier, und nicht wahr, Maman, heute erlauben Sie Ihrem kleinen Napoleon, daß er hier bleibt und noch ein wenig ſpielen darf?

Bleibe, mein Sohn, ſagte Marie Louiſe ſeufzend, und Sie, Frau Gräfin, wollen Sie, wenn Sie den Prinzen an ſeinem Tiſch inſtallirt haben, ſo gütig ſein, zu mir zurückzukehren!

Gräfin Montesquiou verbeugte ſich ſchweigend, und dann die Hand des Prinzen nehmend, führte ſie ihn zu dem letzten Fenſter des Salons, in deſſen tiefer Niſche ein kleiner Tiſch mit allerlei Spielgeräth und ein Stuhl ſich befanden. Die Gräfin half dem Prinzen ſeine Regimenter aus den Schachteln hervorzuheben, und bald war der kleine Napoleon ſo ganz vertieft in ſein Soldatenſpiel, daß er es kaum bemerkte, als die Gräfin ihn verließ, um zu der Kaiſerin zurückzukehren.

Marie Louiſe ſaß in ihren Lehnſtuhl zurückgeſunken, und ſtarrte düſter vor ſich hin. Die Gräfin näherte ſich ihr, und ſchaute ſie lange mit theilnahmsvollen Blicken an.

Ew. Majeſtät leiden? fragte ſie dann mit leiſer, zitternder Stimme.

Marie Louiſe zuckte erſchrocken in ſich zuſammen und hob ihr

Antlitz mit einem trüben Schmerzensausdruck zu der Gräfin empor. Ja, sagte sie seufzend, ich leide, oh, ich leide sehr!

Ew. Majestät sollten den Arzt rufen lassen, sagte die Gräfin.

Ach, meine liebe Gräfin, seufzte Marie Louise, es ist nicht mein Körper, welcher leidet, sondern meine Seele, und kein Arzt weiß ein Mittel dafür.

Vielleicht doch, flüsterte die Gräfin leise und schnell. Ich errathe, was die Seele meiner Kaiserin bewegt, ich begreife, wem Ihre Seufzer gelten, wohin Ihre von Thränen gerötheten Augen gerichtet sind. Ew. Majestät sehnen sich, gleich uns Allen, nach Frankreich, Ew. Majestät möchten Kunde erhalten von den großen Dingen, welche dort geschehen.

Still, oh, mein Gott, wenn uns Jemand hörte, sagte Marie Louise, angstvoll umher schauend und ihre scheuen Blicke mit einem forschenden Ausdruck auf die Pendule heftend.

Majestät, flüsterte die Gräfin, es ist noch früh, und erst in einer Stunde wird der Graf Neipperg kommen, um Ew. Majestät zu dem gewöhnlichen Spazierritt abzuholen. Ach, ich beschwöre Ew. Majestät, wollen Sie in dieser Stunde Ihren Getreuen Gehör schenken? Wollen Sie dem Grafen Montbrun eine Audienz gewähren?

Dem Grafen Montbrun? fragte Marie Louise überrascht. Ist der hier in Wien?

Majestät, er ist seit Monaten hier, aber unter falschem Namen, und er hat es nicht gewagt, sich Ew. Majestät darzustellen, um nicht die Augen der Polizei auf sich zu lenken, und nicht in seiner angenommenen Rolle als glühender Legitimist sich ein Dementi zu geben. Aber heute ist er hierher gekommen, und fleht um eine Audienz. Er sagt, er bringe Ew. Majestät Nachrichten von der größten Wichtigkeit. Wollen Sie die Gnade haben, ihn zu empfangen?

Marie Louise schwieg und blickte gedankenvoll vor sich hin. Ja, sagte sie endlich, entschlossen ihr Haupt emporrichtend, ja, ich will ihn annehmen. Ich habe mich, gedrängt von den Umständen und Verhältnissen, zu einem grausamen Schritt gegen meinen Gemahl bewegen lassen. Ach, sagen Sie kein Wort, Gräfin, ich weiß sehr wohl, daß

ich Sie Alle betrübt habe, — ach, ich ſelber bin ſeitdem auch betrübt, ich bereue und möchte wieder gut machen! Vielleicht kann ich meinem Gemahl nützlich ſein, vielleicht iſt er in Noth, flüchtig, verfolgt und ich kann ihm von meinem Vater ein Aſyl erflehen. Ja, führen Sie den Grafen herein, aber geben Sie wohl auf die Uhr Achtung, damit er geht, bevor der Graf Neipperg kommt.

Der Graf iſt in meinem Zimmer, und ich werde ihn, ſobald es Zeit iſt, auch dahin wieder zurückführen, ſagte die Gräfin haſtig. Erlauben Ew. Majeſtät jetzt, daß ich den Grafen hierher führe.

Sie verließ eilig das Gemach und kehrte nach einigen Minuten ſchon zurück, gefolgt von dem Grafen Montbrun.

Marie Louiſe ging ihm lebhaft einige Schritte entgegen. Sie haben mich ſprechen wollen, ſagte ſie, Sie haben mir wichtige Nachrichten zu bringen, ſagt mir die Gräfin? Von wem ſind dieſe Nachrichten?

Majeſtät, ſie ſind von dem Kaiſer Napoleon, ſagte Graf Montbrun feierlich.

Er lebt alſo noch? rief Marie Louiſe bebend. Man hat ihn noch nicht eingefangen? Ach, ſagen Sie ſchnell, er iſt noch frei?

Graf Montbrun ſchaute die Kaiſerin mit erſtaunten Blicken an. Ew. Majeſtät wiſſen alſo nichts? fragte er. Sie haben keine Botſchaft aus Frankreich erhalten?

Ich weiß gar nichts, rief Marie Louiſe, man hält jede Nachricht von mir fern. Ich weiß nur, daß der Kaiſer Napoleon von Elba geflüchtet, in Frankreich eingebrochen, von den Monarchen geächtet iſt, und daß er ſich, um der Wuth des franzöſiſchen Volkes, der Rache der Alliirten zu entgehen, mit den wenigen Getreuen, die ihn nicht verlaſſen haben, in die Pyrenäen geflüchtet hat.

Ach, das hat man gewagt, Ew. Majeſtät zu erzählen, rief Montbrun, zu ſolchen Mitteln der Lüge hat man ſeine Zuflucht genommen, um die Gemahlin des Kaiſers zu hintergehen! Ach, ich beſchwöre Ew. Majeſtät, wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu erzählen, was ſich in Frankreich begeben? Darf ich Ihnen der reinen lautern Wahrheit gemäß von den Ereigniſſen Bericht erſtatten?

Marie Louiſe warf einen ſpähenden Blick durch das Zimmer, als fürchte ſie, es möchte ſich irgendwo ein Lauſcher verborgen halten. Aber Niemand war da, als die Gräfin Montesquiou, welche neben ihrem Lehnſtuhl ſtand; den kleinen Napoleon, der da drüben in der Fenſterniſche ſaß, den hatte Marie Louiſe ganz vergeſſen, an den dachte ſie gar nicht mehr, nur auf die Uhr heftete ſie die Augen.

Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, ſagte ſie. Eilen Sie ſich, erzählen Sie ſchnell. Was iſt geſchehen, ſeit der Kaiſer in Frankreich gelandet iſt?

Majeſtät, es ſind Dinge geſchehen, welche mehr einem erhabenen Heldenepos, als der Wirklichkeit anzugehören ſcheinen, und doch haben ſie ſich wirklich begeben, und doch ſchwöre ich, daß ich es nicht wagen werde, auch nur mit einem einzigen Wort zu übertreiben oder auszuſchmücken. Die Weltgeſchichte hat hier ein Epos geſchrieben, das größer iſt, als alle Heldengedichte Homers. — Man hat Ihnen alſo nur geſagt, Majeſtät, daß der Kaiſer mit ſeinen achthundert Soldaten im Hafen Juan bei Cannes gelandet iſt, und vielleicht hat man noch hinzugefügt, daß ein Theil der Garden nach Antibes marſchirte, und dort von dem Gouverneur gefangen genommen ward?

Ja, man hat mir dies geſagt, und daß, erſchreckt von dieſem Fehlſchlag, die anderen Soldaten den Kaiſer verließen, und er ſich in das Gebirge flüchtete.

Graf Montbrun zuckte die Achſeln. Man hat alſo geglaubt, daß die hell glänzende Wahrheit die Augen Eurer Majeſtät verblenden würde, und darum hat man zu der finſteren farbloſen Lüge ſeine Zuflucht genommen! Nein, Majeſtät, Napoleon floh nicht in's Gebirge, ſeine Getreuen verließen ihn nicht! Sie zogen muthig mit ihrem Kaiſer durch die Nacht dahin, und der Mond leuchtete ihm auf ſeinem Pfad, und behütete den heimkehrenden Kaiſer, als er durch die ſchneegefüllten Gebirgsſchluchten dahin zog. Bei Graſſe machte er am Morgen Halt, und die Einwohner der kleinen Stadt ſtrömten herzu, um ihn zu begrüßen, und ihm zu klagen, wie viel Unrecht ſie erduldet während ſeiner Abweſenheit. Der Kaiſer hörte ſie gütig an, und verſprach ihnen baldige Abhülfe. Dann zog er weiter, vorüber

an Antibes, das ihm seine Thore geschlossen hatte, den Weg nach Grenoble dahin. Die Straße war verödet, der Regen goß in Strömen nieder, tiefe Einsamkeit umgab den Kaiser und seine kleine Armee. So zogen sie dahin, fünf Tage lang, ohne Menschen auf ihrem Wege zu finden, ohne irgend Soldaten zu begegnen. Aber jetzt, unfern von Grenoble bei dem Dorf La Frête, kommt ihnen ein Detaschement Soldaten entgegen; sie machen Halt, ihre Blicke richten sich drohend auf den anmarschirenden Feind. Der Hauptmann tritt vor die Front seiner Soldaten und commandirt: Anlegen! — Die Soldaten, gehorsam dem Befehl ihres Obern, heben die Gewehre, — da tritt Napoleon vor, Er ganz allein, mit dem kühnen Feldherrnauge schaut er zu seinen Soldaten hin. „Meine Freunde," sagt er, „erkennt Ihr mich nicht mehr? Ich bin Euer Kaiser. Wenn in Euren Reihen sich ein Soldat befindet, der seinen General tödten will, so mag er es thun! Hier bin ich!" — Die Soldaten, bezaubert von dem Blick, der Stimme ihres Feldherrn, die Soldaten setzten ihre Gewehre ab, und riefen, während Thränen der Wonne ihren Augen entströmten: „Es lebe der Kaiser!" Und Napoleon grüßte sie mit einem freundlichen Lächeln, und commandirte mit lauter Stimme: „Rechts um!" — Und rechts um schwenkte das Bataillon, und stellte sich als Avantgarde vor den Kaiser hin.

Oh, welch' ein Glück! murmelte Marie Louise hochaufathmend, und in ihrer eigenen Aufregung sah sie nicht, daß dicht neben ihr, von dem Rücken des Fauteuils versteckt, der kleine König von Rom stand, das Köpfchen vorwärts geneigt, das rosige Antlitz strahlend von Entzücken, und die großen, blauen Augen, denen helle Thränen entstürzten, mit dem Ausdruck glänzender Freude auf den Erzähler gerichtet. Sie sah auch nicht auf die Gräfin Montesquiou, die auf der andern Seite ihres Fauteuils stand, die Hände gefalten, bleich vor Erregung, die von Thränen umdunkelten Augen gen Himmel erhoben, mit bebenden Lippen ein Gebet des Dankes zu Gott emporflüsternd. Marie Louise sah, wußte, dachte nichts, ihre ganze Seele lag in den Blicken, welche sie auf den Grafen heftete, in dem Ton, mit welchem *sie jetzt flüsterte*: Weiter! Oh, erzählen Sie weiter!

Montbrun verneigte ſich, und hoch aufathmend fuhr er fort:

Der Kaiſer mit ſeiner neu gewonnenen Avantgarde zog weiter. Vor Grenoble ſtellte ſich ihm das ſiebente Regiment entgegen, ausgeſandt, den Kaiſer mit ſeinen Truppen zu bekämpfen, zu vernichten. Aber der Kaiſer reitet ihm entgegen, ſein Auge heftet ſich auf den Anführer des Regiments, auf ſeinen früheren Adjutanten Carl von Labédoyère, und dieſer, hingeriſſen von der Freude des Wiederſehens, ſchwenkt ſeinen Degen, und ruft: vive l'Empereur! Und jubelnd brüllt das ganze Regiment ihm nach: vive l'Empereur! und die Soldaten werfen ihre Gewehre hin und knieen nieder und Thränen entſtrömen den Augen ergrauter Krieger, ſie heben ihre Arme empor, als wollten ſie Alle, Alle den Kaiſer an ihr Herz drücken, ſie rufen ihn mit zärtlichen Liebesworten, ſie grüßen ihn als ihren geliebten heimgekehrten Herrn. Dann ſpringen ſie auf, um mit einer Bewegung des Zorns die weiße Cokarde von ihren Czakos zu reißen, die geliebte Tricolore, die ſie bis dahin ſorgfältig in ihrem Torniſter verborgen gehalten, wieder anzuheften, und dann die Luft zu erfüllen mit dem erneuerten Jubelgeſchrei: vive l'Empereur! Bei La Frête hatte er ein Bataillon erobert, jetzt, bei Grenoble, eroberte er ein Regiment! — So zog der Kaiſer weiter gen Grenoble hin. Die Thore der Feſtung waren geſchloſſen, und General Marchand wollte die Stadt vertheidigen. Aber die Soldaten auf den Wällen riefen, gleich den Soldaten außen vor den Mauern, vive l'Empereur! Sie nahmen ihre Aexte und Hämmer, und hämmerten und ſchlugen, gleich denen da draußen, gegen die Thore und Palliſaden, um ſie zu zerſtören, und dem Kaiſer die Feſtung zu öffnen, und Tauſende von Menſchen ſtanden auf den Wällen, und jubelten Napoleon ihr vive l'Empereur entgegen. Endlich fiel das Thor krachend zuſammen, der Kaiſer ritt in die Stadt ein, und aus dem andern Thor floh der General Marchand hinaus. Grenoble war gewonnen ohne Schwertſtreich. Unter dem Jubel der Bevölkerung zog der Kaiſer nach dem Gaſthof hin, um kurze Raſt zu halten. Als er in der Frühe des Morgens weiter zog, folgte ihm ſchon ein Heer von zwölftauſend Mann, und überall, wohin er kam, zog ihm das Militair mit klingendem Spiel, mit freudigem Jauchzen entgegen, rief ihm die

herbeiſtrömende Landbevölkerung ihr Willkommen zu und grüßte ihn als den Erretter und Befreier.

Und dies Alles iſt wahr, wirklich wahr? fragte Marie Louiſe mit leuchtenden Augen. Es iſt kein Mährchen, was Sie mir da erzählen? Mein Gott, man hat mir doch die franzöſiſchen Zeitungen gezeigt, in welchen der Kriegsminiſter Marſchall Soult den Pariſern meldet, daß das „Ungeheuer", wie er den Kaiſer nennt, eine völlige Niederlage erlitten, daß überall die Landleute ſich bewaffneten, um den „elenden Abenteurer" einzufangen, den „corſiſchen Wehrwolf" zu erſchießen.

Man hat Ew. Majeſtät alſo mit denſelben Mitteln täuſchen wollen, mit denen man die Bevölkerung von Paris täuſchen wollte, ſagte Graf Montbrun mit einem verächtlichen Lächeln. Ja, der Miniſter Soult gab im Moniteur ſolche Schimpf- und Kriegsberichte, und ſuchte die Pariſer über das Schickſal des Kaiſers zu täuſchen. Aber die Pariſer konnten doch an dem Ton der Moniteurberichte ſelbſt zwiſchen den Zeilen die Wahrheit herausleſen, und ſie ergötzten ſich an dem immer milder werdenden Ton der Zeitungsberichte. Die erſte Nachricht, welche der Moniteur enthielt, bezeichnete Napoleon als den „von der Inſel Elba entwiſchten Unhold". Die zweite Nachricht berichtete, daß „der corſiſche Wehrwolf" bei Cap Juan gelandet ſei. Dann kam die Kunde, der „Tiger" habe ſich zu Gap gezeigt, und am andern Tage berichtete der Moniteur, der „elende Abenteurer" zöge in den Gebirgen umher und könne nicht „entwiſchen". Doch mußte man nachher zugeben, daß „das Ungeheuer" dennoch entwiſcht ſei, und ſich zu Grenoble gezeigt habe. — Von nun an jedoch wurden die Ausdrücke milder; der Moniteur meldete, „der Tyrann" habe in Lyon ſeinen Einzug gehalten, und „der Uſurpator" wage es, ſich der Hauptſtadt zu nähern. Aber nach einigen Tagen berichtete der Moniteur, „Bonaparte" nähere ſich mit ſtarken Schritten der Hauptſtadt, dann meldete er, „Napoleon" werde morgen in Paris erwartet, und am nächſten Tage ſtand mit großer Schrift im Moniteur zu leſen: „Se. Majeſtät der Kaiſer und König Napoleon habe am zwanzigſten März ſeinen Einzug in die Tuilerieen gehalten.*)

*) Geſchichte Napoleons. Von **r. II. 467.

Wie? rief Marie Louiſe, von ihrem Fauteuil aufſpringend, wie, der Kaiſer iſt in die Tuilerieen eingezogen?

Ja, Majeſtät, ſagte Montbrun, der Kaiſer iſt in die Tuilerieen heimgekehrt. Der König iſt entflohen. Frankreich hat Napoleon wieder als ſeinen Herrn anerkannt, und jetzt ruft der Kaiſer mit ſehnſuchtsvoller Liebe nach ſeiner Gemahlin, und nach ſeinem Sohn, dem König von Rom.

Oh, mein Papa Kaiſer ruft mich, rief der Prinz mit einem glückſeligen Lächeln. Mein Papa Kaiſer ruft mich. Ach, mein lieber, lieber Papa, ich will zu Dir! Ich will wieder nach meinem ſchönen Paris, nach den lieben Tuilerieen. Mein Papa Kaiſer iſt da, und er ruft ſeinen kleinen König von Rom! Ach, er wird mich wieder auf ſeinen Arm nehmen, und mit mir ſpielen, und mir ſeinen Hut auffetzen, und mich exerciren laſſen, und ich werde wieder das ſchöne Lied ſingen, das Niemand ſingen durfte, als ſein kleiner König von Rom. Oh, lieber, lieber Papa, ich kann's noch ſingen, ich kann noch exerciren. Sie haben's mir hier wohl verboten, und ich habe nicht von meinem Papa ſprechen dürfen, aber ich habe immer an ihn gedacht, und ihn immer lieb gehabt, und immer Abends zum lieben Gott gebetet: „Lieber Gott, gieb, daß mein Papa wieder kommt und ſeinen kleinen König von Rom wieder an ſein Herz nimmt, und ihn aus dieſem häßlichen Schloß erlöſt, und nach Paris abholt.“ Und nun iſt mein Gebet erhört, und mein Papa iſt in den Tuilerieen, und er ruft mich! Mama, wann reiſen wir ab? Wann fahren wir nach Paris? Der Papa hat Dich gerufen, und Du mußt gehorſam ſein, denn er iſt Dein Kaiſer! Wann reiſen wir ab?

Still, Napoleon, ſtill, bat die Gräfin Montesquiou, ſich die Thränen trocknend, Ihro Majeſtät hat mit dem Herrn Grafen zu reden, und Sie dürfen ſie nicht ſtören.

Sie zog den Prinzen von der Kaiſerin fort, und wollte ihn wieder zu dem Tiſch mit dem Spielzeug hinführen, aber er riß ſich los, und ſprang vorwärts in die Mitte des Zimmers hinein.

Ich will exerciren, damit ich Alles kann, wenn ich zu meinem Papa komme, rief der Prinz. Und jetzt nahm er eine ernſte militai-

ſche Haltung an, und hob die beiden Finger der rechten Hand ſalutirend gegen ſeine Stirn, als ſäße da auf dem in goldigen Locken herniederringelnden Haar der militairiſche Czako.

Vive l'Empereur! rief er, und im militairiſchen Schritt vorwärts marſchirend, ſang er mit lauter, jubelnder Stimme:

Allons, enfants de la patrie
Le jour de gloire est arrivé.

Majeſtät, flüſterte währenddeß der Graf Montbrun, der Kaiſer ruft nach ſeiner Gemahlin und nach ſeinem Sohn. Wird der Ruf ſeiner Liebe vergeblich ertönen? Wird die Kaiſerin Marie Louiſe nicht zu ihrem Gemahl, zu ihrem Volk zurückkehren?

Ich weiß nicht, was mein Vater, der Kaiſer, über mich beſchließen wird, ſagte Marie Louiſe beklommen. Ihm bin ich Gehorſam ſchuldig, er allein hat über meine Zukunft zu entſcheiden.

Graf Montbrun trat dicht zu ihr heran. Majeſtät, flüſterte er, der Kaiſer ſendet mich. Er hat mir und einigen Getreuen den Auftrag gegeben, ihm die Gemahlin, ſei's mit Güte oder mit Gewalt, zuzuführen. Majeſtät, ein Wort aus Ihrem Munde, ach, ich beſchwöre Sie im Namen des Kaiſers, der in ſehnſuchtsvoller Angſt dieſem Worte entgegen harrt, ſagen Sie dies eine Wort: ich will nach Frankreich zu meinem Gemahl zurückkehren!

Ach, was hülfe es mir, wenn ich es ſagte, rief Marie Louiſe bebend. Ich habe nicht die Kraft, meinen Willen durchzuführen. Ich bin eine Gefangene, deren Willen man gebrochen hat, die abhängig iſt von dem Willen ihres Vaters. Ich kann nicht thun, was ich zu thun wünſchte, ich habe keinen Willen, ich kann nur gehorchen, der Nothwendigkeit mich fügen, dem Zwange mich unterwerfen!

Ein leiſes Lächeln glitt über die Züge des Grafen hin. Ew. Majeſtät werden alſo der Nothwendigkeit ſich fügen, ſagte er leiſe. Es iſt eine Nothwendigkeit, daß Sie nach Paris zurückkehren. Sie wollen dem Zwange ſich unterwerfen! Der Kaiſer Napoleon wird ſeine Gemahlin alſo zwingen, zu ihm zurückzukehren, und der Kaiſer Franz kann alsdann ſeiner Tochter, der Erzherzogin Marie Louiſe, keine Vorwürfe machen; da ſie nur gewaltſam gezwungen worden, dem Ruf

des Kaiſers zu folgen, wird er nicht ſagen können, daß ſie eine ungehorſame Tochter iſt! Ew. Majeſtät ſehen, daß ich den Sinn Ihrer Worte verſtanden habe, und ich ſchwöre, daß ich darnach handeln werde! Der Kaiſer hat befohlen, daß ſeine Gemahlin und ſein Sohn zu ihm nach Paris kommen! Wohlan, ſeine Getreuen ſind bereit, ſie ihm zuzuführen, und —

Der Graf Neipperg reitet ſo eben in den Hof ein, rief die Gräfin Montesquiou, von dem Fenſter herbeiſtürzend. Um Gotteswillen, Graf, kommen Sie!

Sie faßte die Hand des Grafen Montbrun und zog ihn haſtig zu der Thür hin. Kehren Sie in mein Zimmer zurück und erwarten Sie mich dort! flüſterte ſie, dann ſchloß ſie die Thür hinter dem enteilenden Grafen und kehrte zu der Kaiſerin zurück, die ganz erſchöpft und zerbrochen wieder auf den Fauteuil zurückgeſunken war.

Um Gotteswillen, Majeſtät, Faſſung, flüſterte ſie, laſſen Sie den Grafen nicht ahnen, was hier vorgefallen iſt, oder wir ſind verloren.

Faſſung, Faſſung! murmelte Marie Louiſe. Ich habe keine. Meine ganze Seele iſt in Aufruhr! Aber es iſt wahr, er darf nichts ahnen, ich muß mich zuſammenraffen! Und ich will es! ſagte ſie, ſich erhebend und haſtig auf- und abgehend. Gräfin, führen Sie den Prinzen dort an den Spieltiſch zurück, ſagen Sie ihm, daß er ſich ſtill verhalten, daß er nichts verrathen ſoll.

Gräfin Montesquiou zog den kleinen Prinzen nach der Fenſterniſche hin. Sire, flüſterte ſie leiſe, wenn Sie ein Wort von dem verrathen, was der Graf Montbrun erzählt hat, ſo wird man mich von Ihnen fortjagen und Ihnen eine andere Gouvernante geben.

Der Knabe ſah ſie mit einem raſchen, verſtändnißvollen Blick an. Ich werde nichts verrathen, flüſterte er, ſei ruhig, liebe Quiou, ich werde ganz ſtill ſein und ſpielen.

V.

Herzog Franz.

Die Thür des Vorſaals öffnete ſich, und der Lakay meldete den General Grafen Neipperg. Marie Louiſe trat ihm lächelnd entgegen, und reichte ihm ihre Hand dar, die er an ſeine Lippen drückte.

Sie kommen ſpät, General, ſagte ſie, ich erwartete Sie ſchon lange zu unſerm Spazierritt.

Graf Neipperg dankte ihr mit einem flammenden Blick für dies ſchmeichelhafte Wort, und Marie Louiſe, erröthend und verwirrt, ließ ganz unwillkürlich den Blick zu der Fenſterniſche hinſchweifen, in welcher die Gräfin mit dem Prinzen ſich befand.

Ach, rief Graf Neipperg, da iſt ja unſer kleiner Herzog Franz!

Und mit lebhaften Schritten eilte er zu dem Prinzen hin.

Ich habe die Ehre, den Herzog Franz von Reichſtadt zu begrüßen, ſagte er, ſich tief verneigend.

Der Knabe hob ſein Haupt langſam von dem Spielzeug empor, ſchüttelte die Locken, welche über ſeine Wangen gefallen waren, zurück und blickte mit ſeinen großen blauen Augen erſtaunt zu dem Grafen empor.

Wer iſt der Herzog Franz von Reichſtadt? fragte er.

Nun, ſagte Graf Neipperg lächelnd, wiſſen Ew. Hoheit noch nicht Ihren eigenen Namen? Sie ſind der Herzog Franz!

Nein, das iſt nicht mein Name! rief der Prinz lebhaft. Ich heiße Napoleon und bin der König von Rom!

Ach, Sie reden da von den ſchönen Mährchen, mit denen Ihre Amme Sie früher in den Schlaf geſungen hat, mein Prinz, ſagte Graf Neipperg lächelnd. „Es war einmal ein kleiner König von Rom, und der wohnte mit einem großen Kaiſer in einem wundervollen Palaſt, der von lauter Menſchenſchädeln erbaut war.“ Nicht wahr, Herzog Franz, ſo fing Ihr Mährchen an? Aber jetzt wollen Sie keine Mährchen mehr hören, denn Sie ſind jetzt ein gar vornehmer Herr geworden,

ein Herzog, und zu den Ammenmährchen lachen Sie, denn Sie sind schon so alt und verständig, daß Sie an keine Mährchen mehr glauben. Im Traum und im Mährchen nannte man Sie Napoleon, jetzt sind Sie aufgewacht, und Sie wissen, daß Sie, gleich Ihrem Herrn Großvater, Franz heißen, nicht wahr, mein kleiner Herzog?

Nein, mein Herr, sagte der Prinz, und seine weichen, kindlichen Züge nahmen einen trotzigen, ernsten Ausdruck an, und in seinen großen blauen Augen brannte ein Strahl von dem Feuergeist seines Vaters. Nein, mein Herr, wiederholte er noch einmal, ich heiße nicht Franz, sondern Napoleon, wie mein Vater, der Kaiser von Frankreich!

Graf Neipperg zuckte zusammen und wandte den verwunderten, fragenden Blick auf Marie Louise hin. Sie schlug vor diesem Blick die Augen nieder und erröthete.

Wie, gnädigste Frau, fragte er, Sie haben noch nicht die Gnade gehabt, dem Prinzen zu sagen, daß Se. Majestät der Kaiser Ihren Wunsch erfüllt und seinem Enkel seinen eigenen Namen gegeben hat?

Nein, flüsterte Marie Louise, es ist wahr, ich habe das vergessen, ich glaubte nicht, daß es damit solche Eile hätte.

Der Graf seufzte tief auf. — Marie Louise hörte diesen Seufzer, und rasch emporschauend begegnete ihr Auge dem traurigen, flehenden Blick des Grafen.

Frau Gräfin Montesquiou, sagte sie heftig und rasch, ich habe Ihnen mitzutheilen, daß Se. Majestät, mein Vater, mir auf meine Bitte die Erlaubniß ertheilt hat, meinem Sohn, statt des Namens Napoleon, einen andern zu wählen, und daß er mir gnädigst gestattet, ihm seinen eigenen Namen zu geben. Mein Sohn, der Herzog von Reichstadt, heißt also von heute an Franz, und —

Nein, nein, rief der Prinz, von seinem Stuhl aufspringend und heftig mit den Füßen stampfend, ich heiße nicht Franz, ich will mich nicht so nennen lassen! Ich heiße Napoleon!

Du heißt Franz, sagte Marie Louise, welche fühlte, daß der Blick des Grafen Neipperg auf ihr ruhte. Frau Gräfin, es ist mein ernster Wille, daß der Prinz fortan nur mit dem Namen Franz bezeichnet

werde. Sie haben davon in meinem Namen die ſämmtliche Dienerſchaft zu benachrichtigen, und Sorge zu tragen, daß vor allen Dingen der Prinz ſelber ſich meinem Befehl und Willen unterwerfe und es ſeinem Gedächtniß einpräge, daß er Franz heißt! Und jetzt, Gräfin, führen Sie den Herzog in ſein Zimmer!

Kommen Sie, flüſterte die Gräfin mit von Thränen erſtickter Stimme, kommen Sie!

Sie nahm die Hand des Prinzen und führte ihn, der ganz betäubt, ganz überwältigt ſchien von dem Schlag, der ſein armes, kleines Herz getroffen, nach der Thür hin.

Aber auf einmal riß der Prinz ſich ungeſtüm von ihr los, und ſich umwendend, ſchritt er gerade zu ſeiner Mutter hin. Sein liebliches Antlitz war bleich und hatte in ſeinem tiefen, ſtrengen Ernſt einen Ausdruck weit über ſeine Jahre hinaus; ſeine Augen, welche von keiner Thräne mehr befeuchtet waren, ſchoſſen flammende Blitze.

Ew. Majeſtät, ſagte er trotzig, ſeine Arme über der Bruſt zuſammenſchlagend, und das Haupt ſtolz zurückwerfend, Ew. Majeſtät melde ich, daß ich nicht gehorchen werde, es mir nicht einprägen werde, daß man mir jetzt einen andern Namen geben will, und daß ich niemals auf dieſen andern Namen hören werde. Ich heiße nicht Franz, wie der Herr Kaiſer von Oeſterreich, ſondern ich heiße Napoleon, wie mein lieber Vater, der Kaiſer von Frankreich.

Um Gotteswillen, Sire, was thun Sie, rief die Gräfin, Sie wagen es —

Madame, ſagte Marie Louiſe kalt, man muß geſtehen, daß Sie Ihrem Zögling wunderbare Begriffe von Gehorſam und Beſcheidenheit beigebracht haben, und daß es vielleicht rathſam wäre, dafür zu ſorgen, ihm andere Begriffe zu geben! Führen Sie jetzt den Herzog Franz fort! —

Sire, oh Sire, was haben Sie gethan, flüſterte die Gräfin, als ſie mit dem Prinzen in ihr Gemach eintrat. Sie haben die Kaiſerin erzürnt, Sie haben Ihrer Frau Mutter getrotzt.

Ich will aber nicht Franz heißen, rief der Prinz heftig. Wagen Sie es nicht, mich ſo zu nennen, Madame. Ah, da iſt der Herr

Graf Montbrun, rief er, den Grafen gewahrend, der eben aus der Fenſterniſche hervortrat. Herr Graf, Sie haben uns erzählt, daß mein Papa wieder in Paris iſt. Ach, ich bitte Sie, ſchreiben Sie meinem lieben Papa, er ſoll mir ſchnell ſeine Lanciers herſchicken und mich abholen laſſen. Und er ſoll mir meinen Wagen mitſchicken und meine Pagen. Ich will hier nicht mehr bleiben! Ich will nach Paris! Ich will wieder in den Tuilerieen bei meinem lieben Papa Kaiſer wohnen.

Möchten Sie das wirklich, Sire? fragte Montbrun, ſich zu dem Knaben niederneigend.

Ja, das möchte ich, rief der Prinz freudig. Ich möchte es ſo gern, daß ich Denjenigen, der mich wieder zu meinem Vater brächte, ſo lieb, ach ſo lieb haben und ihm Alles ſchenken wollte, was ich habe.

Montbrun wandte ſeinen forſchenden Blick auf die Gräfin hin. Darf ich ihn vorbereiten? fragte er.

Thun Sie es, ſagte ſie. Die Dinge ſind jetzt ſo weit gekommen, daß wir Alles wagen müſſen, und keine Zeit mehr zu verlieren haben. Ich fürchte, man wird mir den Prinzen entreißen; die drohenden Worte, welche die Kaiſerin ſo eben an mich richtete, haben mir die Abſicht ihrer Zwingherren verrathen.

Was geſchehen ſoll, muß heute oder morgen geſchehen, denn übermorgen möchte es zu ſpät ſein, möchte man den Prinzen ſtrengern Wächtern übergeben haben.

Sie würden mich alſo lieb haben, wenn ich Sie zu Ihrem Vater, dem Kaiſer Napoleon, zurückführte? fragte Graf Montbrun.

Der Prinz warf ſtatt aller Antwort ſeine beiden Arme um den Hals des Grafen, und das Geſicht an ſeiner Schulter verbergend, brach er in lautes Weinen aus.

Oh, ich bitte, bitte, bringen Sie mich zu meinem Papa Kaiſer, ſchluchzte er.

Nun wohl, ich will es. Der Kaiſer hat mir befohlen, daß ich ihm ſeinen kleinen König von Rom zurückführe, und jetzt, Sire, merken Sie wohl auf, was Sie thun müſſen, damit wir von hier entfliehen können.

Oh, ſprechen Sie, ich will mir Alles wohl merken, ſagte der

Prinz, mit ſeinen langen Locken die Thränen aus ſeinen Augen fort-trocknend.

Morgen Nacht entführe ich Sie von hier, mein Prinz.

Morgen ſchon! flüſterte der Prinz und ein Lächeln verklärte ſein Antlitz.

Sie müſſen nur heute und morgen recht artig, ſanft und vergnügt ſein. Sie müſſen lachen, wenn man Sie Franz nennt, und niemals müſſen Sie von Ihrem Vater ſprechen.

Ich werde es nicht thun, ſagte der Knabe, ich werde nur an ihn denken! Was habe ich weiter zu thun?

Weiter nichts, als morgen Nacht nicht erſchrecken, was auch geſchehen möge, und wenn ſelbſt Feuer in dem Schloß entſtände, ſondern ruhig und ohne zu ſchreien den Männern folgen, welche kommen werden, Sie zu retten und von hier fortzuführen, keinen Laut von ſich zu geben, ſondern Alles das zu thun, was man von Ihnen erbitten wird.

Sie werden alſo nicht ſelbſt kommen, mich von hier fortzuholen?

Nein, Sire, aber ich werde Ihnen einen treuen Freund ſenden, und der wird Sie zuerſt zu einer Dame führen, welche Sie ſehr liebt, und bei der Sie einen Tag verborgen bleiben. Am andern Abend komme ich dann, Sie abzuholen, und mit Ihnen nach Frankreich abzureiſen.

Nach Frankreich! Zu meinem Papa? flüſterte der Knabe, in die Hände klatſchend. Und meine Mama?

Wir werden an der franzöſiſchen Grenze wieder mit ihr zuſammentreffen, und mit der Kaiſerin werden Sie in Paris anlangen! Aber jetzt, Sire, bitte ich Sie, wollen Sie mir geſtatten, einige Worte mit der Frau Gräfin im Geheimen zu ſprechen.

Oh, ich werde gar nichts hören, ich werde mit meinen Soldaten ſpielen, und meine Regimenter marſchiren laſſen, rief der Prinz, von dannen hüpfend.

Graf Montbrun trat mit der Gräfin Montesquiou in die Fenſterniſche.

Morgen Nacht alſo, Gräfin, morgen muß es geſchehen, flüſterte er. Sie ſagten ſelbſt, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.

Und ſind Sie überzeugt, daß Ihr Plan gelingen wird? fragte die Gräfin.

Ja, ich bin davon überzeugt, ſagte Montbrun. Es iſt Alles wohl überlegt und vorbereitet. Wir haben Monate lang mit dieſem Plan uns beſchäftigt, und Sie wiſſen wohl, daß wir von Paris her die mächtigſte Hülfe haben. Der Herzog von Otranto, dem es gelungen, ſich wirklich wieder zum Polizeiminiſter Napoleons emporzuſchwingen, ſetzt alle Hebel in Bewegung, um uns hülfreich zu ſein, denn er denkt an ſeine eigene Zukunft. Iſt der König von Rom wieder in Paris, ſo iſt, ſelbſt auf den Fall, daß der Kaiſer ſtirbt, oder beſiegt wird, die Regentſchaftsfrage geſichert, und Fouché hofft ſich dann die Zügel der Regierung zu ſichern. Fouché hat im Geheim mit dem Fürſten Metternich über die Flucht des Prinzen verhandelt, und er verſichert, daß man uns keine allzugroße Schwierigkeiten in den Weg legen wird. Man wird nicht helfen, aber man wird geſchehen laſſen.

Trauen Sie um's Himmels willen weder den Worten Fouché's, noch den Worten Metternich's. Das ſind zweiſchneidige Schwerter, welche immer verletzen und verwunden können, wenn man es am wenigſten vermuthet! Verlaſſen Sie ſich auf Niemand anders, als auf ſich ſelber, und handeln Sie immer ſo, als ob Sie hier nur die größte Feindſchaft, das glühendſte und wachſamſte Beſtreben, Ihren Fluchtverſuch zu hindern, vermuthen müßten!

Ich habe das auch gethan. Ich und meine Freunde haben es daher ſorgſam vermieden, Fouché oder ſeinen Creaturen genau den Tag der Flucht zu ſagen, oder ihre unmittelbare Beihülfe zu beanſpruchen. Niemand als die getreueſten Bundesgenoſſen werden bei der Flucht thätig ſein. Herr von Narbonne wird den Prinzen von hier entführen, und er wird ihn, um alle Verfolgungen der Polizei zu vereiteln, zuerſt nach Wien bringen. Dort wird er im Hauſe einer Dame, auf deren Treue und Verſchwiegenheit wir zählen können, und die vor jeder Nachſtellung der Polizei durch ihre Verhältniſſe geſichert iſt, die Nacht zubringen, und am andern Morgen wird ſie mit dem, in ein

Mädchen verkleideten Prinzen, mit guten und unverdächtigen Päſſen verſehen, Wien verlaſſen, um mit dem Prinzen bis nach Straßburg zu fahren, wo wir ſie erwarten.

Und Sie ſind ſicher, daß Sie dieſer Dame trauen können? fragte die Gräfin. Bedenken Sie wohl, daß ich einſt in die Hände des Kaiſers geſchworen habe, den König von Rom zu behüten und zu bewachen, und ihn keinen fremden Händen zu überlaſſen. Wenn ich dieſem Schwur alſo jetzt zuwider handele, ſo muß ich ſicher ſein, daß der Prinz ſolchen Händen übergeben wird, die ihn ſicher behüten werden. Ich frage Sie alſo, kraft meines Amtes als Gouvernante des Königs von Rom, wie heißt und wer iſt die Dame, welcher Sie den Prinzen anvertrauen wollen?

Nun, ich will Ihnen eine offene und rückhaltloſe Antwort geben, Gräfin. Dieſe Dame heißt Friederike Hähnel, und ſie iſt die Freundin des Staatskanzlers von Hardenberg. Bei ihr wird man daher nicht den Sohn des Kaiſers ſuchen, ſie allein iſt im Stande, ihn ſicher und ungefährdet von hier fortzuführen, und ſie allein konnte durch den mächtigen Gönner, der ihr zur Seite ſteht, und der freilich nichts ahnt von den Plänen der Freundin, zu einer Reiſe nach Frankreich Päſſe erhalten, die man ſonſt Jedermann verweigern würde.

Aber wie kommt es, daß dieſe Dame, die Freundin eines dem Kaiſer Napoleon feindlichen Staatsmannes, ſich ſo ſehr für das Schickſal des Königs von Rom intereſſirt, daß ſie ſogar ihre eigene Exiſtenz und Stellung für ihn in Gefahr bringt?

Das, Gräfin, ſollte eigentlich mein Geheimniß ſein, aber ich halte mich in meinem Gewiſſen verpflichtet, Ihnen die volle Wahrheit zu ſagen, um Sie ganz zufrieden zu ſtellen. Dieſe Dame alſo, Friederike Hähnel, liebt mich, und aus Liebe zu mir fördert ſie meine Pläne, iſt ſie mir hülfreich und nimmt Theil an meinen Complotten. Gräfin, wäre der Zweck nicht ein heiliger und großer, ſo wären Sie berechtigt, mich einen Verbrecher zu nennen, denn ich habe wiſſentlich und mit kalter Ueberlegenheit ein Herz verführt, ich hintergehe und betrüge eine große und ſtarke Liebe, die bereit iſt, mir Alles zu opfern, und die ich *doch nur* zu meinen Speculationen mißbraucht habe.

Und ſie, dieſe Friederike Hähnel, ſie mißtrauet Ihnen nicht? Sie glaubt an Ihre Liebe?

Ja, ſie glaubt an meine Liebe, und deshalb geht ſie auf alle meine Pläne ein. Sie hat mit wunderbarer Energie und Klugheit alle Vorbereitungen geleitet, für Alles geſorgt, Alles bedacht. Sie hat Alles eingeleitet und erſonnen, ihr Kopf iſt unerſchöpflich in Hülfsquellen und Vorſchlägen geweſen, und ohne ſie, die ſo unverdächtig erſcheint, wären wir ſicher nicht zum Ziel gelangt. Sie iſt daher wohl geeignet, den Prinzen bei ſich aufzunehmen, und ihn nach Frankreich zu geleiten! Ah, ſie hofft dort meine Gemahlin zu werden, und ſtatt deſſen werde ich ihr dort mein Verbrechen bekennen, und ihr geſtehen müſſen, daß ich ihre große und ſtarke Liebe nur als das Werkzeug benutzt habe für meine Pläne, daß ſie mir nur helfen ſollte, den Prinzen und die Kaiſerin zu befreien.

Sie weiß alſo auch um die Entführung der Kaiſerin?

Ja, ſie weiß darum, und ſie hat auch hierzu Alles vorbereitet. Sie hat, als bedürfe ſie das für ſich zu einem Maskenball, einen eleganten Herrenanzug anfertigen laſſen, ſie hat Alles für die Toilette Nothwendige beſchafft, ſelbſt den Reiſekoffer für die Kaiſerin gepackt, und in ihrer Equipage wird der König von Rom von hier nach Wien fahren.

Aber ich begreife noch immer nicht, wie Sie es anfangen wollen, die Kaiſerin zu dieſer Flucht zu bewegen.

Ich werde ſie dazu zwingen, rief Graf Montbrun lächelnd, denn ſie will ja den Anſchein haben, gezwungen worden zu ſein, um ihre Rolle als gehorſame Tochter nicht zu gefährden. Sie ſagt ja, daß ſie keinen eigenen Willen hat; wir werden alſo für ſie einen Willen haben, und ihre Worte verriethen mir, daß ſie es alſo wünſcht. — Sie wiſſen jetzt Alles, Gräfin. Bereiten Sie alſo Alles vor, und wenn Sie dort drüben die Feuerzeichen aus den Fenſtern der Kaiſerin hervorleuchten ſehen, ſo öffnen Sie das Fenſter von dem Schlafzimmer des Prinzen, und laſſen die Strickleiter herunter. Das iſt Alles, was nöthig iſt.

Nein, ſeufzte die Gräfin, was nöthig iſt, das iſt der Schutz Gottes! Oh, möge er Ihrem gefährlichen und gewagten Unternehmen zur Seite ſtehen, und die Kaiſerin und den König von Rom behüten!

VI.

Die Flucht.

Die Nacht des dreißigſten März war hereingebrochen, eine finſtere, dunkle Regennacht. Kein Stern ſtand am Himmel, und nicht mit einem einzigen Lichtſtrahl vermochte der Mond die Wolken zu durchdringen, die ſchwer und grollend den ganzen Horizont überhingen, und die Erde wie mit ſchwarzen Schleiern überſchatteten.

Die Lichter im Schloſſe zu Schönbrunn waren längſt ſchon erloſchen, die Bewohner des Schloſſes waren längſt ſchon zur Ruhe gegangen. Der Regen, der gegen die Fenſter plätſcherte, ſtörte die Schlafenden nicht, der Sturm, der durch die großen beſchnittenen Alleen des Parks pfiff, und zuweilen, wie mit machtvollem Finger, gegen die Pforten und die Fenſter klirrte, weckte doch Niemand aus dem erſten, erquicklichen Schlummer.

Aber er überdeckte das Geräuſch zweier heranrollender Wagen, und der Regen, welcher den Boden aufgeweicht hatte, machte das Geräuſch der Räder noch unhörbarer.

Der eine der Wagen hielt dieſſeits des Schloſſes neben der kleinen Pforte, die in den Park führte, und der zweite Wagen fuhr hinüber, nach der anderen Seite des Schloſſes, fuhr vorſichtig und langſam dort um den Flügel des Schloſſes herum, und hielt neben der kleinen Seitenpforte an, die ſeit lange unbenutzt und ungeöffnet, von den Bewohnern des Schloſſes faſt ganz vergeſſen war. Ein Mann ſtieg aus dieſem zweiten Wagen hervor, und vorſichtig und geräuſchlos die Wagenthür *ſchließend*, trat er zu dem Kutſcher hin.

In einer Viertelſtunde, hoffe ich, wird Alles gethan ſein, flüſterte er. Leben Sie wohl bis dahin.

Leben Sie wohl, Graf, und der Himmel ſei mit Ihnen, flüſterte der Kutſcher.

Der Graf ſchlich leiſe zu der Pforte hin, tappte vorſichtig mit den Händen nach dem Griff der Thür, und öffnete ſie.

Oh, flüſterte er leiſe, die Gräfin hat Alles gut vorbereitet. Sie hat die Thür aufgeſchloſſen, und ich habe nicht einmal nöthig, von meinem Nachſchlüſſel Gebrauch zu machen. Aber wenn ich wiederkomme, werde ich die Thür verſchließen.

Er drückte leiſe die Thür hinter ſich zu, und ſtand jetzt innerhalb des Schloſſes auf einem kleinen mit Backſteinen ausgelegten Flur.

Nur noch einmal die Lection überlegt, damit kein Irrthum vorfällt, flüſterte der Graf in ſich hinein. Das Programm lautet ſo: „Einmal auf dem Flur ſtehend, wendet man ſich links, geht zwanzig Schritte ſeitwärts und befindet ſich dann vor einer kleinen Treppe. Dieſe Treppe, welche funfzig Stufen hoch iſt, geht man hinauf und befindet ſich auf einem Seitencorridor des obern Stockwerks. Zwei Schritte links machend, ſteht man vor einer Thür, welche ſo künſtlich in die Bretterwand eingelaſſen iſt, daß ſie dem Auge des Uneingeweihten nicht zu erkennen iſt, und daß Niemand der jetzt im Schloſſe Anweſenden von ihrer Exiſtenz weiß. Selbſt die Kaiſerin Marie Louiſe kennt nicht das Geheimniß dieſer Thür, und ſie ahnt nicht, daß ihr eigener Gemahl, als er in Schönbrunn reſidirte, dieſe Thür heimlich hier anbringen ließ, um unbemerkt das Schloß betreten und verlaſſen zu können. Auch Diejenigen, welche Marie Louiſe in Schönbrunn bewachen, kennen dieſe Thür nicht. Es iſt ein Geheimniß, das der Kaiſer von Elba aus dem Baron von Ménéval hat melden laſſen, und das uns jetzt ſehr nützlich iſt. Denn dieſe Thür führt gerade in das Toilettenzimmer der Kaiſerin. Die Thür alſo befindet ſich zwölf Schritte links von der Treppe. Mit der Hand über die Wand fahrend, wird man da einen kleinen Nagel, der wie von ungefähr dort eingeſchlagen iſt, entdecken. An dieſen Nagel drückt man, und die Thür geht auf. Man iſt jetzt im Toilettenzimmer der Kaiſerin, geht gerade aus,

zwanzig Schritt, und befindet ſich dann vor der Thür, welche in das Schlafgemach der Kaiſerin führt. Die Kaiſerin ſchläft allein, aber die Thür nach dem nächſten Zimmer iſt geöffnet und dort ſchlafen ihre beiden Kammerfrauen. Sie gehören zu den Unſrigen, und ſie ſind angewieſen, ſich nicht auszukleiden. Sie werden das Zeichen des Feuers erwarten, und dann in das Zimmer der Kaiſerin ſtürzen. Alles Andere, fuhr der Graf aufathmend fort, alles Andere wird ſich finden. Hätte die Kaiſerin nicht durchaus gezwungen, und wider ihren Willen fortgeführt ſein wollen, ſo hätten wir die läſtige Geſchichte mit dem Feuer gar nicht nöthig gehabt. Es wäre nur erforderlich geweſen, die geheime Thür zu öffnen und Marie Louiſe hinunter zu geleiten. Aber ſie hat nicht den Muth, ihrem Vater zu trotzen, und will ſich ſichern für die Möglichkeit des Mißlingens. Nun wohl denn, ſei es ſo! Auf, an's Werk!

Und der Graf ſchlich mit zwanzig wohlgezählten Schritten nach der kleinen Treppe hin. —

Während dies auf dem rechten Flügel des Schloſſes ſich begab, hielt der Wagen, welcher an dem linken Flügel vorgefahren war, noch immer neben der kleinen Gartenpforte.

Ein Mann war ausgeſtiegen, und vorſichtig und leiſe hatte er die Pforte aufgeſchloſſen. Das Heulen des Sturmes hatte das Knarren der eiſernen Thür übertönt, und der aufgeweichte Boden machte ſeine Schritte unhörbar. Haſtig ſchlüpfte er an der Mauer entlang bis zu dem vierten Fenſter des Parterre's. Hier blieb er ſtehen, und ſchaute empor zu dem Fenſter da oben, welches, das einzige an der dunklen Reihe, von einem matten Lichtſchimmer erhellt war.

Das Schlafzimmer des Prinzen, murmelte der Mann. Die Gräfin wacht, und wartet auf das Zeichen. Er blieb ſtehen, und lauſchte, immer die Augen nach dem obern Fenſter gewandt.

Plötzlich hörte man in der Ferne lautes Geſchrei, ein heller Lichtſchein, von der andern Seite des Schloſſes ausſtrömend, blitzte durch die Nacht, und Feuer! Feuer! hörte man erſtickte Stimmen rufen.

Jetzt iſt das Zeichen gegeben, murmelte der Fremde, und — ha, da öffnet ſich das Fenſter und die Strickleiter kommt!

Er ſtreckte der luftigen ſeidenen Leiter, die ſich zu ihm hernieder ließ, ſeine beiden Arme entgegen, faßte ſie jetzt, und befeſtigte die unteren Enden an einem in der Mauer wie zufällig angebrachten eiſernen Haken.

Nun kletterte er raſch und gewandt wie eine Katze die Leiter hinauf. Jetzt ſtand er am offenen Fenſter.

Erreicht! ſagte er leiſe. Wo iſt der Prinz?

Hier bin ich! flüſterte der Knabe, der von den Händen der Gräfin gehalten auf dem Fenſterbrett ſtand. Hier bin ich, mein Herr!

Wollen Sie mit mir kommen, Prinz?

Ja, mein Herr! Aber noch einen Kuß meiner lieben Quion! Adieu, adieu!

Er küßte ſie innig, und die Gräfin, ihn unter Thränen an ihr Herz drückend, flüſterte: Gott ſegne Sie, Sire, Gott behüte Sie!

Sie reichte den Knaben hinaus. Halten Sie ihn ſicher, Herr von Narbonne, flüſterte ſie, gehen Sie vorſichtig, oh, um des Himmels willen —

Herr von Narbonne hörte ſie nicht mehr. Er ſchlüpfte behend, mit der einen Hand den Knaben feſt an ſeine Bruſt drückend, mit der andern an der Strickleiter ſich anklammernd, die luftigen Stufen hinunter.

Fürchten Sie ſich, Sire? flüſterte er, während er hinabſtieg.

Nein, mein Herr, ich fürchte mich nicht, ſagte der Knabe. Ich weiß, daß ich zu meinem Papa gehe!

Jetzt hatten ſie den Boden erreicht; nun mit haſtigen Schritten ſprang Herr von Narbonne, den Knaben im Arm haltend, vorwärts nach der Pforte hin, hinein in den Wagen.

Vorwärts, jetzt vorwärts! So raſch die Pferde jagen können!

Der Wagen rollte von dannen; Niemand hörte es, Niemand war auf dieſem Flügel des Schloſſes, Jedermann war hinüber geeilt nach dem anderen Flügel, Jedermann wollte dort helfen, retten, denn der Ruf: Feuer! Feuer! hatte das ganze Haus erweckt, und nur nach den brennenden Zimmern war die Aufmerkſamkeit hingelenkt.

Der Wagen rollte von dannen nach Wien hin und darin ſaß der

kleine König von Rom, und je ſchneller der Wagen fuhr, deſto ſtrahlender ward ſein Lächeln.

Ach, wie raſch das geht, jubelte er, in die Hände klatſchend. Nicht wahr, nun werde ich bald bei meinem lieben Papa ſein?

Ach, Sire, ſo bald noch nicht. Es iſt ſehr weit von Wien nach Paris.

Aber ich werde hinkommen, rief der Prinz. Ich werde meinen Papa Kaiſer wiederſehen, er wird wieder mit mir ſpielen und mit mir lachen und ſingen. Ich liebe ihn ſo ſehr, meinen guten Papa. Oh, ſagen Sie, ich werde doch gewiß zu ihm fahren? Sie bringen mich nicht anderswo hin? Sie halten Wort, Sie führen mich zu meinem Papa?

Ja, ich halte Wort! Sehen Sie nur, Prinz, da fahren wir in das Außenthor von Wien ein. Jetzt nur noch einige Straßen und wir ſind vor dem Hauſe der Dame angelangt, bei welcher Sie dieſe Nacht ſchlafen und mit der Sie morgen nach Paris abreiſen werden.

Ach, morgen reiſe ich nach Paris, jubelte der Prinz. Und in Paris erwartet mich mein Papa, und in Paris werde ich in den Tuilerien wohnen, und da werde ich wieder der König von Rom ſein, und ich werde meine Pagen wieder haben, und alle Menſchen werden mich wieder lieb haben, und Alle werden freundlich zu mir ſein, und Niemand, oh Niemand, wird mich wieder Franz nennen. Oh, ſagen Sie, mein Herr, iſt das nicht ein ſehr häßlicher Name, Franz?

Es iſt wahr, der Name Napoleon iſt ſchöner, ſagte Herr von Narbonne lächelnd, und Sie ſind ſicher, daß man Sie in Paris niemals anders nennen wird, beſonders — Aber halt, was iſt das, wir fahren in eine falſche Straße ein — Kutſcher, wir müſſen rechts fahren, rechts —

Herr von Narbonne ſprang empor und riß das vordere Wagenfenſter auf und legte ſeine Hand auf die Schulter des Wagenführers.

Sie haben einen falſchen Weg eingeſchlagen, hören Sie doch!

Aber der Kutſcher hörte nicht, er hieb auf die Pferde ein, und fuhr in ſchnellerem Trabe vorwärts durch die von den flackernden Laternen matt erleuchteten Straßen.

Ich ſage Ihnen, Kutſcher, Sie haben einen falſchen Weg eingeſchlagen, rief Narbonne, dem Kutſcher die Hand auf die Schulter legend und ihn heftig rüttelnd, Sie fahren in die Straße nach dem Burgthor hinauf, und Sie müſſen rechts einbiegen, um nach dem Kärthnerthor zu kommen.

Der Kutſcher, ohne ſich umzuwenden, ohne ein Wort zu erwiedern, hieb wieder auf die Pferde ein, und donnernd rollte der Wagen über das Pflaſter dahin.

Mein Gott, mein Gott, was bedeutet dies? murmelte Narbonne, einen Moment wie betäubt in den Wagen zurückſinkend.

Herr von Narbonne, fragte der Prinz leiſe weinend, ach, ſagen Sie, werden wir nun doch nicht zu meinem Papa kommen? Will der böſe Kutſcher uns nicht dahin fahren?

Er ſoll uns dahin fahren, ſagte Narbonne entſchloſſen, wieder von dem Sitz emporſpringend und wieder dem Kutſcher ſich zuwendend.

Hören Sie, ſagte er leiſe und raſch, Sie ſchlagen jetzt den Weg ein, den ich Ihnen angegeben, oder ich ſchieße Sie nieder.

Und indem er ſo ſprach, hörte man ganz deutlich, wie er den Hahn ſeiner Piſtole aufzog.

In demſelben Moment hielt der Kutſcher mit energiſcher Kraft ſeine Pferde mitten im Lauf an und ſprang von ſeinem Sitz nieder auf den Boden.

Erſtaunt blickte Herr von Narbonne aus dem Seitenfenſter des Wagens. Sie befanden ſich jetzt mitten in der großen, durch den Volksgarten dahin führenden Straße. Tiefe Oede und Stille herrſchte rings umher, nur hier und da warf eine Laterne einen trüben Schein auf die aufgeweichte, ſchmutzglitzernde Straße und hüllte dicht daneben wieder Alles in tiefere Dunkelheit ein.

Kutſcher! rief Herr von Narbonne, Kutſcher, wo ſind Sie?

Keine Antwort erfolgte. Herr von Narbonne riß den Schlag des Wagens auf und ſprang hinaus. In demſelben Moment packten ihn von beiden Seiten vier mächtige Arme und riſſen ihn von dem Wagen fort.

Herr von Narbonne! ſchrie der Prinz angſtvoll, von dem Sitz aufſpringend und im Begriff, aus dem Wagen zu ſtürzen.

Eine kräftige Hand ſchob ihn zurück, und ein Mann ſtieg zu ihm in den Wagen.

Sind Sie es, Herr von Narbonne? fragte Napoleon angſtvoll, und als der Mann nicht antwortete, ſchrie er laut und angſtvoll: Herr von Narbonne! Kommen Sie her zu mir, Herr von Narbonne!

Seine laute jammernde Stimme ſchallte weithin über den Platz und erreichte das Ohr Narbonne's, der eben, von den vier Männern an beiden Armen gehalten, in einen an der andern Seite des Weges ſtehenden Wagen geſchoben ward.

Herr von Narbonne! rief Napoleon mit lauterer, flehenderer Stimme.

Hier! — Ich —

Eine ſchwere Hand legte ſich auf Narbonne's geöffnete Lippen. Kein Wort, oder Sie ſind des Todes, ſagte eine drohende Stimme dicht neben ſeinem Ohr. Verhalten Sie ſich ruhig und Ihnen wird nichts geſchehen.

Eben ward die Thür des Wagens, in welchem ſich der Prinz befand, heftig zugeſchlagen und der Wagen rollte von dannen.

Sie ſehen, ſagte die Stimme neben dem Herrn von Narbonne, Ihr Plan iſt vereitelt, der Prinzenraub iſt mißlungen. Die Polizei war von Allem unterrichtet, aber ſie ließ die Flucht geſchehen, um Beweiſe gegen die Hauptſchuldigen zu haben. Aber wir wollen dieſes Abenteuer verborgen halten, und deshalb, mein Herr, wird man, anſtatt Sie zu ſtrafen und Ihnen den Prozeß zu machen, Sie nur ohne Aufenthalt aus den Kaiſerſtaaten entfernen und an der franzöſiſchen Grenze abſetzen. Vorwärts, Kutſcher!

Der Wagen rollte wieder dem Burgthor zu und führte den vor Zorn und Verzweiflung weinenden Herrn von Narbonne von dannen.

Während Jener die Stadt verließ, fuhr der Wagen, in welchem ſich der der kleine Napoleon befand, immer raſcher vorwärts.

Mein Herr, ſagte der Prinz mit tonloſer, bebender Stimme, warum ſprechen Sie nicht mit mir? Warum ſagen Sie mir nicht, ob Sie der Herr von Narbonne ſind? Ach, ich bitte Sie, ſagen Sie es mir doch! Ich ängſtige mich ſo ſehr, ich —

Der Wagen hielt, goldbetreßte Lakayen öffneten den Schlag, eine

Dame ſtand neben dem Wagen und ſtreckte dem Prinzen ihre beiden Arme entgegen.

Er ließ es geſchehen, daß man ihn aus dem Wagen hob, daß die fremde Dame ihn in ihre Arme nahm und durch das hohe, lichtſtrahlende Portal über den Flur und die Stiegen hinauftrug. Er war ganz betäubt, ganz ermattet von Angſt und Entſetzen. Sein Kopf hing matt und kraftlos über den Arm der Dame hin, ſeine kleine Geſtalt war ſchwer und bewegungslos, wie die einer Leiche. Lakayen mit brennenden Armleuchtern ſchritten voran über den Corridor, Lakayen und Diener folgten. Jetzt ward eine hohe Flügelthür geöffnet und man trat in eine Reihe glänzend erleuchteter Zimmer ein.

Die Dame ließ den Prinzen ſorgfältig aus ihren Armen auf einen Fauteuil niedergleiten und kniete dann vor ihm nieder, um mit ſorgſamem Blick ihn zu betrachten.

Der kleine Napoleon ſchaute ſie an mit weitoffenen Augen, ſeine Wangen waren kalt und bleich, ſeine Lippen bebten.

Oh, fürchten Sie ſich nicht, ſagte die Dame zärtlich, ſehen Sie nicht ſo traurig aus, Herzog, Niemand zürnt mit Ihnen, Jedermann liebt Sie, und gleich wird Se. Majeſtät, Ihr Herr Großvater, kommen, um —

Ein Zittern flog durch die Glieder des Knaben hin und er richtete ſich haſtig empor. Mein Großvater wird kommen? ſagte er angſtvoll. Aber wo bin ich denn? Sind Sie denn nicht die liebe freundliche Dame, bei der ich die Nacht bleiben ſoll und die morgen mit mir nach Paris zu meinem Vater fahren wird?

Nein, mein lieber kleiner Herzog, ſagte die Dame, das Alles war nur ein böſer Traum. Sie ſind hier, — aber da kommt Se. Majeſtät der Kaiſer.

Sie erhob ſich raſch von ihren Knieen und verneigte ſich dann tief vor dem Kaiſer, der ſoeben in der Thür des nächſten Zimmers erſchien.

Der Prinz blieb ruhig auf ſeinem Lehnſtuhl ſitzen und ſtarrte mit entſetzten Blicken ſeinem Großvater entgegen.

Kaiſer Franz näherte ſich dem Kinde mit lächelndem, unbefangenem Geſicht und reichte ihm ſeine Hand dar.

Guten Abend, mein kleiner Herzog, ſagte er heiter. Haſt durchaus eine Reiſe machen wollen, kleiner Franz? Und noch dazu zur Nachtzeit? Nun ſchau, haſt jetzt Deinen Spaß gehabt und biſt gereiſt von Schönbrunn nach Wien. Und hier in Wien ſollſt Du halt bleiben, mein Kind, und ſollſt hier in der Burg bei mir, bei Deinem Großvater wohnen. Da wird's Dir ſchon beſſer gefallen, als da draußen in Schönbrunn, nicht wahr, mein kleiner Franz?

Der Knabe ſchaute mit traurigen, thränenſchweren Blicken zu ihm empor und ſchüttelte leiſe ſein Haupt.

Wir wollen Dich hier Alle recht lieb haben, fuhr der Kaiſer gutmüthig fort, aber Du mußt uns dafür auch halt wieder lieb haben. Beſonders mußt Du recht freundlich, artig und gehorſam ſein gegen Deine neue Gouvernante. Sieh da, mein kleiner Franz, dieſe Dame hier, die Frau Generalin von Mitrowska, das iſt Deine neue Gouvernante, und die wird von jetzt an immer bei Dir bleiben und wird Dich unterrichten und für Dich ſorgen. Heiß die Frau Generalin willkommen, kleiner Franz, gieb ihr die Hand und ſag' ihr, daß Du ihr immer recht gehorſam ſein willſt.

Der Prinz regte ſich nicht — er ſtarrte zu dem Kaiſer empor und zwei einzelne, glänzende Thränen rollten langſam über ſeine Wangen nieder.

VII.

Die Rache.

Feuer! Feuer! Das war der Ruf geweſen, der auf einmal die Bewohner des Schloſſes von Schönbrunn aus dem erſten Schlummer erweckt hatte. Feuer in den Gemächern der Kaiſerin.

In dem Schlafzimmer der Kammerfrauen war es ausgebrochen; die beiden Frauen waren von dem hellen Lichtſchein erwacht, ſie hatten

vor allen Dingen die Kaiſerin geweckt, waren ihr behülflich geweſen, ſich raſch und eilig anzukleiden und waren dann von dannen geſtürzt, um die Schlafenden zu wecken und Hülfe herbei zu rufen.

Marie Louiſe war alſo einen Moment allein geblieben. Entſetzt hatte ſie dem Zimmer der Kammerfrauen ſich genähert, um zu entfliehen, aber die hellen Flammen, die ihr von den brennenden Vorhängen entgegenſchlugen, ſchreckten ſie zurück.

Außer ſich, bleich und zitternd, flog ſie jetzt durch ihr Schlafzimmer hin, der andern Thür zu, und trat durch dieſelbe in ihr Toilettenzimmer ein. Dieſes Zimmer war dunkel, nur das Feuer aus dem nahen Gemach warf einen röthlichen Schein durch daſſelbe, und Marie Louiſe, geblendet und geängſtigt von dieſem Schein, ſchlug mit einem lauten Aechzen ihre Hände vor ihr Angeſicht.

Fürchten Ew. Majeſtät nichts, ſagte neben ihr eine leiſe, männliche Stimme, ich errette Ew. Majeſtät aus den Flammen.

Zur ſelben Zeit fühlte ſie ſich von zwei kräftigen Armen emporgehoben, und ehe ſie noch Kraft gefunden zu einem Schrei, einem Hülferuf, ſtürzte der, welcher ſie trug, mit ihr vorwärts; die Wand ſchien ſich vor ihm aufzuthun, und er ſprang hindurch, und er rannte, die entſetzte, halb ohnmächtige Kaiſerin im Arm, vorwärts, eine Treppe hinunter.

Marie Louiſe fühlte ihre Sinne ſchwinden, ein ſeltſames Klingen und Sauſen war vor ihren Ohren, wie ſchillernde Sterne blitzte es vor ihren Augen, ſie wollte ſich ſträuben, aber ihre Glieder verſagten ihr den Dienſt, ſie wollte um Hülfe ſchreien, aber das Entſetzen hatte ihre Zunge gelähmt, ſie ſank regungslos zuſammen.

Sie iſt ohnmächtig, und das war in ihrer Situation das Beſte, was ſie thun konnte, ſagte Graf Montbrun zu ſich ſelber, indem er mit ſeiner ſchönen Laſt durch das Seitenthor des Schloſſes hinaustrat und ſich dem Wagen näherte.

Sind Sie es, Graf? flüſterte der Kutſcher, der von ſeinem vordern Sitz niedergeſtiegen war, und neben dem offenen Wagenſchlag ſtand.

Ja, ich bin es, Baron, ſagte der Graf, helfen Sie mir, die Kaiſerin in den Wagen zu heben.

Vorſichtig ward die Kaiſerin auf dem Vorderſitz des Wagens gebettet, Graf Montbrun nahm auf dem Rückſitz Platz, der Kutſcher ſchwang ſich wieder auf den Bock und vorwärts ging es jetzt in raſtloſer Eile, vorwärts die Straße hinunter, hinein in das Dickicht des Waldes.

Die Kaiſerin lag noch immer bewußtlos da. Allmälig ſchien die ſchaukelnde Bewegung des Wagens und die Nachtluft, die aus den geöffneten Wagenfenſtern herein ſtrömte, ſie aus ihrer Betäubung zu erwecken. Ein leiſes Zucken ging durch ihre Geſtalt hin, dann ſchlug ſie die Augen auf und richtete ſich empor.

Alles dunkel, murmelte ſie, und doch meinte ich Feuer geſehen zu haben, Feuer in meinem Zimmer, in — Mein Gott, wo bin ich? rief ſie erſchreckt, jetzt erſt zum vollen Bewußtſein zurückkehrend, wohin fährt man mich? Wer iſt da vor mir? Wer ſind Sie?

Majeſtät, Ihr treueſter und ergebenſter Diener, der Graf Montbrun.

Montbrun! rief Marie Louiſe entſetzt, und wie kommen Sie hierher in meinen Wagen? Mein Gott, was geſchieht denn mit mir? Wie kam ich in den Wagen? Was bedeutet es, daß Sie neben mir ſind? Oh, mir iſt Alles wie ein wüſter Traum, mein Kopf ſchwindelt, mein Herz klopft zum Erſticken! Ich frage Sie, was bedeutet dies Alles? Wohin führt man mich?

Majeſtät, dahin, wo allein der Platz meiner erhabenen Kaiſerin ſein kann, nach Frankreich! Nach Paris!

Nach Paris! ſchrie Marie Louiſe entſetzt. Und mein Vater hat ſeine Einwilligung gegeben?

Nein, Majeſtät. Aber der Kaiſer Napoleon hatte mir befohlen, ihm die Gemahlin und den Sohn zuzuführen, und ich hatte geſchworen, dem Befehl meines erhabenen Herrn zu genügen, um jeden Preis, ſei's mit Liſt oder mit Gewalt.

Sie haben mich entführt, rief Marie Louiſe, von ihrem Sitz aufſpringend, und eine Bewegung machend, als wolle ſie die Wagenthür öffnen, um hinaus zu ſpringen.

Aber die Thür gab dem Druck ihrer Hand nicht nach, und mit *einem* tiefen Seufzer ſank Marie Louiſe wieder in die Kiſſen zurück.

Ja, ſagte Graf Montbrun, ich habe es gewagt, Ew. Majeſtät zu entführen, und ich hoffe, daß Ew. Majeſtät mit mir zufrieden ſind, und daß ich Ihre Worte richtig gedeutet habe.

Welche Worte? fragte Marie Louiſe verwundert. Was habe ich denn geſagt?

Sie haben geruht, mir zu verſtehen zu geben, daß Ew. Majeſtät nicht zu handeln, keinen Willen zu haben wagten, daß Sie Sr. Majeſtät, Ihrem Herrn Vater, nicht trotzen, ſondern nur dem Zwang nachgeben dürften. Ich habe alſo Zwang angewandt, um Ew. Majeſtät aus den Banden zu befreien, mit welchen man Sie zurückhielt. Ich habe Alles ſo vorbereitet, daß wenn mein Plan mißlang, wenn er jetzt noch ſcheitern ſollte, Ew. Majeſtät, indem Sie zu dem Kaiſer von Oeſterreich zurückkehrten, ihm feierlich ſchwören könnten, nichts von dieſem Unternehmen gewußt zu haben, ſondern mit Gewalt entführt worden zu ſein. Ew. Majeſtät würden dann erzählen, daß eine frevelnde Hand Feuer in dem Zimmer ihrer Kammerfrauen angelegt, daß Diejenigen, welche Sie entführt, die Verwirrung, die ſie ſelber hervorgerufen, benutzend, durch eine geheime Thür in Ihr Toilettenzimmer gedrungen, Sie mit Gewalt fortgeführt hätten, daß Niemand auf Ihren Hülferuf geachtet, daß Niemand das Fortrollen des Wagens gehört habe, weil Jedermann nur mit dem Feuer beſchäftigt geweſen wäre. Das könnten Ew. Majeſtät ſagen, wenn der Fluchtverſuch mißlungen wäre, und es würde Ihnen in den Augen des Kaiſers Franz als Entſchuldigung dienen. Aber Gott wird nicht ſo grauſam ſein, die Wünſche des Kaiſers Napoleon, des ganzen franzöſiſchen Volkes, und wie ich hoffe, auch die Wünſche Eurer Majeſtät zu vereiteln, Gott wird es zulaſſen, daß Ew. Majeſtät wieder zu Ihrem Gemahl zurückkehren, um mit dem Kaiſer wieder den Thron von Frankreich zu theilen, und dem franzöſiſchen Volk, das Ihnen mit aller Sehnſucht der Liebe entgegenjauchzt, wieder den Segen der Liebe und des Friedens zu bringen, und Frankreich mit Oeſterreich, mit Deutſchland zu verſöhnen.

Aber es iſt unmöglich, daß Ihr verwegener Plan gelingt, rief Marie Louiſe, die Hände ringend. Es iſt unmöglich, daß Sie mich aus den öſterreichiſchen Staaten fortführen, ohne entdeckt zu werden.

Mein Gott, in dem nächſten Ort ſchon kann man uns anhalten, mich erkennen, oder mich mit Gewalt zur Rückkehr zwingen. Oh, welche Schmach, welche Demüthigung dann, als eine flüchtige Verbrecherin zurückkehren zu müſſen!

Der Himmel wird nicht wollen, daß Ew. Majeſtät von ſolchem Unglück bedroht werde, ſagte Montbrun feierlich. Alle Vorkehrungen ſind getroffen, Alles iſt wohl durchdacht und wohl überlegt. Ueberall auf dem ganzen Wege liegen Relais bereit, unſere Päſſe ſind in vollkommener Ordnung, und es hängt nur von Ew. Majeſtät ab, jedes Erkennen unmöglich zu machen und ſich vor jeder Entdeckung zu ſichern.

Wie? Das hängt von mir ab? fragte Marie Louiſe.

Ja, von Ew. Majeſtät. Der Paß, den ich bei mir führe, lautet auf zwei Perſonen, auf zwei Männer. Ew. Majeſtät müſſen die Gnade haben, eine Verkleidung anzulegen, ſich in Männerkleidung zu hüllen.

Ach, als ob es ſo leicht ſein würde, die zu erhalten, rief Marie Louiſe.

Majeſtät, es iſt Alles vorbereitet, hier in dem Kaſten des Wagens ſteht ein Koffer, der Alles enthält, was zur Toilette Ew. Majeſtät erforderlich iſt, und bemerken Sie nur, wir fahren jetzt in einen kleinen Seitenweg ein. Ew. Majeſtät erinnern ſich des kleinen Pavillons im Walde von Schönbrunn? Er iſt jetzt einſam und unbemerkt, und daher ganz geeignet, Ew. Majeſtät als Toilettenzimmer zu dienen.

Oh, mein Gott, murmelte Marie Louiſe in ſich hinein, es iſt alſo kein Entrinnen mehr, ich muß —

Der Wagen hielt vor dem einſamen Häuschen an, der Graf öffnete den Schlag und ſprang hinaus, um der Kaiſerin beim Ausſteigen behülflich zu ſein.

Seufzend und zitternd verließ Marie Louiſe den Wagen und trat in das Haus ein. Niemand kam ihr entgegen, Niemand hieß ſie willkommen, aber das Zimmer, welches der Graf jetzt öffnete, war erleuchtet und wohnlich eingerichtet, als hätten unſichtbare Geiſter, die Ankunft der Prinzeſſin vorherſchauend, Alles zu ihrem Empfange bereitet. In der Mitte des kleinen runden Gemachs befand ſich ein

Tiſch, auf welchem auf hohen Armleuchtern dicke Wachskerzen brannten, daneben ſtand eine Schale mit Früchten und Backwerk, und unfern davon hing an der Wand ein hoher Spiegel, zu deſſen beiden Seiten auf Wandleuchtern Kerzen brannten.

Geruhen Ew. Majeſtät hier einzutreten, ſagte Graf Montbrun, wir werden ſogleich den Koffer bringen.

Er ging hinaus und ſchloß die Thür. Marie Louiſe war allein. Mit ſcheuer Angſt blickte ſie im Zimmer umher. Ja, ſie war allein, ganz allein! Niemand da, der ſich ihrer erbarmen, der ſie erretten konnte! Sie war der Gewalt dieſes Mannes hingegeben, der ſie entführte, um ſie zu ihrem Gemahl zurückzubringen. Wie ſie das dachte, ſchauerte ſie in ſich zuſammen, und ihre Wangen erbleichten.

Die Thür öffnete ſich wieder, der Graf trug den Koffer herein, und ſich tief vor der Kaiſerin verneigend, ſagte er: Ew. Majeſtät bitte ich nur um die Gnade, Ihre Toilette zu beeilen, damit wir weiter fahren können.

Aber, mein Herr, rief Marie Louiſe, nach Kraft, nach einem feſten Entſchluſſe ringend, wer ſagt Ihnen denn, daß ich weiter fahren will, daß ich dieſe abenteuerliche Flucht, zu der Sie mich wider meinen Willen zwingen wollen, auch unternehmen will?

Ew. Majeſtät werden ſich gnädigſt erinnern, daß der Kaiſer, Ihr Gemahl, mir befohlen hat, ihm die Gemahlin zurückzuführen, ſagte der Graf mit ruhiger Entſchloſſenheit, und daß ich geſchworen habe, ſeinem Befehl zu genügen. Der Kaiſer von Frankreich ruft ſeine Gemahlin, er fordert von ihr die Treue, die ſie ihm vor dem Altar Gottes gelobt hat, er fordert, daß ſie zu ihm zurückkehre.

Aber ich kann nicht, rief Marie Louiſe außer ſich, bebend vor Angſt. Ich habe meinem Vater geſchworen, ihm gehorſam zu ſein, nicht ohne ſeine Einwilligung irgend eine Botſchaft des Kaiſers anzunehmen, und jetzt will man mich mit Gewalt zu ihm zurückführen, jetzt will man mich zwingen —

Niemand wird es wagen, Ew. Majeſtät zwingen zu wollen, rief eine machtvolle Stimme hinter ihnen.

Marie Louiſe ſtieß einen Freudenſchrei aus und wandte ſich um.

Dort, in der geöffneten Thür, dort ſtand eine hohe männliche Geſtalt. Ein langer Mantel umhüllte ſie, ein großer breitkrämpiger Hut bedeckte ſein Haupt und beſchattete ſein Geſicht.

Aber Marie Louiſe erkannte ihn doch. Neipperg! Graf Neipperg! rief ſie mit einem lauten Jubelton, und außer ſich, aller Ueberlegung, aller Rückſicht vergeſſend, nur fühlend, daß Er da ſei, daß Er ſie erretten und beſchützen werde, ſprang ſie vorwärts und warf ſich in die geöffneten Arme des Grafen.

Retten Sie mich, flüſterte ſie, oh dulden Sie es nicht, daß man mich von hier fortführt.

Nein, ich werde das nicht dulden, ſagte der Graf, ſie innig an ſich drückend, man hat es gewagt, ein unwürdiges Spiel mit Ew. Majeſtät zu treiben, aber es iſt zu Ende, und Niemand ſoll Ew. Majeſtät zwingen zu einem Schritt, den Sie nicht freiwillig thun wollen.

Das heißt, ſagte Montbrun, ſich bleich und mit düſterer Stirn nähernd, das heißt, Sie, Herr Graf Neipperg, wollen es verhindern, daß die Kaiſerin einen freiwilligen Schritt thue? Sie wollen ſie zwingen, umzukehren!

Nein, ſagte Graf Neipperg würdevoll, ich will, daß die Kaiſerin freie Wahl habe. Hätte ich das nicht gewollt, ſo wäre es mir ein Leichtes geweſen, den Fluchtverſuch zu hindern, denn ich kannte ihn ſeit acht Tagen ſchon, ich wußte um Alles. Aber ich ließ Sie Ihren Plan ruhig ausführen, und — verzeihen Sie es mir, Sie ſo überliſtet zu haben, Herr Graf Montbrun, — ich war der Kutſcher, der Sie hierher fuhr. Während Sie in das Schloß von Schönbrunn gingen, um Feuer anzulegen, und die erſchreckte Fürſtin zu entführen, nahm ich die Stelle Ihres von mir längſt beſtochenen Kutſchers, nahm er meine Stelle hinter dem Mauerpfeiler ein, hinter dem ich Ihr Kommen erwartet hatte. Sie ſehen alſo, es wäre mir ein Leichtes geweſen, Ihre Pläne zu durchkreuzen. Ich hätte nur nöthig gehabt, die Polizei zu benachrichtigen. Indeß, ich wollte der Kaiſerin die Wahl überlaſſen, ſie ſelber ſollte über ihre Zukunft entſcheiden, ſie allein! Deshalb ließ ich Alles geſchehen, deshalb begleitete ich Sie hierher. Es muß endlich Alles klar und entſchieden werden. Der Kaiſer Napoleon

ſoll nicht ſagen, daß man ſeine Gemahlin mit Gewalt zurückhält. Sie, Herr Graf Montbrun, werden ihm entweder die Gemahlin zuführen, oder Sie werden zu ihm gehen, und ihm ſagen, daß es ihr freier Wille war, nicht zu ihm zurückzukehren.

Und jetzt, fuhr er fort, von der Kaiſerin zurücktretend, und ſich tief vor ihr verneigend, jetzt lege ich die Entſcheidung in die Hände Ew. Majeſtät. Wir ſind hier allein, zwei Ehrenmänner, Beide bereit dem Willen und Befehl Ew. Majeſtät zu gehorchen, Beide, ſo verſchieden auch unſere Wege ſind, einig in dem Gefühl des Gehorſams und der Ehrfurcht, die wir Ew. Majeſtät, der Dame ſchulden, die ich die Tochter meines Kaiſers, die Graf Montbrun die Gemahlin ſeines Kaiſers nennt. Ich ſchwöre alſo hier, und Gott hört meinen Schwur, daß ich mich dem Willen Ew. Majeſtät unterwerfe, daß ich, wie auch Ihre Entſcheidung ausfallen möge, ſchweigend und gehorſam mich den Befehlen der Kaiſerin unterordnen will. Herr Graf Montbrun, wollen auch Sie das ſchwören?

Ja, ſagte Montbrun feierlich, ich ſchwöre, gleich dem Grafen Neipperg, mich ſchweigend und gehorſam den Befehlen der Kaiſerin unterzuordnen, ihrem Willen mich zu unterwerfen, wie auch die Entſcheidung ausfallen möge!

Nun wohlan denn, jetzt mögen Ew. Majeſtät Ihren Willen kund thun, rief Graf Neipperg. Wollen Sie dem Ruf des Kaiſers Napoleon folgen, wollen Sie nach Frankreich, zu Ihrem Gemahl zurückkehren? Sagen Sie es, und ich trete ehrfurchtsvoll bei Seite. Ew. Majeſtät legen Ihre Verkleidung an, und fahren mit dem Grafen Montbrun weiter, und Niemand wird Ihre Flucht aufhalten, denn Graf Montbrun hat alle Vorbereitungen gut getroffen, auf allen Stationen ſtehen die Relais bereit, und ich ſelbſt werde bemüht ſein, Diejenigen, welche Sie verfolgen möchten, auf falſche Wege zu leiten, bis Sie die franzöſiſche Grenze überſchritten haben. Wollen aber Ew. Majeſtät nicht nach Frankreich gehen, wollen Sie freiwillig der Kaiſerkrone, welche Ihrer in Frankreich wartet, entſagen, wollen Sie ſtatt Kaiſerin von Frankreich nur die Herzogin von Parma ſein, dann ſagen Sie es, und Graf Montbrun wird allein nach Paris gehen, und er

wird dem Kaiſer Napoleon melden, daß Marie Louiſe die Bande zerriſſen hat, welche ſie an ihn knüpfen, daß ſie ſich weigert, ihn als ihren Gemahl anzuerkennen, daß ſie ſich weigert, die Kaiſerin von Frankreich zu heißen, und nur noch die Herzogin von Parma, die Tochter des Kaiſers Franz, die deutſche Prinzeſſin ſein will. Sagen Sie es, und der Graf Montbrun wird es nicht hindern, daß Ew. Majeſtät mit mir dieſes Haus verlaſſen, ich werde Sie wieder zurückfahren nach Schönbrunn, und unbemerkt, von der Nacht geſchützt, werden Sie auf demſelben Wege, auf dem Sie das Schloß verlaſſen, wieder in daſſelbe zurückkehren. — Ew. Majeſtät, wir warten auf Ihre Entſcheidung!

Eine Pauſe trat ein. Athemlos, mit hochklopfendem Herzen, bleich vor innerer Aufregung ſtanden die beiden Männer der Kaiſerin gegenüber, ſie beide anſchauend mit flammenden Blicken voll Unruhe und Pein.

Jetzt hob Marie Louiſe langſam ihr Haupt empor, jetzt ſchritt ſie vorwärts, und mit lauter, faſt freudiger Stimme ſagte ſie: Herr Graf Neipperg, führen Sie mich nach Schönbrunn zurück. Ich entſage der Kaiſerkrone von Frankreich, ich will nur noch die Herzogin von Parma ſein.

Graf Neipperg ſtieß einen Freudenſchrei aus, und auf ſeine Kniee niederſinkend, preßte er die dargereichte Hand der Kaiſerin an ſeine Lippen.

Graf Montbrun, ſagte Marie Louiſe, ihr erröthendes Antlitz dem Grafen zuwendend, der todesbleich, mit ſchmerzbewegten Zügen an der Wand lehnte, Graf Montbrun, kehren Sie nach Paris zurück, bringen Sie dem Kaiſer meine Grüße, ſagen Sie ihm, daß ich niemals den Vater meines Sohnes vergeſſen, daß ich niemals aufhören werde für ihn zu beten, daß mein Herz und meine Pflicht mir aber verbieten, zu ihm zurück zu kehren. Leben Sie wohl, Herr Graf Montbrun. Sie aber, General Neipperg, geben Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich zu meinem Wagen, um mit mir nach Schönbrunn zurück zu kehren.

Erlauben mir Ew. Majeſtät nur, dem Grafen Montbrun noch

ein Wort zu ſagen, bat Graf Neipperg. Er näherte ſich dem Grafen, zog aus ſeinem Buſen einen Brief hervor, und reichte ihn dem Grafen dar.

Herr Graf Montbrun, ſagte er, ich bin Ihnen noch ſchuldig, Ihnen eine Erklärung zu geben, Ihnen zu ſagen, durch Wen mir Ihr Entführungsplan verrathen ward, und Wer mir die Mittel in die Hand gab, ihn zu vereiteln. Dieſe Aufklärung finden Sie in dieſem Brief. Er kommt von einer Dame, die Ihnen wohl bekannt iſt, er kommt von Friederike Hähnel! — Jetzt möge Ew. Majeſtät die Gnade haben, meinen Arm anzunehmen und mir zu geſtatten, Sie nach Schönbrunn zurückzufahren. Das Abenteuer dieſer Nacht wird in Schweigen und Geheimniß begraben werden, denn Niemand, außer uns, kennt die geheime Thür des Toilettenzimmers, und durch dieſe werden Ew. Majeſtät in Ihre Gemächer zurückkehren, noch ehe der Morgen dämmert!

Marie Louiſe, mit einem zärtlichen Blick zu ihm aufſchauend, nahm ſeinen Arm und verließ mit dem Grafen das Gemach.

Montbrun ſchaute ihnen mit düſteren Blicken nach, in ſich verſunken, verloren in die finſtern Gedanken, welche ſeine Seele bewegten und ihn mit Verzweiflung und Zorn erfüllten. Jetzt, als er das Rollen des ſich entfernenden Wagens vernahm, ſtampfte er wild mit dem Fuß auf den Boden, und ſchleuderte einen flammenden Zornesblick zum Himmel empor.

Alles verloren! Alles umſonſt! ſagte er zähneknirſchend. Die Arbeit und Mühe eines halben Jahres vernichtet in Einem Moment, und mit leeren Händen muß ich zu dem Kaiſer zurückkehren, kann ihm kein Zeugniß geben meiner Ergebenheit, meiner Thätigkeit, kann von ihm keinen Lohn, keinen Dank fordern, ſondern werde nur mit finſterm Zornesblick, mit einem Lächeln der Verachtung empfangen werden. Oh, mein Gott, habe ich denn für all' meine Treue, meine Mühe eine ſolche Strafe verdient? — Aber der Brief! Der Brief ſoll mir Aufklärung geben, ſagte mir der Graf Neipperg. Er ſoll mir ſagen, wer mich verrieth. Wehe, wehe über ihn!

Er griff nach dem Brief, den er vorher mit einer verächtlichen Bewegung auf den Tisch geschleudert hatte, und riß ihn auseinander.

Ja, sagte er, ihn anschauend, es ist ihre Handschrift. Dieser Brief ist wirklich von Friederike Hähnel. Und sie, sie sollte mich verrathen haben? Nein, nein, das ist unmöglich, das — ach, lesen wir doch den Brief!

Er warf sich auf einen Stuhl neben dem Tisch nieder, zog den Armleuchter näher zu sich heran und las den Brief, welcher also lautete:

„Sie haben mich getäuscht und hintergangen! Sie haben mit meinem Herzen ein elendes und unwürdiges Spiel getrieben, und meine Liebe zu einem Werkzeug Ihrer Pläne gemacht. Ich habe Sie geliebt, grenzenlos, unaussprechlich; doch das ist lange her, und klingt nur noch in mir nach wie die Ammenmährchen meiner Kindheit, die ich jetzt belächele, weil ich so klug geworden bin, zu wissen, daß sie niemals eine Wahrheit werden können. Sie haben mich klug gemacht, und ich will Ihnen jetzt einen Beweis meiner Klugheit geben. — Auf jenem Fest beim Baron Arnstein, wo Sie mit Ihrer Gemahlin zusammen trafen, belauschte ich Ihr Gespräch. Ich stand hinter dem Bosquet, als Sie Ihrer zärtlichen Ehehälfte die Versicherung gaben, daß Sie Friederike Hähnel durchaus nicht liebten, daß sie nur ein Werkzeug in Ihren Händen sei, als Sie ihr mit lachendem Munde erzählten, daß Sie mich betrögen, und zu Ihrer Rechtfertigung hinzusetzten, auch ich betröge Sie, denn ich liebte nicht Sie, sondern Ihren glänzenden Namen allein. Sie sagten damals: „es kommt nur darauf an, wer seinen Zweck erreicht, und wer von uns Beiden zuletzt der Betrogene sein wird.“ Diese Worte habe ich mir seitdem täglich wiederholt, mir täglich geschworen, daß Sie zuletzt der Betrogene sein sollten! Jetzt habe ich mein Ziel erreicht, und — Sie sind der Betrogene! Sie hatten mich verrathen in dem, was einer Frau das Höchste ist, in meiner Liebe, — ich habe Sie dafür verrathen in dem, was Ihnen das Höchste dünkte, — in Ihrem Ehrgeiz! Sie wollten dem Kaiser Napoleon wichtige Dienste leisten, damit er Sie dafür mit Ehrenstellen, Orden und Aemtern belohne. Sie wollten ihm die Ge-

mahlin und den Sohn zuführen, und Sie machten mich zu der Vertrauten Ihrer Pläne! Ich unterstützte und förderte sie, ich half Ihnen mit thätigster Zuvorkommenheit, und als die Zeit gekommen, da verrieth ich Sie und Ihre Pläne an den Grafen Neipperg. Ja, mein Herr Marquis Barbaſſon, mein lieber, zärtlicher Couſin, ja, mein Herr Graf Montbrun, ich habe Sie verrathen! In der Stunde, in welcher Sie dies leſen, ſind alle Ihre ſo klug berechneten, mit ſo viel Mühe, Geld und Zeitverſchwendung angelegten Pläne vereitelt. Der kleine König von Rom, ſtatt bei mir zu ſein, iſt jetzt in der Kaiſerburg bei ſeinem Großvater, dem Kaiſer Franz, und der wird ihn wohl vor jedem erneuerten Fluchtverſuch zu ſichern wiſſen. Die Herzogin von Parma, die Sie als Kaiſerin nach Frankreich zurückführen wollten, hat ohne Zweifel die romantiſche Reiſekleidung verſchmäht, die wir ihr mit ſo viel Zuvorkommenheit hatten bereiten laſſen, und iſt nach Schönbrunn zurückgekehrt, begleitet von einem Mann, der ihr den Kaiſer Napoleon erſetzen wird. Sie ſind allein in der Waldhütte, Sie leſen meinen Brief. Iſt es Ihnen nicht, als ſähen Sie das vor Bosheit ſtrahlende Antlitz, die vor Verachtung und Zorn blitzenden Augen Ihrer lieben Couſine neben ſich, hören Sie nicht durch die öde Stille, die Sie, den überliſteten Verräther, umgiebt, das laute höhniſche Lachen, mit dem ich Sie anſchaue? Sehen Sie nicht, wie ich mit wilden Sprüngen in meinem Zimmer umherfliege, und mit raſender Luſt, gleich den Feuergeiſtern in Gluck's Armide, den Tanz der Rache tanze? Ja, mein lieber Couſin, ich tanze, ich lache und ſinge, denn ich bin gerächt. Sie wollten mein Herz zertreten, aber es war eine Natter, die ſich aufrichtete und Sie in die Ferſe ſtach. Ich hoffe, daß es ſchmerzt, und daß Sie ewig davon hinken werden. Leben Sie wohl, theurer Couſin, und gedenken Sie zuweilen Ihrer ſchönen Couſine

Friederike Hähnel."

Sie hat recht gethan, ſagte Graf Montbrun, den Brief langſam zuſammenfaltend und in ſeinen Buſen ſteckend. Ja, ſie hat recht gethan, und mir iſt mein Recht geworden. Ich war an ihr zum Verräther geworden, und Gott hat deshalb meinen Arm verworfen; da

ich mit unreinen Waffen kämpfte, durfte ich nicht ſiegen. Und ſo will ich denn meine Strafe erdulden, und will hingehen zu Napoleon und ihm ſagen, daß ich ein Meineidiger bin, der ſeinen Schwur nicht gehalten hat. Möge Er mich ſtrafen, oder mich entſündigen und mir verzeihen! Fort jetzt, hinaus in die Nacht!

Er blies die Lichter aus, und ſchritt durch die Dunkelheit hinaus in den öden, ſchweigenden und finſtern Wald.

VIII.

Der Abſchied.

Der Congreß, welcher trotz der drohenden Gewitterſtürme, die ſich rings am Horizont erhoben, noch immer in Wien tagte, der Congreß beſchäftigte ſich indeß jetzt nicht mehr mit dem allgemeinen Frieden, ſondern mit dem allgemeinen Krieg, und da man jetzt zu dieſem Krieg wieder der Hülfe der Völker, der tapfern Arme und der offenen Kaſſen bedurfte, ſo beſchäftigte man ſich auch ein wenig mit dem Glück und der Befriedigung der Völker. Statt wie bisher nur die Schenkungen an „Seelen“ und Ländern zu berathen, welche man den Fürſten zuerkennen wollte, überlegte und berieth man nunmehr die Verſprechungen an Freiheit und Selbſtſtändigkeit, die man jetzt den Völkern machen mußte, um ihren Enthuſiasmus aufzuſtacheln, und ihren Kriegsmuth anzufeuern, machten alle Diplomaten jetzt Entwürfe zu Verfaſſungs-Urkunden, welche die deutſchen Fürſten ihren Völkern als freie Liebesgabe darbringen wollten.

Aber vor allen Dingen kam es doch darauf an, ſich feierlich und einſtimmig gegen Napoleon zu erklären und Frankreich, dem neuerſtandenen Kaiſerreich, einen Kampf auf Tod und Leben anzukündigen.

Alle europäiſchen Mächte gaben in ſeltener Uebereinſtimmung dieſe feierliche und einſtimmige Erklärung ab. Alle ihre Stimmen zu Einer

vereinend thaten ſie Napoleon in die Acht, erklärten ſie Frankreich den Krieg, wenn es den geächteten Napoleon als ſeinen Kaiſer anerkenne. Dieſe Kriegserklärung vom 12. Mai 1815, das war das Donnerwort, welches Frankreich aus ſeinem Freudentaumel, aus ſeiner Wiederſehensluſt aufſchreckte, welches alle Völker Europa's wieder zu den Waffen rief.

Ganz Europa rüſtete ſich, ganz Europa erhob das Schwert gegen Einen Mann, aber dieſer Eine Mann hatte früher ganz Europa unter ſeine Füße getreten, und vor ihm hatten alle dieſe Fürſten einſt ſich gebeugt, die jetzt wider ihn rüſteten. Sie rüſteten mit Verträgen, mit dem Schwert und mit dem Wort. Oeſterreich, Rußland und Preußen erneuerten ihre Allianz mit England, das ihnen Subſidien zu zahlen ſich verpflichtete. Alle deutſchen kleineren Fürſten verpflichteten ſich, ihre Contingente an Linientruppen und Landwehr zur großen Hauptarmee zu ſenden. Rußland bot drei große Armeecorps auf, die in Eilmärſchen durch Ungarn und Schleſien vorrücken ſollten, Preußen organiſirte mit energiſcher Thatkraft zwei Armeen, die eine in den Niederlanden, die andere am Rhein, Oeſterreich formirte ein Heer am Rhein, ein anderes in Italien. England ſchiffte ſeine Truppen nach den Niederlanden über, Spanien zog ſeine Regimenter zu einer Armee zuſammen, und mehr als eine halbe Million Soldaten ſetzte ſich in Bereitſchaft, um von allen Seiten Frankreich anzugreifen.

Die erſte Folge dieſer Kriegserklärung war, daß alle Franzoſen, welche ſich in Wien befanden, ſich zur ſchleunigen Abreiſe anſchicken mußten. Herr von Talleyrand hatte längſt ſchon ſein Haus geſchloſſen, und verließ jetzt mit ſeinem ganzen Geſandtſchaftsperſonal die Hauptſtadt Oeſterreichs, in welcher er ſo lange als mächtiges Congreßmitglied eine ſo bedeutende Rolle geſpielt. Aber auch alle die Franzoſen, welche bisher den kleinen Hofſtaat Marie Louiſens gebildet und zu ihrer nächſten Umgebung gehört hatten, bekamen jetzt den Befehl, die öſterreichiſchen Kaiſerſtaaten ſofort zu verlaſſen und in dem Dienſt der Herzogin von Parma ihren deutſchen Nachfolgern zu weichen.

Die Gräfin Montesquiou hatte gleich an dem nächſten Tage nach den vereitelten Fluchtverſuchen ihre Stelle niederlegen und ſich von der

Kaiſerin Marie Louiſe beurlauben müſſen. Die Kaiſerin hatte ſie mit kalter Ruhe empfangen, ohne auch nur mit einem Wort der Begebenheiten jener ſchreckensvollen Nacht zu gedenken. Marie Louiſe war unbemerkt, noch bevor der Tag graute, wieder nach Schönbrunn zurückgekehrt, und von Graf Neipperg geleitet, war ſie durch die geheime von Niemand gekannte Thür in ihre Gemächer gelangt. Sie ſchien auch von Niemanden vermißt zu ſein, denn Niemand war erſtaunt, die Kaiſerin am Morgen in ihrem Toilettenzimmer auf dem Divan ruhend zu finden, und als Marie Louiſe ihren Kammerfrauen erzählte, daß ſie ſich vor dem Feuer in dies Zimmer gerettet, um vor Störungen geſichert zu ſein, die Thür deſſelben verſchloſſen und dann die ganze Nacht hindurch auf dem Divan ruhig geſchlafen habe, ſchienen ſie davon durchaus nicht überraſcht, ſondern äußerten nur ihre glühende Freude, daß ihre Herrin nicht auf lange in ihrer Nachtruhe geſtört worden.

Auch von der Flucht des Prinzen Napoleon, den jetzt Niemand mehr König von Rom zu nennen wagte, verbreiteten ſich nur einige dunkle unbeſtimmte Gerüchte, aber Niemand wußte mit Beſtimmtheit etwas darüber zu ſagen. Nur das wußte man, daß der Prinz jetzt für immer in Wien in der Kaiſerburg wohne, daß er eine deutſche Gouvernante habe, und daß die Gräfin Montesquiou trotz ihres innigen Flehens nicht die Erlaubniß erhalten habe, vor ihrer Abreiſe den Prinzen noch einmal zu ſehen und ihm Lebewohl zu ſagen.

Auch die anderen Franzoſen aus dem Hofſtaat Marie Louiſens, wie geſagt, mußten Wien verlaſſen, ſelbſt der Privat-Secretair der Kaiſerin, der Baron von Meneval, war von dieſer ſtrengen Maßregel nicht ausgeſchloſſen. Aber ihm hatte man die Gunſt gewährt, die man der Gräfin Montesquiou verſagt hatte, ihm ſollte es verſtattet werden, von dem Herzog von Reichſtadt Abſchied zu nehmen.

Am Tage ſeiner Abreiſe, am ſechsundzwanzigſten Mai ſollte Baron von Meneval alſo in der Kaiſerburg den jungen Prinzen zum letzten Mal ſehen, und dort auch, in den Gemächern ihres Sohnes, wollte Marie Louiſe ihrem frühern Geheimſecretair ihr letztes Lebewohl ſagen.

Aber dieſes letzte Lebewohl der einſtigen Kaiſerin war eben ſo kalt und ruhig, wie das, welches ſie von der Gräfin Montesquiou genommen. Sie dankte dem Baron für ſeine treuen Dienſte, ſie gab ihm ein koſtbares Geſchenk als Andenken, aber ſie that das ohne ein Zeichen innerer Aufregung und Theilnahme. Sie fragte gar nicht, wohin der Baron gehen wolle, ſie erwähnte gar nicht des Kaiſers Napoleon, und als Meneval es dennoch wagte, ihr zu erzählen, daß er nach Paris gegangen, als er von dem Kaiſer ſprach, und von dem Schmerz, den er empfinden würde, nicht einmal einen Brief von ſeiner Gemahlin zu erhalten, ſchien Marie Louiſe kaum auf ſeine Worte zu hören, ſondern lauſchte mit halb abgewandtem Haupt auf die Töne der Muſik, die aus dem anſtoßenden Gemach zu ihr herrauſchten. Und dieſe Töne ſchienen einen wunderbaren Zauber auf ſie zu üben, denn Marie Louiſe ſchrak in ſich zuſammen bei dem Beginn der Muſik, eine tiefe Röthe überflog ihre Wangen, und ihre Augen leuchteten in feurigem, zärtlichem Glanz.

Oh, Majeſtät, ſagte Meneval jetzt leiſe und haſtig, oh, Majeſtät, ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mich nicht ganz ohne Botſchaft zu dem Kaiſer zurückkehren. Geben Sie mir zum Mindeſten einen Gruß, ein Wort der Hoffnung für ihn mit. Beauftragen Sie mich —

Herr von Meneval, unterbrach ihn Marie Louiſe, es thut mir leid, Ihnen jetzt Lebewohl ſagen zu müſſen. Aber ich habe dem Grafen Neipperg verſprochen, mir von ihm eine neue Symphonie Beethovens vorſpielen zu laſſen, und Sie hören wohl, der Graf erwartet mich ſchon am Clavier, das er ſo meiſterhaft ſchön zu ſpielen verſteht. Leben Sie alſo wohl, Herr von Meneval. Dort in jenem Zimmer finden Sie meinen Sohn, den Herzog Franz!

Sie deutete mit der Hand nach der geöffneten Thür des Nebenzimmers, nickte leicht mit dem Kopf und wandte ſich dann ab, um mit raſchen Schritten nach der verſchloſſenen Thür jenſeits des Salons hinzugehen.

Der Baron ſchaute ihr mit traurigen Blicken nach, bis die ſchöne jugendliche Geſtalt hinter der Thür des Muſikzimmers verſchwunden war; ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt, und als er ſich

dann dem Zimmer des Prinzen zuwandte, flüſterte er leiſe: Armer Kaiſer! Seine Gemahlin betrachtet ſich ſchon als ſeine Wittwe, die ihm einen Nachfolger geben darf!.

Der Prinz ſaß, als Herr von Meneval zu ihm eintrat, vor ſeinem Spieltiſch. Aber nicht wie ſonſt ordnete er mit Jubel und lachendem Frohſinn ſeine Soldaten, nicht wie ſonſt glänzte ſein Auge, glühten ſeine Wangen wie holde Maienroſen. Still und ſchweigend ſaß er da, das Köpfchen vornüber geneigt, blickte er gleichgültig auf ſeine zerſtreut umherliegenden Regimenter hin, und nur wie in Zerſtreuung wühlten ſeine kleinen weißen Hände zwiſchen dem Spielzeug umher.

Hoheit, ſagte Frau von Mitrowska, welche mit der neuen Kammerfrau neben dem Spieltiſch ſtand, Hoheit, da iſt der Baron von Meneval, welcher Ihnen Lebewohl ſagen möchte. Wollen Sie ihn nicht willkommen heißen?

Das Kind hob ſeine Augen langſam empor, und blickte den Baron an, ohne ihn zu grüßen, ohne ihn, wie es ſchien, zu kennen. Sonſt war er ihm ſtets jauchzend entgegen gehüpft, und hatte ihn mit lieblicher Geſchwätzigkeit willkommen geheißen, heute ſtand er nur, als die Gouvernante ihn dazu aufforderte, von ſeinem Stuhl auf, und dem Baron zwei Schritte entgegentretend, reichte er ihm zögernd, und einen mißtrauiſchen ängſtlichen Blick auf Frau von Mitrowska werfend, die Hand dar.

Sie wollen abreiſen, mein Herr? fragte er mit leiſer bebender Stimme.

Ja, Sire, ich will abreiſen, ſagte der Baron, die kleine Hand an ſeine Lippen drückend, und ſie dann zwiſchen ſeinen beiden Händen feſthaltend, ja, Sire, ich will abreiſen, und ich bitte Sie, mir zu ſagen, ob Sie nichts zu beſtellen haben? Ich kehre jetzt nach Paris zu Ihrem Herrn Vater, dem Kaiſer Napoleon zurück. Sire, haben Sie mir gar keine Aufträge für Ihren Herrn Vater zu geben?

Der kleine Knabe hob ſeine Augen mit einem langen traurigen Blick zu ihm empor, aber er ſagte kein Wort; langſam und unmerklich das Haupt ſchüttelnd, machte er ſeine Hand aus der des Barons los,

und zog ſich, ſchweigend und ſtill dahin ſchleichend, in eine entfernte Fenſterniſche zurück.

Der Herzog iſt heute nicht ganz wohl, glaube ich, ſagte Frau von Mitrowska unbefangen, er iſt ſonſt immer außerordentlich heiter und vergnügt, und ſcherzt und lacht den ganzen Tag.

Ja, Madame, das war ſonſt ſeine liebliche Art, ſagte Baron Meneval ſeufzend. Ich muß mich jetzt beurlauben. Geſtatten Sie mir, daß ich zu dem Prinzen hingehe, und ihm einen Kuß zum letzten Lebewohl gebe?

Oh, Herr Baron, welche Frage, rief Frau von Mitrowska lächelnd, nehmen Sie Ihren Abſchied ganz wie es Ihrem Herzen und dem Belieben des Prinzen angemeſſen iſt.

Der Baron eilte nach der Fenſterniſche hin, in welcher der Prinz ſtand, der aus der Ferne mit mißtrauiſchen Blicken zu den Sprechenden hinüber geſchaut hatte.

Sire, ſagte Meneval, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, wie er auf das kleine, ernſte, bleiche Antlitz des Knaben hinblickte, Sire, ich reiſe wirklich zu Ihrem Vater, zu Ihrem Papa Kaiſer. Wollen Sie mir gar keine Grüße für ihn mitgeben?

Der Prinz zog mit beiden Händen den Baron zu ſich heran, tief in die Fenſterniſche hinein, und mit einem rührenden, flehenden Ausdruck zu ihm aufſchauend, flüſterte er leiſe: Lieber Herr von Meneval, ſagen Sie ihm, daß ich ihn immer noch ſehr lieb habe.*)

Sire, ſagte der Baron mit vor Rührung erſtickter Stimme, man hat mir erlaubt, Sie zum Abſchied umarmen zu dürfen. Wollen Sie es mir geſtatten?

Der kleine Knabe breitete ſeine beiden Arme aus, und flog mit einem ſüßen, ſchmerzlichen Lächeln an die Bruſt des Barons. Mit einer glühenden Innigkeit küßte er ihm die Augen, die Lippen, die Stirn, und bei jedem Kuß flüſterte er: Grüßen Sie meinen Papa, ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſo lieb, ach, ſo lieb habe, und daß ich ihn nie vergeſſen werde.

---

*) Des Prinzen eigene Worte. Siehe: Ménéval, Mémoires. IV. 230.

Franz! Franz! rief aus dem Nebengemache die Stimme der Kaiſerin.

Der Knabe zuckte zuſammen, das Lächeln erblaßte auf ſeinen Lippen. Sie hören wohl, Herr von Meneval, flüſterte er traurig, ich heiße nun doch Franz! Leben Sie wohl!

Er grüßte ihn mit einem trüben Blick, und trat einige Schritte aus der Fenſterniſche vorwärts. Plötzlich wandte er ſich um, kehrte haſtig zu dem Baron zurück, und ihn mit einem flehenden Blick anſehend, flüſterte er: ſagen Sie es meinem Papa nicht, daß ſie mich hier Franz nennen. Es würde ihm weh thun!

Franz! rief die Stimme ſeiner Mutter abermals.

Ich komme ſchon, ſagte das Kind traurig, indem es haſtig nach dem andern Zimmer eilte.

Herr von Meneval blickte ihm nach, bis die kleine zierliche Geſtalt verſchwunden war, dann ſchlug er ſeine Hände vor ſein Angeſicht und weinte laut. —

An demſelben Tage, und um dieſelbe Stunde fand in einem andern Gemach der Kaiſerburg noch ein zweiter Abſchied ſtatt. Es war in dem Cabinet des Kaiſers Franz, und der Kaiſer Alexander und der König Friedrich Wilhelm waren es, welche ihrem Bundesgenoſſen, dem Kaiſer Franz, ihr letztes Lebewohl ſagten.

Hand in Hand ſtanden die drei Monarchen in der Mitte des Zimmers, und ſchauten einander an mit Blicken feſter, ernſter Entſchloſſenheit.

So ziehen wir denn wieder aus zu erneuertem Blutvergießen, ſagte Alexander mit leiſer, bebender Stimme. Die glücklichen Tage unſers ſchönen Beiſammenſeins ſind vorüber, und auf's Neue wird Krieg und Verderben das arme noch von ſo vielen Wunden blutende Europa durchheulen, auf's Neue werden Tauſende blühender kräftiger Männer hingeopfert werden durch die Schuld dieſes Würgeengels, den Gott zum zweiten Mal zur Strafe unſerer Sünden auf uns gehetzt hat. Aber dies Mal dürfen wir nicht eher ruhen, als bis wir ihn ganz und für immer vernichtet haben. Ich wenigſtens habe auf das Evangelium geſchworen, die Waffen nicht niederzulegen, ſo lange Napo-

leon Herr von Frankreich ist, sondern zu kämpfen bis zu seinem völligen und unwiderbringlichen Untergang.*)

Und ich schwöre hier in die Hände der Majestäten, daß auch ich mit aller meiner Macht diesen Mann bekämpfen will, der so lange Europa beunruhigt, sagte Kaiser Franz. Auch ich schwöre, daß ich den Krieg nur dann als beendet betrachten will, wenn Bonaparte entweder gefangen oder todt ist.

Ich schwöre, wie Sie Beide geschworen haben, sagte der König Friedrich Wilhelm. Krieg, unversöhnlicher Krieg dem ehrgeizigen Tyrannen, durch dessen Schuld auf's Neue das Blut unserer braven Soldaten wird vergossen werden. Auf sein Haupt komme die Schuld alles Unglücks, das Er allein jetzt wieder über Europa gebracht hat. Gott hat uns ausersehen, ihn zu strafen, und unsere unglücklichen Völker endlich von ihm zu befreien.

Ja, unsere unglücklichen Völker wollen wir endlich befreien von diesem Schreckniß, rief Alexander begeistert, wir wollen ihnen endlich die Ruhe und den Frieden wiedergeben, und heimkehrend mit unsern Siegesfahnen wollen wir den Völkern, die wir die unsern nennen, zum Dank für ihre edle Treue und ihre tapfern Thaten, das Glück, die Freiheit und die Gerechtigkeit bringen. Die Tyrannei sei verjagt mit dem Tyrannen Bonaparte, und unser Stolz soll es sein, als freie Fürsten über freie Völker zu regieren. Sie haben, gleich allen deutschen Fürsten, Ihren Völkern eine Verfassung verheißen. Sie werden Ihr Wort erfüllen, wie ich es meinem neu erworbenen Königreich Polen erfüllen werde. Möge mich Gott den Tag sehen lassen, wo auch mein eigenes geliebtes Vaterland, mein Rußland, so weit heran gereift ist, daß ich auch ihm die Wohlthat einer Verfassung gewähren, daß ich auch meinen angestammten Völkern, wie Sie den Ihren, sagen kann: „Ihr habt auf dem Schlachtfeld Euch die Manneswürde und die Freiheit der Selbstbestimmung erkämpft, und ich gebe Euch dafür eine Verfassung, wie sie freien Männern geziemt.“ Aber das steht noch in weiter Ferne, und das Nächste nur wollen wir jetzt bedenken. Das

*) Méneval. IV. S. 166.

Nächſte iſt: Krieg gegen Napoleon! Unverſöhnliche Feindſchaft dem Störer des Weltfriedens! Krieg bis zur Vernichtung!

Ja, ſo ſei es, riefen die beiden Monarchen. Bonaparte hat es ſo gewollt, ihm werde ſein Wille!

Und nun, meine Freunde, meine Bundesgenoſſen, rief Alexander mit Thränen in den Augen, eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß! Unſere Armeen erwarten uns! Leben Sie wohl! Auf dem Schlachtfeld oder in Paris ſehen wir uns wieder!

Sie hielten ſich lange umſchlungen, dann nickten ſie einander den letzten Gruß zu.

In Paris ſehen wir uns wieder, ſagten ſie Alle drei, und Hand in Hand durchſchritten ſie die Gemächer, gingen ſie hinunter bis zu den bereit ſtehenden Equipagen der beiden Monarchen Alexander und Friedrich Wilhelm, die jetzt Wien verließen, um ſich zu ihren Armeen zu begeben.

Siebentes Buch.

Die Schlacht bei Belle-Alliance.

I.

Die Hiobspost.

Ganz Paris war heute in Bewegung, und ſchon beim Beginn des Tages ſah man die Bevölkerung ſchaarenweiſe durch die Straßen dahin ſtrömen, Alle dem Einen Ziele zu, Alle in eilfertiger, neugieriger Haſt dem Marsfelde ſich zuwendend, denn auf dem Marsfelde ſollte heute ein neues großartiges Feſt ſich begeben; ſchon von Lyon aus hatte der Kaiſer dem franzöſiſchen Volk verheißen, daß er, wie in den Tagen des alten Roms ein Maifeld berufen wolle, auf welchem das Volk über die Zukunft Frankreichs entſcheiden ſolle.

Heute am erſten Juni ſollte endlich dieſes „Maifeld" abgehalten werden, heute ſollte das Volk ſeinen heimgekehrten Kaiſer auf dem Märzfelde begrüßen, auf dieſem weiten, ungeheuren Platz, den die Föderirten vom Jahr 1790 geſchaffen hatten, und auf dem vor fünf und zwanzig Jahren zur Erinnerung an den erſten Jahrestag der Erſtürmung der Baſtille das große Föderationsfeſt ſtattgefunden hatte.

Auch heute ſollten auf dieſem Platz die Föderirten erſcheinen, die Föderirten, welche auf den Ruf des Kaiſers ſich aus dem Pariſer Volk hervorgehoben hatten, welche bereit waren, mit den ihnen verliehenen Waffen das Vaterland und deſſen Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen. Auch heute ſollte auf dem Märzfeld ein glänzendes Feſt gefeiert werden.

Was für ein Feſt?

Das war die große Frage, welche alle Gemüther beſchäftigte, und welche Jeder ſich ſeinen Wünſchen, ſeinen Hoffnungen gemäß beantwortete.

Denn dieſe vielen Tauſende, die da rings um den Platz von der Frühe des Morgens an die Raſenſtufen, welche die Republikaner von 1790 zu Sitzen für das Volk aufgeworfen hatten, einnahmen, dieſe vielen Tauſende waren gekommen, um auf dem vom Kaiſer berufenen Maifelde des erſten Juni den Schleier ſich lüften zu ſehen, welcher ihnen die Zukunft Frankreichs umhüllte; ſie waren gekommen, nicht im Freudenjubel über vollbrachte Thaten, ſondern in neugieriger Ungeduld, endlich eine Thatſache zu erfahren, endlich zu wiſſen, was der Kaiſer beabſichtige, warum er das Maifeld berufen, was er dem franzöſiſchen Volk zu ſagen habe?

Und Jeder wie geſagt, beantwortete ſich dieſe Frage nach ſeinen eigenen Wünſchen und Geſinnungen.

Dort drüben, unweit der Militairſchule ſtand auf den Raſenſtufen eine Schaar ernſter und düſterer Geſtalten, gebräunte Geſichter, von ergrauetem Haar umwallt, die gerunzelte Stirn gezeichnet von dem Alter und den Erfahrungen, welche über ihren verwitterten Häuptern dahin gezogen.

Das waren die Republikaner, welche vor fünf und zwanzig Jahren als begeiſterte Jünglinge das Märzfeld hatten begründen helfen, welche das Kaiſerreich in der Stille verwünſcht, und den heimkehrenden Kaiſer nur deshalb freudig willkommen geheißen hatten, weil ſie von ihm erwarteten, daß er jetzt nur ein Werkzeug in ihren Händen ſei, daß Er, durch den der Thron der Lilien zum zweiten Male geſtürzt worden, jetzt nur da her komme, als der Herold der Republik, welche zwölf Jahr auf dem Märzfelde geſchlafen, und die Napoleon jetzt wieder mit ſeiner Imperatorſtimme zur Auferſtehung erwecken wolle.

Er wird dies Maifeld nur berufen haben, um dem Volk zu verkünden, daß er ſeine Krone niederlegt zu Gunſten der Republik, ſagten einige dieſer Männer untereinander.

Aber wenn er das thut, werden wir uns wohl hüten, ihn wieder zum erſten Conſul zu erwählen, murmelten Andere. Wir haben geſehen, was aus der Republik unter ſeinen Händen geworden iſt.

Wir werden ihn ſchwören laſſen, niemals wieder ein öffentliches Amt bekleiden zu wollen, flüſterten Andere. Gott hat ihn geſandt, um

den letzten französischen Thron zu stürzen, und er darf nicht denken, daß er dem freien Frankreich einen neuen Thron auf den Nacken setzen darf. Tod allen Tyrannen und Verräthern!

Aber auch andere Stimmen wurden laut in dieser unermeßlichen Menge, die sich auf den Rasenstufen, und auf dem weiten Platz hinter denselben bewegte, und die mit jeder Minute höher anschwoll, zu immer dichterer Masse sich zusammendrängte.

Wißt Ihr, weshalb der Kaiser das Maifeld berufen hat? fragte hier eine ernste männliche Stimme. Er will dem Volk beweisen, daß er kein Usurpator ist, und daß er die Hand nicht mehr ausstreckt nach einer Krone, die ihm nicht mehr gehört.

Es ist wahr, sagte ein Anderer, er ist nicht mehr Kaiser, er hat in Fontainebleau im vorigen Jahr der Krone entsagt und seinen Sohn zum Kaiser ernannt und erklärt.

Ja, rief ein Dritter, Frankreich hat damals seine Abdankung angenommen und den König von Rom als Napoleon den Zweiten anerkannt. Napoleon hat also gar kein Recht mehr, sich unsern Kaiser zu nennen.

Er hat das Recht der Bajonette, sagte ein Vierter, aber er will heute hier auf dem Maifelde diesem Recht freiwillig entsagen, seinen Sohn zum Kaiser von Frankreich ausrufen und das Volk fragen, ob es den Kaiser Napoleon den Zweiten anerkennen will.

Aber sein Sohn ist ja nicht hier, rief ein Anderer. Der kleine König von Rom ist ja noch immer Gefangener in Oesterreich und sein Großvater will ihn nicht heraus geben.

So werden wir so lange, bis wir ihn gezwungen haben, ihn uns herauszugeben, einen Regentschaftsrath haben, sagte ein Anderer. Da sind ja noch alle Mitglieder des damaligen Regentschaftsraths versammelt. Nur die Regentin von damals fehlt. Aber statt dessen nehmen wir Fouché als Präsidenten des Regentschaftsrathes.

Ja, das ist wahr, riefen hier und dort laute Stimmen aus der Menge hervor. Fouché ist am besten dazu geeignet, Präsident des Regentschaftsrathes zu werden. Er ist ein gar kluger und schlauer

Mann und verſteht das Steuerruder des Staates mit geſchickter Hand durch alle Stürme hindurch zu lenken.

Und dieſer Ruf wiederholte ſich auf den verſchiedenſten Punkten in der wogenden Volksmenge; überall ſah man einzelne Männer ſich mit breiten Schultern und ſchlauem Lächeln durch das Gedränge Bahn machen, und den ſchweigenden, ſtaunenden Maſſen flüſterten ſie zu: wenn der Kaiſer kommt, ſo ruft: es lebe Napoleon der Zweite! Es lebe der Regentſchaftsrath!

Doch auch andere Zuflüſterungen ertönten hier und da in der Menge, wehten wie leiſes Windesſäuſeln über den Häuptern dieſer Tauſende dahin.

Wenn der Kaiſer kommt, ſagten ſie, ſo ruft: es lebe unſer König Ludwig! Es leben die Bourbonen!

Aber das Volk, welches zu den Stimmen, die ihm den Regentſchaftsrath und den Präſidenten Fouché empfohlen, nur geſchwiegen, das Volk antwortete auf dieſe bourboniſchen Zuflüſterungen mit einem verächtlichen Lächeln und einem abwehrenden Kopfſchütteln, und wie Wogenbrauſen rauſchte es über den weiten Platz dahin: wir wollen keine Bourbonen, keinen König Ludwig den Achtzehnten mehr!

So wählt Napoleon zu Eurem Oberhaupt, rauſchte eine andere Volkswelle. Wählt Napoleon. Er hat das Maifeld berufen, um feierlich vor Gott und dem Volk die Krone niederzulegen, und dem ſouverainen Volk anheim zu geben, ob es ihn oder einen Würdigern zu ſeinem Oberhaupt, zu ſeinem Kaiſer erwählen wolle.

Ja, Napoleon will beweiſen, daß er ein Mann der Ehre und Gerechtigkeit iſt, riefen Andere, er will ſeine Krone zurückgeben an das Volk. Möge das Volk ſich ſeinen Herrſcher wählen, denn das Volk allein hat das Recht dazu.

Aber auch zu dieſen Stimmen ſchwieg das Volk und ſchaute nur mit ſtaunenden Blicken hin auf den Platz und die Feſtesveranſtaltungen, welche man auf demſelben gemacht.

In der Mitte des Platzes erhob ſich eine hohe Pyramide, auf deren oberſter Plattform man den goldfunkelnden, von einem Baldachin bedeckten Thronſeſſel des Kaiſers gewahrte. Dieſe Plattform, die in

gleicher Linie mit den Fenstern der obersten Etage der Militairschule lag und bis zu dieser hin sich erstreckte, hatte ihren Eingang eben aus dieser obersten Etage der Militairschule. Zu beiden Seiten des hohen Thrones der Plattform stiegen in weiten Linien die Tribünen hernieder, auf welchen die von der Nation gewählten Kammermitglieder, die Minister, die Würdenträger und Beamten des Staats ihre Plätze hatten. Eine kleinere Tribüne nahe dem Thron war bestimmt für die Prinzessinnen und die Damen des kaiserlichen Hofes. Dem Thron gegenüber erhob sich ein hoher Altar, um den die Priester in vollem Ornat sich schaarten, nur noch den Erzbischof von Paris und die andern Bischöfe erwartend, die mit dem Kaiser daher kommen sollten.

Hinter diesem Altar, die halbrunden Bogen bis zu beiden Seiten der Tribünen sich hinziehend, gegenüber der Militairschule, standen funfzigtausend Soldaten in glänzendem Waffenschmucke mit flatternden Fahnen, mit einem Wald von blitzenden Bajonetten, und einer tausendfachen Schaar der dreifarbigen kaiserlichen Adler.

Eben schlug es vom Invaliden-Dome elf Uhr; jetzt begannen die Kanonen des Invalidenhauses ihre donnernde Stimme zu erheben, die Kanonen des Forts Vincennes und des Montmartre gaben ihre schallende Antwort und verkündeten der Stadt Paris und dem Volk, daß der Kaiser jetzt mit seinem Gefolge die Tuilerien verlassen habe und sich dem Märzfelde nähere.

Eine tiefe Stille trat jetzt ein, alles Geräusch verstummte, alle Gespräche wurden abgebrochen, und diese aus mehr als zwanzigtausend Menschen bestehende Menge richtete ihre blitzenden, neugierigen Augen nach der Kriegsschule hin, aus deren Balconfenstern sich der Kaiserzug nahen sollte.

Jetzt ward es lebendig da droben, jetzt sah man eine buntschillernde Masse daher wogen, und über die Tribünen sich ergießen. Diese Masse, das waren die Mitglieder der Kammern, die Volksvertreter und Wähler. Sie nahmen ihre Plätze ein, und schaueten gleich den Andern empor zu der Estrade.

Wieder bevölkerte sich diese jetzt, und in ihren glänzenden Uniformen mit blitzenden Ordenssternen geschmückt kamen die Generäle

und Marſchälle des Kaiſerreichs daher, ihre Plätze einnehmend auf den Stufen der Pyramide auf der Vorderſeite des Thrones. Nun folgten, unter Vorantritt ihrer Hofbeamten und Damen, die Prinzeſſinnen des Kaiſerhauſes. Nur zwei von ihnen waren indeß in Paris anweſend, die Andern irrten geächtet und verfolgt in der Fremde umher und ihnen hatte es nicht gelingen wollen, die Grenzen Frankreichs zu erreichen. Nur Lätitia, die Madame Mutter, war da, und Hortenſe, die Königin von Holland.

Sie nahmen auf der kleinen Tribüne hinter dem Thronſeſſel Platz; ſie waren in glänzender Toilette, das Haupt geſchmückt mit diamantenfunkelnden Juwelen, aber ihre Angeſichter waren trübe und mit bangen, angſtvollen Blicken ſchauten ſie hin auf dieſes glänzende Gewoge des Volks und der Soldaten. Kein Lächeln umſpielte wie ſonſt die Lippen der Königin Hortenſe, und ihre großen blauen Augen hatten Mühe, die Thränen zurückzuhalten, die wider ihren Willen aus ihrem Herzen in dieſelben empor ſtiegen.

Kein Strahl des Glückes leuchtete aus dem edlen Antlitz der Madame Lätitia, feſt aufeinander gepreßt waren ihre Lippen, und ihre düſtern, ſpähenden Blicke ſchweiften weit über die Menge nach dem fernen Horizont hin, als lauſchten ſie auf den Donner des heranziehenden Gewitters, das dieſen neu aufgerichteten Thron ihres Sohnes in Staub und Aſche verwandeln ſolle.

Von der Eſtrade ringelte ſich immer weiter die goldglitzernde, ſternfunkelnde Schlange des Kaiſerzuges hernieder. Jetzt war die hohe Geiſtlichkeit gekommen und hatte den unter dem goldgeſtickten Baldachin von ſeinen Prieſtern und den die Weihkeſſel ſchwenkenden Chorknaben geleiteten Erzbiſchof zu dem Altar geführt.

Nun kamen die Hofbeamten des Kaiſers, dann die kaiſerlichen Pagen, und jetzt erſchien eine in Purpurſammet und Gold gekleidete Geſtalt auf der Eſtrade, jetzt blitzte da oben hoch über den Häuptern des Volks eine goldene Krone, ein goldener Scepter.

Dieſe wunderbare Geſtalt trat vorwärts, ſie ſchritt vor bis zu dem Thronſeſſel, drei andere Geſtalten in weißen goldgeſtickten Gewändern folgten ihr.

Die Kanonen donnerten, die Glocken von allen Thürmen jauchzten mit ihren ehernen Stimmen, aber das Volk — das Volk blieb ſtumm. Es ſchaute ſtaunend empor zu dem Thron, es fragte verwundert unter einander: iſt das der Kaiſer? Iſt dieſer Mann in dem Theaterputz, dieſer Mann in dem mit goldenen Bienen geſtickten Mantel von Purpurſammet, iſt das Napoleon? Das der Feldherr, der uns erretten ſoll von den Feinden, die von allen Seiten gegen Frankreich heranziehen? Was ſoll's mit dieſem Kaiſermantel und der goldenen Lorbeerkrone? Warum zeigt er ſich uns nicht in ſeiner Uniform, mit dem Degen in der Hand, dem kleinen dreieckigen Hut über der Stirn?

Und weil man alſo fragte, und ſich verwunderte, und weil man ſtaunte und neugierig aufſchaute zu der geputzten goldflimmernden Geſtalt, blieb jeder ſtumm vor Verwunderung, Staunen und Neugierde. Niemand dachte daran, den Kaiſer zu begrüßen, und doch erkannte man ihn jetzt, doch ſah man ſein bleiches Antlitz von eherner Majeſtät, und ſeine großen, unergründlichen Augen, die nichts zu ſchauen und den Blick nach Innen gewandt zu haben ſchienen auf die geheimnißvollen Gedanken ſeiner eigenen Bruſt.

Stille, ungeheure beängſtigende Stille ringsum auf dem weiten Platz. Der Kaiſer in ſeinem glänzenden Mantel ſteht vor ſeinem Thron, die erhobene Rechte gelehnt an die goldene, mit dem Kaiſeradler gekrönte Standarte. Ihm zur Seite ſeine drei Brüder Jerome, Joſeph und Lucian, alle drei in Tuniken und Mänteln von weißem Sammet, mit goldenen Bienen geſtickt.

Jetzt erhebt der Erzbiſchof vor dem Hochaltar da drüben ſeine Stimme, jetzt ſchmettern die Poſaunen und Pauken und das Hochamt beginnt. Nun, bei der Erhebung der heiligen Monſtranz, kommt zuerſt Leben und Bewegung in die athemloſe, ſtaunende Menge, und alle dieſe Bürger, Soldaten, Officiere, Magiſtratsperſonen, Generäle, Marſchälle und Fürſten, Alles beugt ſeine Kniee nieder in den Staub und erfleht in leiſem, inbrünſtigem Gebet den Segen des Himmels für Frankreich. Selbſt der Kaiſer, ſonſt ſo gleichgültig und unbeweglich bei ſolchen Ceremonien, ſelbſt Er ſcheint bewegt, und tiefer wie

ſonſt beugt er ſein Haupt vor dem Weſen da droben, dem Einzigen, das größer iſt als Er!

Jetzt wieder, nachdem das Hochamt beendet, jetzt donnerten die Kanonen, begannen die Glocken ihr weithin ſchallendes Geläut, und dem Throne nahete ſich jetzt eine Deputation von fünfhundert Wählern aus allen Departements, welche kamen im Namen Frankreichs den Kaiſer zu begrüßen, und das Ergebniß der Wahlen und die Abſtimmung über die conſtitutionelle Zuſatzacte zu geben, welche der Kaiſer der von Ludwig dem Achtzehnten gegebenen Charte hinzugefügt hatte.

Dieſe Deputation der Fünfhundert erklärte im Namen Frankreichs die Zuſatzacte, welche der Nation alle die Freiheiten gegeben, die ihr noch fehlten, für angenommen, denn mehr als anderthalb Millionen Stimmen hatten für dieſelbe entſchieden und nur viertauſend gegen dieſelbe.

Frankreich, dieſes von mehr denn acht und zwanzig Millionen Menſchen bewohnte Frankreich hatte alſo mit noch nicht zwei Millionen Stimmen geſprochen, — ſechs und zwanzig Millionen hatten geſchwiegen.

Aber dieſe Stimmen, welche geſprochen, ſie hatten doch jetzt über das Schickſal Frankreichs entſchieden, ſie hatten geſagt, daß Frankreich die Zuſatzacte annähme, welche ihm der Kaiſer geboten, daß es Napoleon danke für dieſen neuen Beweis ſeiner Liebe und Großmuth.

Jetzt erhob ſich Napoleon von ſeinem Thron, und ſich den Wählern zuwendend grüßte er ſie mit einem leiſen Neigen des Hauptes und einem flammenden Blick, der wie ein Blitz durch die Reihen der Männer dahin fuhr.

Athemlos lauſchend hatte Jeder ſein Haupt vorwärts geneigt, mehr denn zwanzigtauſend Menſchen ſchauten empor zu dem Kaiſer, horchten in geſpannter Aufmerkſamkeit auf dieſe volle, gewaltige Stimme, die jetzt machtvoll wie das Brauſen des Sturmwindes über ihren Häuptern dahin rollte, auf dieſe Stimme, deren metallnen Orgelklang man faſt ein Jahr lang nicht gehört hatte, von der man in zweifelndem Bangen nicht wußte, ob man ſie heute zum letzten Male hören würde.

„Ihr Herren Wähler der Collegien, der Departements und der

Arrondiſſements," ſprach der Kaiſer, „Ihr Herren Deputirte der Armeen zu Lande und zu Waſſer, ich grüße Euch auf dem Maifelde."

„Kaiſer, Conſul, Soldat, Alles was ich bin, bin ich durch das Volk. Im Glück, im Mißgeſchick, auf dem Schlachtfeld, im Rath, auf dem Thron, im Exil, immer iſt Frankreich der einzige und ausſchließliche Gegenſtand meiner Gedanken und meiner Thaten geweſen."

„Gleich jenem König von Athen habe ich mich für mein Volk geopfert in der Hoffnung, dadurch mein gegebenes Verſprechen, Frankreich ſeine natürliche Unantaſtbarkeit, ſeine Ehren und ſeine Rechte zu erhalten, ſich verwirklichen zu ſehen."

„Der tiefe Unmuth, dieſe geheiligten, durch fünf und zwanzig Jahre der Siege erworbenen Rechte verkannt und auf immer verloren zu ſehen, der Schrei der entweiheten Ehre Frankreichs, die Wünſche der Nation haben mich zurückgeführt auf dieſen Thron, der mir theuer iſt, weil er das Palladium iſt der Unabhängigkeit, der Ehre und der Rechte des Volkes."

„Franzoſen, indem ich inmitten des allgemeinen Jauchzens die verſchiedenen Provinzen des Reichs durchſchritt, um in meine Hauptſtadt zu gelangen, habe ich wohl auf einen langen Frieden hoffen dürfen, die Nationen ſind unter einander verbunden durch die Tractate, welche ihre Regierungen, wer ſie auch ſein mögen, geſchloſſen haben."

„Meine Gedanken wandten ſich alſo ausſchließlich den Mitteln zu, welche unſere Freiheit durch eine dem Willen und den Intereſſen des Volkes gemäße Conſtitution begründen ſollten. Ich habe das Maifeld berufen."

„Ich mußte dennoch gar bald erfahren, daß die Fürſten, welche alle Principien verkennen, die Meinung und die theuerſten Intereſſen ſo vieler Völker mit Füßen treten, uns den Krieg bringen wollen. Sie beabſichtigen ein Königreich der Niederlande zu ſchaffen, dieſem alle unſere feſten Plätze des Nordens als Grenze zu geben und die Differenzen, die ſie noch trennen, dadurch zu verſöhnen, daß ſie ſich Lothringen und den Elſaß theilen."

„Wir haben uns auf den Krieg vorbereiten müſſen."

„Indeß, bevor ich perſönlich den Wechſelfällen der Kämpfe ent-

gegeneile, hat es meine erſte Sorge ſein müſſen, vor allen Dingen und ohne Zögern mit der Nation mich zu berathen. Das Volk hat die Acte angenommen, die ich ihm dargeboten."

„Franzoſen, wenn wir dieſe ungerechten Angreifer zurückgedrängt und Europa zur Erkenntniß gebracht haben über das, was es den Rechten und der Unabhängigkeit von acht und zwanzig Millionen Franzoſen ſchuldig iſt, wird ein feierliches Geſetz, das in den von dem conſtitutionellen Acte vorgeſchriebenen Formen gemacht iſt, die verſchiedenen, jetzt noch verwirrten Dispoſitionen unſerer Conſtitution regeln."

„Franzoſen, Ihr werdet jetzt in Eure Departements zurückkehren! Sagt den Bürgern, daß die Umſtände groß ſind! Daß mit Einigkeit, Thatkraft und Vorſicht wir indeß ſiegreich aus dieſem Kampf eines großen Volkes gegen ſeine Bedrücker hervorgehen werden; daß die kommenden Geſchlechter unſer Benehmen ſtrenge richten werden; daß eine Nation Alles verloren, wenn ſie ihre Unabhängigkeit verloren hat."

„Sagt ihnen, daß die fremden Könige, die ich entweder auf ihre Throne erhoben habe, oder die mir doch die Erhaltung ihrer Krone danken, die alle in den Tagen meines Glückes meine Allianz und die Protection des franzöſiſchen Volkes erfleht haben, daß Alle dieſe heute ihre Schläge gegen meine Perſon richten."

„Wenn ich nicht ſähe, daß es das Vaterland iſt, welches ſie bedrohen, ſo würde ich bereitwillig dieſe meine Exiſtenz, gegen welche ſie ſich ſo empört zeigen, zu ihrer Verfügung ſtellen."

„Aber ſagt auch den Bürgern, daß ſo lange die Franzoſen mir die Gefühle ihrer Liebe erhalten werden, von der ſie mir ſo viele Beweiſe gegeben, dieſe Wuth unſerer Feinde ohnmächtig ſein wird."

„Franzoſen, mein Wille iſt der des Volkes: meine Rechte ſind die ſeinen; meine Ehre, mein Ruhm, mein Glück können keine andern ſein als die Ehre, der Ruhm und das Glück Frankreichs."*)

Als Napoleon ſeine Rede beendet, herrſchte wieder tiefes feierliches Schweigen, — ſeine Stimme, ſeine energiſche und großartige Anſprache

*) Wortgetreue Ueberſetzung dieſer letzten Rede Napoleons an das franzöſiſche Volk. Siehe den franzöſiſchen Text: Fleury III. S. 102.

ſchien kein Echo gefunden zu haben in den Herzen ſeiner Hörer. Aller Blicke waren dem Kaiſer zugewandt, aber die Herzen Aller ſchienen wie ihre Lippen zu ſchweigen.

Eine Wolke flog über des Kaiſers Stirn hin und ſein ehernes Antlitz belebte ſich zu einem ſchmerzlich düſtern Ausdruck. Er ſchritt raſch die Stufen hinunter zu dem Altar hin, und die Hand auf das von dem Cardinal-Erzbiſchof ihm dargereichte Evangelium legend, beſchwor er mit lauter Stimme, die Verfaſſung des Reichs heilig zu halten.

Dann, nachdem Herolde im Namen des franzöſiſchen Volks die Annahme der Verfaſſung proklamirt hatten, dann trat der Kaiſer von dem Altar zurück, und auf der unterſten Stufe der zu dem Throne hinaufführenden Pyramide ſtehen bleibend, warf er mit einer raſchen Bewegung den glänzenden Kaiſermantel von ſeinen Schultern.

Nun ſtand er wieder da vor ſeinem Volk, vor ſeinen Kriegern als der Feldherr, als der Soldat, nun war er wieder Napoleon, der angebetete Kaiſer ſeines Heeres.

Die Soldaten, die geliebte Uniform gewahrend, brachen in lauten weitſchallenden Jubel aus, und das Volk, hingeriſſen von dieſer Begeiſterung ſeiner kriegeriſchen Brüder und Söhne, ſtimmte ein in dieſen Jubel. Wie ein Donner, immer ſich wieder erneuernd, immer neu anſchwellend, hallte es über das weite Märzfeld dahin: vive l'Empereur! Und die Poſaunen und Pauken ſchmetterten ihre Jubeltöne dazwiſchen, die Glocken läuteten, die Kanonen krachten wieder, und unter dieſem Geſchrei, dieſem Rufen und Klingen zogen die Regimenter an dem Kaiſer vorüber, um aus ſeinen Händen die von dem Cardinal geweiheten Adler und Fahnen zu empfangen. Und bei jeder Fahne, welche der Kaiſer den Officieren darreichte, erneuerte ſich der begeiſterte Zuruf der Soldaten, und ward jedes Mal von dem Beifalljauchzen des Volkes wiederholt.

Die Fahnen waren ausgetheilt, der Kaiſer ließ ſich den Mantel wieder über die Schultern hängen, und ſchritt langſam die Stufen der Eſtrade wieder hinauf.

Die Ceremonie war beendet, das Jubelgeſchrei war verſtummt, nur die Glocken und die Kanonen hallten noch immer. Die Menge

wogte in lebhafteren, wilderen Strömungen auf und ab, und dachte nur daran, so rasch als möglich die Stätte der Feierlichkeit zu verlassen.

Droben vor seinem Thronsessel stand der Kaiser. Sein Antlitz war bleich, ruhig, unbewegt wie immer; seine langen, flammenden Blicke warf er hinunter auf die Volksmenge, dann hob er das Auge empor, und ließ es langsam an dem Horizont dahingleiten mit einem wunderbaren, innigen, schmerzlichen Ausdruck.

Nun wandte er sich um, und schritt über die Estrade dahin wieder in die Militairschule hinein.

Die Ceremonie war zu Ende, — zum letzten Mal hatte der Kaiser sein Land und sein Reich überschaut!

II.

Die Kammern.

Die Kammern, welche der Kaiser zwei Tage nach dem Maifelde eröffnet hatte, die Kammern hielten heute ihre erste Sitzung, und zwei Dinge waren es, mit denen sie sich zu beschäftigen hatten. Sie hatten sich einen Präsidenten zu wählen, und dann feierlich den Eid der Treue für den Kaiser und die Verfassung abzulegen.

Der Kaiser, die Nachrichten über diese erste Sitzung der Kammern erwartend, ging mit lebhafter Ungeduld in seinem Cabinet auf und ab. Niemand war bei ihm als Benjamin Constant, der große Genfer Rechtsgelehrte, dem der Kaiser bei seiner Heimkehr den ehrenvollen Auftrag gegeben, die Zusatzacte zu der constitutionellen Charte zu entwerfen, welche er dem französischen Volke als einen Beweis seiner veränderten liberalen Gesinnung verleihen wollte. Napoleon hatte Constant heute zu sich beschieden, um von ihm über die Stimmung der Deputirten und der Stadt Paris Nachrichten zu erhalten.

Diese Nachrichten schienen indeß das Herz des Kaisers wenig

erfreut zu haben, denn sein Antlitz war düster und seine Augen blitzten in finsterm Zorn.

Sie glauben also nicht, daß die Kammern meinen Bruder Lucian zu ihrem Präsidenten wählen werden? fragte der Kaiser nach einer Pause.

Ich fürchte, Sire, daß sie es nicht thun werden, sagte Benjamin Constant achselzuckend.

Der Kaiser stampfte in heftigem Zorn mit dem Fuß auf. Und warum nicht? rief er. Warum wollen sie, da ich ihnen meinen Wunsch habe zu erkennen geben lassen, warum wollen sie ihn nicht wählen? Was haben sie Lucian vorzuwerfen? Ist er nicht ein edler, unabhängiger Mann? Ist er nicht der Einzige von meinen Brüdern, der in den Tagen des Glücks die Kronen, die ich ihm darbot, verschmähete und die Größe verachtete, weil er sie nicht annehmen wollte aus den Händen seines Bruders, den er in seinem liberalen Eigensinn einen Tyrannen nannte. Hat man sich nicht daran erinnert, daß Lucian, so lange ich glücklich war, stets in Opposition mit mir gewesen, und erst jetzt, da er mich bedroht und in Gefahr sieht, zu mir zurückgekommen ist?

Sire, man hat sich noch mehr daran erinnert, daß Prinz Lucian Ew. Majestät damals bei dem Staatsstreich vom achtzehnten Brumaire hülfreiche Hand geleistet.

Das heißt, rief Napoleon ungestüm, diese Herren sind noch immer verkappte Republikaner, und sie möchten mich bei Seite schieben, um ihre utopischen Träume zu verwirklichen, die Republik wiederherzustellen und die Guillotine für mich und die Aristokraten wieder aufzurichten?

Nein, Sire, ich glaube nicht, daß sie so weit gehen möchten, aber — da Ew. Majestät mir befohlen, die Wahrheit zu sagen, ich glaube, daß sie Ihren Gesinnungen mißtrauen, und nicht an die aufrichtigen constitutionellen Absichten Ew. Majestät glauben.

Ja, sagte Napoleon achselzuckend, darin haben sie vollkommen Recht. Es ist nicht aus innerer Neigung und Ueberzeugung geschehen, daß ich mich den constitutionellen Ideen zugewandt habe. Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, ich habe meine Ueberzeugungen noch nicht geändert, und ich glaube nicht an die liberalen Ideen. Aber ich habe

überlegt, welches die Wünsche Frankreichs sind, und was ich der Nation als Zeichen meiner Liebe opfern müßte. Die Nation hat sich zwölf Jahre von allen politischen Bewegungen ausgeruht, und seit einem Jahr ruht sie sich auch vom Krieg aus. Diese doppelte Ruhe hat ihr das Bedürfniß der Bewegung gegeben. Sie will oder glaubt eine Tribüne und Versammlungen haben zu wollen: sie hat sie nicht immer gewollt. Sie hat sich mir zu Füßen geworfen, als ich zur Herrschaft gelangte. Sie müssen das wissen, Sie, der Sie damals versuchten, Opposition zu machen. Aber wo war Ihre Unterstützung, Ihre Stärke? Nirgends! Ich habe weniger Autorität beansprucht, als man mich aufforderte zu beanspruchen. Aber heute ist Alles verändert: eine schwache, den nationalen Interessen abgewandte Regierung hat diesen Interessen die Gewohnheit gegeben, sich immer im Vertheidigungszustand zu halten und die Autorität zu chicaniren. Der Geschmack an Constitutionen, Reden, Debatten scheint wieder zu erwachen. Aber täuschen Sie sich nicht darüber, nur die Minorität ist so gesonnen. Das Volk, oder wenn Sie lieber wollen, die Menge, will nur mich. Haben Sie sie nicht gesehen, diese Menge, wie sie sich bei meiner Heimkehr überall mir entgegendrängte, von der Höhe der Gebirge sich zu mir herniederstürzte, mich rufend, mich suchend, mich grüßend? Bei meinem ganzen Zuge von Cannes hierher habe ich nicht erobert, sondern nur administrirt. Ich bin nicht blos, wie man mir gesagt hat, der Kaiser der Soldaten, ich bin auch der Kaiser der Bauern, der Plebejer Frankreichs. Trotz der Vergangenheit sehen Sie das Volk zu mir zurückkehren, denn es ist Sympathie zwischen uns.*) Wollen Sie das bestreiten?

Nein, Sire, wenn das Volk nur aus Soldaten, Bauern und Plebejern bestände, so würden Sie Recht haben zu sagen, daß das ganze Volk für Sie ist, denn diese Alle bewundern und lieben den Kaiser, den Feldherrn, der ihnen und dem Vaterland so viel Ruhm und Ehre

*) Diese ganze Rede enthält nur Napoleons eigene Worte. Siehe: Lettres sur les cent-jours, par Monsieur Benjamin Constant.

gebracht hat. Aber es waren noch andere Elemente auf dem Maifeld vertreten.

Ja, es ist wahr, sagte der Kaiser düster, es waren noch andere Elemente vertreten, und diese waren mir feindlich, und diese unterdrückten den Schrei der Liebe, mit welchem das Volk, das wirkliche, treue Volk mich sonst begrüßt haben würde. Es waren da die alten Republikaner von 89, die Liberalen, die immer gegen mich gekämpft, und die Bourbonisten —

Sire, Sie vergessen, daß da auch die Orleanisten waren, und diejenigen, welche Fouché gesandt, um zu opponiren.

Ah, Fouché, sagte Napoleon achselzuckend, er ist für mich unschädlich. Er wird, sobald sich meine Macht consolidirt hat, der gehorsamste und nützlichste Diener sein, und wenn sie zusammenstürzt, was liegt dann daran, ob er geschickt genug ist, zu rechter Zeit zu entlaufen, um nicht von den Trümmern erschlagen zu werden. Sie sehen, ich habe nicht mehr den stürmischen Sinn früherer Tage, ich verzeihe, und suche zu vergessen. Ich will Ihnen dadurch beweisen, daß ich nicht so schlimm bin, wie Sie, mein Herr, vor meiner Ankunft hier in den Journalen verkündigt hatten.

Oh, Sire, sagte Constant verwirrt, ich hatte, — ich glaubte —

Sie glaubten, ich sei ein Tyrann, ein Blutmensch, schlimmer als Attila und Dschingischan, sagte Napoleon mit einem leisen Lächeln. Nicht wahr, das waren Ihre Ausdrücke? Sie sagten, daß die Restauration große Verdienste habe um die öffentliche Freiheit, und Sie erklärten feierlich vor ganz Frankreich, daß Sie niemals etwas mit dem Usurpator wollten zu thun haben.*) Gerade deshalb, mein Herr, habe ich Sie zu mir rufen lassen, gerade deshalb übertrug ich Ihnen die Arbeit, mir die Zusatzacte zu entwerfen. Denn ich sagte mir, daß Sie, der Sie mich als Tyrannen haßten, und mir nicht dienen wollten, um so besser geeignet sein müßten, der Freiheit und der Constitution zu dienen, und eine Vermittelung zwischen dem Tyrannen und der Freiheit zu Stande zu bringen. Gebe Gott, daß es Ihnen gelungen ist,

*) Siehe: Eduard Arnd. Geschichte der letzten vierzig Jahre. I. 115.

und daß die Zusatzacte mir die Zustimmung der Kammern gewonnen hat. Ich habe die Liberalen durch Ihren Mund zu mir sprechen lassen; ich habe Ihre Ansichten angenommen. Ich bin der Mann des Volks. Wenn also, wie Sie sagen, das Volk wirklich die Freiheit will, bin ich sie ihm schuldig; ich habe seine Souverainetät anerkannt, ich muß daher wohl seinem Willen, selbst seinen Capricen mein Ohr leihen. Auch hasse ich die Freiheit nicht; ich habe sie beseitigt, als sie sich meinem Weg entgegenstellte, aber ich verstehe sie, und bin in ihren Gedanken aufgewachsen.*) Mögen die Kammern das jetzt anerkennen, und mögen sie mir einen Beweis geben, daß sie mir vertrauen, denn nur durch festes Zusammenwirken können wir Frankreich vor dem Unheil bewahren. Denn verhehlen wir uns nicht: Frankreich ist in Gefahr! Ich habe noch einmal versucht, friedliche Unterhandlungen anzuknüpfen, und den fremden Mächten Versicherungen meiner Friedfertigkeit zu geben. Wenn sie diese wiederum zurückweisen, dann bleibt uns nur der Krieg, dann muß sich ganz Frankreich mit mir erheben, mit mir Ein Mann, Ein Herz, Ein Gedanke und Ein Wille sein, denn nur dann können wir Frankreich erretten und vor dem Untergang bewahren! Ach, rief der Kaiser, als eben leise an die Thür des Cabinets geklopft ward, da kommt Lucian!

Er schritt hastig nach der Thür hin und stieß sie auf. Der Kaiser hatte sich nicht getäuscht, es war wirklich sein Bruder Lucian, welcher jetzt in das Cabinet eintrat. Ein einziger schneller Blick auf das bleiche erregte Antlitz seines Bruders sagte Napoleon, daß er ihm keine guten Nachrichten zu bringen habe.

Mit einer schnellen Bewegung, ohne Gruß, ohne Frage, wandte er sich hastig um und ging auf und ab. Seine Blicke, die wie düstere Flammen durch das Zimmer blitzten, trafen jetzt die Gestalt Benjamin Constants, der in peinlicher Angst und Verlegenheit, nicht wissend, ob er bleiben solle, oder verabschiedet sei, sich der Thür genähert hatte.

Der Kaiser deutete mit einem raschen Wink seines Hauptes nach der Thür hin, und sagte kurz: Gehen Sie!

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Benj. Constant, Lettres etc.

Dann wandte er ſich wieder um, und ſtellte ſich an das Fenſter und blieb dort, den Rücken dem Zimmer zugekehrt, ſtehen, bis das leiſe Zufallen der Thür ihm ſagte, daß Conſtant hinausgegangen, daß er keinen verrätheriſchen Zeugen ſeiner Aufregung, ſeines Zorns mehr zu vermeiden habe.

Nun wandte er ſich wieder dem Zimmer zu, und ſchritt haſtig zu Lucian hin, der in der Mitte des Zimmers ſtehend, mit ruhiger Faſſung die Frage ſeines Bruders erwartet hatte.

Lucian, ſagte er, jetzt ſprich! Ich ſehe an Deinem Angeſicht, daß nicht Du der Präſident der Kammern geworden biſt? Sage alſo, wen haben ſie gewählt?

Sie haben Lanjuinais zu ihrem Präſidenten gewählt, ſagte Lucian mit ſeiner ſanften ruhigen Stimme.

Lanjuinais, rief Napoleon auffahrend, Lanjuinais, den Republikaner, den Girondiſten, den Vertheidiger Ludwigs des Sechszehnten, meinen beſtändigen Feind und Widerſacher! Ihn, ihn haben ſie gewählt! Das heißt alſo, ſie wollen mir öffentlich ohne Rückhalt Feindſchaft anbieten. Sie wollen mir ſagen, daß, wie Lanjuinais es öffentlich vor ſeinen Wählern geſagt hat, Frankreich nur zwiſchen der Republik und den Bourbonen wählen kann. Sie haben Lanjuinais gewählt!

Ja, ſagte Lucian düſter, ſie haben ihn mit glänzender Majorität gewählt.

Aber wer hatte nach ihm die meiſten Stimmen? fragte Napoleon raſch. Du, nicht wahr, Du?

Nein, mein Bruder, nach Lanjuinais hatte Lafayette die meiſten Stimmen.

Auch ein Republikaner, rief der Kaiſer, ein Menſch, der aus Republikanismus und Bourbonismus zuſammengefügt iſt. Die Feindſchaft iſt alſo rückhaltlos ausgeſprochen! Dieſe Leute, welche ſich die Deputirten des Volkes nennen, erklären ſich gegen mich. Sie haben nicht genug an dem Krieg von Außen, ſie wollen auch den Krieg im Innern. Nun wohl, ſie ſollen ihn haben. Wenn ich erſt den Krieg da außen beſeitigt habe, ſo werde ich mit dieſen republikaniſchen und

conſtitutionellen Parteien, die meine Macht und mein Anſehen unterwühlen wollen, Abrechnung halten. Bis dahin Geduld, Geduld! Was iſt weiter in der heutigen Kammerſitzung geſchehen? Haben die Deputirten mir, dem Kaiſer, und der Verfaſſung den Eid geleiſtet?

Ja, ſie haben den Eid geleiſtet.

Ohne Rückhalt und Zögern? fragte Napoleon, ſeinen Bruder mit ſcharfem Auge fixirend. Sprich, Lucian, es iſt jetzt nicht die Zeit, mich ſchonen, mir etwas verbergen zu wollen. Ich muß Alles wiſſen, und ich habe auch gelernt, Alles anzuhören. Ich frage Dich alſo noch einmal, haben die Kammern ohne Vorbehalt und ohne Zögern mir und der Verfaſſung den Eid geleiſtet?

Nein, ſagte Lucian ernſt. Es iſt lange über dieſen Eid debattirt worden. Einer der Deputirten machte den Antrag, daß man nur der Verfaſſung, nicht aber dem Kaiſer Treue und Gehorſam ſchwören wolle, weil man nicht wiſſen könne, wie lange der Kaiſer noch das Oberhaupt Frankreichs ſein werde.

Aber man verwarf dieſen Antrag wenigſtens einſtimmig, nicht wahr? Man ließ ihn nicht zur Abſtimmung kommen?

Doch, Sire, man ließ ihn zur Abſtimmung kommen, — dann freilich ward er verworfen.

Mit großer Majorität?

Nein, mit nur einer Majorität von zehn Stimmen.

Ach, und wenn dieſe zehn Stimmen nicht geweſen wären, ſo hätten die Deputirten der Nation vor ganz Frankreich, vor ganz Europa mir die Schmach angethan, mir, der ſie berufen, mir, der ihnen eben erſt die freiſinnigſten Inſtitutionen gegeben, mir, ihrem Kaiſer, den Eid der Treue zu verweigern. Du ſiehſt, mein Bruder, es läßt ſich mit dem Liberalismus ſchlecht regieren, es iſt eine elende Komödie, dieſer Conſtitutionalismus, man kann nur eine Republik oder den Abſolutismus haben. Jetzt, wo Du zu mir zurückgekehrt biſt, wo Du ſiehſt, welche Hemmniſſe und Zögerungen dieſe Conſtitution bewirkt, in welche Abhängigkeit ſie den Herrſcher von ſeinen Unterthanen bringt, welches feindliche Element ſie zwiſchen dem Herrſcher und dem Volke aufbaut, *jetzt* wirſt Du begreifen, daß ich nicht verſuchen mochte, mit ſolchen

Elementen ein großes Weltreich zu begründen, daß ich den Liberalismus bei Seite ſchob, um Herr in meinem Reich zu bleiben.

Und es iſt dennoch zuſammengeſtürzt, mein Bruder, ſagte Lucian traurig. Sie hatten den Liberalismus zertreten, aber die Bajonette und der Abſolutismus haben Ihren Thron nicht aufrecht zu erhalten vermocht.

Darum will ich es jetzt mit dem Liberalismus verſuchen, rief Napoleon. Frankreich will die Conſtitution, ich nehme ſie alſo an, — ich ſage nicht für immer, aber für jetzt. Wenn es mir gelingt, mich mit den Mächten in Frieden zu verſtändigen, dann freilich —

Die Thür des Vorſaals ward nach leiſem Klopfen geöffnet, und Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, trat ein.

Nun, Herr Miniſter des Auswärtigen, rief der Kaiſer ihm entgegen, was bringen Sie mir?

Sire, der Courier, welchen ich mit einem Handſchreiben Ew. Majeſtät an den Kaiſer von Rußland nach Deutſchland abſandte, iſt ſo eben wieder hier eingetroffen, ſagte Caulaincourt.

Und er hat den Kaiſer Alexander getroffen?

Nein, Sire. Man hat den Courier an der Grenze Deutſchlands zurückgewieſen.

Hat er nicht geſagt, daß er Depeſchen für den Kaiſer von Rußland habe? Hat er nicht verlangt, daß man ihn, wenn auch unter Bedeckung, zu dem Kaiſer reiſen laſſe?

Er hat es gefordert, aber man hat es ihm verweigert, indem man ihm bedeutete, daß der Kaiſer Alexander von Rußland erklärt habe, er wolle durchaus keine Unterhandlungen mit Ew. Majeſtät anknüpfen, keine Briefe von Ihnen empfangen.

Zurückgewieſen! ſagte Napoleon leiſe vor ſich hin. Nun, immerhin! Vielleicht gelingt es dem Courier, den ich an meinen Schwiegervater, den Kaiſer von Oeſterreich, abgeſandt habe, die Grenze zu überſchreiten, und dem Kaiſer meine Friedensvorſchläge zu überbringen.

Sire, auch dieſer Courier iſt heute wieder zurückgekehrt, ſagte Caulaincourt. Er iſt auf der Grenze einer Abtheilung des öſterreichiſchen Heeres begegnet, und hat ſich zu dem commandirenden General

führen laſſen, um von ihm zu erfahren, wo der Kaiſer ſei. Aber der General hat ihm eine von dem Fürſten Metternich eigenhändig ausgefertigte Ordre vorgezeigt, welche den ſtrengen Befehl enthält, keinen Courier und keinen Unterhändler Ew. Majeſtät über die Grenze zu laſſen, da der Kaiſer von Oeſterreich in keine Verhandlungen mehr mit Ew. Majeſtät treten, ſondern nur die Waffen entſcheiden laſſen wollte.

Sie wollen alſo Krieg! rief Napoleon mit flammenden Blicken und donnernder Stimme. Nun denn, ſo ſollen ſie den Krieg haben. Aber auf ihr Haupt komme das Blut der Tauſende, die jetzt wieder in den Tod gejagt werden, um dem Hochmuth und der Thorheit der Fürſten zum Opfer zu fallen. Ich habe ſie nicht gereizt, ich habe dieſen Krieg nicht hervorgerufen. Ein Volk hat wohl das Recht der Selbſtbeſtimmung, Niemand darf es hindern, ſich den Herrſcher zu wählen, dem es ſich unterordnen, dem es gehorchen will. Und Frankreich hat mich gewählt, es hat mich erſehnt, und als ich kam, hat es mich mit offenen Armen empfangen. Niemand hat Widerſtand geleiſtet, Niemand hat ſich mir widerſetzt, und meine Rückkehr auf den Thron, den mir die Stimmen des franzöſiſchen Volkes vor eilf Jahren zuerkannt, iſt ohne Schwertſtreich, ohne Kampf erfolgt. Ein Wort von mir, und ganz Frankreich wird ſich erheben. Seht Ihr nicht, mit welchem Enthuſiasmus die Föderirten von Paris die Waffen empfangen haben, und bereit ſind, für mich, das heißt für Frankreich, in den Kampf zu gehen? Ich werde in allen Arrondiſſements, in allen Departements, in allen Städten Föderirte bilden, ich werde Waffen austheilen und ganz Frankreich wird nur noch Ein Heer und Ein Feldherr ſein!

Sire, meldete der dienſtthuende Kammerherr, indem er die Thür öffnete, Sire, der Herr Herzog von Otranto!

Ah, Fouché, rief der Kaiſer, dem Eintretenden entgegengehend, Sie bringen mir ſicher irgend eine Ueberraſchung, da Sie zu ſo unerwarteter Stunde hierher kommen. Nun, was giebt es?

Sire, ich komme, um Ew. Majeſtät den Bericht abzuſtatten, den Sie von mir gefordert hatten, ſagte Fouché. Ew. Majeſtät trugen

mir auf, durch ſichere, ſchnelle nnd gewandte Agenten die Stimmung in den Provinzen erforſchen zu laſſen. Ich habe dem Befehl Ew. Majeſtät genügt, meine Agenten ſind heimgekehrt.

Und ſie bringen, wie es ſcheint, ſchlimme Nachrichten, ſagte Napoleon heftig, ſchlimme Nachrichten, denn Sie ſehen ungewöhnlich heiter aus, Herzog, und das bedeutet mir nichts Gutes!

Sire, ich weiß nicht, ob die Nachrichten, welche meine Agenten gebracht haben, gerade als ſchlimme bezeichnet werden können, ſagte Fouché, der den Angriff auf ſeine Perſon gar nicht gehört zu haben ſchien, jedenfalls aber ſind dieſe Nachrichten beachtenswerth.

Nun, ich bin bereit, ſie zu beachten, ſagte der Kaiſer, indem er ſich auf ſeinen Lehnſtuhl warf, und nach dem Federmeſſer griff, das auf ſeinem Schreibtiſch lag, um an der Armlehne zu ſchnitzen, wie er das in Momenten innerer Aufregung zu thun pflegte. Laſſen Sie die Berichte Ihrer Agenten hören, Herr Herzog!

Sire, ich habe die Berichte aller meiner Agenten zuſammengeſtellt und verglichen, ſagte Fouché, und ſie alle beſtätigen dieſelbe Thatſache. Der ganze Süden Frankreichs droht mit offener Inſurrection. Die Vendée iſt trotz der beiden Siege, welche die Truppen gegen die Aufrührer erfochten, trotz des Todes ihres Anführers La Rochejacquelin noch nicht bezähmt, und die Inſurrection, ſtatt erſtickt zu ſein, breitet ſich immer mehr aus. Die Royaliſten und Vendéeiſten ſind entſchloſſene, unverſöhnliche Feinde. Sie haben ihr feſtes Ziel vor Augen, und ſie verfolgen es mit unerſchütterlicher Hartnäckigkeit. Bewaffnete Banden durchziehen die ganze Bretagne, dringen ſelbſt bis in die Normandie vor, wo die Nachbarſchaft der Inſeln, und die Dispoſitionen der Küſte die Communicationen leichter machen. Sie ſteigen auf der anderen Seite durch die Cevennen bis zu den Ufern der Rhone, und veranlaſſen Revolten in der Languedoc und Provence. Bordeaux iſt der Mittelpunkt der Direction dieſer Umtriebe.

Weiter! rief der Kaiſer, als Fouché jetzt einen Moment ſchwieg. Weiter! rief er noch einmal, aber ohne aufzuſehen, eifrig damit beſchäftigt, kleine Holzſtücke aus der Seitenlehne ſeines Fauteuils zu ſchnitzen.

Dieſe Partei der ſüdlichen Royaliſten, fuhr Fouché fort, dieſe Partei wird immer kühner, immer verwegener. Es iſt ihr gelungen, ſich mit dem Ausland in Verbindung zu ſetzen, und alle Pamphlets, die aus den Preſſen Belgiens hervorgehen, Alles, was die auswärtigen Blätter gegen uns Gehäſſiges enthalten, Alles, was gegen das Kaiſerreich geſchrieben wird, weiß dieſe Partei der Vendéeiſten durch ganz Frankreich zu colportiren. Dieſe Partei agitirt jetzt in Marſeille, Toulouſe und Bordeaux, und findet dort in den unterſten Klaſſen begeiſterten Anhang. Durch falſchen Alarm, durch falſche Hoffnungen, durch Vertheilen von Geld, durch Anwendung von Drohungen iſt die Partei dahin gelangt, die friedlichen Landbewohner, die zwiſchen der Loire, der Vendée, dem Ocean und der Rhone wohnen, zu inſurgiren. Man hat da Waffen und Kriegsmunition eingeſchifft. Die Hydra der Rebellion hebt ihr Haupt empor. Banden durchziehen das Land und halten die einberufenen Militairs und Matroſen mit Gewalt zurück, ſie entwaffnen die Landbeſitzer, verſtärken ſich durch die Bauern, die ſie zwingen, mit ihnen zu marſchiren, berauben die öffentlichen Kaſſen, bedrohen die Beamten, bemächtigen ſich der Diligencen und halten die Couriere an; ſie haben auf einige Tage ſogar die Verbindung zwiſchen den wichtigſten Landesſtädten unterbrochen. An den Ufern des Canals ſind Dieppe und Havre von aufrühreriſchen Miſſionairen des Südens aufgeregt. In der ganzen funfzehnten Diviſion hat man die National-Miliz nur mit der größten Schwierigkeit bilden können. Die Soldaten und Matroſen weigern ſich, auf den Appell zu antworten und gehorchen nur den Mitteln der Strenge. Caen iſt zwei Mal von royaliſtiſchen Reactionairen beunruhigt worden, und in einigen Arrondiſſements der Orne bilden ſich Banden wie in der Bretagne und der Vendée.*)

Und das Alles haben Sie durch die Geſchicklichkeit Ihrer Leute zu Stande gebracht? fragte Napoleon, indem er aufſpringend das Federmeſſer bei Seite warf und dicht vor Fouché hintrat.

---

*) Fleury de Chaboulon, Mémoires etc. Vol. III. 142.

Ja, Sire, ſagte Fouché, das Alles habe ich durch die Geſchicklichkeit meiner Leute erfahren.

Nicht erfahren, ſondern zu Stande gebracht, ſagte ich, rief Napoleon ungeſtüm, den Herzog mit flammenden Zornesblicken anſchauend. Ja, Sie ſind es, welcher revoltirt, welcher durch ſeine Agenten die Provinzen aufzuregen ſtrebt, welcher, immer doppelzüngig und treulos, mit den Royaliſten inſurgirt, mit den Republikanern intriguirt, und es doch nicht verſchmäht, mir zu dienen, gelegentlich mir die Abſichten der Royaliſten und Republikaner zu verrathen und ihnen dafür, wenn es Ihren Zwecken paßt, meine Abſichten mitzutheilen.

Sire, Ew. Majeſtät wollen alſo immer noch nicht an meine Ergebenheit glauben? rief Fouché. Sie mißtrauen alſo noch immer meinem Eifer, Ihnen zu dienen?

Oh nein, ſagte Napoleon verächtlich, Sie dienen mir, weil ich einmal da bin, und weil es nicht in Ihrer Macht geſtanden, mich fern zu halten. Sie dienen mir, weil es Ihnen doch immer noch lieber iſt, handelnd einzugreifen, als unthätig im Dunkeln zu ſtehen. Aber Sie dienen mir nicht, weil ich es bin, ich, der Kaiſer, ſondern weil ich die Gewalt, die Regierung, das Mittel zu Ihrem Zweck bin. Und laſſen Sie es ſich geſagt ſein, mein Herr Herzog von Otranto, ich werde mir die Gewalt nicht aus den Händen winden laſſen, trotz Ihrer Vendéeiſten und Royaliſten, ich werde das Haupt der Regierung bleiben, trotz Ihrer Republikaner und Revolutionairs! Seien Sie alſo klug und vorſichtig, dienen Sie mir treu, denn mein Auge wacht über Ihnen, und wehe Ihnen, wenn es Sie auf einem Fehltritt ertappt! Senden Sie Ihre Agenten, welche Frankreich jetzt ſo inſurgirt und royaliſtiſch gefunden, abermals aus, und befehlen Sie ihnen, nicht eher wieder zu kommen, als bis ſie Ihnen die ſichere und verbürgte Nachricht mitbringen können, daß die Inſurrectionen unterdrückt, die Aufrührer zu ihrer Pflicht und zum Gehorſam gegen mich, ihren Kaiſer, zurückgekehrt ſind! Gehen Sie!

Er wandte dem Herzog den Rücken und trat in die Fenſterniſche. Fouché ſchaute ihm nach mit einem Blick voll Haß und Zorn, dann

verneigte er ſich leicht vor Lucian und Caulaincourt, und ging langſam der Thür zu.

Natter, ſagte der Kaiſer, als Fouché hinaus gegangen war, Natter, welche ſich Jedem unter die Füße legt, aber immer bereit iſt zu ſtechen.

Der man daher lieber aus dem Wege gehen und ſie nicht reizen ſollte, ſagte Lucian.

Ah, ich fürchte ihr Gift nicht, rief Napoleon. Ich bin kein Achill, die Stelle, wo ich ſterblich bin, iſt daher nicht an meiner Ferſe und dem Stich der Natter nicht erreichbar. Der Himmel ſelbſt muß ſeine Blitze ſenden, um die Eiche zu fällen und zu zerſchmettern, die Nattern, die zu ihren Füßen ringeln, vermögen nichts über ſie. Aber ich ſehe wohl die Stürme heranziehen, ich ſehe die Wolken des Gewitters ſich aufthürmen, das vielleicht mit ſeinen Blitzen mich zerſchmettern ſoll. — Doch ſtill, keine ſchwermüthigen Seufzer jetzt! Ich habe alles dies vorausgeſehen, ich habe gewußt, daß es viel Kämpfe und Unwetter geben würde, und darum habe ich mich vorbereitet, ſie zu ertragen. Seht mich daher nicht ſo traurig an, Lucian, Caulaincourt! Hofft mit mir, arbeitet mit mir und bauet mit mir an dem Glück der Zukunft! Frankreich, welches mir entgegen gejauchzt hat, welches mich auf ſeinen Armen bis hierher getragen hat, Frankreich wird mich auch jetzt nicht verlaſſen! Ich baue auf den Muth und den Patriotismus der Nation und auf mein eigenes Schwert!

III.

Die Intriguen Fouché's.

Der Herzog von Otranto war in ſeinem Cabinet eifrig damit beſchäftigt, die Depeſchen zu entziffern, die ſo eben ein Courier ihm überbracht hatte. Dieſe Depeſchen waren in Chiffren geſchrieben, die

von ſo kunſtvoller und verwickelter Art waren, daß Niemand, außer dem Herzog und ſeinen Correſpondenten, dieſelben vermittelſt des Schlüſſels zu leſen vermochte.

Während Fouché jetzt, Dank ſeinem Schlüſſel, den Inhalt der Depeſche las, erhellte ſein düſteres Antlitz ſich immer mehr, und ein hämiſches Lächeln umſpielte ſeine breiten, aufgeworfenen Lippen. Gute Nachrichten, die mir da der Fürſt Metternich ſchreibt, ſagte er leiſe vor ſich hin. Man iſt entſchloſſen zum äußerſten Widerſtand, man wird nicht eher ruhen, bis Bonaparte für immer geſtürzt, und auf irgend eine wüſte Inſel gebracht iſt. Selbſt im Fall eines entſcheidenden Sieges Napoleons werden die Mächte nicht mit ihm unterhandeln, keine Friedensbedingungen vorſchlagen oder annehmen, ſondern eine Heerſchaar heranrücken laſſen, um Bonaparte's Armee zu bekämpfen. Ah, das iſt gut, ſehr gut! Der Löwe iſt umſtellt, und von allen Seiten umgarnt, es wird ihm nicht mehr gelingen, ſich zu befreien. Ich werde dafür ſorgen, daß es keine Mäuſe giebt, die ihm helfen und ihn befreien. Ja, ja, Metternich hat ganz Recht, meine Aufgabe iſt es, während die Soldaten des Auslandes heranziehen, die Soldaten des Inlandes am Heranziehen zu verhindern! Meine Aufgabe iſt es, das Land zu inſurgiren, die Gemüther gegen ihn zu wenden, und das Volk in Aufruhr zu bringen gegen den Tyrannen, der nur heimgekommen iſt, um Frankreich auf's Neue unglücklich zu machen, und an den Rand des Verderbens zu führen. — Ach, wie ſcharf doch immer noch der Blick dieſes Mannes iſt! Er durchſchaut meine Pläne, und ſieht, daß ich es bin, der bei den Aufſtänden und Revolten der Provinzen ſeine Hände ein wenig im Spiel hat. Er hätte ſo klug ſein ſollen, mich, da er dies erkannt hat, verhaften zu laſſen, — aber der Löwe iſt großmüthig und läßt ſeinem Feind ruhig die Freiheit weiter zu intriguiren, er ſtößt wohl einmal mit ſeiner breiten Tatze nach ihm, er verſucht mit ſeinen flammenden Zornesblicken den Feind zu zerſchmettern, aber da dieſer ein zähes Leben und eine harte Haut hat, und weder von der Tatze zertreten, noch von dem Blick zerſchmettert wird, wendet der Löwe ihm großmüthig den Rücken und läßt ihn gehen. Großmüthig! Ach, ich werde mich niemals eines

ſolchen Fehlers ſchuldig machen, großmüthig zu ſein. — Großmuth, das iſt Dummheit, und das iſt der größte Fehler eines Staatsmannes. Bonaparte, ſtatt mich verhaften zu laſſen, hat die Dummheit gehabt, mir die Freiheit zu laſſen. Er wird für dieſe Dummheit beſtraft werden, denn ich werde es ſein, der ihn ſtürzt! Auf denn, an's Werk! Die halbe Arbeit iſt gethan, aber die Hälfte bleibt noch zu thun übrig.

Er klingelte heftig, und befahl dem eintretenden Kammerdiener, die vier Perſonen, die im Vorſaal ſich befänden, eintreten zu laſſen.

Wenige Minuten ſpäter traten die Gerufenen, vier düſter blickende Männer von kräftiger Geſtalt und energiſchem Ausſehen, in das Cabinet des Polizeiminiſters ein, und blieben demüthig und ſchweigend an der Thür ſtehen.

Fouché ging ihnen entgegen, und gab ihnen einen ſtummen Wink näher zu treten. Meine Herren, ſagte er, ich bin ſehr mit Ihrem Eifer und Ihrer Geſchicklichkeit zufrieden. Sie haben in den Diſtricten, in die ich Sie geſandt, ſehr gut gewirkt; meine höheren Agenten, denn Sie wiſſen es wohl, daß mein Auge überall wacht, daß ich überall meine geheimen Diener habe, die meine Agenten beobachten, und mir Nachricht geben über ihr Betragen, meine höheren Agenten alſo haben mir gemeldet, daß Sie alle Vier mit großem Eifer und vieler Discretion gewirkt haben, und daß Ihrer Geſchicklichkeit die Aufſtände in Dieppe und der Normandie zum Theil zuzuſchreiben ſind. Meine Herren, dieſer Eifer, dem König, Ihrem rechtmäßigen Herrn, zu dienen, macht Ihnen Ehre, und gewiß wird der König bei ſeiner Heimkehr die treuen Diener, die ſo Vieles für ihn gethan, und die ich nicht verfehlen werde, ihm zu nennen, gnädigſt belohnen. Zu dieſer Heimkehr des Königs mitzuwirken, das iſt Ihre Aufgabe. Frankreich muß befreit werden von dem Tyrannen, der König muß uns wiedergegeben werden. Wir werden das erreichen, wenn wir darnach ſtreben, daß das franzöſiſche Volk immer mehr in offener Empörung ſich erhebt, daß ſeine Männer ſich weigern, der Trommel zu folgen und die Pike zu tragen, und Napoleon die Kriegsſteuern zu zahlen. Ihr habt bis jetzt in den Provinzen gewirkt, jetzt iſt es Eure Aufgabe, in Paris ſelber Euch nützlich zu machen. Setzt Euch daher in Verbindung mit

allen Denen, welche als treue Anhänger des Königs bekannt ſind, macht Propaganda überall, bei den Bürgern, den Arbeitern, wie den Soldaten. Erzählt es in jedem Eſtaminet, in jedem Verſammlungsort des Volkes, daß Napoleon verloren iſt, daß Frankreich umſtellt iſt von den Armeen Englands, Preußens, Rußlands und Oeſterreichs, daß mehr denn viermalhunderttauſend Soldaten an unſern Grenzen ſtehen, und daß Napoleons Armee kaum einmalhunderttauſend Mann ſtark iſt. Streut auf allen Straßen die Proklamationen aus, mit denen der König ſein Volk zu ſich ruft, und die Ihr heute Abend von meinen Agenten werdet zugeſchickt erhalten. Wendet Euch beſonders an das Heer, ſagt den Soldaten, daß ſie dem ſicheren Tode entgegen gehen, wenn ſie nicht umkehren, ſondern Napoleon folgen. Sagt ihnen, daß die Generäle entſchloſſen ſind, den Kaiſer bei der erſten paſſenden Gelegenheit zu verlaſſen, daß er weder auf Soult, noch auf Ney rechnen kann, die Beide, bevor er hier war, dem König gedient haben, ihm im Geheimen immer noch dienen. Rathet ihnen, es ebenſo zu machen, und ſobald ſie mit dem Feind zuſammentreffen, zu dieſem überzugehen, denn der Feind iſt der Bundesgenoſſe unſers rechtmäßigen Königs, er iſt nicht der Feind Frankreichs, ſondern nur der Napoleons. Aber ſeid vor allen Dingen vorſichtig. Gebt Euch das Anſehen eifriger Anhänger des Kaiſers, und wenn man Euch für Solche hält, ſo wendet Euch an Diejenigen, die Euch mit ſcheelem Auge betrachten, die Euren Umgang meiden, dieſe ſucht dann zu erobern, und durch ſie Propaganda zu machen. — Habt Ihr Eure Aufgabe begriffen, und ſeid Ihr bereit, ſie zu übernehmen?

Ja, Herr Herzog, wir ſind bereit dazu, riefen alle Viere, wie aus Einem Munde.

So geht, ſagte Fouché, ihnen freundlich zunickend, geht und laßt mich bald von Euch hören.

Die vier Männer verbeugten ſich ſchweigend und gingen dann hinaus.

Und jetzt will ich meine Depeſche für den Herzog von Wellington ſchreiben, ſagte Fouché, ſie muß heute Abend noch abgehen. Dieſe Engländer ſind von einer unerträglichen Gewiſſenhaftigkeit, und ihre

Ideen von Selbſtregierung wollen ſie auch auf andere Völker anwenden. Wellington will die verbündeten Mächte durchaus veranlaſſen, daß ſie Frankreich nach dem Sturz Bonaparte's die Freiheit gewähren, ſich ſelbſt einen Herrſcher und eine Regierungsform zu wählen, und ſei dieſe ſelbſt die Republik. Frankreich ſoll die Wahl haben, ſich Bernadotte, oder den Herzog von Orléans, oder irgend einen andern beliebigen Regenten zu wählen, außer aber den Sohn Napoleons. Ach, welch ein Thor ich war, für dieſen Sprößling des Tyrannen wirken zu wollen, und eine Regentſchaft für möglich zu halten! Nein, nein, dieſer kleine König von Rom iſt gleich ſeinem Vater von den Verbündeten in die Acht erklärt, und es iſt nichts mehr mit ihm anzufangen. Die ganze Napoleoniſche Brut muß ausgerottet werden, wie man die Bienen aus dem Bienenſtamm räuchert, um ſich des Honigs, den ſie gebaut, zu bemächtigen. König Ludwig muß zurückkehren, er allein! Ich werde es ſein, der ihn zurückkehren läßt, er wird mich dafür zu ſeinem Miniſter ernennen, eben ſo gut, wie mich Napoleon dazu ernannt hat, den ich auch habe zurückkehren laſſen. Die Gewalt wird in meinen Händen verbleiben, denn ich werde für Ludwig eben ſo unentbehrlich ſein, wie ich es für Napoleon war! Schreiben wir alſo dieſem guten gewiſſenhaften Herzog von Wellington! Schreiben wir ihm, daß ganz Frankreich mit Sehnſucht ſeinem rechtmäßigen König entgegenharrt, ſchildern wir ihm den Aufſtand im Süden Frankreichs, ſagen wir ihm, daß ſelbſt in Paris Napoleon tödtlich verhaßt iſt, und daß, wenn man den König Ludwig verhindert, hierher zu kommen, eine Erhebung von ganz Frankreich die Folge davon ſein wird.

Er ſetzte ſich und ſchrieb, indem er ſich wieder der Chiffern bediente, doch nicht derjenigen, welche für ſeine Correſpondenz mit dem Fürſten Metternich verabredet waren, ſondern ganz eigener Zeichen, zu denen auch nur wiederum der Herzog von Wellington den Schlüſſel beſaß.

Dann, nachdem er ſeinen Brief vollendet, klingelte er, und fragte den eintretenden Kammerdiener, ob Niemand im Vorzimmer ſei, der eine Audienz begehre?

Ja, Durchlaucht, ſagte der Diener, es iſt ſo eben ein Herr

erſchienen, der Ew. Durchlaucht zu ſprechen wünſcht. Hier iſt ſeine Karte.

Gut, ſagte Fouché, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Karte geworfen, laſſen Sie den Herrn eintreten. Aber ſagen Sie, Jean, waren Sie bei der Frau Gräfin Du Cayla? Haben Sie ihr mein Billet übergeben?

Zu Befehl, Durchlaucht. Die Frau Gräfin wird um ſieben Uhr ſich hier einfinden.

In einer Viertelſtunde alſo, ſagte Fouché, nach der Pendule blickend. Wenn die Dame kommt, führen Sie ſie durch den Corridor in den Salon ein. Und jetzt öffnen Sie dem Herrn die Thür!

Der jetzt Eintretende war ein alter Herr, von militairiſchem Ausſehen, elegant gekleidet, ariſtokratiſch in jeder Bewegung, in jedem Zug ſeines Angeſichts.

Sie haben mich zu ſprechen verlangt, mein Herr Graf Dantré, ſagte Fouché, ihm lebhaft entgegen gehend, und ihm die Hand darreichend.

Der Graf ſchien das nicht zu bemerken. Er verbeugte ſich, und ſagte mit froſtigem Ton: Ich muß mich wohl bei dem Herrn Herzog von Otranto melden, um von ihm den Paß zu erlangen, deſſen ich bedarf.

Ah, rief Fouché lächelnd, indem er ſeine Hand zurückzog, ah, Sie zürnen mir alſo noch immer, Herr Graf. Sie und Ihre Geſinnungsgenoſſen nennen mich noch immer einen Verräther, blos weil ich die Pläne des Herrn Herzogs von Orléans nicht unterſtützte, und ihm nicht half, ſeinen Oheim und Herrn König Ludwig vom Thron zu ſtoßen, um ſich auf demſelben niederzulaſſen.

Verzeihung, mein Herr, ſagte der Graf Dantré, der Herr Herzog unterſtützten ja unſere Pläne lange Zeit mit regem Eifer, und nur erſt dann, als Sie zu ſehen vermeinten, daß dieſe Pläne vielleicht ſcheitern könnten, begannen Sie uns entgegen zu wirken und verriethen uns, indem Sie den Grafen Artois warnten vor dem, was Sie jetzt als eine Militair-Verſchwörung bezeichneten, was Sie aber bis dahin Pläne zur Errettung des Vaterlandes genannt hatten.

Mein lieber Graf, ſagte Fouché lächelnd, ſo lange ich glaubte, daß dieſe Pläne des Generals Lefebre-Desaouettes wirklich, wie er es verſicherte, in der ganzen Armee ihre Sympathieen hätten, daß wirklich die ganze Armee bereit ſei, Ludwig zu entthronen, und den Herzog von Orléans zu ſeinem Regenten zu erheben, ſo lange durfte ich allerdings Ihre Pläne als zur Errettung des Vaterlandes nothwendig bezeichnen. Als ich aber ſah, daß der General Lefebre ſich und uns Alle getäuſcht, daß die Armee durchaus nur Napoleoniſch und gar nicht Orleaniſtiſch geſinnt war, da konnte ich die verwegenen Pläne des Generals nur als das bezeichnen, was ſie waren, als eine Militair-Verſchwörung.*) Denn in ſolchen Dingen entſcheidet der Erfolg allein! Wäre Napoleon zum Beiſpiel mit ſeinem Einbruch in Frankreich geſcheitert, hätte Frankreich ihn nicht aufgenommen, ſondern ihn verjagt, ſo würde man ihn einen wahnſinnigen Thoren genannt haben, während man ihn jetzt einen großen Kaiſer nennt. Und was nun den Vorwurf anbetrifft, daß ich Ihre Pläne an den Herrn Grafen von Artois verrieth, ſo ſollten Sie Alle mir eigentlich dafür dankbar ſein. Indem ich ihn warnte, und der Regierung alſo die Gelegenheit gab, Vorkehrungen zu treffen, verhinderte ich den Ausbruch einer Verſchwörung, von der ich leider wußte, daß ſie zu keinem glücklichen Ziel gelangen könnte, und errettete dadurch Viele, die, wenn die Verſchwörung zum Ausbruch kam, und mißlang, ſicher verloren geweſen wären. So hatte die Verſchwörung wenigſtens für Einen Menſchen guten Nutzen, für mich, denn ſie verſchaffte mir das Vertrauen des Herrn Grafen von Artois.

Ich glaubte indeſſen, Herr Herzog, daß es wider das Gewiſſen ſtreitet, die Geheimniſſe Anderer zu verrathen.

Gewiſſen! Mein lieber Graf, das iſt ein Feld, auf das ich Ihnen nicht zu folgen vermag. Gewiſſen, ich kenne kein Gewiſſen, ich handle immer ſo, wie es mir den Umſtänden, der Klugheit und meinen eigenen Intereſſen förderlich erſcheint und laſſe meinen Kopf niemals von

---

*) Ueber dieſe Militairverſchwörung zu Gunſten des Herzogs Louis Philipp von Orléans ſiehe: Arnd, Geſchichte der letzten vierzig Jahre. I.

Regungen des Herzens oder des Gefühls beirrt werden! — Aber ich glaube, Sie ſind nicht hierher gekommen, um ſich mit mir von der Vergangenheit zu unterhalten, ſondern um mir ein Anliegen vorzutragen.

Ja, Herr Herzog, ſo iſt es, ſagte Graf Dantré. Ich habe Sie um einen Paß nach Holland zu bitten, wo ich einige Angelegenheiten zu ordnen habe.

Lieber Graf, ſagte Fouché lächelnd, Sie vergeſſen, daß ich Chef der Polizei bin und daher wiſſen muß, was für Abſichten und Angelegenheiten Sie beſchäftigen. Offenherzig alſo. Sie ſind bis jetzt in Ihrer Eigenſchaft als Oberhofmeiſter der Herzogin von Orléans Penthièvres, die Paris wegen Krankheit nicht verlaſſen und nicht fliehen konnte, hier geblieben. Jetzt, da der Kaiſer der Herzogin ſeinen Schutz und eine Penſion verſprochen hat, jetzt bedarf ſie Ihres Schutzes nicht, und Sie wollen ſich daher zu dem Sohne der Herzogin, zum Herzog Louis Philipp von Orléans, nach England begeben? Iſt es nicht ſo?

Ja, Herr Herzog, es iſt ſo. Ich will in Holland zu Schiffe gehen. Wollen Sie mir dazu einen Paß bewilligen?

Ich will es, aber unter der Bedingung, daß, wenn Sie nach Holland gehen, Sie einen Abſtecher nach Belgien machen. Es iſt im Dienſt des Königs Ludwig, und daher als guter Unterthan Ihre Pflicht. Nehmen Sie meine Bedingung an?

Ich nehme ſie an, da es, wie Sie ſagen, den Dienſt des Königs betrifft!

Nun wohl, Herr Graf. Sie gehen nach Belgien, begeben ſich zur engliſchen Armee, verlangen den Herzog von Wellington zu ſprechen und übergeben ihm dieſen Brief, aber hören Sie wohl, nur ihm allein. Uebernehmen Sie den Auftrag?

Ich übernehme ihn und gebe mein Ehrenwort, daß ich ihn getreulich ausführen werde.

Dann iſt hier der Brief und hier Ihre Päſſe. Sie ſehen, Herr Graf, ich kannte Ihre Pläne und rechnete auf Ihre Bereitwilligkeit, denn ich habe die Papiere ſchon ausgefertigt. Reiſen Sie alſo, Herr Graf, reiſen Sie mit Gott! Sagen Sie dem Herrn Herzog von

Orléans, daß ich zu ſeinen treueſten Verehrern und Bewunderern gehöre, und daß, indem ich für Ludwig zu wirken ſcheine, ich doch eigentlich nur für ihn wirke. Denn die Dynaſtie der Bourbonen naht ſich ihrem Ende und der Herzog von Orléans wird der Erbe dieſes Thrones ſein, den ich helfe für die Bourbonen zu erbauen! Leben Sie wohl und vergeſſen Sie nicht, daß ich Ihnen ein wichtiges Geheimniß anvertraut habe, indem ich Ihnen den Brief an den Herzog von Wellington gab.

Er begleitete den Grafen bis zur Thür, und dann haſtig das Zimmer durchſchreitend, trat er durch die gegenüberliegende Thür in den Salon ein. Eine Dame von ſeltener Schönheit, Anmuth und Eleganz trat ihm entgegen.

Ah, Frau Gräfin du Cayla, rief der Herzog, die kleine weiße Hand, die ſie ihm lächelnd darreichte, an ſeine Lippen drückend. Wie glücklich bin ich, Sie zu ſehen.

Wiſſen Sie aber, Herr Herzog, ſagte ſie, daß ich hierher gekommen bin, um Ihnen zu zürnen? Ach, Ihre Unvorſichtigkeit iſt wahrlich groß! Ich erkenne Sie nicht mehr! Sie richten ganz offen ein Billet an mich, an mich, von der man weiß, daß ich ſo eben aus Gent komme, daß ich dort Se. Majeſtät geſprochen habe, und daß ich eine Royaliſtin bin mit jedem Schlag meines Herzens.

Eben deshalb, ſagte Fouché lachend, die Polizei hat die Pflicht, die gefährlichſte aller Royaliſtinnen zu überwachen, und ich habe Sie alſo zu einem ſtrengen Verhör hierher beſchieden. Der Kaiſer wird es mir Dank wiſſen, daß ich ſo wachſam bin. Uebrigens, um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, ich gebe mir gar nicht mehr die Mühe mich zu verſtellen. Die Sachen gehen ſo raſch vorwärts, daß man beinahe offenes Spiel ſpielen kann. Außerdem kenne ich auch meine Correſpondenten und meine Boten. Nun aber vor allen Dingen, Gräfin, berichten Sie mir! Sie waren in Gent? Sie ſahen den König?

Ja, ich war in Gent, und der König war mir gnädig wie immer. Er ſehnt ſich mit glühender Ungeduld, wieder nach Paris zurückzukehren, und er wird Ihnen ewig dankbar ſein für die großen Dienſte, die Sie *ihm* leiſten.

Aber es wäre beſſer, wenn der König es verſuchte, ſich der Schuld ſeiner Dankbarkeit zu entledigen, ſagte Fouché achſelzuckend. Ich mache ihn zum König. Er könnte mich wohl dafür zu ſeinem Miniſter machen!

Ach, Herzog, rief die Gräfin erſchrocken, wie könnten Sie jemals der Miniſter eines Bourbonen ſein?

Sie meinen, ſchöne Gräfin, weil ich zu den ſogenannten Königsmördern, weil ich zu denen gehöre, welche für den Tod Ludwigs des Sechszehnten geſtimmt haben?

Ja, ſagte die Gräfin, ihn mit flammenden Blicken anſehend, ja, das meine ich! ¡Der König wird Ihnen verzeihen, er wird Ihnen in jeder Weiſe dankbar ſein, aber er kann den Mörder ſeines Bruders nicht zu ſeinem Rathgeber, ſeinem Miniſter machen!

Gut, Madame, ſehr gut, ſagte Fouché lächelnd, Sie machen da Gefühlspolitik. Aber in dem Jahrhundert, in welchem wir uns befinden, iſt dieſe Gefühlspolitik nicht anwendbar. Um nach einer Revolution regieren zu können, muß man weder ein Herz noch ein Gedächtniß haben, und ſich nicht mit den gefühlvollſten, ſondern mit den geſchickteſten Menſchen umgeben. Alles, was jetzt geſchieht, beweiſt das zur Genüge.*) — Und haben Sie mir gar keine Antwort auf mein langes und dienſtergebenes Schreiben an den König zu bringen, Gräfin?

Doch, Herr Herzog, ſagte die Gräfin, einen Brief aus der Taſche ihres Kleides hervorziehend, hier iſt ein eigenhändiges Antwortſchreiben Sr. Majeſtät, und ich verſichere Sie im Voraus, daß nur der König allein ſeinen Inhalt kennt, und ihn, ohne ſeine Miniſter, oder auch nur mich zu Rathe zu ziehen, geſchrieben hat. Ich bin daher ſehr neugierig, und ich bitte Sie mir als Lohn für meine treuen Botengängerdienſte den Inhalt des königlichen Handſchreibens mittheilen zu wollen.

Fouché verſprach es, und erbrach dann das königliche Siegel, um den Brief zu leſen.

---

*) Fouché's eigene Worte. Siehe: Mémoires d'une femme de qualité. Vol. II. S. 219.

Sehen Sie, meine ſchöne Gräfin, ſagte er lächelnd, der edle, weiſe und freiſinnige König hat die Gnade, mir Recht zu geben, daß man nicht mit dem Gefühl Politik machen muß. Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Brief Sr. Majeſtät vorleſen darf. Er iſt ſo inhaltsreich, und doch von ſo bewunderungswürdiger Kürze, daß er für ein Muſter des Briefſtyls gelten kann. Hören Sie, Gräfin. „Herr Herzog von Otranto! Ich danke Ihnen für Ihre Treue und Ihren Eifer, mir zu dienen! Fahren Sie ſo fort, und an dem Tage, wo ich die Grenzen meines Königreichs als ſouveräner Herrſcher wieder überſchreite, werde ich die Cabinets-Ordre unterzeichnen, welche Sie zu meinem Polizei-Miniſter ernennt. Ludwig.“

Ah, das hat der König wirklich geſchrieben? fragte die Gräfin überraſcht.

Ich vermuthe, Sie kennen beſſer, als irgend Jemand die Handſchrift Seiner Majeſtät, ſagte Fouché lächelnd, überzeugen Sie ſich alſo.

Er reichte ihr das Billet dar, und die Gräfin heftete lange und aufmerkſam ihre flammenden Blicke auf daſſelbe.

Ja, ſagte ſie, es iſt die Handſchrift des Königs und Sie haben richtig geleſen! Da der König geſprochen hat, ſchweige ich, da der König weiſe iſt und klug, ſo folgt daraus, daß meine Anſicht thöricht iſt, und daß wirklich, wie Sie ſagen, man in der Staatspolitik kein Herz und kein Gedächtniß haben muß.

Nun alſo, mein Herr Herzog, frage ich Sie, wann wird der König die Ordonnanz, die Sie zu ſeinem Miniſter macht, unterzeichnen?

Das heißt, ſchöne Gräfin, Sie wollen nur fragen, wann wird der König nach Frankreich heimkehren? Aber das läßt ſich jetzt noch nicht mit Beſtimmtheit ſagen! Es hängt von Napoleon nicht allein, ſondern ebenſo ſehr vom König Ludwig ſelber ab!

Wie denn vom König?

Der König iſt umgeben von Perſonen, welche ſeine Regierung unbeliebt gemacht haben. Er muß dieſe vor allen Dingen entfernen, wenn das Volk wieder Vertrauen zu ihm faſſen ſoll.

Ach, Sie reden von Blacas, ſagte die Gräfin ſeufzend, ich habe *mich* vergeblich bemüht, ihn zu ſtürzen. Er beſitzt noch immer das Ohr

und das Herz des Königs, und weiß alle edleren und aufgeklärteren Männer von ihm fern zu halten. Es hat mir nicht gelingen wollen, den König zum nähern Verkehr mit meinem Freund Chateaubriand zu bereden, Blacas wollte es nicht!

Er ist ein wahrhaft unbequemer Bursche, rief Fouché. Aber ich übernehme es, ihn zu stürzen, vorausgesetzt, daß der König das Memoire, welches ich für ihn eben ausarbeite, und welches ich ihm durch Ihre gnädige Vermittelung senden möchte, richtig empfängt, und Blacas es nicht escamotirt.

Auch ich werde dafür sorgen, daß er es nicht kann. Der Oberkammerherr des Königs, Prinz von Poix, liebt den Grafen Blacas auch nicht, und hat mir versprochen, mein Vermittler zu sein, so oft ich dem König, seinem Pylades zum Trotz, etwas mittheilen will.

Nun gut! Ich werde daran arbeiten, ihn bald zu stürzen, und besonders ihn zu verhindern, nach Frankreich zurückzukehren. Zu diesem Zweck werde ich versuchen, Furcht einzuflößen; mit der Furcht macht man aus gewissen Leuten Alles, was man will.

Ach, rief die Gräfin lachend, jetzt kenne ich also das große Geheimniß der Politik, es ist die Kunst, Furcht zu erregen! Aber sagen Sie doch, Herzog, wie lange werden wir denn diesen Herrn Bonaparte hier noch dulden müssen?

Fouché zuckte die Achseln. Geduld, sagte er, man muß besonnen sein und die Dinge nicht übereilen wollen. Er ist nun einmal da, und man kann ihn nicht fortnehmen wie einen Bauer im Schachspiel. Aber wir wollen sehen, was wir thun können, um ihn möglichst bald zu beseitigen.*) Sie haben ihn ja gesehen, nicht wahr?

Ja, die Königin Hortense ließ mich zu sich rufen, und dort hatte ich die Ehre, den Herrn Bonaparte zu sehen, der mich wie ein Inquisitor über den König, die Herzogin von Angoulème und den Grafen von Artois ausfragte. Aber er war nicht mehr der Kaiser früherer Tage, er war abgespannt, erschöpft, er fühlte, daß es mit ihm zu Ende geht.

---

*) Fouché's eigene Worte. Siehe: Ménéval, Mémoires. III. 247.

Ach, Sie verkennen ihn, sagte Fouché lächelnd. Er fühlt sich jetzt nur augenblicklich unbehaglich, weil zwei oder drei Männer wie Carnot und ich ein bischen seinem Despotismus entgegenarbeiten. Aber lassen Sie ihn erst zwei oder drei Schlachten gewinnen, wie Er sie zu gewinnen versteht, und Sie werden ihn eben so furchtbar und so energisch sehen, wie in früheren Tagen. — Ich habe ihm angezeigt, daß ich Sie rufen lassen und ihn nachher von dem Resultat unserer Conferenz benachrichtigen würde.

Nun, und was werden Sie ihm jetzt sagen? fragte die Gräfin lebhaft.

So ziemlich Alles. Daß Sie in Gent gewesen sind, um bei dem König Ihrer Gunst zu genießen; daß Sie versucht haben, den König für Herrn von Chateaubriand zu gewinnen; daß Herr von Blacas den Sieg über Sie im Geist des Königs errungen, und daß Sie jetzt in völliger Ungnade sind.

Sehr verbunden, rief die Gräfin, Sie lassen mich da eine Rolle spielen, unter der meine Eigenliebe bedeutend leidet.

Was thut Ihnen das? Die Hauptsache ist doch, daß man Sie in Ruhe läßt. Ich werde Sie hier in Paris unter Polizeiaufsicht stellen. Auf diese Art werden Sie täglich einen Vorwand haben, zu mir zu kommen, und unser Verkehr kann Niemanden auffallen. Beunruhigen Sie sich nicht, Sie werden dadurch keine Gefangene! Wenn Ihre Geschäfte oder Ihre Vergnügungen Sie nach außerhalb rufen, so sagen Sie es mir nur vorher, und ich werde Sie entschlüpfen lassen. Aber seien Sie vorsichtig, theuerste Gräfin. Vertrauen Sie nicht Allen Denen, welche sich Ihnen als Royalistin nahen, und theilen Sie ihnen nicht unsere kleinen Geheimnisse mit. Man wird Sie überwachen, und meine Polizei ist nicht die einzige hier. Vielleicht auch wird Napoleon selbst Sie rufen lassen, um Sie auszuforschen. Hüten Sie sich vor seinem Späherblick.

Ach, sagte die Gräfin lächelnd, er ist ein Mann, ich bin eine Frau, ich habe also gewonnenes Spiel gegen ihn.

Verlassen Sie sich nicht so fest darauf, sagte Fouché achselzuckend, der Kaiser ist sehr geschickt. Ich selbst habe oft große Mühe, ihn zu

täuſchen. Er hat ein wunderbares Ahnungsvermögen. Aber unſern vereinten Kräften ſoll und wird es dennoch gelingen, ihn zu täuſchen, und wenn er in den Schlachten, zu denen er jetzt auszieht, nicht von einer Kugel um's Leben kommt, ſo werden wir ihn in den Netzen unſerer Ränke erwürgen. Es giebt nur noch Ein Mittel, durch das er ſeinen Untergang noch etwas verzögern könnte. Er müßte, bevor er zur Armee abgeht, mich verhaften laſſen. Thut er das nicht, ſo iſt er verloren, denn alsdann hat er nicht blos vor ſich einen vier Mal überlegenen Feind, ſondern hinter ſich eine Inſurrections-Armee, deren Feldherr ich bin, und die ihn ſicher entthronen wird.

IV.

Napoleons Abreiſe zur Armee.

Es war am Abend des elften Juni. Der Kaiſer hatte ſeine Miniſter berufen, um zum letzten Male vor ſeiner Abreiſe zur Armee mit ihnen ſich zu berathen und ihnen gewiſſermaſſen ſein politiſches Teſtament zu übergeben.

Seit vier Stunden befanden ſich ſeine Miniſter bei ihm in ſeinem Cabinet, und mit klarem Blick und ernſter Ruhe überlegte der Kaiſer mit ihnen alle Wechſelfälle der Zukunft und gab für alle dieſe ſeine Beſtimmungen.

Während der Dauer ſeiner Abweſenheit ſollte ein Regentſchaftsrath die Geſchäfte der Regierung verwalten, und die vierzehn Mitglieder dieſes Regentſchaftsrathes, an deſſen Spitze die beiden Prinzen Joſeph und Lucian ſtanden, hatten ihren Eid der Treue in die Hände des Kaiſers abgelegt.

Im Fall, daß der Tod den Kaiſer auf dem Schlachtfeld ereilte, ſollte der Regentſchaftsrath ſogleich den Sohn des Kaiſers als Napoleon den Zweiten zum Kaiſer proclamiren, für ihn die Regierung

übernehmen und das Reich verwalten, bis es den Bemühungen der Nation gelungen, Oesterreich zur Herausgabe des jungen Kaisers zu veranlassen.

Jetzt waren die Geschäfte beendet. Der Kaiser erhob sich aus seinem Lehnsessel und ließ seine forschenden Blicke an den Gesichtern seiner Minister dahingleiten, ließ sie lange mit bohrendem Ausdruck auf jedem Einzelnen ruhen, als wolle er die geheimsten Gedanken ihrer Seele in ihren Mienen lesen.

Helft mir das Vaterland retten, sagte er dann mit jenem wunderbaren metallenen Ton, der ihm in den großen Momenten eigen war und alle Herzen erzittern machte. Wir gehen einem großen und ernsten Kampf entgegen, laßt uns Alle unsere Pflicht gegen das Vaterland erfüllen. Ich werde Euch mit einem guten Beispiel vorangehen. Ich werde auf dem Schlachtfeld die Freiheit und Unabhängigkeit Frankreichs vertheidigen und nur dies Eine Ziel im Auge haben. Ihr, meine Herren Minister, Ihr werdet Sorge tragen, Frankreich im Innern die Ruhe und den Frieden zu sichern, deren es so sehr benöthigt ist. — In den schwierigen und verwickelten Zeiten müssen große Männer wie große Nationen die ganze Energie ihres Charakters entfalten und ein Gegenstand der Bewunderung für die Nachwelt werden. — Ich reise diese Nacht ab. Meine Herren, thun Sie Ihre Pflicht; die Armee und ich wir werden die unsrige thun. Ich empfehle Ihnen Eintracht, Eifer und Energie. Leben Sie wohl.*)

Er neigte leise sein Haupt und winkte ihnen mit der Hand einen letzten Abschiedsgruß zu. Schweigend, mit bleichen Gesichtern, mit traurigen Mienen gingen die Minister, gesenkten Hauptes einer hinter dem andern dahin schreitend, durch das Gemach der Thür zu. Napoleon immer noch aufrecht vor seinem Tisch stehend, die rechte Hand auf denselben aufgestützt, sah sie mit unbeweglichem, ehernem Antlitz, mit düstern Blicken dahin ziehen. Dann, als der letzte von ihnen verschwunden war, als die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, dann

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Cochelet: Mémoires sur la reine Hortense. Vol. III. 106.

ſank er ſchwer und raſch, wie eine vom Blitz gefällte Eiche, wieder in den Lehnſtuhl nieder, und das Haupt tief hernieder geſenkt auf ſeine Bruſt, die Stirn in finſtere Falten gelegt, ſtarrte er vor ſich hin.

Er hörte es nicht, wie ſich die Thür des Vorſaals wieder öffnete, er ſah nicht, daß Caulaincourt eintrat, und ſchüchtern und unentſchloſſen neben der Thür ſtehen bleibend, zu ihm hinſchauete mit Blicken voll unendlicher Liebe und Trauer.

Sire, ſagte er dann ganz leiſe, Sire!

Napoleon hob langſam ſein Haupt empor, und er ſchien gar nicht überraſcht, den treuen Freund da unaufgefordert vor ſich zu ſehen. Mit einem matten Lächeln ſtreckte er ihm die Hand entgegen. Caulaincourt eilte vorwärts; vor dem Kaiſer in die Kniee ſinkend, nahm er ſeine Hand, drückte ſie feſt an ſeine Bruſt, und blickte mit dem Ausdruck inbrünſtigen Flehens zu ihm empor.

Sire, ſagte er mit zitternder Stimme, Sire, nehmen Sie mich mit ſich, laſſen Sie mich an Ihrer Seite bleiben.

Der Kaiſer ſchüttelte langſam das Haupt. Nein, ſagte er, ich bedarf hier in Paris mehr eines treuen Freundes, als bei der Armee. Dort ſtütze ich mich auf meine eigene Kraft, hier muß ich Jemand haben, der mich vor dem Verrath und den Intriguen meiner Feinde behütet. Sie müſſen bleiben, Caulaincourt, ich kann Sie hier nicht entbehren, ich habe Niemand, der Sie mir hier erſetzen könnte!

Oh, Sire, rief Caulaincourt tiefbewegt, Sie ſchlagen es mir ab? Sie wollen mir nicht erlauben, Ihre Gefahren mit Ihnen zu theilen?

Mein Freund, ſagte der Kaiſer ſanft, die Gefahren, die mich auf dem Schlachtfelde erwarten, ſind nicht die ſchlimmſten, welche mich bedrohen. Größere Gefahren giebt es hier, und dieſe ſollen Sie für mich ertragen. Man wird mir dort nicht den Gehorſam verweigern, aber hier laſſe ich Intriguanten und Wühler genug zurück, welche nur auf den Moment lauern, daß ich abreiſe, um ihre Intriguen und Ränke gegen mich zu ſpinnen. Haben Sie alſo ein wachſames Auge, Caulaincourt, ſuchen Sie einzuwirken auf die einflußreichen Mitglieder der Kammern, damit ſie wenigſtens für die Dauer des Krieges inne halten in ihrer unſinnigen großſprecheriſchen Oppoſition. Ach, fuhr er fort,

indem er aufſtand, und die Hände auf dem Rücken gefaltet im Zimmer auf und ab ging, ach, ich haſſe dieſe ſogenannten Liberalen. Es ſind eitle Thoren, die nur deshalb Oppoſition machen, um ſich dabei in den Vordergrund zu ſtellen, die ihrer perſönlichen Eitelkeit das Glück, den Frieden und die Eintracht des Volkes und des Landes opfern. Sie ſind es, dieſe liberalen Schwätzer der Kammern, welche mir die Sympathieen meines Volkes zu entziehen trachten, und die Unzufriedenheit erwecken. Ach, dieſe Kammern, dieſe Conſtitution! Es iſt eine Feſſel, welche die Hände des Regenten bindet und ihn zu einer Puppe macht, mit welcher die eitlen Schwätzer der ſogenannten Volksvertretung ſpielen möchten. Aber ich werde ihnen dies Spiel nicht lange geſtatten, und ein Tag wird kommen, wo ich dieſe nur vom Winde ihrer Eitelkeit aufgeblähten, großen Männer in meinen Händen zerdrücken und klein machen werde. Sobald ich Frieden habe von Außen, werde ich Ruhe ſchaffen im Innern, und die Kammern für immer auflöſen.

Oh, Sire, das wäre ein gewagtes und gefährliches Unternehmen, rief Caulaincourt ſeufzend. Das franzöſiſche Volk hat ſich mit einer wahrhaften Begeiſterung dieſen neuen liberalen Inſtitutionen zugewandt, und würde Den für ſeinen Feind halten, der ihnen dieſelben zu entreißen trachtete.

Ja, es iſt wahr, die Nation macht die Kinderkrankheit des parlamentariſchen Liberalismus durch, ſagte Napoleon gedankenvoll. Ich habe ſie anders wiedergefunden, als ich erwartete. Welch eine Veränderung iſt in dieſen elf Monaten meiner Abweſenheit mit den Franzoſen vorgegangen! Wie haben mir dieſe Bourbonen Frankreich zugerichtet, und wie viel Mühe wird es mir koſten, ſie wieder auf die rechte Bahn zu bringen!*) Es iſt Alles anders geworden, und ſtatt der gehorſamen, ſchweigenden Unterthanen finde ich eine aufrühreriſche Maſſe, die ſich vermißt ihr eigener Herr ſein zu wollen, und ſich ſogar beleidigt fühlt, wenn ihr Herrſcher von ihnen Gehorſam und Unterwürfigkeit fordert. Der nationale Wille, das iſt es, was man an die Stelle des Gehorſams gegen das Oberhaupt der Nation geſetzt hat.

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Las Cases. Mémoires. Vol III.

Hat mir Carnot doch gestern mit seiner impertinenten Ruhe gesagt: Sire, die Franzosen sind ein freies Volk geworden. Dieser Titel „Unterthan", den Sie ihnen so oft geben, beleidigt und erschreckt sie. Nennen Sie sie „Bürger" oder noch besser, nennen Sie sie Ihre „Kinder."*) — Nun wohl, wenn die Franzosen meine Kinder sind, so müssen sie mir als ihrem Vater gehorchen. Dazu aber haben sie nicht die mindeste Neigung. Bin ich denn nicht mehr der Kaiser?

Ja, Sire, seufzte Caulaincourt, Sie sind der Kaiser, aber mit einer Constitution!

Das heißt mit einem Thron über meinem Throne, mit einer Krone über meiner Krone! Das heißt, ich habe da ein Haus voll aufgeblasener Schwätzer, die vermeinen, daß man mit schönen und wohlklingenden Phrasen einen Staat regieren könnte, daß liberale Redensarten genügten, um eine Nation glücklich zu machen. Aber diese parlamentarischen Diskussionen, diese Polemik der Parteien, diese fortgesetzten Angriffe auf die Unantastbarkeit des Herrschers, die sind es, die mir mein Volk verführen! Es ist, wie gesagt, eine Kinderkrankheit, welche die Franzosen während meiner Abwesenheit befallen hat, und ich fürchte, es wird lange dauern, ehe ich sie wieder von derselben geheilt habe. Wenn ich wiederkehre, werde ich die Cour damit beginnen, daß ich die Schwätzer der Kammern zum Schweigen bringe. Man kennt den Arm des Kaisers nicht mehr, aber bei meiner Heimkunft soll man ihn kennen lernen!**)

Sire, darf ich eintreten, fragte eine Stimme hinter ihm, und in der halbgeöffneten Thür erschien die Gestalt des Prinzen Lucian.

Ja, sagte Napoleon ihm zunickend, ja, treten Sie ein, mein Bruder. Ich werde dann die beiden Getreuesten meiner Getreuen um mich haben. Früher war das anders, fuhr er düster fort, früher hatte kein Souverain treuere Diener, geschicktere Generäle! Aber nein, ich will mich nicht beklagen. Viele sind mir treu geblieben und über die Abwesenden will ich die Anwesenden nicht vergessen. Frankreich hat

*) Fleury: Mémoires. III. 109.

**) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury III.

mich mit einer Begeiſterung empfangen, welche meinen Zug von Cannes hierher zu einem Epos gemacht hat, das die Nachwelt einſt ebenſo bewundern wird, wie die Dichtungen des Homer; ich habe hier viele meiner Getreuen wiedergefunden, die Herzen meiner Soldaten ſchlagen noch eben ſo warm für mich wie in den frühern Tagen, und auf den Eifer, die Tapferkeit und Treue meiner Armee kann ich mich unbedingt verlaſſen.

Mein Bruder, ſagte Lucian, ich kam hierher, um Ihnen noch von einem Ihrer Diener früherer Tage zu ſprechen, der freilich Eurer Majeſtät die Treue gebrochen hat, der jetzt aber demüthig und reuevoll zu Ihnen zurückkehren möchte, und mich um meine Fürſprache bei Eurer Majeſtät gebeten hat.

Wer iſt es? fragte Napoleon lebhaft.

Sire, es iſt Murat!

Murat, rief der Kaiſer mit lauter, zorniger Stimme. Murat, der Verräther, der mich treulos und undankbar in den Tagen der Gefahr verlaſſen hat, der wagt es jetzt, zu mir zurückkehren zu wollen.

Sire, er bereuet, und er iſt bereit, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, wieder gut zu machen!

Das heißt, nicht wahr, er iſt von den Oeſterreichern beſiegt, aus ſeinem Lande verjagt worden, und hat ſich jetzt nach Frankreich geflüchtet, um ſich hier vor der Verfolgung ſeiner Feinde zu ſichern?

Ja, es iſt wahr, ſugte Lucian traurig, Murat iſt beſiegt worden. Er wollte ſich zum König von Italien machen, er hatte große und heldenkühne Pläne, aber ſie ſind nicht zur Ausführung gekommen. Die Völker Italiens haben ſeinem begeiſterten Zuruf nicht entſprochen, ſie haben nicht für ihn und die Unabhängigkeit Italiens zu den Waffen gegriffen, und ſein eigenes Heer ward in zwei Schlachten von den Oeſterreichern geſchlagen, bei Macerata und bei Introdocca. Er eilte zurück nach Neapel, um neue Streitkräfte zu ſammeln, doch er fand ſeine Hauptſtadt in Aufruhr; die Lazzaroni waren bereit, ſich für ihren frühern König Ferdinand zu erheben, und ſein eigenes Heer wandte ſich von ihm; die Oeſterreicher näherten ſich unter den Generalen Neipperg und Bianchi der Hauptſtadt.

Und unſere Schweſter Caroline? fragte Napoleon.

Sire, Murat fand ſie im Begriff, mit ihren Kindern ein engliſches Schiff zu beſteigen, das ſie nach Trieſt bringen ſollte.

Als Staatsgefangene der europäiſchen Mächte, rief der Kaiſer mit grollender Stimme. Es iſt dieſen von ihrer eigenen Furcht zu barbariſcher Gewaltthätigkeit aufgeſtachelten Souverainen ja nicht genügend geweſen, Mir den Krieg zu erklären, gegen mich ihre Donnerkeile zu ſchleudern, ſie haben meine ganze Familie in den Bann gethan und erklärt, ſie zu Gefangenen machen zu wollen, wo immer ſie ſie träfen. Meine gute treue Caroline muß alſo ſchon das Joch auf ihrem Nacken tragen. Und Murat? Er iſt den Oeſterreichern entkommen?

Ja, mein Bruder! Verkleidet, in einer Fiſcherbarke, iſt er entflohen, und hat vor einigen Tagen das Glück gehabt, die Küſte Frankreichs betreten zu können. Sire, er beſchwört Ew. Majeſtät, ihm zu verzeihen, ihn wieder in Ihre Dienſte aufzunehmen.

Niemals, rief Napoleon mit Ungeſtüm, niemals werde ich ihn in meiner Nähe dulden. Sein Verrath gegen mich hat ihn gebrandmarkt, ich kann ihn nicht wiederſehen.

Sire, ſagte Caulaincourt mit flehender Stimme, Ew. Majeſtät ſollten gnädigſt die Vergangenheit zu vergeſſen ſuchen. Murat wird Ew. Majeſtät auf dem Schlachtfelde nützlich ſein können. Ew. Majeſtät haben ihn zu einem geſchickten Reitergeneral gebildet, und er verſteht es, die Truppen zu enthuſiasmiren, durch ſeine eigene perſönliche Tapferkeit ſie zu Heldenthaten zu entflammen.

Meine Armee wird auch ohne ihn Heldenthaten verrichten, rief Napoleon, mit Mir wird ſie auch ohne Murat zu ſiegen wiſſen! Ach, Ihr ſeht mich Beide traurig und ſeufzend an? Ihr glaubt nicht an meine Siege? Aber ich ſage Euch, ich werde dennoch ſiegen. Kommt hierher, ſchaut mit mir auf die Karte!

Er ſtieß ungeſtüm die Tapetenthür auf, die von dem Cabinet in das Landkartenzimmer führte und trat in daſſelbe ein, gefolgt von Lucian und Caulaincourt. Mit raſchen Schritten eilte er zu dem in der Mitte des Zimmers befindlichen Tiſch, auf welchem über mehreren

andern Karten eine mit vielen Nadeln bezeichnete große Karte ausgebreitet war.

Seht, rief Napoleon, deſſen Antlitz jetzt wieder flammte von kühner Energie, ſeht, ich habe da das Horoſcop meiner Zukunft aufgeſtellt, und ich ſage Euch, es iſt mir günſtig. Meine Spione und Agenten haben mich gut unterrichtet und ich kenne ganz genau die Stellung und die Stärke der Verbündeten. Sie rücken in drei großen Heeresſäulen heran, die ſich von den Ufern der Maas bis nach den Alpen hinziehen, die, nach ihrem Plan, zu gleicher Zeit die franzöſiſche Grenze überſchreiten und gegen Paris marſchiren ſollen. Denn ſie vermeinen, daß ich ſo thöricht wäre, hier in Paris zu bleiben, das Abmarſchiren ihrer vereinten Streitkräfte zu erwarten, und dann erſt zu verſuchen, mich, den Umzingelten, gegen ihre Uebermacht zu vertheidigen. Thor, der ich wäre, mich in ihren Netzen einfangen zu laſſen, den Vertheidiger, ſtatt des Angreifers zu ſpielen! Sie wollen den Krieg, ſie ſollen ihn haben! Ich werde ihnen denſelben auf halbem Wege entgegen tragen. Seht, hier oben in Belgien, hier ſtehen hundertzwanzigtauſend Preußen. Der betrunkene alte Reitergeneral, der Blücher, führt ſie an, ein tollkühner Raufbold, der ſich für einen Helden hält, weil ihm im vorigen Jahre der Zufall günſtig geweſen und ihn ſeinen tollen Handſtreich auf Paris hat ausführen laſſen. — Hier, unfern von den Preußen, hier, wo die rothen Nadeln ſind, da ſteht das aus allerlei Nationalitäten zuſammengeſtellte engliſche Heer von hunderttauſend Mann. Der Herzog von Wellington führt ſie an. Ich kenne ihn, denn ich habe ihn in Spanien und Portugal fünf Jahre zu bekämpfen gehabt. Er iſt ein tapferer und entſchloſſener Soldat, aber er iſt langſam in ſeinen Bewegungen, der kühne Angriff iſt nicht ſeine Sache. Darauf baue ich meinen Plan. Hier, weiter abwärts an den Ufern des Rheins, ziehen zweimalhunderttauſend Oeſterreicher heran, und hier an den Schweizer Grenzen ſammelt ſich ein deutſch-piemonteſiſches Heer von hunderttauſend Mann. Aber dieſe beiden Heere kümmern mich ebenſo wenig, wie das ruſſiſche Heer, das in weiter Ferne heranrückt, wie das ſpaniſche Heer, das ſich den Pyrenäen nähert. Wenn dieſe vier Heere an den Grenzen Frankreichs anlangen, wird das

Schickſal ſchon entſchieden haben, ich werde alsdann den Mächten entweder den Frieden dictiren können, oder es wird für mich Alles beendet ſein. — Ich habe es nur mit den Preußen und Engländern zu thun.

Das heißt mit zwei Armeen, die zuſammen zweimalhundertundzwanzigtauſend Mann ſtark ſein werden, ſagte Lucian.

Ja, und ich werde ihnen nur hundertundfunfzigtauſend Mann entgegenzuſtellen haben, rief der Kaiſer lebhaft, aber ich werde meine Armee wie einen Keil zwiſchen dieſe beiden Armeen hineinzwängen, und ich werde ſie auseinanderſprengen. Sie liegen einige Stunden weit auseinander, ich werde mit meinem Heer dieſen Zwiſchenraum ausfüllen. Sie glauben mich noch nicht zum Krieg gerüſtet, ſie glauben, daß ich ihnen noch einige Wochen Ruhe laſſen werde, bis alle Rekruten ausgehoben, alle Föderirten bewaffnet ſind. Sie ſind daher auch nicht auf den Angriff vorbereitet. Der alte Blücher glaubt in ſeinem Lager gemächlich rauchen und trinken zu können, Wellington meint, daß ich ihm Zeit laſſe, in Brüſſel den zu ſeinen Ehren veranſtalteten Feſtlichkeiten beizuwohnen. Seine einzelnen Armeecorps liegen ziemlich weit auseinander, und bei ſeiner Bedächtigkeit und Vorſicht wird er den Kampf nicht eher annehmen, als bis er ſein ganzes Heer vereinigt hat. Wenn er mein unvermuthetes Erſcheinen erfährt, wird er ſich anfangs zurückziehen, ich werde das benutzen, um mich auf die Preußen zu ſtürzen, und der alte Blücher wird tollkühn genug ſein, den Angriff anzunehmen. Es kommt nur darauf an, daß er meine Annäherung nicht vorher erfährt, und nicht Zeit findet, ſeine Corps ſchneller zuſammenzuziehen. Er glaubt mich hier in Paris beſchäftigt; während er daher müßig und unthätig ruht, ſtürze ich mich auf ihn, und der Tag von Jena wird ſich für ihn wiederholen. Ich reibe die preußiſchen Heeres-Abtheilungen auf, dann, wenn dies vollbracht, dann wende ich mich den Engländern zu. Ich zwinge Wellington, der ſeine Corps noch nicht zuſammengezogen hat, zur Schlacht; er wird ſtutzen, zurückweichen, meine Truppen, ſiegbegeiſtert, werden auf ihn eindringen, und wenn das Glück, das ſich ſo oft mir günſtig gezeigt, auch dies Mal nur etwas für mich thut, ſo werde ich Wellington beſiegen, wie

ich Blücher beſiegt habe. — Dann werde ich unterhandeln, werde mich auf's Neue an Oeſterreich wenden, und Frieden anbieten, und wenn meinen Anerbietungen einige gewonnene Schlachten als Herolde vorangehen, wird der Kaiſer von Oeſterreich meine Couriere nicht zurückweiſen, ſondern er wird meinen Vorſchlägen ein williges Ohr leihen. Ach, ich kenne ja dieſe Fürſten, ſie haben mir immer geſchmeichelt, ſich immer vor mir in den Staub gebeugt, ſobald ich Sieger war, ſobald die Furcht vor der Schärfe meines Schwertes ſie überkam. Ich werde ihnen beweiſen, daß mein Schwert noch nicht ſtumpf geworden, daß ich noch immer der Kaiſer Napoleon bin, dem ſie ſo viele Jahre zu Füßen geſeſſen, ich werde ſie zwingen, ſich wieder vor mir zu demüthigen und mich wieder als Kaiſer von Frankreich anzuerkennen.

Der Himmel gebe, daß dieſer Tag der Gerechtigkeit für Ew. Majeſtät kommen möge, rief Caulaincourt begeiſtert, denn die Fürſten haben die Strafe Gottes gegen ſich herausgefordert, ſie haben in dem Schrecken vor Ihrer Perſon zu ſchmachvollen und unwürdigen Mitteln ihre Zuflucht genommen, und indem ſie Ew. Majeſtät zu ächten meinten, haben ſie ſich ſelbſt geächtet.

Ja, ſie haben ſchlecht, ſie haben unwürdig an mir gehandelt, rief Napoleon mit zorniger Stimme. Ich war ihres Gleichen, ich war auch auf Elba noch ein freier Souverain, wie ſie, und ſie ſelber hatten im Vertrag von Fontainebleau meine Souverainetätsrechte anerkannt. Ich war noch immer der Kaiſer, wie ich es geweſen in den Tagen von Erfurt und Dresden. Ich war und blieb der von der Hand des Papſtes geſalbte Souverain, deſſen Krone, wie klein ſie immer ſein mochte, man reſpectiren mußte. Niemand konnte das jedem Souverain zuſtehende Recht, anderen Souverainen den Krieg zu erklären, mir ſtreitig machen. Und ich erklärte Ludwig, der ſich König von Frankreich nannte, den Krieg, ich wollte, was ich verloren, wieder gewinnen. Was kümmerten die auswärtigen Mächte dieſe Streitigkeiten im Innern Frankreichs? Waren *ſie* es, die ich angriff, die ich bedrohete? Ich forderte nur Frankreich, nur meinen von allen europäiſchen Mächten, außer England, einſt anerkannten Kaiſerthron von Frankreich, es war eine innere Angelegenheit, die ich mit der franzöſiſchen Nation,

mit den Bourbonen allein abzumachen hatte. Aber die Furcht vor mir hatte den Verstand der auswärtigen Fürsten verwirrt, und die Furcht machte, daß sie, die einst als Bewunderer zu meinen Füßen gesessen, die mich ihren Freund genannt, die von mir Kronen zum Geschenk erhalten, sich jetzt gegen mich verbündeten und eine Achtserklärung gegen mich schleuderten, als sei ich ein Banditenchef, als lebten wir noch in den grauen Zeiten des Mittelalters, und es gäbe kein Völkerrecht, und das Faustrecht allein sei noch gültig. Oh, sie werden es eines Tages bereuen, so gehandelt zu haben, ihre eigenen Völker werden sie dafür strafen, daß sie in mir die monarchische Würde, die Moral und Gerechtigkeit verletzt haben. Die Völker werden keinen Glauben mehr haben an das Wort ihrer Fürsten, denn sie werden meiner gedenken, und sich erinnern, wie die Fürsten mir ihr Wort, ihre Treue gehalten, und welcher Art die Moral ist, die sie üben, wie heilig ihnen die Familienbande sind, welche sie schließen. Ich bin der Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich, und Er ist es, der, allem Völkerrecht zum Trotz, mir den Krieg erklärt, Er ist es, der meine rechtmäßige Gemahlin mit Gewalt von mir fern hält, der mir sogar meinen Sohn, meinen armen kleinen König von Rom, der dem Vater sein Kind verweigert. Lucian, Caulaincourt, habt Ihr den Baron Meneval gesprochen, hat er Euch von meiner Marie Louise, von meinem kleinen Napoleon erzählt?

Ja, Sire, sagte Lucian mit düsterer Miene, er hat mir erzählt, daß die Kaiserin mehr Furcht vor ihrem Vater, als Liebe für ihren Gemahl empfindet, daß sie hätte entfliehen können, daß sie es aber nicht gewagt hat.

Ach, Du mußt ihr das nicht übel nehmen, rief Napoleon, dessen Stimme jetzt weich und milde war, dessen Antlitz jetzt zuckte vor innerer Bewegung. Nein, Du mußt das meiner armen Louise nicht übel nehmen. Sie ist ein schüchternes, furchtsames Weib, das keine Kraft in sich fühlt, dem Schicksal zu trotzen, eine Frau, die ihren Vater als eine Autorität betrachtet, gegen die sie als Tochter nicht opponiren darf. Aber sie liebt mich dennoch, das weiß ich, und sie würde glücklich sein, wenn man ihr gestattete, zu mir zurückzukehren. Und mein

Sohn, mein kleiner blondlockiger Knabe? Habt Ihr's gehört, daß er immer noch an ſeinen Vater denkt, daß er ganz leiſe und ſchüchtern dem Baron Meneval zugeflüſtert hat, er ſolle mir ſagen, daß der kleine König von Rom mich noch immer lieb habe? Ach, ſie wollen es ihm verbieten, ſeinen Vater zu lieben; ſie ſind grauſam genug, ihm ſogar ſeinen Namen zu ſtehlen, und ſie nennen ſich Chriſten, und ſie wagen es, von chriſtlicher Liebe und Moral zu ſprechen! Einem Kinde ſeinen Namen zu nehmen, den es von geweiheter Prieſterhand in der heiligen Taufe erhalten hat, ihm denſelben blos deshalb zu nehmen, weil es der Name ſeines Vaters iſt! Und mein armer Knabe weint darüber, und will nicht Franz heißen, will kein Oeſterreicher ſein. Ach, ich hätte ihn ſehen mögen, wie er mit Thränen in den Augen zu Meneval ſagte: Erzählen Sie es nicht meinem Papa, daß ſie mich hier Franz nennen. Es würde ihm wehe thun.

Der Kaiſer, überwältigt von ſeiner eigenen Rührung, verſtummte und legte die Hand über ſein Angeſicht, um Niemand die Thränen ſehen zu laſſen, die in ſeinen Augen ſtanden. Dann nach einer Pauſe ließ er ſeine Hand wieder niedergleiten und ſeine Züge hatten wieder die eherne Ruhe angenommen.

Ich werde ſie zur Rechenſchaft ziehen für dieſen Frevel, den ſie an den geheiligten Geſetzen der Natur verübt haben, rief er mit drohender Stimme, und wenn ich es nicht vermag, ſo wird Gott ſelber ihre Strafe übernehmen! Aber vorläufig will ich verſuchen, ſelber ſie zu ſtrafen! Die Menſchen haben mich oft den Löwen genannt, nun wohl, wir werden ja ſehen, ob der Löwe noch ſeine Kraft und ſein Glück früherer Tage beſitzt.

Der Himmel gebe es, rief Lucian, der Himmel mache Sie zum Sieger über alle Ihre Feinde!

Der Himmel! Du meinſt alſo doch, mein Bruder, daß ich allein dazu nicht ſtark genug bin, und daß ich dazu noch des Bundes mit Dem da oben bedarf?

Und Sie, Caulaincourt! Bezweifeln auch Sie, daß ich das Werk allein vollenden, den Sieg allein erkämpfen kann?

Sire, es bedarf ein Jeder zu ſeinem Glück der Allianz mit dem

Souverain da droben. Wenn Er nicht mit Ihren Feinden iſt, ſo werden ſie beſiegt werden, obwohl ſie zwei Mal ſtärker ſind als Ew. Majeſtät.

Das will ſagen, wenn Er nicht mit mir iſt, ſo werde ich beſiegt werden, weil ſie mir zweifach überlegen ſind. Ja, es iſt wahr, murmelte Napoleon düſter vor ſich hin, die Kräfte ſind ungleich. Ich habe nicht allein ein viel geringeres Heer, ſondern es fehlen mir auch die Marſchälle und Generäle, mit denen ich gewohnt war, zu ſiegen. Wo ſind ſie Alle, meine Tapferen, deren leuchtende Augen ſchon vor der Schlacht mir Glück wünſchten zu dem kommenden Siege? Der Tod oder der Verrath hat ſie von meiner Seite genommen. Mein edler, treuer Duroc, mein braver Lannes ſind in's Grab gegangen, Berthier hat mich verrathen und iſt entflohen, Augereau iſt auch ein Verräther, und er vergißt in ſeiner neuen Höflingsrolle, daß er einſt ein wüthender Republikaner war, und daß ich es bin, der ihn groß gemacht. Macdonald, Oudinot, Marmont, Sebaſtiani, Maiſon, St. Cyr, Lauriſton, ſie Alle haben den Feldherrn verlaſſen, der ſie einſt zu ſo vielen Siegen geführt, und dem ſie ihren Titel und ihre Ehren verdanken. Maſſena iſt alt geworden, und ich darf ihm kein Commando mehr übertragen. Soult, Ney und Davouſt, das ſind die einzigen Marſchälle, die mir geblieben. Aber darf ich auf ſie rechnen und ihnen vertrauen? Soult iſt zu mir zurückgekehrt, nachdem er noch einige Tage vorher in einer Proclamation an die Armee von mir wie von einem Banditen und Verbrecher, auf den man fahnden müſſe, geſprochen hatte. Er dient mir jetzt, wie er vor mir dem König Ludwig gedient hat, und wie er, wenn ich ſcheitere, meinem Nachfolger dienen wird, nicht aus Neigung und Treue, ſondern weil ich der Machtgeber bin, und weil es klüger und vortheilhafter iſt, mit dem Sieger zu bleiben, als mit dem Beſiegten zu entfliehen. — Ney iſt ſeiner alten Liebe zu mir gefolgt, und er iſt da, weil er dem Ruf ſeines alten Feldherrn nicht zu widerſtehen vermochte. Aber er zürnt faſt ſeinem Herzen, daß es ſeinen Kopf überflügelt hat, er nennt ſeine Treue gegen mich Verrath gegen die Bourbonen, und iſt mit ſich ſelber in Zwieſpalt. Davouſt iſt mir auch noch geblieben, aber ich muß ihn

als meinen Kriegsminiſter zurücklaſſen. — Und ſo ziehe ich aus mit nur zweien meiner alten Marſchälle und ſonſt mit lauter jüngeren Generälen, deren Fähigkeiten ich kaum kenne und denen ich zum Theil mißtraue. Vor allen Dingen aber traue ich dem General Bourmont nicht. Er iſt immer ein zweideutiger Charakter geweſen, immer nur auf ſeinen Vortheil bedacht, er wird mich verrathen, wenn es ſeinem Vortheil angemeſſen erſcheint.

Sire, ſagte Caulaincourt, die Marſchälle Ney und Soult haben für ſeine Treue gut geſagt.

Ja, rief Napoleon, ſie haben das gethan, die beiden Herren Marſchälle. Aber wer ſagt mir für ihre Treue gut? Ach, wenn ich Eugène Beauharnais noch bei mir hätte, Eugène, den ich mir zum Feldherrn erzogen, den ich zu meinem Sohn angenommen habe, und der jetzt bei meinen Feinden lebt, während ich — doch ſtill, es nützt nichts, über das Unabwendbare zu klagen. Ich gedenke der Abweſenden, aber ſie gedenken meiner nicht mehr!

Aber, mein Bruder, bat Lucian, wenn Einer von den Abweſenden zu Ihnen zurückkehrt, ſo ſollten Sie ihn willkommen heißen und ihm die Hand zur Verſöhnung darreichen. Ich wage es noch einmal, für Murat zu bitten. Er kommt reuevoll zurück, und er vermag Ew. Majeſtät nützlich zu ſein.

Nein, nichts mehr von Murat, rief Napoleon heftig. Das Unglück hat ihn gezeichnet und zieht ihn zu ſich, ich will meinen wankenden Thron nicht von der Hand eines entthronten Königs ſtützen laſſen. Nichts mehr von dieſem einſtigen Freund, der in der Stunde der Noth ſich zu meinem Feind erklärt hat.

Sire, ſagte Caulaincourt, ſo erlauben Sie mir, Ihnen dagegen von einem Feinde zu ſprechen, der in der Stunde der Noth ſich zu Ihrem Freund erklärt hat, das heißt, in der Stunde der Noth, die ihn bedrohte. Sire, trauen Sie Fouché nicht. Er iſt ein gefährlicher und böſer Feind, und er ſinnt auf Ihr Verderben.

Mein Bruder, rief Lucian, ich wage es, meine Bitten mit denen des Herzogs von Vicenza zu vereinigen. Laſſen Sie nicht hier in Ihrem Rücken einen Feind zurück, der um ſo gefährlicher iſt, da Sie

ihm die Mittel in die Hände gegeben, durch welche man ſonſt die Verdächtigen überwacht und entfernt. Fouché darf nicht der Chef der Polizei bleiben, denn dieſe gerade giebt ihm die Gewalt, Ihnen im Innern Frankreichs mehr zu ſchaden, als ein feindliches Heer außerhalb Frankreichs Ihnen gefährlich ſein kann.

Sire, ſagte Caulaincourt, ich klage vor Ew. Majeſtät den Herzog von Otranto des Verrathes an, des heimlichen Verkehrs mit Ihren Feinden, der Intriguen mit Gent, des Beſtrebens, die Bourbonen wieder auf den Thron von Frankreich zurückzuführen. Möge es Ew. Majeſtät gefallen, meine Anklage anzunehmen, und des Verräthers ſich zu bemächtigen.

Ja, Fouché iſt ein Verräther, rief Lucian, er iſt es, der durch ſeine Emiſſaire die Provinzen zum Aufſtand reizt, der die Stimmung der Bevölkerung von Paris gegen Sie zu wenden ſucht. Gleich dem Herzog trage ich auf die ſofortige Verhaftung Fouché's an, beſchwöre ich Ew. Majeſtät, ſich dieſes gefährlichen Feindes zu verſichern, und ihn zu verhindern, ſeine verrätheriſchen Intriguen noch weiter auszudehnen! Sire, er iſt ein Verſchwörer, möge der Rebell mit ſeinem Leben ſeinen Verrath büßen!

Napoleon antwortete nicht ſogleich. Er ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langſam einige Male auf und ab. Die Geſichter Lucians und Caulaincourts waren mit einem Ausdruck flehender Angſt ihm zugewendet; als der Kaiſer jetzt ſtill ſtand, und ſeine flammenden Blicke auf ſie richtete, hämmerte ihr Herz mit fieberhaften Schlägen in ihrer Bruſt, und ſie hielten den Athem an vor Ungeduld und Erregung.

Nein, ſagte Napoleon langſam, nein! Wozu könnte mir das Blut dieſes Menſchen nützen, wenn ich bei meinem Unternehmen unterliegen ſollte? Aber derſelbe Courier, der die Nachricht von der Niederlage der Engländer und Preußen nach Paris bringt, wird auch den Befehl zur Hinrichtung Fouché's überbringen.*) Habe ich erſt den Feind da

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Eduard Arnd, Geſchichte der letzten vierzig Jahre. I. 139.

außen bezwungen, ſo mögen meine Feinde im Innern Frankreichs zittern. Ich werde ſie unter meine Füße treten. Zwei große Siege und Frankreich beugt ſich in Gehorſam vor ſeinem Kaiſer. Daran gedenkt, meine Freunde, und zagt nicht! In einer Stunde reiſe ich zur Armee ab, mit mir reiſt das Glück der Zukunft, oder das Verderben!

V.

Die Schlacht bei Ligny.

Napoleon hatte wohl Recht gehabt, dem General Bourmont nicht zu trauen, und von ihm einen Verrath zu befürchten. Das Heer hatte kaum am vierzehnten Juni die franzöſiſche Grenze überſchritten, und war in Belgien eingerückt, als der General Bourmont das franzöſiſche Heer verließ, und ſich zu den Preußen begab, um dem Feldmarſchall Fürſten Blücher Napoleons Plan zu einem raſchen Angriff der Preußen zu verrathen.

Der alte Feldherr jauchzte dieſer Nachricht entgegen wie einer Verkündigung nahenden Glückes. Seine Eilboten flogen nach allen Richtungen und zu allen preußiſchen Heerestheilen hin, um den Truppen den Befehl zu bringen, daß ſie auf ihre verſchiedenen Sammelorte rücken und ſich zur Schlacht bereit halten ſollten.

Hinter dem Dorf Ligny ſtand Blücher mit der Hauptmacht ſeines Heeres, des Heranrückens Napoleons gewärtig, und ganz bereit den Kampf anzunehmen. Alle Anordnungen waren beendet, alle Truppen hatten ihre angewieſene Stellung eingenommen, Alles war ſchlachtbereit, kampfgerüſtet.

Vor allen Dingen aber war Blücher ſchlachtbereit und kampfgerüſtet. Dort auf der Höhe hinter Ligny hielt er auf ſeinem Schimmel, umgeben von ſeinen Generälen und Adjutanten. Es war immer noch derſelbe freudige heitere Ausdruck in ſeinen Zügen; das Jahr,

das ſeit der Einnahme von Paris, ſeit Blüchers großen Triumphen und Siegen vergangen war, hatte auf ſeinem Antlitz keine Spur zurückgelaſſen, ſein Auge glänzte noch immer im Feuer der Jugend, ſeine Stimme war noch eben ſo friſch, ſein Herz noch eben ſo muthvoll und unverzagt.

Sein glänzender Blick ſchweifte umher an dem Horizont und ſpähete hinüber nach dem heranziehenden Feind, den jetzt freilich auch das ſchärfſte Fernrohr nicht zu erſpähen vermochte, deſſen Annäherung man aber inne ward an dem Donner der Kanonen, der in ununterbrochener Macht immerfort daherrollte und verkündete, daß der Feind ſchon mit irgend einer Abtheilung des preußiſchen oder engliſchen Heeres im Kampf begriffen ſei.

Es iſt auf dem rechten Flügel, ſagte Blücher, der lange ſtumm hinübergehorcht hatte nach dem Kanonendonner, ja, es iſt auf unſerm rechten Flügel, wo Zieten ſteht. Er bedarf Hülfe und wir müſſen ſie ihm bringen.

Und in ſeiner raſchen entſchiedenen Weiſe ertheilte er ſeine Befehle, gab er ſeinen Generälen und Adjutanten ihre Weiſungen. Sie ſprengten von dannen, und Blücher war jetzt allein mit ſeinem Generalquartiermeiſter, ſeinem getreuen Freund Gneiſenau. Unfern von Beiden befand ſich noch ein anderer Getreuer; er ſaß auf einem ſtattlichen Pferd und trug die einfache Uniform eines gemeinen Huſaren; vor ihm auf dem Sattelknopf ſtand ein länglicher eiſerner Kaſten, und aus demſelben hatte er eben eine kurze weiße Thonpfeife genommen, die er jetzt in Brand ſetzte, und von deren Wohlbefinden er ſich mit zärtlichſter Sorgfalt zu überzeugen ſuchte. Zuweilen nur hob er die kleinen hellblauen Augen empor und richtete den gutmüthigen Blick hinüber zu den beiden Herren, die da vor ihm hielten und in lebhaftem Geſpräch begriffen waren.

Na, das ſcheint heute wieder 'ne gute Wirthſchaft zu ſind, brummte er leiſe vor ſich hin. Nich mal an ſeinen Stummel denkt er heute wieder und Augen macht er, als wollt er ſie gleich zu Kohlen gebrauchen und den Toback damit in Brand ſtecken. Muß doch 'n bisken näher reiten und zuhören, was ſie Beide nu wieder ſprechen, ob was

los werden soll. Ich weiß, was ich der Male, — ne, der Frau Fürstin Blücher wollt ich sagen, versprochen habe, und ich will mein Wort halten.

Er gab seinem Pferde einen wohlgeführten Stoß in die Weichen und ließ es vorwärts traben.

Na, nu wird er mich doch wohl hören, brummte er, nu wird er sich doch wohl erinnern, daß Christian da ist, und der Stummel dazu!

Aber Blücher schien sich dessen durchaus nicht zu erinnern, sondern war noch immer eifrig im Gespräch mit seinem Vertrauten begriffen.

Ich denke, sagte der Feldmarschall, die spähenden Blicke noch einmal am Horizont dahin schweifen lassend, ich denke, es ist nun Alles wohlgeordnet und wir haben nichts vergessen, Gneisenau?

Nein, Ew. Durchlaucht, wir —

Hören Sie, unterbrach ihn Blücher, indem er seinen langen weißen Schnurrbart durch seine Finger zog, hören Sie mal, Freund, thun Sie mir den einzigen Gefallen und lassen Sie die dumme Titulatur weg. Für Sie bin ich keine Durchlaucht, und es geht Sie rein ganz und gar nichts an, daß mich der König zum Fürsten von Wahlstatt gemacht hat. Er hat's auch man blos gethan, weil er in mir die Tapferkeit der schlesischen Armee belohnen wollte und weil ich just an der Spitze derselben stehe. Aber Sie haben nicht nöthig, sich darum zu kümmern; für Sie bin ich man blos Ihr Freund Blücher, Sie sind mein anderes Ich, und da paßt sich die Durchlaucht nicht. Es wär' grad' so, als wenn meine Male mich Durchlaucht nennen und ihren alten Knasterbart Fürst tituliren wollte. Das ist gut für die fremden Menschen, aber nicht für Sie und die Male. Na, das habe ich Ihnen blos sagen wollen, und nu sprechen Sie weiter. Wir haben nichts vergessen, nicht wahr?

Nein, Feldmarschall, wir haben nichts vergessen, sagte Gneisenau mit einem zärtlichen Blick auf seinen alten Feldherrn, es ist Alles wohl überlegt und geordnet. Wir haben eine schöne und vortheilhafte Stellung, und diese Höhenzüge hier hinter dem Bach Ligne scheint der *liebe* Gott eigens für uns geschaffen zu haben. Da drüben weit über

Bry hinaus ſteht unſer rechter Flügel unter General von Zieten; der linke Flügel, unter General von Thielmann, dehnt ſich hinunter nach dem Point du Jour und nach Tongrines, und das Centrum, unter General von Pirch, ſteht zwiſchen Sembref und Bry. Die drei Dörfer hier vor uns, Saint Amand, Ligny und Tongrines haben wir ſtark beſetzt, und wenn Napoleon uns da angreift, wird er es zu büßen haben. Wir ſind vierundachtzigtauſend Mann ſtark, und Napoleon rückt, wie General Bourmont uns geſagt hat, nur mit fünfundſiebenzigtauſend Mann gegen uns heran. Die anderen Heeresabtheilungen bleiben ſtehen, um die Engländer zu bewachen.

Aber ſie werden die Engländer hoffentlich doch nicht hindern, uns, wenn's Noth thut, zur Hülfe herbeizueilen? Wellington hat mir verſprochen, daß bis heute Mittag um zwei Uhr zwanzigtauſend Mann ſeiner Truppen bei uns anlangen ſollen. Sie glauben doch, daß er Wort halten kann?

Ich bin davon überzeugt, Feldmarſchall. Er wird, wie Sie ihn gebeten haben, ſeine Truppen über Quatre-Bras anmarſchiren laſſen, und wenn dieſe auch erſt um vier Uhr hier anlangen, ſo iſt es immer noch zeitig genug.

Na, alſo in Gottes Namen denn, ſo will ich die Schlacht annehmen, wenn der Bonaparte ſie mir bietet, ſagte Blücher vergnügt. Er hat keinen Pardon annehmen wollen vom Schickſal, iſt's nicht zufrieden geweſen, daß es ihm die Inſel Elba aus übermäßiger Gnade gelaſſen hat, damit er dort noch 'n bischen Kaiſer ſpielen könnte. Dafür wird ihn das Schickſal aber nu auch abſtrafen, und nicht 'n Fetzen vom Kaiſerthum ſoll an ihm bleiben. Ich dank's dem lieben Gott, dank's ihm von ganzem Herzen, daß er mich hat leben laſſen bis auf dieſen Tag, und daß ich noch kein alter wacklicher Greis geworden bin, der kein Schwert mehr halten kann. Gneiſenau, es geht nu wieder los, und dies Mal, ſo wahr ein Gott über mir iſt, dies Mal lege ich's Schwert nicht eher wieder hin, als bis wir ihn für immer eingefangen haben!

Und mein tapferer Feldmarſchall wird ſein Wort halten, wie er es vor einem Jahr gethan hat!

Ja, ich habe wohl mein Wort erfüllt, ſagte Blücher gedankenvoll, und wir haben Paris erobert, und haben ihn runter gekriegt von ſeinem Thron, den Bonaparte. Aber nachher ſind die Federfuchſer und die Trübſalsſpritzen gekommen und die Herren mit den Manſchetten, die ſich Diplomaten nennen und ſo überklug ſind, die haben Alles wieder zu Schanden gemacht. Ich will Ihnen was ſagen, Gneiſenau, ich denke immer, unſere Königin Louiſe die hat den lieben Gott gebeten, daß er ein Einſehen hat und ein Machtwort ſpricht, damit der Congreß, den die Federfuchſer in Wien abhielten, endlich ein Ende nähme. Und weil der liebe Gott ſeit zwanzig Jahren immer, wenn er die Völker und die Großen für ihre Fehler und Sünden abſtrafen wollte, ſich den Bonaparte als Geißel für die Strafbaren nahm, ſo hat er ihn ſich auch dies Mal wieder von Elba herüber gelangt, und hat ihn hin und her geſchwenkt, damit alle die weiſen Herren Diplomaten von Wien Reißaus nähmen. Gneiſenau, es war ein jammervolles Ding dieſer Congreß in Wien, und das Herz that Einem weh, wenn man hörte und ſah, wie's da zuging. Gered't und geſchrieben haben ſie genug, aber es kam nichts zu Stande, und ſie zankten ſich blos hin und her um Länder und Unterthanen, und das Haben und Beſitzen und das Mein und Dein, das war ihnen Allen die Hauptſache. Ich weiß nicht, ich mag auch wohl gern haben und beſitzen, und wenn ich am Spieltiſch ſo'n paar tauſend Louisd'or gewinne, ſo lacht mir's alte Herz im Leibe. Aber um was es ſich da handelt, und um was wir da würfeln und ſtreiten, das ſind doch man blos eben Goldfüchſe und keine Menſchen. In Wien haben ſie aber um Menſchen gewürfelt und geſtritten, als wenn's Goldfüchſe wären, und als ob die Völker blos darum ihr Hab und Gut, ihr Blut und Leben geopfert hätten, um dafür links und rechts, an dieſen oder jenen großen Herrn, den die Luſt kitzelte, noch'n paar tauſend Unterthanen mehr zu regieren, verſchenkt zu werden. Ich mein' aber, Gneiſenau, die Völker ſollten für die Fürſten keine Goldfüchſe ſein, um die ſie würfeln, ſpielen und ſtreiten, ſondern die Fürſten hätten daran denken ſollen, wie groß, tapfer und opferbereit ſich ihre Völker bewieſen haben, und

ſie hätten vor allen Dingen ſich dafür dankbar zeigen und darauf bedacht ſein ſollen, ihre Völker glücklich zu machen.

Nun, zuletzt haben ſie ja in Wien noch daran gedacht, ſagte Gneiſenau. Zuletzt, als wieder Gefahr drohte, da haben ja alle deutſchen Fürſten an ihre Völker gedacht, und haben ihnen allen gar köſtliche Geſchenke gemacht.

Ah, Sie meinen die Verordnungen und Verſprechungen? Die Geſchichte von den Landſtänden und Conſtitutionen, welche die Fürſten verſprochen haben?

Ja, die meine ich! Und ich denke, das edle und tapfere preußiſche Volk wird zufrieden ſein mit dem Dank ſeines Königs. Er hat ihm feierlich verſprochen und zugeſagt, daß eine Repräſentation des Volkes gebildet werden ſoll. Er hat gelobt, daß eine Landes-Repräſentation auferſtehen ſoll, die in Berlin ihren Sitz haben, und welche die Befugniß und das Recht haben ſoll, über alle Gegenſtände der Geſetzgebung zu berathen, welche die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einſchluß der Beſteuerung, betreffen.*) Es iſt ein großes Geſchenk, welches der König Friedrich Wilhelm ſeinem Volk verkündet hat, er will ſeine Unterthanen zu ſeinen Staatsbürgern erheben. Meinen Sie nicht, daß damit das Volk für ſeine Heldenthaten und ſein vergoſſenes Blut königlich belohnt wird?

Na, das verſteh' ich nicht, Gneiſenau, ſagte Blücher achſelzuckend, das ſind ſo moderne Anſichten und Phraſen, die nicht recht in meinen alten Kopf rein wollen. Conſtitution, freie Staatsbürger, ach ja, es klingt recht hübſch. Aber wiſſen Sie, wie mir Eure moderne, ſogenannte conſtitutionelle Freiheit vorkommt? Es iſt grade ſo, wie wenn man einem Jagdhund, der's Edelwild gut gejagt hat, zur Belohnung wollt' Butter auf die Naſe ſchmieren. Es riecht dem armen Kerl gar vortrefflich zu, und er ſtreckt die Zunge darnach aus, und möcht's lecken, aber es geht nicht, er kann mit ſeiner Zunge nicht 'ran an die Naſe, und leckt und leckt, und kriegt von ſeiner Belohnung doch nichts in den Mund. Sehen Sie, Freund, juſt ſo kommt's mir vor mit der

*) Pertz. VI. S. 430.

conſtitutionellen Freiheit der Völker. Es iſt auch man blos Butter, die ihnen auf die Naſe geſchmiert wird, aber in den Magen kriegen ſie rein gar nichts davon, und zu Tode hungern können Sie ſich auch dabei. Man blos 'ne Redensart iſt's mit ſo 'ner Conſtitution, und noch ſchlimmer iſt's, wenn's keine Redensart iſt, und wenn die Unterthanen ſolche großmäulige, ſcheinrednerische Kerls werden, wie ich ſie in England im Unterhauſe geſehen habe, ſolche langnaſige Kerls, die Morgens Dütchen drehen und Lichter ziehen, und Abends ſo klug und gelehrt thun, und meinen, ſie wären dazu da, Geſetze zu geben und die Volksbeglückung zu erfinden! Nein, nein, verſchont mich mit Eurer conſtitutionellen Freiheit, gebt den guten treuen Völkern eine ordentliche, aus weiſen und ehrlichen Männern zuſammengeſetzte Regierung, verringert ſo viel als möglich ihre Abgaben und Steuern, ſeid ihnen väterliche, liebevolle, ſparſame und genereuſe Fürſten, und haltet ihnen ein tapferes und tüchtiges Heer, das ſie vor Feinden von Außen beſchützt. Meinen Sie nicht, Freund, daß die Völker ſehr glücklich ſein würden, wenn ſie das Alles hätten?

Ja gewiß, Feldmarſchall, das meine ich, ſagte Gneiſenau lächelnd. Aber alle dieſe Dinge werden ihnen eben durch die Conſtitution, die Verfaſſung, geſichert.

Na, meinetwegen, rief Blücher, wir wollen uns nicht darüber ſtreiten, ſondern von der Conſtitution ſagen, was mein weiſer Pipenmeiſter immer von ſtreitigen Dingen zu ſagen pflegte: „Wer't mag, de mag't, un wer't nich mag, de mag't ja woll nich mögen.“*) Aber hören Sie nur, Gneiſenau, der Kanonendonner kommt näher und näher, und — hurrah, hurrah, ſehen Sie da hinten, da drüben am Horizont, ſehen Sie da den dunkeln Streifen, Gneiſenau?

Ich ſeh's, Feldmarſchall, es bewegt ſich vorwärts.

Das ſind die Franzoſen! rief Blücher jubelnd. Sie kommen, ſie kommen, und es wird nu wieder los gehen. Na, du lieber Gott da droben, nu ſei ſo gut und hilf uns, und denke daran, daß wir ſiegen

*) Wer's mag, der mag's, und wer's nicht mag, der mag's ja wohl nicht mögen. Plattdeutſche Redensart.

müſſen, daß es 'ne Ehrenſache von ganz Europa iſt, den Kerl, den Bonaparte, endlich zu vernichten, und denke auch daran, lieber Gott, daß ich doch wahr und wahrhaftig nicht eher ſterben kann, als bis ich meinen Schwur erfüllt, den Bonaparte klein gekriegt habe und mein liebes Deutſchland wieder in Ehren und Freiheit daſteht, daß ich nicht eher die Augen ſchließen kann, als bis das geſchehen iſt, und daß meine alten Augen doch ſchon recht müde ſind, und ich mich oft recht ſehnte, bei Dir im Himmel zu ſein. Aber jetzt geht's nicht, nein, jetzt nicht. Ich hab' hier unten noch tüchtig was zu thun, noch ſchwere Arbeit zu Stande zu bringen, hilf mir alſo ein bischen, mein Gott, und Du, meine edle, ſchöne Königin Louiſe, Du bete für mich und Deine Preußen! — Es geht los, hurrah, es geht los! Gneiſenau, kommen Sie doch mal her, mein altes Herz iſt ſo glücklich, und darum hab' ich Sie ſo lieb, und ich muß Ihnen einen Kuß geben zum Abſchied für heute!

Er neigte ſich über ſein Pferd herüber nach Gneiſenau, der dicht an ſeiner Seite hielt, und mit der Zärtlichkeit und der Ehrerbietung eines Sohnes ihn anſchaute. Einen ſchallenden, lauten Kuß drückte der alte Blücher auf die Lippen ſeines Gneiſenau, und einen Moment ſchlang er ſeinen Arm um des Generals Nacken.

Dann ſprengte er lachend vorwärts, ſeinen Adjutanten entgegen, welche kamen, ihm das Anrücken des Feindes zu verkünden.

Nun ward es lebhaft überall, der Kanonendonner rollte näher und näher, und der ſchwarze Streifen, den Blücher zuerſt da drüben am Horizont gewahrt hatte, er ward jetzt zu einer ſchillernden, glitzernden Wolke, die wie auf den Flügeln des donnernden Sturmes heranzubrauſen ſchien.

Die Regimenter ſtellten ſich in Schlachtordnung, die Ordonnanzen flogen hierhin und dorthin, die Trompeten ſchmetterten, die Trommeln wirbelten. Blücher, umgeben jetzt wieder von ſeinen Adjutanten, hielt auf dem Hügel hinter dem Dorf Ligny, und muſterte mit freudeſtrahlendem Angeſicht ſeine Armee, die in wundervoller Haltung und Ordnung das weite Feld überdeckte, und ſchaute hinüber nach dem Feind, der immer näher heranzog.

He, Pipenmeiſter, rief er jetzt, Pipenmeiſter, meinen Stummel her!

Chriſtian Heunemann, der Pipenmeiſter, hatte lange ſchon den dampfenden Stummel in Bereitſchaft gehalten und ſprengte jetzt eilfertig heran.

Dacht' ſchon, Sie hätten mich ganz und gar vergeſſen, brummte er, indem er ſeinem Feldmarſchall die Pfeife darreichte. Hier iſt ſie, und hat gute Luft, brennt ſo ſchön, daß Sie immer dabei commandiren können, ſie wird nicht ausgehen. Aber ich möcht' Ew. Durchlaucht, eh's nu los geht, gern noch'n wichtiges Wort ſagen, und geheim muß es ſein, denn was ich zu ſagen hab', das iſt was von der Frau Fürſtin Male.

Na, denn ſprich mal, Pipenmeiſter, ſagte Blücher, einige Schritte vorwärts reitend. Was haſt Du zu ſagen?

Blos das, Durchlaucht, daß Sie ſich heute nich dürfen einfallen laſſen, wieder wie vor'm Jahr bei La Rothière ſelber mit in's Gefecht zu gehen und ſelber mit drein hauen zu wollen.

Ih, ſeh mal, ſagte Blücher, das ſoll ich mir nicht einfallen laſſen? Wer will's mir denn verbieten?

Die Frau Fürſtin Male und ich. Sie hat mir befohlen, daß ich, ſo oft es nu hier zu 'ner Schlacht kommt, jedes Mal ſoll ihren lieben, guten Fürſten Blücher von ihr bitten, daß er ſich vernünftig und anſtändig beträgt, nicht wie'n gemeiner Huſar ſelbſt kämpft und in's Feuer geht, ſondern wie'n vornehmer Feldherr man blos von fern hält und die Schlacht mit anſieht, Hurrah brüllt, wenn ſeine Armee ſiegt, und mit fortläuft, wenn ſie beſiegt wird. So ſollen Sie's machen, läßt Ihnen die Frau Fürſtin ſagen, und ich hab' ihr verſprochen, daß ich Sie bitten will, es zu thun, und daß, wenn's Bitten nicht hilft, ich Sie zwingen will, es zu thun.

Zwingen, Chriſtian? fragte Blücher, eine große blaue Wolke aus ſeiner Pfeife hervorblaſend. Na, ſag' mir mal blos, Du Knirps, wie Du's machen willſt, den Feldmarſchall Blücher zu zwingen, daß er nicht in den Kampf geht, wenn er doch will?

Ich werd' ihm immer zurufen: Herr Fürſt Blücher, 'n ſchlechter Kerl, der nicht Wort hält, und Sie haben der Male, — der Fürſtin

Male, wollt' ich ſagen, feierlich verſprochen, daß Sie vernünftig ſein und nicht ſelbſt mit drein hauen wollen. Na, und wenn das nicht hilft, und Sie ſo'n ſchlechter Kerl ſein wollen, dann werd' ich mit meinem Perd quer vor Ihren Weg reiten, und Sie müſſen mich denn erſt in Stücke hauen, ehe ich Sie vorwärts laſſe.

Na, und dann werde ich Dich in Stücke hauen, rief Blücher halb beluſtigt, halb erzürnt.

Thun Sie's, wenn Sie glauben, daß Sie gleich wieder 'n guten Pipenmeiſter bekommen können, ſagte Chriſtian Hennemann gelaſſen. Ich hab' Ihnen nanu geſagt, was ich zu ſagen hab', und was ich der Fürſtin verſprochen hatt' zu ſagen. Sie werden nu wiſſen, Durchlaucht, was Sie zu thun haben, und es kann nu losgehen!

Wahr iſt es, brummte Blücher, als er wieder ſein Pferd vorwärts lenkte, ſeinem Generalſtab zu, wahr iſt es, verſprochen hab' ich der Male, daß ich in dieſem Feldzug nicht ſelbſt mit drein hauen und kämpfen wollt', und wenn es irgend geht, will ich auch Wort halten, aber —

Eine Ordonnanz flog heran, und meldete vom rechten Flügel vom General Zieten her, daß der Feind ihn hart bedrohe, und er Unterſtützung begehren müſſe.

Eine zweite Ordonnanz kam herangeſprengt.

General Vandamme mit ſeinen Truppen iſt vorgedrungen bis zum Dorf Saint-Amand, er hat die Preußen zurückgeworfen, er hat ſich des Theils von dem Dorf, das drüben jenſeits des Baches liegt, ſchon bemächtigt.

Aber ſieh, da rücken ſie im Sturmſchritt heran auf das Dorf Ligny, da kommen ſie, die Franzoſen!

Nun ſchmettern die Fanfaren, nun öffnen die Kanonen ihre Feuerſchlünde, nun knattern die Musketen.

Die Schlacht hat begonnen, und um den Beſitz des Dorfes Ligny erhebt ſich der wüthende Kampf.

Feſt wie eine Mauer ſtehen die Preußen, wie ein heulender Sturmwind ſtürmen die Franzoſen heran. Die Erde bebt von dem Krachen der Schüſſe, die aus zweihundert Kanonen abgefeuert werden,

und bald die Luft mit bläulichen Wolken verdicken. Durch dieſe zitternden Nebelſchichten ſieht man den in immer dichteren Maſſen heranſtürmenden Feind, hört man das wüthende Geſchrei der Kämpfenden, das Geheul der Verwundeten.

Vorwärts, Kinder, vorwärts, ruft Blüchers machtvolle Stimme, wir müſſen die Franzoſen verjagen! Wir müſſen was gethan haben, wenn die Engländer kommen!*)

Aber wo bleiben die Engländer? Wo ſind ſie? Die Preußen bedürfen ihrer Hülfe. Vandamme mit ſeinen Truppen hat ſchon die Preußen aus Saint-Amand vertrieben, der General Gérard mit ſeiner Heeresabtheilung ſtürmt mit immer neuen Kriegermaſſen auf das Dorf Ligny ein.

Wo bleiben die Engländer, Gneiſenau? ruft Blücher verzweiflungsvoll. Sie wollten um zwei Uhr hier ſein, und jetzt iſt es ſchon fünf Uhr! Wo bleiben die Engländer?

Eine neue furchtbare Salve aus den Geſchützen übertönte die Antwort Gneiſenau's; immer heftiger wüthet der Kampf. Die Preußen weichen, der Zuruf ihres Feldherrn treibt ſie wieder vorwärts.

Wir müſſen Ligny halten, bis die Engländer kommen, und die werden bald hier ſein, meine Jungens! Alſo vorwärts, meine Kinder, vorwärts. Ihr werdet doch die Schande nicht erleben wollen, daß wir den Franzoſen das Dorf laſſen, und die Engländer es uns wieder erobern müſſen? Vorwärts! Vorwärts!

Und vorwärts ſtürmen die Preußen mit lautem Kriegsgeſchrei, aber vorwärts auch ſtürmen die Franzoſen. Mann gegen Mann kämpfen die Feinde, keuchend vor Anſtrengung, ſich anſchauend mit wuthblitzenden Augen, jauchzend vor Luſt, wenn das Blut hervorſpritzt aus den Wunden, die ſie geſchlagen, wenn der Feind tödtlich getroffen zuſammenſinkt.

Aber die Heeresmacht der Franzoſen iſt den Preußen überlegen. Wie tapfer ſie kämpfen, wie ſehr ſie die Nähe ihres Feldherrn ent-

*) Blüchers eigene Worte.

flammt, ſie vermögen es nicht, vorwärts zu bringen, kaum noch ſich zu halten.

Gneiſenau, wo bleiben die Engländer? fragt Blücher mit zitternder Stimme.

Durchlaucht, ich habe Officiere abgeſchickt, Wellington von dem Gange der Schlacht zu benachrichtigen, ihm zu ſagen, daß wir dringend ſeiner Hülfe bedürfen. Sie müſſen bald zurückkehren.

Die Engländer müßten lange ſchon hier ſein, ſeufzt Blücher. Es iſt ſechs Uhr!

Da ſprengen die ausgeſchickten Officiere wieder heran, ſie bringen Kunde von den Engländern.

Wellington kann nicht kommen, er ſelber iſt bei Quatre-Bras heftig angegriffen; ſtatt Blücher zu Hülfe zu eilen, muß er ſelber einen Kampf beſtehen.

Nun, dann müſſen wir auf die Hülfe der Engländer verzichten, ruft Blücher. Aber wo bleibt unſer vierter Heertheil? Wo bleibt Bülow mit ſeinen friſchen Truppen? Wenn nur der Bülow jetzt kommt, kann noch Alles gut gehen, auch ohne die Engländer.

Aber Bülow kommt nicht, und immer mehr erlahmt die Kraft der Preußen, die bei Ligny daſtehen im mörderiſchen Gefecht.

Keine Hülfe naht, weder Wellington noch Bülow kommen.

Mit immer neuen Verſtärkungen rückt der Feind heran auf Ligny. Jetzt haben die Franzoſen ſchon den Uebergang über den Bach erkämpft, jetzt ziehen ſie jauchzend heran. Zehn Kanonen ſchon haben ſie über den Bach gebracht, und jetzt donnern dieſe Kanonen hinter dem Rücken der Preußen ihre Todesgrüße daher, jetzt ſtürmen zwei Bataillone der franzöſiſchen Garde, ſechszehn Schwadronen ſchwerer franzöſiſcher Reiterei die Höhen zwiſchen Bry und Sembref heran, den Preußen in den Rücken.

Aber Blücher ſieht es und ſein Auge blitzt höher auf, und er zieht den Degen aus der Scheide und ſchwingt ihn hoch empor über ſeinem Haupt.

Auf, vorwärts, meine Kinder! Zu mir her, Soldaten!

Die Reiter folgen dem Schlachtenruf ihres Feldherrn, ſie ſprengen

zu ihm heran, die Bataillone formiren ſich und ſchaaren ſich um den Marſchall Vorwärts, den Schlachtengewinner.

Hoch ſchwingt er den Säbel und ruft: Vorwärts! Dem Feind entgegen!

Was ſtellt ſich ihm da entgegen auf ſeinem Wege? Was hemmt ſein Vorwärtsſprengen? Blücher ſieht es kaum, oder nur wie durch eine Wolke meint er da quer vor ſich ein Pferd zu ſehen und ein paar blitzende Menſchenaugen. Er ſchwingt ſeinen Degen und haut darauf ein, und die Wolke zerſtiebt, ſieht noch aus wie ein bäumendes ſich überſchlagendes Pferd und rauſcht zur Seite.

Der Weg iſt frei! Vorwärts jetzt! Vorwärts!

Da ſtehen die feindlichen Küraſſiere — gegen ſie an ſprengt der Blücher mit ſeiner Reiterei. Er, der Held, immer voraus, nicht hinter ſich ſchauend, nur vorwärts das Auge gerichtet, dem Feinde entgegen. Was kümmert es ihn, daß ſeine Soldaten noch nicht dicht hinter ihm ſind, daß nur ſein erſter Adjutant, Graf Noſtiz, an ſeiner Seite iſt. Er ſieht nur den Feind und er ſprengt vorwärts.

Die Kanonenkugeln ſauſen um ihn her, die Kartätſchen knattern, vergebens ſprengt die preußiſche Reiterei gegen die franzöſiſchen Küraſſiere an; wie eine Mauer ſtehen ſie da in geſchloſſenen Reihen, empfangen ſie den Angriff und feuern ihre Karabiner ab, Tod und Verderben in die Reihen der Preußen zu ſchmettern.

Und die Preußen weichen. Der übermächtig vordringende Feind jagt ſie zurück.

Die Preußen weichen, und Blücher, welcher der Erſte war im Vorrücken, iſt jetzt der Letzte im Weichen. Hinter ſeinen retirirenden Schaaren reitet er dahin, ihm zur Seite ſein Adjutant. Mit lautem Siegesgeſchrei ſtürmen die franzöſiſchen Küraſſiere den Weichenden nach.

Eine Kugel ſauſt, dicht an dem Ohr Blüchers pfeift ſie vorüber, ſein Schimmel wiehert auf, bäumt ſich empor, und fliegt dann vorwärts wie ein abgeſchoſſener Pfeil. Nur mühſam hält ſich Noſtitz ſeinem Feldherrn zur Seite.

Plötzlich ſteht der Schimmel ſtill, — ſchon hört man wieder dort näher heranbrauſend die Hufesſchläge der feindlichen Reiter.

Noſtitz, ruft Blücher entſetzt, ich bin verloren!

Sein Pferd bricht zuſammen, ſtürzt nieder zur Erde, zieht ſeinen Reiter mit ſich! Schwer fällt das Haupt Blüchers auf den Boden nieder, halb bedeckt von der Leiche des Pferdes iſt ſeine Geſtalt.

Graf Noſtitz ſpringt vom Pferde, er beugt ſich nieder zu dem Feldherrn, er will ihn hervorziehen unter dem Pferde. Vergebens, Blücher iſt betäubt, halb von Entſetzen, halb von der Erſchütterung des ſchweren Falls. Wie eine Centnerlaſt liegt das todte Pferd auf ſeinen Gliedern.

Aber jetzt ſchlägt er die Augen auf, jetzt ſieht er es unweit von ſich wie eine Schaar Raubvögel heranbrauſen.

Das iſt der Feind, der Feind, ich bin verloren!

Graf Noſtitz zieht den Degen und ſtellt ſich vor dem hingeſtreckten Helden hin, mit flammenden Blicken den Heranſtürmenden entgegen ſchauend, feſt entſchloſſen, mit dem letzten Tropfen Blut den Feldherrn zu vertheidigen.

Sie ſtürmen heran, die ſiegesjauchzenden Küraſſiere. Noſtiz faßt ſein Schwert feſter — aber was kümmert die Sieger, welche den Feind verfolgen, die einzelne kleine Gruppe, die am Wege liegt? Was kümmert ſie das todte Pferd mit dem unter demſelben begrabenen Reiter und der verwundete Soldat daneben?

Sie ſtürmen vorüber dem fliehenden Feinde nach.

Aber die Preußen haben ſich wieder geſammelt, ſie wenden ſich den Heranſtürmenden zu, ſie wollen nicht fliehen! Sie dringen vorwärts mit lautem Wuthgeſchrei.

Und die franzöſiſchen Küraſſiere, überraſcht von dem unvermutheten Angriff, weichen zurück, die Preußen dringen ihnen nach.

Zum zweiten Male kommen jetzt die feindlichen Schaaren daher zu der Gruppe, die da zur Seite des Weges ſich befindet, zu dem todten Pferde mit dem Reiter unter ihm und der Schildwacht daneben. Aber zum zweiten Mal ſtürmen ſie vorüber, vorüber, und die Preußen folgen ihnen nach.

Nun, mein Feldherr, nun raſch! ruft Noſtitz. He, Uhlan, raſch hierher. Ein Pferd für den Feldmarſchall!

Ein Uhlan ſprengt heran und ſchwingt ſich vom Pferde, und hilft dem Grafen Noſtiz, den Feldmarſchall unter dem todten Pferde hervorzuziehen.

Ihr müßt mich auf's Pferd heben, ſeufzte Blücher, ich kann nicht, alle Glieder ſind zerquetſcht.

Der Uhlan faßt ihn mit kräftigem Arm und hebt ihn auf ſein eigenes Pferd und ſchwingt ſich hinter ihm in den Sattel, und Graf Noſtitz ſpringt auf ſein Pferd.

Vorwärts jetzt! Vorwärts! Zu den Unſern!

Wohl ſtürmten die feindlichen Küraſſiere jetzt wieder vorwärts, wohl gewinnen ſie den Boden wieder, den ihnen die Preußen noch einmal wieder ſtreitig gemacht hatten, aber dieſer Boden trägt jetzt nicht mehr die koſtbare Laſt. Der Heerführer der Preußen liegt nicht mehr da unbeweglich, widerſtandlos preisgegeben.

Gott hat ihn behütet! Oder vielleicht hat das Gebet ſeiner Heiligen, ſeiner Königin Louiſe, ihn errettet, und für ihn eine Minute des Beiſtandes von Gott erfleht.

Dieſe Eine Minute hat Blücher errettet, ſie hat ſo viel Zeit gewährt, daß man Blücher auf das Pferd heben, und mit ihm fortreiten konnte. Nun iſt die Minute vergangen, die ſiegreichen franzöſiſchen Küraſſiere kommen zurück, ſie halten an neben dem todten Pferde, deſſen glänzende Schabracke, deſſen herrliches goldbeſchlagenes Geſchirr ſie aufmerkſam macht*) — aber der Reiter, der zu dem Pferde gehört, der iſt nicht mehr da! Der Blücher iſt gerettet! —

Ja, Blücher war gerettet, und dennoch war ſein Herz trauervoll, aber nicht wegen ſeines armen zerdrückten, zerquetſchten Körpers! Was kümmerten ihn die Schmerzen ſeiner Glieder, das Hämmern und Dröhnen in ſeinem Kopf, er dachte nur an die Schmerzen ſeiner Seele, dieſe nur waren es, die ihm Seufzer entlockten, und ſeine Augen mit einem Etwas befeuchteten, das nicht der vom Himmel herabſtrömende Regen ihm in die Augen geweht.

---

*) Dieſes Pferd mit der koſtbaren Aufzäumung war ein Geſchenk, das Blücher bei ſeiner Anweſenheit in London 1814 vom Prinz-Regenten erhielt.

Blücher war traurig und litt an unſäglichen Schmerzen, weil er es nicht mehr verhehlen konnte, daß der Bonaparte ihm heute eine Schlacht abgewonnen hatte, daß dieſe Schlacht bei Ligny für die Preußen verloren war!

Ja, ſie war verloren, und in wirrer Unordnung ſtürmten ſie durcheinander, nur bedacht, ſich zu retten vor dem nachſetzenden Feind.

Aber der Himmel ſchien doch den Fliehenden noch ein Bundesgenoſſe ſein zu wollen. Er bedeckte mit Nacht und Dunkelheit die Erde, er ließ ſchwere Regenwolken ſich entladen, die mit ihren vom Winde gepeitſchten Waſſerſtrömen die Feinde aufhielten.

Die Nacht und der Regen retteten die Preußen. Sie ordneten ſich bald wieder, und in geſchloſſenen Reihen zogen ſie gen Gembloux und Wawre hin, um da Halt zu machen von der furchtbaren Arbeit des Tages.

In einer Bauernhütte in Gembloux ruhte Blücher endlich aus von den Mühſalen und Erregungen des Tages. Um ihn her lagen ſeine Adjutanten auf dem Stroh gebettet, in tiefen Schlaf verſenkt.

Aber Blücher wachte, und er ſah, wie die Thür aufging, und wie eine Geſtalt, den Arm in der Binde tragend, ſteif und mühſam hereinſchritt. Er ſah das blutrünſtige und abgeſchundene Antlitz, und — jetzt flog ein Lächeln über Blüchers Züge, denn er ſah den brennenden Stummel, den jener im Munde hielt.

Chriſtian, Pipenmeiſter, biſt Du's wirklich? rief Blücher freudig. Du lebſt alſo doch?

Na ja, ich bin's, brummte Chriſtian, und ich leb' noch, obwohl ich ſagen muß, daß das nicht Ihre Schuld iſt. Haben meinen Braunen ein's über'n Kopf gehauen, daß er gleich zuſammenſtürzt, und auf mir zu liegen kam, daß mir alle Glieder krachten, und mein linker Arm wie'n Splitter auseinanderbrach. Na, das war'n Schmerz, ſo unterm todten Pferd zu liegen und ſtill halten zu müſſen.

Sei ſtill, Pipenmeiſter, ich weiß, wie's thut, ich hab' auch drunter gelegen.

Na, das weiß ich, brummte Chriſtian, und darum vergeb' ich Ihnen auch, daß Sie mich bald um's Leben gebracht haben, blos weil ich that,

was mir die Frau Fürſtin befohlen. Und nanu ſagen Sie mal ſelbſt: Wär's nicht beſſer, wenn Sie gethan hätten, was Sie der Fürſtin verſprochen hatten, und wären davon geblieben, und vernünftig und vornehm geweſen?

Ja, freilich wär's beſſer geweſen, Chriſtian, ſagte Blücher kleinlaut.

Na, Durchlaucht, wenn Sie's einſehen, denn iſt's ſchon gut und denn wollen wir nicht weiter davon ſprechen. Sie ſind ja glücklich unterm Schimmel und ich unterm Braunen rausgekommen, meinen Kaſten mit Tobak und Pfeifen, den hab' ich von'n Braunen abgeſchnallt, denn habe ich mir 'n anderes Pferd geſucht, hab' mir den Arm verbinden laſſen, und da bin ich, und da is nu der Stummel. Nu rauchen Sie, Herr Fürſt, rauchen Sie, das vertreibt die Sorgen und die Schmerzen, und was die Franzoſen anbetrifft, na, Sie wiſſen doch, was die Mecklenburger ſagen: „Brüden geht üm! Ut Ticktacken ward Burjacken!" Na, heut haben die Franzoſen uns gebrüdet,*) morgen werden wir ſie brüden. Heut haben die Franzoſen uns geticktackt, morgen werden wir ſie burjacken und ihnen's Leder voll hauen.

Haſt Recht, Chriſtian, rief Blücher mit muthiger freudiger Stimme, burjacken wollen wir die Franzoſen, und ſie ſollen uns büßen für ihr Ticktacken.

Eben öffnete ſich die Thür, und Gneiſenau trat ein, und eilte zu ſeinem Feldherrn hin, um ihn zu umarmen und mit zärtlicher Theilnahme nach ſeinen Schmerzen zu fragen.

Na, rief Blücher mit muthig blitzenden Augen, ich lebe noch, und werd' auch die Glieder wieder rühren, und 's Pferd wieder beſteigen können, um in die Schlacht zu reiten. Die Glieder krachen und knacken, aber der Kopf iſt geſund geblieben, und das Herz ſitzt noch auf dem alten Fleck und hat die Courage noch nicht verloren. Schläge haben wir gekriegt, aber dafür wollen wir auch Schläge wieder austheilen und zwar recht gehörige. Wir haben's Capital Schläge auf dem Rücken, wir wollen's den Franzoſen aber mit Zinſen zurückerſtatten. Dazu gebe der liebe Gott ſeinen Segen!

*) geneckt.

VI.

Schlacht bei Belle Alliance.

Der Morgen des achtzehnten Juni war angebrochen, und im Heerlager der Preußen herrſchte trotz des furchtbaren Unwetters, das ſeit zwei Tagen wüthete, ein reges, fröhliches Leben. Denn heute, das hatte Blücher in einem Tagebefehl ſeiner Armee verkündet, heute am achtzehnten Juni ſollten die Preußen ihre Revanche nehmen für die verlorne Schlacht bei Ligny, heute wollten die Preußen und Engländer mit vereinter Macht Napoleon angreifen und ihm eine Schlacht liefern.

Wellington und Blücher hatten Alles dazu verabredet, Alles erwogen und geordnet. Bei Mont-Saint-Jean wollte Wellington, ſo hatte der Herzog durch ſeinen Adjutanten dem Fürſten Blücher melden laſſen, bei Mont-Saint-Jean wollte er ſich aufſtellen, und Napoleon zur Schlacht erwarten, wenn Blücher ihm verſprechen könne, mit zwei preußiſchen Heertheilen zur Unterſtützung ſpäteſtens um die Mittagsſtunde einzutreffen. Blücher aber hatte dem engliſchen Feldherrn auf dieſe Botſchaft erwidern laſſen, er werde ſtatt mit einem Theil mit ſeinem ganzen Heer zum achtzehnten Juni über Saint Lambert heranrücken, um mit Wellington vereint die Schlacht zu ſchlagen.*)

Alles Nähere war dann ſchriftlich und mündlich verabredet, Patronen und Lebensmittel ausgetheilt worden, und jetzt am Morgen dieſes Tages, jetzt war die Stunde gekommen, dem Herzog Wellington ſein gegebenes Wort zu erfüllen, jetzt mußte das preußiſche Heer aufbrechen, um ſich mit dem engliſchen zu vereinen.

Es war indeß noch früh am Morgen, noch eine Stunde vor der zum Aufbruch feſtgeſetzten Zeit. Fürſt Blücher hatte ſich daher noch nicht von ſeinem Lager erhoben, er dehnte und ſtreckte noch ein wenig ſeine armen, geſchwollenen, zerquetſchten Glieder, und jede Bewegung,

*) Varnhagen v. Enſe: Leben des Fürſten v. Wahlſtatt. 440.

jede unvorſichtige Wendung entlockte ihm ein unwillkührliches Aechzen, einen dumpfen Schmerzenslaut.

Ew. Durchlaucht thäten beſſer, heute im Bett zu bleiben, ſagte der Chirurg, der eben eingetreten, und zu dem Lager des Feldherrn hingetreten war.

Beſſer wär's freilich, wenn Sie das thäten, Herr Durchlaucht, brummte Chriſtian, indem er die Kleider ſeines Herrn auf den Stühlen bereit legte. Ich weiß, wie 'n Menſchen zu Muth is, der von 'n todten Pferd beinah zu Tod gequetſcht iſt, und ich kann ſagen, daß ihm ſchlecht zu Muth iſt.

Aber Du weißt nicht, Pipenmeiſter, wie 'n Feldherrn zu Muthe iſt, der 'ne Schlacht verloren hat, rief Blücher, ich kann Dir aber auch ſagen, daß ihm ſchlecht zu Muth iſt, und daß er keine Ruhe und kein Genügen eher hat, als bis er ſeine Scharte wieder ausgewetzt hat und ſich wieder 'ne Schlacht gewonnen hat. Alſo redt nur kein Wort mehr, ſondern kommt her mir beim Aufſtehen zu helfen.

Aber bevor Sie aufſtehen, Durchlaucht, erlauben Sie mir erſt, daß ich Sie einreibe, ſagte der Chirurg, indem er ſich mit einer Flaſche und einem Teller näherte.

Aber Blücher wehrte ihn zurück. Ach was, rief er ungeduldig, noch erſt ſchmieren! Laßt nur ſein, ob ich nu heute balſamirt werde, oder unbalſamirt in die andre Welt gehe, das wird auf eins heraus kommen!*) Und übrigens hilft Eure Schmiererei nicht ein Bischen. Was habt Ihr denn eigentlich für Zeug's da, Chirurgus?

Durchlaucht, es ſind Spirituoſa. Blos Rum mit etwas Wachholderbeerbranntwein darunter zur Erwärmung und Stärkung der Glieder.

Na, zeigen Sie mal her Ihre Einreibung!

Blücher nahm die Flaſche aus den Händen des Chirurgus, betrachtete ihren Inhalt prüfend gegen das Licht, und als er ſich durch das Auge überzeugt, daß dieſer Inhalt klar und rein, durch die Naſe, daß er wirklich nichts andres ſei als Rum mit Wachholderbeerbrannt-

*) Blüchers eigene Worte. Siehe: Varnhagen v. Enſe. 447.

wein verſetzt, hob er die Flaſche an ſeine Lippen und that einen langen und herzhaften Zug aus derſelben, was der Chirurg mit einem Ausdruck wahren Entſetzens, Chriſtian Hannemann mit einem vergnügten Grinſen gewahrte.

Seht mal, Chirurgus, ſagte Blücher dann vollkommen ernſthaft, indem er dem Chirurgus die Flaſche wieder darreichte, ſeht mal, ſolche Einreibungen müſſen inwendig und nicht auswendig angewandt werden, und ſie haben nun ganz ihren Zweck erfüllt, ſie haben meine Glieder geſtärkt und erwärmt. Nun kommt und helft mir aufſtehen. Aber faßt mich recht leiſe an, denn ich ſage Euch, meine alten Glieder ſchmerzen fürchterlich.

Und dabei auf's Pferd ſteigen und reiten, ſeufzte Chriſtian, indem er ſeinem Feldherrn kopfſchüttelnd die Stiefeln anzog.

Na, Du brauchſt es ja nicht, Chriſtian, brummte Blücher, Du kannſt ja zurück bleiben und Dich ſchmieren laſſen.

Denk' gar nicht dran, ſagte Chriſtian. Und übrigens, was wollten Sie denn anfangen, Durchlaucht, wenn ich hier bleiben und mich ſchmieren laſſen thät? Ich denk', Sie wollen heut' 'ne Schlacht gewinnen?

Ja, ſo wahr Gott lebt, das will ich auch!

Na, alſo! Wie wollten Sie denn das machen, wenn ich nicht bei Ihnen wäre? Es geht doch nu einmal nicht ohne 'ne Pfeife und 'nen rechtſchaffenen Stummel. Na, und wer iſt denn der Pipenmeiſter?

Das biſt Du, Chriſtian, und Du haſt Recht, Du mußt mit, denn meinen Stummel den muß ich haben und ohne den geht's ganz und gar nicht. Und nun raſch angezogen. Da kommen die Generäle ſchon alle an, ich ſeh ſie hier durch's Fenſter. Sputet Euch, damit ich fertig werde und's Pferd beſteigen kann!

Einige Minuten ſpäter trat Blücher hinaus vor die Hüttenthür, vor welcher ſein Generalſtab ihn erwartete. Er begrüßte die Herren mit freundlichem Kopfnicken und hob dann den raſchen leuchtenden Blick zum Himmel empor. Wie eine einzige ſtahlgraue Fläche war der ganze Horizont anzuſchauen, und aus dieſer Fläche ſtürzte in un-

unterbrochener gleichmäßiger Folge der Regen in dicken gewaltigen Strömen nieder.

Schauen Sie die ungeheuren Regenmassen da droben, die noch alle heute herniederfallen wollen auf die Erde, sagte Blücher lächelnd zu seinen Adjutanten. Das sind unsere Alliirten von der Katzbach und die sparen dem König wieder viel Pulver.*)

Er bestieg jetzt, nicht achtend der furchtbaren Schmerzen, sein Pferd, und damit war das Signal zum Aufbruch gegeben.

Das preußische Heer also setzte sich in Bewegung, trotz des strömenden Regens, der den Boden aufgeweicht hatte, daß er wie eine schlammige Masse unter den Füßen der Soldaten, den Hufen der Pferde fortglitt, und Mann und Roß bei jedem Schritt in tiefe, vom Regen angefüllte Versenkungen treten ließ.

Vorwärts mußte man, denn Wellington erwartete die versprochene Hülfe, und man hörte schon in der Ferne das Donnern der Kanonen, welches verkündete, daß die Schlacht schon begonnen hatte.

Vorwärts also, vorwärts!

Aber immer undurchdringlicher wurden die Wege, und in ununterbrochenen Strömen stürzte der Regen hernieder, die Kleider der Soldaten durchweichend, wie den Boden, auf welchem sie mühsam in ihren nassen, mit Wasser durchsickerten Stiefeln dahin wankten. Immer vorwärts ging es, allen Hindernissen und Hemmnissen zum Trotz. Der schlüpfrige Boden, die angeschwollenen Bäche, die breiten wassergefüllten Pfützen auf dem Wege, nichts durfte hindern und aufhalten. Die Geschütze sanken tief ein in den Morast, die Pferde wateten bis über die Hufe im Schmutz, aber dies Alles durfte das Auge nicht ablenken von dem Einen großen Ziel! Das preußische Heer mußte vorwärts, der Vereinigung mit den Engländern entgegen!

Aber Blücher sah wohl die Noth und Beschwerde seiner Soldaten, er sah, mit welchen Mühsalen sie zu kämpfen hatten, er sah, daß ihr Muth allgemach erschlaffte, daß ihre Gesichter düster und verdrießlich wurden. Ueberall, wo er eine Schwierigkeit erblickte, ein Gemurmel

*) Blüchers eigene Worte. Siehe: Varnhagen v. Ense. 447.

der Unzufriedenheit vernahm, überall dahin sprengte der Feldherr, die Schwierigkeit beseitigen zu helfen, das Gemurmel der Unzufriedenheit verstummen zu machen durch seinen freundlichen Zuspruch, sein tapferes Wort.

Aber die Schwierigkeiten häuften sich mehr und mehr, die Unzufriedenheit ward lauter und stürmischer. Sie begnügte sich nicht mehr, verdrießliche Gesichter zu machen und leise zu murren, sie sprach laut und ungestüm.

Und Blücher hörte es, und eine unaussprechliche Angst sprach aus seinen Zügen, und seine buschigten weißen Augenbrauen zogen sich finster über seinen blitzenden Augen zusammen.

Es geht nicht, rief es jetzt hier und dort aus den Reihen der schwankenden, durch Morast und Wasserpfützen mühsam dahin watenden Krieger. Es geht nicht, wir können nicht vorwärts. Es ist unmöglich!

Kinder, rief Blücher in tiefster Seelenangst, Kinder, es muß gehen! Wir müssen vorwärts! Ich hab's ja versprochen! Kinder, hört Ihr wohl, ich hab's meinem Bruder Wellington versprochen, hört Ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?

Nein, das wollen wir nicht, Vater Blücher, riefen die Soldaten. Wir wollen thun, was möglich ist! Vorwärts!

Vorwärts! jubelte Blücher, seine Mütze abnehmend, und sie hoch in die Luft schwenkend, nicht achtend des triefenden Regens, der seinen kahlen Scheitel näßte, vorwärts, meine Kinder, vorwärts! Hört Ihr nicht den Donner der Kanonen? Das sind die Kanonen von unsern englischen Freunden, die sich die Franzosen zum Fricassee einschlachten. Kinder, wir sind auch hungrig auf das Fricassee und wir müssen unsern Antheil daran haben. Vorwärts also! die donnernden Kanonen rufen uns, die Schlacht hat begonnen!

Ja, die Schlacht hatte begonnen, sie wüthete mit furchtbarer Gewalt seit zwei Uhr Nachmittag zwischen den Engländern und den Franzosen, die zwischen Mont-Saint-Jean, Waterloo und Belle-Alliance gegenüber standen. Auf der Höhe von Belle-Alliance hielt Napoleon, und schaute mit seinem bleichen ehernen Cäsarenangesicht hinunter auf

die wogende Schlacht, und immer heller ward sein Blick, und immer heiterer seine Stirn, denn für ihn scheint sich das Schicksal des Tages zu entscheiden! Die französischen Truppen dringen muthvoll vorwärts, ihr Ungestüm bezwingt jeden Widerstand, sie wollen und müssen die Sieger dieses Tages sein.

Auf der Höhe bei Waterloo hielt Wellington, und schaute hinunter auf die wogende Schlacht, und immer bleicher ward sein Angesicht, immer mehr wich der vornehme, ruhige Gleichmuth aus seinen Zügen, die den Ausdruck der Sorge und Angst annahmen.

Die Engländer, so muthig sie auch dem heranstürmenden Feinde sich entgegenstellen und den Kampf aufnehmen, die Engländer sind doch verloren, wenn die Hülfe der Preußen ausbleibt. Napoleons Heer ist über neunzigtausend Mann stark, und Wellingtons Heer zählt kaum sechzigtausend Mann!

Es hält den Feldherrn nicht mehr da oben in müßiger, unthätiger Ruhe. Seine Engländer fochten wie die Löwen, Wellington wollte mit ihnen kämpfen, mit ihnen, wenn es sein müßte, untergehen.

Er ritt, gefolgt von seinen Adjutanten und Ordonnanzofficieren, hinunter in das Gewühl der Schlacht, die in furchtbaren Wellenschlägen herüber und hinüber tobte. Die Kanonen brüllten, dazwischen vernahm man das Geheul der Verwundeten, die schaarenweise auf der Straße nach Brüssel dahin zogen, das Wuthgeschrei der Kämpfenden, die wie gereizte Tiger gegen einander sprengten, und sich anschaueten mit Blicken des Hasses und Ingrimms.

Durch die Reihen seiner kämpfenden, hier zurückweichenden, dort vorwärts dringenden Soldaten sah man die hohe, schlanke Gestalt Wellingtons sich dahin bewegen, um überall den sinkenden Muth durch freundlichen Zuruf zu beleben, die Wankenden anzufeuern und zu trösten.

Kinder, rief Wellington seinen Kriegern entgegen, die in Schlamm und Blut, über Sterbende und Verwundete dahin schritten, und dem prasselnden Kartätschenfeuer des Feindes ruhig Trotz boten, Kinder, wir dürfen nicht geschlagen werden, was würde man in England von uns sagen!

Nein, wir dürfen nicht geſchlagen werden, riefen die muthigen Schaaren, und vorwärts drangen ſie, vorwärts, ob auch die Kartätſchen ihre Reihen immer mehr lichteten, ob auch der Feind mit immer neuen Maſſen heranſtürmte.

Aber dieſe Maſſen mit ihrer Ueberlegenheit drängten ſie immer wieder zurück. Schon haben die Franzoſen den Engländern das Dorf La Haye Sainte abgenommen, und auch das Dorf Houguemont, von den Kartätſchen der Franzoſen in Brand geſteckt, hat von den Engländern geräumt werden müſſen.

Es war ſchon drei Uhr Nachmittags, Wellington konnte es ſich nicht mehr verhehlen, die Schlacht war verloren, wenn keine Hülfe komme, denn ſeine Engländer waren im Weichen.

Napoleon ſah das auch, und ein Strahl der Freude blitzte in ſeinem Antlitz auf. Die Schlacht iſt gewonnen, ſagte er zu dem Marſchall Soult, der neben ihm hielt. Wir wollen die Botſchaft des Sieges nach Paris hinſenden.

Einige Minuten ſpäter ſprengte eine Ordonnanz auf der Straße nach Frankreich dahin. Sie ſollte den Brüdern Napoleons und den Kammern die Nachricht bringen von dem glücklich erfochtenen Sieg des Kaiſers über die Engländer.

Denn der Sieg ſchien jetzt nicht mehr zweifelhaft. Die Engländer kämpften zwar noch immer, aber ihre Reihen lichteten ſich mehr und mehr, und wie muthvoll ſie auch Widerſtand leiſteten, es war keine Frage, ſie mußten endlich doch der Uebermacht weichen.

Wie brav meine Truppen ſind, ſagte Napoleon mit leuchtenden Augen, wie ſie arbeiten! Aber es iſt wahr, auch die Engländer ſchlagen ſich gut. Aber werden ſie nicht bald den Widerſtand aufgeben und Anſtalten zum Rückzug machen?*)

Nein, ſagte Soult kopfſchüttelnd, ich glaube, dieſe Engländer ſind entſchloſſen, ſich eher in Stücke hauen zu laſſen, als zu retiriren.

Ja, die Engländer waren entſchloſſen dazu. Sie wollten nicht

*) Mémoires du Duc de Rovigo. Vol. VIII.

retiriren. Sie hofften noch immer auf die Hülfe der Preußen, und dieſe Hoffnung belebte immer wieder auf's Neue ihren Muth.

Aber doch ward die Gefahr immer dringender, die Möglichkeit des Sieges immer geringer. Die Franzoſen waren ſchon wieder weiter vorgedrungen, ſie beherrſchten jetzt faſt das ganze Schlachtfeld von La Haye bis Mont-Saint-Jean. Auf der Landſtraße, die nach Brüſſel führt, ſtand Wellington, umgeben von ſeinen Officieren, und ſchaute mit troſtloſem Blick auf das Getümmel der Schlacht, die jetzt eine verlorene ſchien.

Jetzt umringten ihn ſeine Officiere und flehten ihn an, ſich zurückzuziehen, und riethen ihm auch, der Armee, die ſich ſo tapfer geſchlagen, den Befehl zum Rückzug zu geben.

Nein, ſagte Wellington, ich bleibe hier, ich weiche keinen Fuß breit!

Und mit feſter Entſchloſſenheit ſetzte er ſich auf den Grabenrand zur Seite des Weges, und ſtarrte hinüber zu der Höhe von Belle-Alliance, um deren Beſitz ſich eben ein wüthender Kampf entſponnen hatte.

Ich wollte, es wäre Abend, oder Blücher käme, ſeufzte Wellington aus tiefſter Seele, und ſein flehender Blick flog hinüber nach jener Seite, von welcher die erſehnte Hülfe daher kommen mußte.

Und auch ſeine Krieger hofften noch immer auf Blücher und ſeine Preußen, und wieder und immer wieder tönte der Ruf durch ihre Reihen: Iſt Blücher ſchon da? Kommen die Preußen?

Nein, nein, Blücher iſt noch immer nicht da, und die Gefahr iſt auf's Höchſte geſtiegen. Immer mehr lichten ſich die Reihen der Engländer, der Wald von Frichmont, der ihren Rücken deckt, iſt vollgepfropft von Verwundeten und Wagentrains. — Aber jetzt auf einmal, was war das? Was für ein Kanonendonner da drüben im Rücken der Franzoſen? Was iſt das für eine ſchwarze Maſſe, die ſich da von der Höhe herniederſchlängelt, die da aus dem Walde von Frichmont hervorſtürzt? Was ſind das für jubelnde, ſingende Stimmen, die das Geſchrei der Verwundeten und Kämpfenden übertönen mit luſtigen Kriegsliedern?

Wellington ſpringt von der Erde auf, und ſein Geſicht ſtrahlt vor Wonne, und ſein Auge flammt vor Freude.

Das iſt Blücher, das ſind die Preußen! ruft er mit lauter glückſeliger Stimme, und durch die Reihen der Krieger wälzt ſich die frohe Botſchaft hin: Die Preußen ſind da! Blücher iſt angekommen!

Ja, die Preußen ſind da, und mit jubelndem Ungeſtüm warfen ſie ſich auf den Feind!

Es galt, die Schlacht von Ligny zu rächen. Es galt, die Macht des Feindes auf Einmal und für immer zu brechen!

Die Feinde ſtürmten vorwärts, auf die von den Engländern beſetzten Anhöhen hin, aber die Preußen greifen die Franzoſen auf beiden Flügeln an. Die Kanonen donnern wieder, die Kartätſchen praſſeln und knattern, mit erneuter furchtbarer Gewalt tobt die Schlacht. La Haye, das die Franzoſen den Engländern abgenommen, wird ihnen in blutigem Gemetzel wieder von den Preußen entriſſen, bei Hougue-mont haben ſich die Engländer wieder in vierdoppelter Schlachtlinie aufgeſtellt.

Die franzöſiſchen Garden ſtürmen gegen ſie heran, aber ſie werden zurückgeworfen, und jetzt verbreitet ſich durch ihre Reihen die Kunde: es war nicht Grouchy, der vorhin da heranzog, es waren nicht Truppen von den Unſrigen. Es war Blücher mit ſeinen Preußen! Der Feind ſteht uns im Rücken!

Einen paniſchen Schrecken erregt dieſe Nachricht in den Reihen der Franzoſen, ſie weichen zurück, und Sauve qui peut! ertönt es aller Orten, und die Soldaten verlaſſen die Glieder, und wildes Durcheinander und wildes Geſchrei unterbricht alle Ordnung und alle Regel. Vergebens ſprengt Napoleon ſelbſt unter ſeine Grenadiere und ermahnt ſie zum Stillſtand, vergebens donnert Ney's machtvolle Stimme den wankenden Schaaren ein Halt entgegen. Ein Kanonenſchuß trifft in dieſem Moment ſein Pferd, Ney ſtürzt mit ihm zu Boden. Seine Soldaten ſehen es, und dieſer Unfall nimmt ihnen den letzten Reſt von Beſonnenheit und Ruhe. Sie rennen wild durcheinander, ſie wollen nicht mehr kämpfen, ſie wollen ſich nur noch retten!

Nur die Garde, nur dieſe letzten Trümmer der granitenen Heeresſäule von Marengo, ſteht noch unerſchütterlich feſt da, in einzelnen Quarré's zuſammengeſchoben, wie an den Tagen der großen Siege.

Napoleon reitet zu einem dieſer Quarré's hin, er ruft ſeinen Garden ſein: En avant! entgegen, und dieſe jauchzen ihm, ſeine Stimme erkennend, ihr: vive l'Empereur! entgegen! Ihren letzten Liebesgruß!

En avant! wiederholte General Cambronne den Befehl des Kaiſers. An der Spitze ſeiner Garden ſteht der Kaiſer mit gezogenem Degen, kampfbereit, um ihn ſind alle ſeine Getreuen, ſeine Generäle Ney, Soult, Bertrand, Drouot, Gourgaud, Labedoyère, ſie nehmen, gleich dem Kaiſer, den Degen in die Hand, um zu fechten und zu kämpfen wie gewöhnliche Soldaten.

Aber die alten Grenadiere ſehen jetzt mit Entſetzen die Gefahr, welcher der Kaiſer ſich ausſetzt, ſie zittern für ſein Leben, nicht für das ihrige.

Ziehen Sie ſich zurück, Sire, ſchreien ſie wüthend, Sie ſehen es ja, der Tod will Sie nicht!*)

Napoleon ſchaut zu ihnen zurück mit einem flammenden Blick, dann ſchwingt er den Degen hoch empor und commandirt: Feuer!

Aber die Officiere, die ihn umringen, faſſen ſein Pferd am Zügel und ziehen es mit Gewalt fort, hinaus aus dem Getümmel.

Sire, ruft Soult ihm entgegen, wollen Sie dem Feind den Triumph gönnen, Sie zu ſeinem Gefangenen zu machen? Retten Sie ſich, Sie ſind uns Allen, Sie ſind es Frankreich ſchuldig!

Der Kaiſer ſenkt ſein Haupt auf ſeine Bruſt und ſträubt ſich nicht mehr. Gefolgt von einigen wenigen Getreuen verläßt er das Getümmel, das jetzt immer blutiger, immer wilder wird.

Noch immer kämpft General Cambronne mit ſeinen alten Garden, aber in immer größeren Maſſen ziehen die Engländer heran.

Ergebt Euch! ſchreien ſie von allen Seiten dem Feinde entgegen, deſſen Tapferkeit ſie mit Bewunderung erfüllt. Ergebt Euch.

Doch Cambronne ruft: die Garde ſtirbt, aber ſie ergiebt ſich nicht!

Und die alten Grenadiere rufen es ihm nach: die Garde ſtirbt, aber ſie ergiebt ſich nicht!

---

*) Fleury III.

Ein furchtbares Gemetzel beginnt, die Kugeln ſauſen und pfeifen umher, Mann gegen Mann wird gekämpft, Haufen von Leichen bedecken den blutgetränkten Boden, die Grenadiere ſtehen und kämpfen wie die Mauern, und erſt, als der letzte von ihnen zuſammengeſunken, können die Engländer und Preußen ſagen, daß ſie geſiegt haben.

Und nun tönt es jubelnd über das Schlachtfeld hin: Sieg! Sieg! Die Schlacht iſt gewonnen! Napoleon iſt geflohen. — —

Droben auf der Höhe von Belle-Alliance, auf derſelben Stelle, von welcher Napoleon heute Nachmittag um vier Uhr die Schlacht überſchauet und ſich den Sieg zugeſchrieben hat, da ſtehen jetzt Abends neun Uhr die beiden Feldherrn Wellington und Blücher. Sie ſtehen da Hand in Hand und ſchauen einander an mit innigen, freudigen Blicken, und Jeder beglückwünſcht den Andern zu dem herrlichen Erfolg des blutigen Tagewerks, und Jeder ſchreibt dem Andern das Verdienſt zu, den Sieg herbeigeführt zu haben.

Aber es war jetzt keine Zeit lange zu raſten und zu ſprechen, das Werk mußte ganz vollendet werden.

Ich werde in Bonaparte's geſtrigem Nachtquartier ſchlafen, ſagte Wellington, ſich mit freundlichem Gruß von Blücher verabſchiedend.

Aber ich werde Bonaparte aus ſeinem heutigen Nachtquartier verjagen, rief Blücher mit kühnem Aufblitzen ſeiner Augen, ich übernehme die Verfolgung des Feindes.

Und bald jetzt ertönte Trommelwirbel und Trompetenſchmettern, und unter lautem Hurrahrufen ſetzten ſich die Preußen in Bewegung und folgten dem Feind, der in wildeſter Unordnung, im furchtbaren Durcheinander, ſinnverwirrt vor Schreck und Entſetzen, auf der Heerſtraße von Genappe dahinſtürzte.

Mitten unter ihnen ritt Napoleon, umgeben von wenigen Getreuen, auf ſeinem perſiſchen Schimmel dahin, und die flüchtigen Soldaten, die an ihm vorüberſtürmten, und ihn beim hellen Licht des Mondes erkannten, zeigten ihn ſich untereinander und flüſterten: ſeht da, der Kaiſer! Er iſt nicht todt! Er lebt noch!

Ja, er lebt noch, aber ſeine Seele iſt gebeugt bis zum Tode, und

der Muth seines Herzens ist gebrochen! Er reitet dahin, schweigend, regungslos, immer weiter, weiter!

Endlich, in einem Hause unweit Charleroi, will er einen Moment ruhen, um nach vierundzwanzigstündigem Fasten etwas Nahrung zu sich zu nehmen, weil Bertrand und Gourgaud ihn darum gebeten haben.

Er steigt vom Pferde, und tritt in das Haus ein, wo er sein Nachtquartier nehmen will. Vor dem Hause halten, umringt von Bewaffneten, die Bagage-Wagen und der Reisewagen des Kaisers.

Aber hat Blücher nicht zu seinem Bruder Wellington gesagt, er wolle den Bonaparte aus seinem heutigen Nachtquartier vertreiben?

Blücher hält Wort! Da kommt er schon dahergebraust mit seinen Preußen, da stürzt er mit ihnen heran, und jubelnd werfen sich die Krieger auf die Wagen, auf die Siegesbeute.*)

Das Jubelgeschrei rettet Napoleon. Durch eine Hinterpforte des Hauses flüchtet er sich, springt auf's Pferd, und stürmt, von Gourgaud und Bertrand gefolgt, wieder hinaus in die Nacht.

Alles ist verloren! Alles ist verloren! murmeln seine erbleichten Lippen, und in rasender Eile, jetzt nicht mehr der Kaiser, der Feldherr, sondern nur noch ein flüchtiger Soldat, der sein Leben retten will, sprengt der Kaiser dahin, gehetzt von dem einen, dem fürchterlichen Gedanken: Der Feind! Der Feind ist mir auf den Fersen!

Endlich in Philippeville macht er Halt. Hier sind keine Preußen, hier ist kein verfolgender Feind, hier findet er einige seiner treuen Diener.

---

*) Die Preußen machten hier eine große Siegesbeute, denn der Wagen des Kaisers, den sie hier nebst den kaiserlichen Bagagewagen erbeuteten, enthielt außerordentliche Schätze. Unter Anderm ein wundervolles Collier von Brillanten, das die Prinzessin Borghese dem Kaiser, ihrem Bruder, gegeben hatte, außerdem sehr viele kostbare Schmucksachen, welche Napoleon mitgenommen, um nach dem Siege, wenn er in Brüssel eingezogen, dort sich die Herzen mit glänzenden Geschenken zu erwerben. Auch die Garderobenkoffer des Kaisers, sogar sein Hut und Degen fanden sich in dem Landau des Kaisers, und die eroberten Bagagewagen enthielten unter Anderm ein schweres silbernes Tafel-Service.

Das iſt Maret, der Herzog von Baſſano, und Fleury von Chaboulon, ſein Geheim-Secretair, die ihm entgegeneilen.

Der Kaiſer reichte ihnen ſeine Hände dar. Weinend, faſt zu Boden gedrückt von der Gewalt ihres Schmerzes, neigen ſich die Beiden auf ſeine Hände, und küſſen ſie und bethauen ſie mit ihren Thränen.

Und hinter dem Kaiſer ſtehen Gourgaud und Bertrand, die Häupter auf die Bruſt geſenkt, nicht mehr im Stande, ihr Weinen, ihr Schluchzen zurückzuhalten.

Kein Wort wird geredet, aber ergreifender als alle Worte ſprechen die Thränen, die jetzt auf einmal, Bächen gleich, aus den Augen des Kaiſers hervorſtürzen, und mit ihren heißen Strömen die eiſernen Züge des Kaiſers aufthauen, daß ſie zucken vor Verzweiflung und Schmerz.

VII.

Die Heimkehr.

Paris hatte heute einen vielbewegten, traurigen Tag erlebt, es hatte heute, am zwanzigſten Juni, die Kunde von der verlorenen Schlacht von Mont-Saint-Jean (Belle-Alliance) erhalten, und dieſe Kunde hatte alle die frohen Hoffnungen zerſtört, welche der Sieg von Ligny in den Herzen der ſanguiniſchen Pariſer erweckt hatte. Alle Familien waren in Thränen und Trauer verſenkt, denn der Tod hatte in dieſen Schlachten von Ligny und Belle-Alliance mehr denn dreißigtauſend Opfer gefordert, — und jetzt waren dieſe Opfer vergeblich gefallen, jetzt hatte man außer den Vätern, Gatten und Brüdern auch noch die Niederlage, das Verderben des Vaterlandes und des Kaiſers zu beklagen.

Ein düſterer Trauerſchleier hatte ſich daher über ganz Paris niedergeſenkt, den ganzen Tag über hatten auf allen Straßen große

Volksgruppen ſich geſammelt, um untereinander das Unglück des Vaterlandes, die Niederlage der Armee, die Zukunft des Kaiſers zu beſprechen.

Die beiden Kammern hatten ſich auch bei der erſten Kunde von der verlorenen Schlacht verſammelt und waren ſeitdem in Permanenz geblieben. Man erzählte von energiſchen Entſchlüſſen, die ſie gefaßt, man flüſterte ſich leiſe zu, daß ſie den Kaiſer ſeines Thrones für verluſtig erklären wollten, und nur noch beriethen über die neue Regierungsform, die ſie Frankreich geben wollten.

Unter Klagen und Vermuthungen, Zweifeln und Schwankungen war der Tag hingegangen, und die Nacht hatte jetzt endlich auf einige Stunden wenigſtens den bewegten Gemüthern Ruhe und Erholung gebracht.

Paris ſchlief, die Straßen waren öde und leer, in allen Häuſern waren die Lichter erloſchen, die Fenſter dunkel.

Nur in dem Palais des Elyſée waren noch einige Fenſter erleuchtet, und vor dem Portal des Palaſtes ſtand der Miniſter Herzog Caulaincourt, ſorgſam nach allen Seiten ſpähend, als erwarte er Jemand.

Jetzt vernahm man in der Ferne dumpfes Räderrollen, es kam näher und näher, deutlich ſah man jetzt ſchon am Ende der Straße Saint Honoré einen Wagen daher kommen.

Er iſt es, murmelte Caulaincourt mit einem langen, zitternden Seufzer, indem er vorwärts ſchritt, dem Wagen entgegen, der eben vor dem Palais anhielt.

Ein Mann hob ſich mühſam aus dem Wagen empor, ſtieg, ſich ſchwer auf Caulaincourts Schulter lehnend, aus demſelben nieder, und ging in das Schloß, immer noch auf Caulaincourt geſtützt, aber ſchweigend, das Haupt geſenkt, zuweilen nur tief aufächzend wie in unendlicher Qual.

Jetzt ſtieß Caulaincourt, nachdem ſie den öden, matt erhellten Vorſaal durchſchritten, eine Thür auf, und ſie traten jetzt in das Wohnzimmer des Kaiſers.

Es war hell erleuchtet, und bei dem Glanz der Kerzen konnte Caulaincourt jetzt zuerſt das Antlitz des Kaiſers gewahren. Wie hatten wenige Tage der Leiden dieſes Antlitz verändert, welche Verwüſtungen

hatten ſie angerichtet in dieſem Geſicht, das ſonſt ſo geſtählt ſchien gegen alle Eindrücke der Seele. Jetzt hatte der Schmerz ſeine tiefen Lineamente durch dieſe Züge gezogen. Jahre der Qualen hatte Napoleon in drei Tagen durchlebt, und dieſe Jahre waren auf ſeinem Antlitz verzeichnet und hatten ihre Furchen über ſeine Stirn gezogen.

Mit einem lauten Seufzer, der mehr einem Schrei glich, warf ſich der Kaiſer auf einen Fauteuil nieder und ließ ſeine Arme ſchlaff über die Seitenlehne, ſein Haupt an den Rücken des Fauteuils ſinken.

Dann, nach einem langen, angſtvollen Schweigen hefteten ſich ſeine düſteren, glanzloſen Blicke auf den Herzog von Vicenza, der mit Thränen in den Augen ihm gegenüber ſtand. Napoleon ſtreckte ihm langſam ſeine Hand entgegen, Caulaincourt nahm ſie und drückte ſie an ſeine Lippen mit einer Ehrfurcht, wie er ſie ihm kaum je ſo tief in den Tagen ſeines Glanzes gezeigt.

Der Athem des Kaiſers ging raſcher und keuchender aus ſeiner Bruſt hervor, er ſchien mit ſeiner eigenen Aufregung zu kämpfen, und legte ſchnell ſeine Hand über ſein Angeſicht, um Caulaincourt die heftige Bewegung ſeiner Züge nicht ſehen zu laſſen.

Die Armee hat Wunder der Tapferkeit gethan, ſagte Napoleon dann nach langer Pauſe, und ſeine Stimme, welche er zwingen wollte, ruhig zu ſein, war laut und hart: ja, die Armee hat Wunder der Tapferkeit gethan, aber ein paniſcher Schrecken hatte ſie plötzlich ergriffen und Alles war verloren!

Er ſenkte ſein Haupt tiefer auf ſeine Bruſt, und ſtarrte düſter vor ſich hin.

Ney hat ſich betragen wie ein Narr, rief er dann heftig, er iſt dran Schuld, daß meine Cavallerie maſſacrirt worden iſt. Ach, ich kann nicht mehr, fuhr er fort, plötzlich aufſpringend und ſeinen Uniformrock aufknöpfend, ich bin erſchöpft, und bedarf zwei Stunden der Ruhe, ehe ich an die Geſchäfte gehen kann. Ich erſticke da! rief er mit einem ſchmerzvollen Aechzen, die Hand auf ſein Herz drückend.*)

*) Napoleons eigene Worte, ſo wie er ſie bei ſeiner Heimkehr von Waterloo zu Caulaincourt im Elyſée ſprach. Siehe: Fleury IV. 2.

Er nahm die Handklingel und ſchellte heftig. Ein Bad! rief er dem eintretenden Kammerdiener Marchand entgegen, ſogleich ein Bad!

Sire, das Bad iſt ſchon bereit.

Napoleon dankte ſeinem getreuen Diener mit einem matten Lächeln für dies Errathen ſeiner Wünſche, und wandte dann langſam ſein Haupt nach Caulaincourt hin.

Ich will in's Bad gehen, und dann ſchlafen, ſagte er, oder wenigſtens verſuchen zu ſchlafen. Senden Sie nach meinen Brüdern und den Miniſtern. Sie ſollen in drei Stunden hier ſein. Es iſt jetzt elf Uhr. Um zwei Uhr will ich Miniſterrath halten! Es müſſen raſche energiſche Entſchlüſſe gefaßt werden, wenn nicht Alles verloren ſein ſoll! —

Genau nach drei Stunden trat der Kaiſer wieder in ſein Cabinet, in welchem ſeine Brüder Joſeph und Lucian mit Caulaincourt ihn erwarteten.

Napoleon grüßte ſeine Brüder mit einem ſtummen Kopfnicken und einem ſchweren Seufzer. Aber kein Wort der Klage kam mehr über ſeine Lippen, und ſein Geſicht hatte jetzt ſchon ſeine kalte, undurchdringliche Ruhe wieder angenommen.

Es iſt meine Abſicht, die beiden Kammern zu einer kaiſerlichen Haupt-Sitzung zu verſammeln, ſagte er. Ich werde ihnen das Unglück der Armee ſchildern, ich werde von ihnen die Mittel zur Rettung des Vaterlandes fordern, und dann werde ich wieder abreiſen.

Sire, ſagte Lucian ehrfurchtsvoll, die Nachricht Ihres Unglücks iſt leider ſchon hierher gedrungen. Es herrſcht eine große Aufregung in Paris, und die Stimmung der Kammern ſcheint feindlicher, wie je zuvor. Ich glaube, daß die Kammern in ihrer Feindſeligkeit ſo weit gehen könnten, den Anforderungen Ew. Majeſtät nicht zu entſprechen, ſondern ſich gegen dieſelben aufzulehnen. Ich bedaure, Ihnen geſtehen zu müſſen, daß Sie vielleicht beſſer gethan, nicht nach Paris zu kommen, und ſich nicht von Ihrer Armee zu trennen, denn auf Ihrer Armee beruht jetzt Ihre Stärke und Ihre Sicherheit.

Ich habe keine Armee mehr, rief Napoleon, ich habe nur noch Flüchtlinge. Ich werde wohl Soldaten wieder finden, aber wie ſie be-

waffnen? Ich habe keine Gewehre. Indeß, wenn man in Uebereinstimmung handelt, kann noch Alles wiederhergestellt werden. Ich hoffe, daß die Deputirten mich unterstützen, daß sie die Verantwortlichkeit, die auf ihnen ruht, fühlen werden. Ich hoffe, daß Sie ihre Gesinnung falsch beurtheilen, die Majorität ist gut, ist Frankreichs würdig. Ich habe nur Lafayette, Lanjuinais und einige Andere gegen mich. Diese wollen mich nicht, das weiß ich. Ich bin ihnen lästig, denn sie wollen für sich selber wirken, aber ich werde das nicht leiden. Meine Gegenwart hier wird sie in Schranken halten.

Ich fürchte, Sire, daß Lafayette und Lanjuinais nicht Ihre einzigen mächtigen Feinde in den Kammern sind, sagte Joseph ernst. Mächtiger noch als diese ist Fouché, und er hat die Zeit Ihrer Abwesenheit benutzt, um in den Kammern Propaganda zu machen für Ihren Sturz.

Ich hätte ihn verhaften lassen sollen, Lucian hatte Recht, murmelte Napoleon leise vor sich hin. Caulaincourt, sind Sie auch der Meinung, daß ich nicht auf die Kammern zählen kann?

Sire, ich fürchte es. Wenigstens ist es rathsam, die Berufung der Sitzung zu verschieben, und erst die Minister wirken zu lassen.

Sind die Minister hier?

Ja, Sire, sie erwarten Ew. Majestät seit einer halben Stunde im Conferenzsaal. Auch der Herzog von Bassano und die Adjutanten Ew. Majestät sind von Philippeville angelangt.

Maret soll kommen, rief Napoleon. Ich habe ihm in Philippeville das Bülletin der Schlacht von Mont-Saint-Jean diktirt. Er soll es in meiner Gegenwart den Ministern vorlesen. Gehen Sie zu den Ministern, nehmen Sie Maret mit, und lassen Sie ihn das Bülletin vorlesen. Ich werde nachher auch dorthin kommen.

Die Prinzen und der Herzog zogen sich schweigend zurück, die Befehle des Kaisers zu erfüllen, und mit dem Herzog von Bassano sich in den Conferenzsaal zu begeben, um dort das Bülletin der unglücklichen Schlacht vorlesen zu lassen.

Und diese Vorlesung machte die Gesichter der Minister erbleichen und legte einen düsteren Schatten über ihre Züge. Dieser Schatten

verſchwand ſelbſt dann nicht, als der Kaiſer zu ihnen eintrat, als er wieder unter ihnen erſchien, kalt und ruhig, entſchloſſen und energiſch wie immer. Mit Verbeugungen, die weniger tief und ehrerbietig wie ſonſt waren, erwiderten ſie das raſche Kopfnicken des Kaiſers, und ihre Blicke hefteten ſich offen und trotzig auf Napoleons Angeſicht.

Wir haben große Unglücksfälle zu beklagen, ſagte Napoleon mit ſeiner vollen, tönenden Stimme. Ich bin gekommen, um ſie wieder gut zu machen, um der Nation, der Armee edle und große Entſchlüſſe einzuflößen. Wenn die Nation ſich erhebt, wird der Feind vernichtet werden. Wenn man, anſtatt ſich zu erheben und außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, überlegt und ſtreitet, iſt Alles verloren. Der Feind iſt in Frankreich. Damit ich das Vaterland erretten kann, iſt es nothwendig, mir eine große Macht, eine zeitweiſe Diktatur zu gewähren. Im Intereſſe des Vaterlandes könnte ich mich aus eigenem Willen mit dieſer Macht bekleiden, aber es wäre nützlicher und nationaler, wenn die Kammern ſie mir verliehen.*)

Er ließ ſeine flammenden, forſchenden Blicke über die Geſichter der Miniſter dahin gleiten, dieſe ſenkten ſcheu ihre Augen nieder, aber ſie antworteten nicht.

Meine Herren, rief Napoleon ungeduldig, ſprechen Sie! Geben Sie mir Ihre Meinung zu erkennen. Berathen wir, was zum Wohl des Vaterlandes geſchehen muß! —

Und jetzt folgten die Miniſter dem Befehl des Kaiſers. Sie gaben ihre Meinung zu erkennen, und zwar mit einer Offenheit und Rückſichtsloſigkeit, wie ſie ſonſt der Kaiſer niemals im Miniſterrath vernommen.

Sie ſprachen, ſie legten die ganze Schwierigkeit der gegenwärtigen Lage dar. Sie ſchilderten die feindliche Stimmung der Kammern, die royaliſtiſche Stimmung der Provinzen, die allgemeine Abneigung der Franzoſen, einen Krieg fortzuſetzen, der nicht gegen Frankreich, ſondern nur gegen einen einzigen Mann, nur gegen den Kaiſer gerichtet ſei.

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury IV. 8.

Napoleon, auf einem Fauteuil niedergesunken und mit dem Federmesser an dessen Armlehne schnitzend, hatte Stunden lang schweigend, nur zuweilen einige rasche energische Worte in die Discussion hineinschleudernd, zugehört. Aber bei dieser letzten Bemerkung hob er rasch das Haupt empor und blickte mit scharfen, prüfenden Augen auf den Grafen Regnault hin, welcher eben sprach.

Ich fürchte, sagte dieser, ich fürchte, die Kammern werden die Absichten des Kaisers nicht unterstützen, denn sie scheinen überzeugt, daß es nicht mehr der Kaiser ist, der das Vaterland zu erretten vermag. Ich fürchte daher, daß ein großes, unermeßliches Opfer gebracht werden muß.

Sprechen Sie offenherzig, rief Napoleon heftig, die Kammern wollen meine Abdankung, nicht wahr?

Ich glaube es, Sire, sagte Regnault mit feierlicher Stimme, wie schmerzlich mir es auch ist, ich halte es für meine Pflicht, die Wahrheit zu sagen. Ja, ich fürchte die Kammern begehren Ihre Abdankung, ich muß selbst noch hinzufügen, daß, wenn Ew. Majestät nicht aus freiem Entschluß Ihre Abdankung darbieten, diese vielleicht von der Kammer gefordert wird.

Nein, rief Lucian, nein! Ich habe mich oft schon in schwierigen Lagen befunden, und ich habe gesehen, daß, je größer die Krisen sind, man desto mehr Energie entfalten muß. Wenn die Kammern den Kaiser nicht unterstützen wollen, so muß er sich ihrer entledigen. Das Heil des Vaterlandes muß das erste Gesetz des Staates sein, und da die Kammern nicht geneigt scheinen, sich mit dem Kaiser zur Rettung Frankreichs zu vereinigen, so muß er es allein erretten. Er muß sich zum Diktator erklären, er muß den Belagerungszustand über Frankreich verhängen, und alle Patrioten und alle wohlgesinnten Franzosen zu seiner Vertheidigung aufrufen.

Ja, sagte Graf Carnot mit feierlicher Entschiedenheit, ja, das Volk muß bewaffnet werden, es muß seine heiligste Pflicht, die Vertheidigung des Vaterlandes, erfüllen, und dazu scheint es nöthig, den Kaiser während der Dauer dieser Krisis mit einer außerordentlichen diktatorischen Gewalt zu bekleiden.

Der Kaiſer warf ſein Federmeſſer bei Seite und erhob ſich von ſeinem Fauteuil. Mit einer Ruhe und Majeſtät, die Jedermann imponirte, ſchaute er im Kreiſe umher, und ſeine Augen hatten wieder ihre flammende Gewalt, ſeine Mienen hatten wieder ihre ſtolze Ruhe angenommen. Er war wieder der Kaiſer, der Gebieter, der Held!

Die Kammern werden patriotiſcher und klüger ſein, wie Ihr Alle meint, rief er. Die Gegenwart des Feindes auf dem nationalen Boden wird, ſo hoffe ich, die Deputirten zu dem Gefühl ihrer Pflicht zurückführen. Die Nation hat ſie nicht hierher geſchickt, um mich zu ſtürzen, ſondern um mich zu unterſtützen. Ich fürchte ſie nicht. Was ſie auch thun mögen, ich werde immer das Idol des Volkes und der Armee ſein. Es bedürfte nur Eines Wortes von mir, und ſie würden Alle verjagt werden. Aber indem ich nichts für mich fürchte, ſo fürchte ich doch Alles für das Vaterland. Wenn wir uns untereinander entzweien, ſtatt uns zu verſtändigen, ſo werden wir das Loos des abendländiſchen Reichs haben. Alles wird verloren ſein. Der Patriotismus der Nation, ihr Haß gegen die Bourbonen, ihre Anhänglichkeit für meine Perſon bieten uns noch unendliche Hülfsmittel dar; unſere Sache iſt noch nicht verzweiflungsvoll. Wir können uns noch erretten, und wir wollen es!*) Wie —

Die Thür des Saals ward haſtig geöffnet und Fouché trat ein. Er näherte ſich mit eiligen Schritten dem Kaiſer und ein Ausdruck ſtolzen Hohns leuchtete aus ſeinem Angeſicht.

Sire, ſagte er, ſtatt hier im Miniſterrath zu erſcheinen, hatte ich, um den Intereſſen Ew. Majeſtät zu dienen, mich in die Kammer der Repräſentanten begeben, die mitten in der Nacht, ſobald ſie von der Rückkehr Ew. Majeſtät erfahren, eine Sitzung berufen hatte.

Und Sie kommen jetzt, Herr Herzog, mir das Reſultat der dortigen Berathung mitzutheilen? fragte Napoleon mit ruhiger Würde.

Ja, Sire, die Kammer hat mir den unglücklichen Auftrag gegeben, Ew. Majeſtät die Beſchlüſſe, welche ſie trotz meines heftigen und ener-

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury IV. 11.

giſchen Widerſpruchs gefaßt hat, mitzutheilen, ſo wie gleicherweiſe die hier anweſenden Miniſter damit bekannt zu machen.

Und welches ſind die Beſchlüſſe des Hauſes der Repräſentanten? fragte Napoleon. Laſſen Sie hören, Herr Herzog von Otranto.

Fouché zog ein Papier hervor und las:

Die Kammer der Repräſentanten erklärt, daß die Unabhängigkeit der Nation bedroht iſt.

Die Kammer erklärt ſich in Permanenz. Jeder Verſuch, ſie aufzulöſen, iſt ein Verbrechen des Hochverraths; derjenige, welcher ſich dieſes Verbrechens ſchuldig macht, iſt ein Vaterlandsverräther, und ſoll als ſolcher beſtraft werden.

Die Armee der Linientruppen und die Nationalgarde, die für die Freiheit, die Unabhängigkeit der Erde Frankreichs gekämpft haben und noch kämpfen, haben ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht.

Die Miniſter des Krieges, der äußern und innern Angelegenheiten, werden aufgefordert, ſich ſofort in den Schooß der Verſammlung zu begeben.

Sind Sie zu Ende? fragte Napoleon, als Fouché jetzt ſchwieg, mit lauter Donnerſtimme. Fouché verneigte ſich ſchweigend.

Meine Herren Miniſter, rief Napoleon ungeſtüm, Sie haben jetzt den Ausſpruch dieſer Verräther vernommen. Denn ſie, die Repräſentanten, welche ſolche Beſchlüſſe zu faſſen wagten, ſie ſind Hochverräther. Jeder dieſer Artikel iſt ein Attentat gegen die beſchworene Conſtitution, eine frevelhafte Anmaßung der Souverainetätsrechte. Noch bin ich der Kaiſer und der Herr! Ich hätte meinem Impuls folgen, ich hätte dieſe Leute verhaften ſollen, ehe ich zur Armee abreiſte. Sie werden Frankreich in's Unglück ſtürzen. Ich werde verſuchen, es zu retten, und wenn ich es nicht vermag, nun wohl, ſo werde ich abdanken!*)

Er verabſchiedete die Miniſter mit einem kurzen Gruß, und durchſchritt das Gemach, um ſich in ſein Arbeits-Cabinet zu begeben. Aber vor der Thür deſſelben angelangt, wandte er ſich wieder um, und kehrte haſtig wieder in den Kreis ſeiner Miniſter zurück.

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury IV. 12.

Ich will noch nichts entſcheiden, ſagte er, wir wollen verſuchen, uns zu verſtändigen. Graf Regnault, gehen Sie in die Kammer, um ſie zu beruhigen, und das Terrain zu recognosciren. Melden Sie den Repräſentanten, daß ich zurückgekehrt bin, daß ich ſo eben einen Miniſterrath berufen habe, daß die Armee, nach dem ihnen gemeldeten Sieg, eine neue große Schlacht beſtanden hat, daß Alles gut ging, daß die Engländer geſchlagen waren, daß wir ihnen ſchon ſechs Fahnen entriſſen hatten, als Uebelwollende und Verräther einen paniſchen Schrecken verurſachten. Melden Sie ferner, daß die Armee ſich ſchon wieder ſammelt, daß ich Befehle ertheilt habe, um die Flüchtlinge aufzuhalten, daß ich hierher gekommen bin, um mich mit den Miniſtern und den Kammern zu verſtändigen, und daß ich mich in dieſem Augenblick damit beſchäftige, ſolche Maaßregeln für das öffentliche Wohl zu ergreifen, wie die Umſtände ſie erfordern. Eilen Sie, Regnault, Sie aber, meine Herren Miniſter, bleiben Sie. Ich verbiete Ihnen, der Aufforderung der Kammern zu entſprechen, die Kammern haben kein Recht, meinen Miniſtern zu gebieten! Man ſoll Ihnen Erfriſchungen bringen. Wir bedürfen Alle eines Moments der Erholung. Wenn Graf Regnault zurückkehrt, wollen wir uns hier wieder zuſammenfinden! —

Kaum eine Stunde war vergangen, als Regnault wieder in das Conferenzzimmer eintrat. Die Miniſter waren dort ſchon wieder verſammelt, und der Kaiſer, von der Ankunft des Grafen benachrichtigt, trat wieder aus ſeinem Arbeits-Cabinet hervor.

Sire, ſagte Graf Regnault traurig, die Kammer hat meine Botſchaft mit kalter Ruhe und Gleichgültigkeit aufgenommen. Sie ſendet durch mich zum zweiten Mal den Miniſtern den Befehl, vor ihren Schranken zu erſcheinen, und erklärt es für eine Beleidigung der Nation, wenn ſie ihr nicht gehorſamen.

Und was denken meine Herren Miniſter zu thun? Wem wollen ſie gehorchen? Mir, oder den Repräſentanten? fragte Napoleon, ſeine flammenden Augen den Miniſtern zuwendend. Er ſah ihre erbleichten, düſteren Geſichter, ihre geſenkten Augen, ihre unſchlüſſigen Mienen, er las die Gedanken, die auf dem Grund ihrer Seele ruhten, und die

ſie vielleicht nur noch nicht auszuſprechen wagten, und ein tiefer, qualvoller Seufzer hob ſeine Bruſt.

Ich autoriſire meine Miniſter, den Präſidenten der Kammer zu benachrichtigen, daß ſie in kurzer Zeit in der Verſammlung erſcheinen werden, ſagte er düſter. Ich werde meine Miniſter mit einer Botſchaft von mir an beide Häuſer ſenden. Mein Bruder Lucian ſoll als mein General-Commiſſarius die Miniſter begleiten, und mir die Antwort der Kammern auf meine Botſchaft überbringen. Ich will es noch einmal verſuchen, in Eintracht mit den Kammern zu verhandeln, mit ihnen die Mittel zur Rettung des Vaterlandes zu berathſchlagen. —

Er diktirte dem Herzog von Baſſano mit feſter Stimme ſeine Botſchaft an die Kammern, und zog ſich dann, erſchöpft von ſo viel Aufregungen und Sorgen, in ſein Schlafzimmer zurück, um zu ruhen.

Aber ſeine Seele in ihren Schmerzen und Qualen ließ ihn keine Ruhe finden, mit offenen Augen, gemartert von ſeinen eigenen Gedanken, zuweilen laut aufächzend, zuweilen einzelne Worte des Zorns und der Verwünſchung ausſtoßend, lag er auf ſeinem Lager, und kein Schlaf ſenkte ſich auf ſeine Augenlider, keine Ruhe in ſein gemartertes Herz.

Luft, ich muß Luft haben, oder ich erſticke, rief er emporſpringend. Ich mag nicht allein ſein, dieſe Stille martert mich.

Er ging haſtig in ſein Cabinet, und ſein Antlitz erhellte ſich, als er dort den Herzog von Rovigo und Benjamin Conſtant traf, die Beide gekommen waren, den heimgekehrten Kaiſer zu begrüßen.

Kommen Sie in den Garten, ſagte der Kaiſer, und er ſchritt haſtig den beiden Herren voran und ging hinunter in den Garten, um in deſſen ſchattigen Alleen mit ihnen auf und ab zu wandeln, und ernſt und gelaſſen die Angelegenheiten des heutigen Tages zu beſprechen.

Sie glauben alſo auch, Savary, ſagte er, daß die Kammern ſich gegen mich erklären und ſich von mir losſagen werden?

Ja, Sire, ich fürchte es, dieſe unglücklichen Repräſentanten vermeinen, ſich ſelber und Frankreich zu erretten von der Feindſchaft der Alliirten, wenn ſie ſich freiwillig losſagen von dem Kaiſer, dem, nach

der Erklärung der Alliirten, allein ihr Angriff und ihre Feindſeligkeit gilt.

Ja, rief Napoleon mit einem bittern Lächeln, das ſind dieſelben Menſchen, die voriges Jahr mich zur Abdankung beredeten! Sie wollen nicht einſehen, daß ich nur der Vorwand des Krieges bin, und daß Frankreich der eigentliche Gegenſtand deſſelben iſt. Wenn Frankreich nicht bei dem letzten Traktat ganz und gar vernichtet wurde, ſo kam es daher, weil die Fremden noch von einem Reſt menſchlicher Ehrfurcht zurückgehalten wurden, und weil ſie Furcht hatten vor meiner möglichen Rückkehr. Unſinnige ſind Diejenigen, die das nicht begreifen wollen; wenn ſie mich werden verlaſſen haben, dann wird man es ihnen als Schuld anrechnen, daß ſie mich vorher aufgenommen haben, und dann wird es an der Zeit ſein, ſich der Reue hinzugeben.*)

Sire, ſagte Benjamin Conſtant, die Alliirten werden es nicht wagen, eine Verſammlung anzugreifen, welche das ganze franzöſiſche Volk vertritt und von dieſem berufen iſt.

Ach, Sie wollen mir damit ſagen, daß Frankreich gerettet iſt, wenn ich abdanke, und daß —

Ein lautes, freudiges Jauchzen, ein donnerndes Vive l'Empereur! unterbrach die Worte des Kaiſers. Er hatte im Auf- und Abwandeln durch die Alleen des Gartens jetzt mit ſeinen Begleitern die große, breite Allee gewählt, welche dicht an dem Eiſengitter ſich befand, das den Garten begrenzte. Hinter dieſem durchbrochenen und weitläuftigen Eiſengitter ſtanden Tauſende von Arbeitern, von Leuten aus dem Volk, ſie waren gekommen, den Kaiſer zu ſehen, ihn zu begrüßen, ihm zu ſagen, daß ſie ihm treu bleiben, und daß ſie ihn nicht verlaſſen wollten, daß ſie nur ihn und nicht die Kammern zu ihrem Herrn annehmen wollten.

Und dies Alles ſagten ſie ihm jetzt mit ihrem lauten, immer ſich erneuernden vive l'Empereur! dies ſagten ſie ihm mit ihren hoch em-

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Mémoires du Duc ide Rovigo. Vol. VIII. 138.

vor gehobenen Armen, die sich nach ihm hinstreckten, mit ihren blitzenden Augen, die durch das Gitter mit Blicken voll Liebe und Bewunderung auf ihn gerichtet waren.

Der Kaiser begrüßte sie mit einem traurigen Lächeln, und wandte sich dann seinen beiden Begleitern zu. Seht, sagte er, so geht es. Diese Menschen habe ich mit Ehren und Reichthümern überhäuft? Was schulden sie mir? Ich fand sie arm, und ich verlasse sie arm. Der Instinct der Nothwendigkeit spricht aus ihrem Munde; er klärt sie auf, und wenn ich es will, wenn ich es gestatte, haben in Einer Stunde die widerspenstigen Kammern aufgehört zu existiren.*)

Ach, da kommt mein Bruder! da kommt Lucian!

Er ging dem Prinzen, der eben die Allee daher schritt, lebhaft entgegen.

Nun, Lucian, was für Botschaft bringst Du mir? Wie haben die Kammern meine Vorschläge aufgenommen?

Ach, Sire, ich bringe schlimme Botschaft. Alle meine Vorstellungen, meine Vernunftgründe, meine Vorwürfe waren vergeblich. Ich war zuerst in der Kammer der Repräsentanten. Ich beschwor sie, den Kaiser zu unterstützen, mit ihm sich zur Errettung des Vaterlandes zu vereinen. Meine Worte wurden mit Hohn, mit Spott zurückgewiesen. Der Repräsentant Jay erklärte, der Kaiser sei ein Hinderniß für das Glück Frankreichs, denn er könne es nicht mehr vertheidigen, und er verhindere nur die Versöhnung mit Europa, und als ich dann daran erinnerte, wie viele Wohlthaten, wie viele Siege Frankreich Eurer Majestät verdanke, da erhob sich Lafayette, um wider mich das Wort zu ergreifen, um die Opfer zu schildern, welche Frankreich seinem Kaiser gebracht, um zu erklären, die Nation habe genug für einen Einzigen gethan, es sei jetzt Zeit, daß sie an sich selber denke. Und alle Repräsentanten jauchzten ihm zu, und erhoben sich von ihren Sitzen und riefen: der Kaiser muß freiwillig abdanken oder wir werden ihn dazu zwingen!

Ah, ich muß! rief Napoleon mit donnernder Stimme. Man will

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Benj. Constant, Lettres etc.

mir Geſetze vorſchreiben! Jetzt werde ich nicht abdanken! Die Kammer iſt aus Jakobinern, aus verbrannten Köpfen, aus Ehrgeizigen zuſammengeſetzt, die nur Stellen erhaſchen und Unordnung erregen wollen. Ich hätte ſie der Nation denunciren, ſie verjagen ſollen. Es iſt vielleicht noch Zeit dazu!*)

Ja, Sire, es iſt noch Zeit dazu, rief Lucian. Faſſen Sie jetzt einen energiſchen Entſchluß. Verjagen Sie die Kammern, ergreifen Sie bis nach Befreiung des Vaterlandes die militairiſche Diktatur, rufen Sie das Volk zu einer allgemeinen Erhebung und Bewaffnung auf! Sire, es iſt, wie Ihnen gemeldet worden, ein Theil der Armee, zehntauſend Mann, in Paris eingerückt, und ſie glühen dem Kampf entgegen, ſie hängen noch immer mit Begeiſterung an ihrem Kaiſer, ſie ſind bereit, für ihn zu kämpfen. Rufen Sie Ihre Getreuen, laſſen Sie die Kammern verjagen, und Sie ſind wieder der Kaiſer, und keine Stimme wird es wagen, ſich wider Sie zu erheben!

Der Kaiſer antwortete nicht ſogleich. Er ging, die Arme auf dem Rücken gefaltet, langſam die Allee hinauf; zuweilen blieb er ſtehen, und warf einen langen Blick hinüber nach jener Seite, wo hinter den Bäumen und Büſchen das Gitter ſich befand, durch welches das Volk nach ſeinem Kaiſer ſpähete, und horchte auf das verworrene Geſchrei, das da herübertönte, und aus dem zuweilen wie eine himmliſche Muſik das jauchzende vive l'Empereur! emporrauſchte. Dann ſchritt er wieder raſcher vorwärts und ſchien nun wieder auf die Stimmen zu lauſchen, die in ſeiner eigenen Bruſt ihm ertönten.

Endlich blieb er, zu dem Portal des Palaſtes gelangt, vor den Herren ſtehen und hob ſeine düſtern Augen zu ihren fragenden, erwartungsvollen Geſichtern empor.

Nein, ſagte er, ich will keinen Bürgerkrieg! Ich weiß wohl, daß es nur eines Winkes von mir bedürfte, um die Oppoſition zu vernichten und mir einen Triumph über ſie zu verſchaffen. Aber das Leben Eines Mannes iſt nicht werth, mit ſo viel Menſchenleben er-

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury IV.

kauft zu werden. Ich kam nicht von Elba zurück, um Paris mit Blut zu überschwemmen.*)

So sind Sie verloren, mein Bruder, seufzte Lucian.

Das heißt, wenn es sein muß, so opfere ich mich der Ruhe und dem Wohlergehen Frankreichs, sagte Napoleon ruhig, und Frankreich wird dereinst dieses Opfer anerkennen, und es wird mich dafür lieben. Was thun die Kammern jetzt, Lucian?

Sire, die Repräsentanten waren von der zwanzigstündigen Sitzung, von den langen und heftigen Debatten so erschöpft, daß sie die Sitzung aufgehoben haben und erst morgen früh um acht Uhr sich wieder versammeln wollen.

Ja, es ist wahr, murmelte Napoleon, dies war ein sehr angreifender Tag. Ich empfinde das auch, meine Seele ist auch erschöpft. Die Sonne ist untergegangen und es wird Abend. Da meine Feinde schlafen, will ich es auch thun. Adieu, Lucian, adieu, Savary und Constant. Morgen früh wollen wir weiter sprechen!

Er nickte ihnen mit einem matten Lächeln einen Abschiedsgruß zu und schritt langsam, gesenkten Hauptes, durch das Portal in das Schloß.

Die Sonne ist untergegangen und es wird Abend, flüsterte Lucian, seinem Bruder nachblickend. Ja, ich fürchte, *seine* Sonne ist jetzt für immer untergegangen.

VIII.

Die Abdankung.

Ob der Kaiser in dieser Nacht vom einundzwanzigsten auf den zweiundzwanzigsten Juni geschlafen? Er hatte sich wenigstens in sein

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo.

Schlafzimmer zurückgezogen und ſich mit Hülfe ſeines Kammerdieners Marchand zu Bett begeben.

Aber als er am andern Morgen wieder aus ſeinem Schlafzimmer hervortrat, zeigte ſein Antlitz die Spuren tiefſter Erſchöpfung und ſelbſt das düſtere Feuer ſeiner Augen war erloſchen.

Die wenigen Getreuen, welche in dieſen Tagen der Trübſal ihn nicht verlaſſen, ſeine Miniſter, ſeine Brüder, der General Bertrand und der Herzog von Rovigo und einige Andere hatten ihn in ſeinem Cabinet erwartet und empfingen ihn mit ehrfurchtsvollen Grüßen und Verbeugungen.

Es iſt acht Uhr, ſagte der Kaiſer. Jetzt werden die Kammern ſich verſammeln, und jetzt wollen auch wir berathen, was geſchehen ſoll und muß. Der Feind naht ſich unſern Mauern.

Sire, meldete der eintretende Kammerdiener, der Herzog von Otranto! Er öffnete auf einen Wink Napoleons die Thür und Fouché trat ein.

Er ſchritt einher aufrecht, ſtolz gehobenen Hauptes, wie er es ſonſt nie gewagt vor dem Kaiſer zu erſcheinen, ſein Angeſicht ſtrahlte wie in höhniſcher Freude und ein triumphirendes Lächeln umſpielte ſeine Lippen.

Napoleon, der mit einem einzigen Blick ſeine ganze Geſtalt überflogen hatte, wandte langſam das Haupt den andern Herren zu.

Ich ſagte ſo eben, der Feind naht ſich unſern Mauern, ich irrte mich, der Feind iſt ſchon innerhalb derſelben! Nun, was giebt es, Herr Herzog? Warum ſind Sie nicht, gleich den andern Miniſtern, wie ich befohlen, um halb acht Uhr hier erſchienen? Hat man Ihnen nicht gemeldet, daß ich einen Miniſterrath halten wollte?

Sire, ſagte Fouché gelaſſen, ich konnte leider nicht kommen, denn die Kammern hielten heute Morgen eine Sitzung, und ich mußte derſelben beiwohnen.

Was, die Kammern haben ſchon eine Sitzung gehalten? rief der Kaiſer. Sie wollten ſich ja erſt um acht Uhr verſammeln?

Die dringlichen Umſtände haben ſie indeß veranlaßt, dieſe Sitzung *auf eine* frühere Stunde zu verlegen, und ſie ſind ſchon heute Morgen

um fünf Uhr zuſammengetreten. Es haben heftige Debatten ſtattgefunden, Ihre Feinde, Lafayette und Lanjuinais an ihrer Spitze, ergoſſen ſich in den leidenſchaftlichſten Reden gegen das Oberhaupt des Staates.

Aber Sie, nicht wahr, Sie ſprachen für mich? fragte Napoleon mit einem höhniſchen Ausdruck.

Ja, ich ſprach für Sie, ſagte Fouché ruhig, und meinen Bemühungen allein iſt es gelungen, die harten Ausſprüche der Kammer ein wenig zu mildern. Lafayette ſchlug vor, daß man Sie ohne Weiteres als der Krone für verluſtig erklären ſollte. General Grenier proponirte, daß ſich eine Deputation in das Elyſée begeben und verlangen ſollte, daß Napoleon Bonaparte ſofort ſeine Abdankung erkläre. Meinen Bemühungen iſt es gelungen, noch eine Stunde Aufſchub zu erlangen. Man hat mir geſtattet, mich hierher zu verfügen, Sie zu beſchwören, freiwillig und wie aus eigenem Impuls eine Botſchaft an die Kammern zu ſenden, und denſelben zu melden, daß Sie der Krone entſagen und ſie niederlegen. Man will, um die Ehre des Staatsoberhauptes zu ſchonen, eine Stunde noch auf dieſe Erklärung warten, und erſt, wenn ſie bis dahin nicht erfolgt iſt, wird die Kammer eine Deputation hierher entſenden, um Sie aufzufordern, ſofort und ohne Säumen die Krone niederzulegen.*)

Der Kaiſer hatte den Worten Fouché's, wie es ſchien, mit vollkommener Ruhe zugehört, aber ſeine Wangen waren noch bleicher geworden, als zuvor, und in ſeinen Augen, welche vorher ſo trübe und glanzlos geweſen, flammte jetzt das Feuer des Zorns.

Herr Herzog von Otranto, ſagte er, noch bin ich der Kaiſer, und wenn ich auch die Krone niederlege, ſo bleibt mir doch die Würde eines Kaiſers. Ich habe dieſelbe von der franzöſiſchen Nation erhalten, und ſie verliert ſich nicht.**) Bedienen Sie ſich daher in Ihren Verhandlungen mit mir der ehrfurchtsvollen Formen, wie ſie meinem Diener und dem Manne geziemen, den ich zum Herzog gemacht habe. Was

*) Fleury IV. 24.

**) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury IV. 31.

die unverschämte Forderung der durch mich eingesetzten Kammern anbelangt, so werde ich überlegen, was mir zum Wohle des Staats erforderlich scheint.

Oh, Sire, rief der General Solignac, der so eben in das Cabinet eintrat, ich beschwöre Sie, überlegen Sie nicht mehr. Entscheiden Sie sich rasch. Ich komme aus der Kammer. Alles ist dort in Aufruhr und Bewegung. Lafayette hat den Vorschlag gemacht, die Entsetzung auszusprechen, und Ew. Majestät verhaften zu lassen. Mehr als funfzig der Repräsentanten haben sich vereinigt, um hierher zu ziehen, ein Trupp National-Gardisten hat sich ihnen zugesellt, und sie warten nur auf das Ablaufen der bewilligten Frist, um her zu kommen, und Ew. Majestät zu verhaften.*)

Und was sagen Sie, meine Brüder, Sie, meine Herren Minister, zu diesem Attentat? rief Napoleon mit donnernder Stimme. Lucian, sprechen Sie, Sie, der mir immer gerathen hat, nicht nachzugeben. Sind Sie noch jetzt dieser Meinung?

Nein, Sire, seufzte Lucian, es ist zu spät. Der glückliche Moment ist vorübergegangen, jetzt müssen Sie sich unterwerfen!

Napoleons fragender Blick wandte sich von Lucian zu seinem Bruder Joseph hin.

Sire, ich theile die Ansicht meines Bruders, sagte der Prinz traurig, Ew. Majestät müssen sich unterwerfen!

Und was sagen meine Minister? fragte Napoleon.

Aber weder Maret, noch Caulaincourt, noch Decrès und Carnot antworteten, sie standen da gesenkten Hauptes, — nur Fouché, der Polizeiminister des Kaisers, stand hoch erhobenen Hauptes, und heftete seine leuchtenden Blicke fest auf das bleiche Antlitz des Kaisers.

Und Sie, Savary und Bertrand, fragte Napoleon, sagen auch Sie, daß Alles verloren ist?

Ja, rief der Herzog von Rovigo, ja, es ist Alles verloren. Ew. Majestät müssen sich entschließen, Frankreich das größte Opfer darzubringen. Oh, Sire, ich beschwöre Sie, suchen Sie nicht länger gegen

*) Eduard Arnd. Geschichte der letzten vierzig Jahre. I. 147.

die Macht der Verhältniſſe anzukämpfen. Die Zeit verfließt, der Feind rückt heran. Dulden Sie es nicht, daß die Kammer, daß die Nation Sie beſchuldigen kann, Sie hätten Frankreich verhindert, Frieden mit ſeinen Feinden zu machen.

Sire, ſagte General Bertrand mit flehender Stimme, das Antlitz überfluthet von Thränen, Sire, ſeien Sie groß, wie Sie es bis hierher immer geweſen. Im Jahre 1814 haben Sie ſich dem Wohle Aller geopfert, erneuern Sie heute dieſes erhabene, dieſes großmüthige Opfer.

Napoleon ſchwieg, — eine tiefe Stille trat ein, und inmitten dieſer Stille vernahm man nur die Seufzer, die ſchwer und ächzend aus der Bruſt des Kaiſers hervorkamen. Lange ſtarrte er, nicht achtend, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren, in das Leere, dann wandte er langſam ſein Haupt nach Fouché hin.

Herr Herzog von Otranto, ſagte er mit feſter, ruhiger Stimme, gehen Sie in die Kammer, und melden Sie den Herren, daß ſie ſich ruhig verhalten ſollen. Ich werde ihre Wünſche erfüllen. Ich werde abdanken.

Ein einziger gemeinſchaftlicher Schrei des Schmerzes tönte von Aller Lippen, nur Fouché lächelte, und ſich leicht verneigend, verließ er eilig das Zimmer.

Jetzt, mein Bruder Lucian, ſagte der Kaiſer gelaſſen, jetzt nehmen Sie die Feder, ich will Ihnen dictiren!

Lucian ſetzte ſich vor dem Schreibtiſch nieder, die Miniſter, Herzöge und Generäle zogen ſich ehrfurchtsvoll in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Napoleon blieb ſeinem Bruder Lucian gegenüber neben dem Tiſch ſtehen, und die Hand auf denſelben aufgeſtützt, gerade und ſtolz aufgerichtet, dictirte der Kaiſer mit ruhiger, feſter Stimme wie folgt:

„Declaration an das franzöſiſche Volk.

„Indem ich den Krieg begann, um die nationale Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, zählte ich auf die Vereinigung aller Kräfte, aller nationalen Autoritäten. Ich war berechtigt, einen guten Erfolg davon zu erhoffen, und ich hatte deshalb allen Erklärungen der Mächte gegen mich Trotz geboten.“

„Die Umstände erscheinen mir jetzt verändert; ich biete mich dem Haß der Feinde Frankreichs als Opfer dar; möchten sie aufrichtig gewesen sein in ihren Erklärungen und wirklich nur ihre Feindschaft gegen meine Person gerichtet haben! Mein politisches Leben ist abgeschlossen; und ich proclamire meinen Sohn unter dem Titel Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen."

„Die activen Minister werden einen provisorischen Regentschaftsrath bilden. Die Zuneigung, die ich für meinen Sohn hege, verpflichtet mich, die Kammern aufzufordern, ohne Verzug die Regentschaft durch ein Gesetz zu organisiren."

„Vereinigt Euch Alle für das öffentliche Wohl und um eine unabhängige Nation zu bleiben."

Mein Bruder, sagte Napoleon mit einem sanften Lächeln, jetzt bin ich zu Ende. Es bleibt nur noch übrig zu unterschreiben.

Er ging mit festem Schritt an die andere Seite des Tisches, nahm die Feder aus Lucians Händen, und stehend, sich nur leicht herunterneigend über das Papier schrieb er mit rascher Hand seinen Namen unter die Declaration.

Jetzt soll Fleury zwei Abschriften davon machen, sagte Napoleon, die Feder fortwerfend, drei meiner Minister sollen die eine der Declarationen in die Deputirtenkammer, und wieder drei andere die zweite Abschrift in die Pairskammer tragen.

Eben ward die Thür hastig aufgerissen und der Graf de la Borde, der General-Adjutant der National-Garde, stürzte herein.

Sire, sagte er athemlos und keuchend, Sire, es ist keine Minute mehr zu verlieren. Die Kammern wollen so eben die Absetzung Eurer Majestät zur Abstimmung bringen.

Napoleon schritt zu dem Grafen hin, der bleich, athemlos vom eiligen Lauf kaum noch im Stande war, sich aufrecht zu halten. Mit einem Blick voll Theilnahme und Güte legte Napoleon seine Hand auf die Schulter des Grafen.

Diese guten Leute haben es wirklich sehr eilig, sagte er. Kehren Sie zu ihnen zurück und sagen Sie ihnen, sie möchten sich beruhigen. Die Abdankung sei schon geschrieben und würde ihnen sogleich überreicht

werden.*) Und jetzt, da die Geſchäfte beendet ſind, fuhr der Kaiſer ruhig fort, jetzt darf ich wohl eine Stunde der Ruhe genießen. Ich fühle mich erſchöpft, ich will ſchlafen!

Er durchſchritt langſam das Gemach, trat in ſein Schlafzimmer ein und ließ ſich mit einem tiefen Seufzer auf ſein Lager niedergleiten. —

Eine Stunde ſpäter trat ſein Bruder Lucian in das Schlafgemach Napoleons ein, um ihm zu melden, daß eine Deputation aus der Kammer der Abgeordneten im Palais angelangt ſei, um dem Kaiſer zu danken.

Leiſe ſchlich Lucian zu dem Bett hin, auf welchem der Kaiſer ruhte, leiſe rief er ſeinen Namen.

Aber der Kaiſer hörte ihn nicht.

Er ſchläft, ſagte Lucian tief bewegt. Eine Welt iſt in Aufregung, Zorn und Aufruhr um ſeinetwillen. Aber er kann ſchlafen, er fühlt ſich ſtill und ruhig, denn er hat das Opfer gebracht, welches ihm das ſchwerſte auf der Welt dünkte. Er hat ſeine Krone dahin gegeben. Er war Kaiſer, jetzt iſt er wieder ein Held, und nicht als entthronter Kaiſer liegt er da und ſchläft, ſondern als der lorbeerbekränzte Held, den nichts entthronen kann, und der ſchlafen darf, wenn er auch einen irdiſchen Thron verloren hat, denn ihm bleibt der unſterbliche Thron, den ihm ſein Ruhm in der Weltgeſchichte erbaut hat.

Er neigte ſich tief über den Schlafenden, und drückte leiſe einen Kuß auf Napoleons Stirn.

Wache auf, mein Bruder, wache auf! Vollende Dein Opfer, nimm die letzten Huldigungen Frankreichs entgegen!

Napoleon richtete ſich raſch von ſeinem Lager empor, und ſchaute verwundert zu Lucian hin, den er ſonſt immer ſo entſchloſſen und mannhaft geſehen, und deſſen Antlitz jetzt überfluthet war von Thränen.

Weinſt Du, Lucian, weil Du über mich trauerſt? fragte Napoleon.

Nein, ſagte er, ich weine, weil ich mich über Dich freue, mein Bruder. Du haſt das ſchwerſte gethan, Du haſt Dich ſelbſt über-

*) Fleury IV. 28.

wunden! Aber jetzt, Sire, ſagte er, ehrfurchtsvoll zurücktretend, jetzt bringen Sie das letzte Opfer. Nehmen Sie mit heiterer Ruhe die Huldigungen Ihrer Feinde entgegen. Eine zahlreiche Deputation der Kammer iſt da, und wünſcht von Ew. Majeſtät Abſchied zu nehmen.

Ach, ſie wünſchen mich zu ſehen, wie mir die Glieder zerſchmettert ſind durch dieſen Fall von meinem Thron, rief Napoleon, indem er von dem Lager emporſprang. Sie ſollen dieſen Wunſch nicht erfüllt ſehen! Ich lebe noch, ich fühle mich nicht zerſchmettert, ich kann noch meine Arme heben, meine Hand kann noch immer ein Schwert faſſen, und meine Füße ſind noch ſtark und kräftig, um mich weit fortzutragen, weit fort in eine neue Welt. Und die will ich mir ſuchen, und in ihr will ich mir einen neuen Thron erbauen. Ach, wer noch einen ſtarken Kopf, einen kräftigen Arm, ein ſcharfes Schwert und geſunde Füße hat, dem gehört die Zukunft, und er kann noch nicht ſagen, daß er mit dem Leben abgeſchloſſen hat. Ich habe für Frankreich, für Europa vielleicht aufgehört zu leben, aber die Welt iſt groß, und ich werde auf einem andern Welttheil wieder auferſtehen.

Die Welt iſt nicht ſo groß, rief Lucian, daß der Klang Ihres Namens, daß der Ruhm Napoleons nicht überall hingedrungen wäre. Ich hörte ihn an den Ufern des Delaware ſo hell und jauchzend erklingen, wie in Europa, die Wüſten Afrika's wiſſen von ihm zu erzählen, und über die Mauern China's iſt er hinüber geſchallt. Die ganze Welt huldigt dem Ruhm des großen Napoleon.

Die ganze Welt huldigt mir, ſagte Napoleon leiſe vor ſich hin, und doch werde ich bald nicht mehr wiſſen, wo ich mein Haupt hinlegen ſoll, und kein Fuß breit Landes wird Mein ſein. Doch ſtill davon! Mein Herz ſoll ſtark bleiben. Geh, Lucian, ſage, daß ich kommen werde, die Deputation zu empfangen. —

Wenige Minuten ſpäter trat Napoleon in den Audienzſaal, in welchem ſeine Brüder, ſeine Miniſter, ſeine wenigen getreuen Freunde, und die zahlreiche Deputation der Repräſentanten verſammelt waren.

Feſt und ruhig, wie in den Tagen ſeines Glückes, ſchritt der Kaiſer bis in die Mitte des Saals. Sein Auge hatte jetzt wieder ſeinen tiefen, feurigen Glanz, ſeine Züge waren wieder undurchdringlich, es war

wieder das eherne Cäſarenhaupt, welches die Deputirten da vor ſich ſahen, und vor dem ſie, von unwillkürlicher Ehrfurcht ergriffen, ſich tief verneigten.

Und ehern, kalt und ruhig blieb auch das Cäſarenantlitz, als der Sprecher der Deputirten, als Graf Lanjuinais jetzt dem Kaiſer im Namen der Kammern ſich nahte, als er in pathetiſchen Worten ſprach „von der Ehrfurcht und Dankbarkeit, mit welcher die Nation das edle Opfer annähme, welches Napoleon dem Glück und der Unabhängigkeit des franzöſiſchen Volkes dargebracht.“

Eine tiefe Stille trat ein, nachdem Lanjuinais geſprochen; in athemloſem Schweigen ſchauten Alle auf Napoleon hin, um von ihm noch ein letztes Wort, ein Wort des Abſchieds für Frankreich zu vernehmen.

Ich danke Ihnen, ſagte der Kaiſer nach langem Schweigen mit einer Stimme, welche ſo ſanft und weich war, daß ſie Thränen in die Augen ſeiner Zuhörer rief, und jedes Herz erbeben machte vor Rührung, ich danke Ihnen für die Gefühle, welche Sie mir ausdrücken; ich wünſche, daß meine Abdankung das Glück Frankreichs wiederherſtelle, aber ich hoffe es nicht, denn ſie läßt den Staat ohne Haupt, ohne politiſche Exiſtenz. Die Zeit, die man damit verloren hat, eine Monarchie umzuſtoßen, hätte beſſer dazu angewandt werden können, Frankreich in den Stand zu ſetzen, den Feind zu vernichten.

Ich empfehle der Kammer, die Armee ſo raſch wie möglich zu vervollſtändigen: wer den Frieden will, muß ſich zum Kriege bereit halten.

Gebt dieſe große Nation nicht der Gnade der Fremden dahin, fürchtet von Euren Hoffnungen betrogen zu werden, denn da liegt für Euch die Gefahr. In welcher Lage ich mich auch befinden werde, ich werde immer zufrieden ſein, wenn Frankreich glücklich iſt.

Ich empfehle meinen Sohn der Liebe Frankreichs. Ich hoffe, daß Frankreich nicht vergeſſen wird, daß ich nur für ihn abgedankt habe. Ich habe außerdem dies große Opfer dem Wohl der Nation dargebracht; nur unter meiner Dynaſtie kann ſie hoffen, frei, glücklich und unabhängig zu ſein. Lebet wohl! Frankreich gehören alle meine Wünſche!*)

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Fleury VI. 31.

Stille ward es, nachdem der Kaiſer geſprochen. Mit geſenkten Häuptern ſtanden die Deputirten da, die Größe des Moments, die hinreißende Gewalt der Stimme Napoleons hatte ſie fortgeriſſen, kein Auge war trocken geblieben, in dem weiten Saal hörte man nur Weinen und Seufzen und alle dieſe von Thränen getrübten Blicke ruhten mit ſchmerzlicher Bewunderung auf dem bleichen ruhigen Antlitz des Kaiſers.

Napoleon weinte nicht. Einen langen feurigen Blick ließ er an allen Anweſenden vorübergleiten, dann neigte er leiſe ſein Haupt, wandte ſich um und verließ den Saal.

Die Thür fiel hinter ihm in's Schloß, — der Kaiſer hatte der franzöſiſchen Nation ſein letztes Lebewohl geſagt!

Achtes Buch.

Malmaiſon und Helena.

I.

Der deutſche Brief.

Ein Courier von dem Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen, vom Marſchall Davouſt, war heute, den dreißigſten Juni, im Hauptquartier des Fürſten Blücher, in La Valette, unweit Paris, eingetroffen und hatte dem Fürſten Blücher ein Schreiben des Marſchalls überbracht.

Blücher hatte ſich dieſes Schreiben ſoeben von Gneiſenau überſetzen laſſen und dampfte jetzt nach beendeter Vorleſung große Rauchwolken aus ſeiner Pfeife hervor.

Na, ſagte er nach einer langen Pauſe, wir haben ihn alſo mit Gottes Hülfe zum zweiten Mal glücklich runter gebracht von ſeinem Thron. Aber, iſt es auch wahr, Gneiſenau? Iſt es auch nicht man blos Verſtellung und Rederei, blos, damit wir mit langer Naſe abziehen ſollen? Können Sie mir Ihr Ehrenwort geben, Mann, daß Sie's glauben und daß der Bonaparte wirklich abgedankt hat?

Ja, Durchlaucht, ſagte Gneiſenau zuverſichtlich, ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, Napoleon hat wirklich abgedankt, die Kammern haben eine proviſoriſche Regierung ernannt, die aus Couché, Carnot, Grenier, Caulaincourt und Quinette beſteht und deren Präſidentſchaft Fouché glücklich an ſich geriſſen hat. Dieſe proviſoriſche Regierung hat alle Souverainetätsrechte des Thrones in ſich vereinigt, und herrſcht jetzt über Frankreich mit unbedingten Vollmachten. Sie hat bereits ein neues Miniſterium ernannt, und den Marſchall Davouſt zum Oberbefehlshaber der Truppen erhoben.

Und wo iſt der Bonaparte?

Der hat, wie der Courier meldet, geſtern das Palais Eliſée verlaſſen und ſich nach Malmaiſon begeben.

Und dieſe übermüthigen Franzoſen denken, wir werden mit ihnen Frieden und Freundſchaft ſchließen, ſo lange dieſer Menſch noch in Frankreich iſt, und alle Tage wieder auftreten und ſein ſcheußliches Unweſen wieder von vorn anfangen kann? Sie ſollen uns erſt den Bonaparte gebunden hierher bringen, ihn uns als Gefangenen übergeben, damit wir ſehen, daß es ihnen Ernſt damit iſt, mit ihrer Vergangenheit zu brechen, dann nachher wollen wir ſehen, was zu thun iſt, und ob wir ihnen den Frieden ſchenken wollen, das heißt, wenn ſie uns erſt 'ne gehörige Portion Kriegscontribution gezahlt und uns vollſtändige Revanche gegeben haben. Aber zu allererſt müſſen ſie uns den Bonaparte ausliefern.

Aber, Durchlaucht, das hieße nicht allein das franzöſiſche Volk, ſondern auch diejenigen Souveraine, welche früher Napoleon als ihres Gleichen geehrt haben, zu ſehr beſchämen, das wäre ſelbſt ein Verbrechen gegen Napoleon, der, was man auch immer von ihm ſagen mag, doch jedenfalls ein Held und ein großer Feldherr iſt und dem man jetzt in ſeinem Unglück wohl einige Ehrfurcht ſchuldig iſt.

Na, rief Blücher zornig, das fehlt mir blos noch, Ehrfurcht vor dem Bonaparte! Thun Sie mir den einzigen Gefallen, und bleiben Sie mir mit ſolchen ſchönen Redensarten vom Leibe, Sie ärgern mich und machen mich wüthend, und ich wär's im Stande und ritt mit 'nen paar Huſarenregimentern nach Malmaiſon hin und holt' mir den Bonaparte, ließ ihn in einen eiſernen Käfig ſtecken und nähm' ihn als 'n wilden Menſchenfreſſer mit mir, blos um Euch und aller Welt zu beweiſen, daß ich ganz und gar keine Ehrfurcht vor dem Kerl habe. Na, übrigens iſt's mir lieb, Sie haben mich grade in die rechte Stimmung gebracht, um den hochnaſigen aufgeblaſenen Brief des Monſieur Davouſt zu beantworten. Das iſt auch Einer von Denen, die Deutſchland mit Füßen getreten und ſo gethan haben, als hätt' der liebe Gott uns Deutſche man blos dazu geſchaffen, den Herren Franzoſen die Schuhriemen zu löſen und ihre gehorſamen Diener zu ſein. Der Monſieur Davouſt hat dazumal in Hamburg den kleinen Napoleon gemacht, und

mit deutſchem Hab und Gut, und mit deutſcher Ehre und Geſinnung geſpielt, als wenn's Billardbälle wären, die blos zum Amuſement für den Herrn Marſchall da wären. Iſt mir ſehr lieb, daß ich dem Monſieur zu antworten hab' und einen rechtſchaffenen, ehrlichen Brief will ich ihm antworten. Wollen Sie ſo gut ſein, und mein Secretair ſein, Gneiſenau? Wollen Sie ſchreiben, was ich Ihnen dictire? Denn Sie wiſſen wohl, das Schreiben iſt juſt nicht meine Sach', und wenn ich die Buchſtaben auf's Papier male, ſo verfliegen mir dabei immer die beſten Gedanken, und das Feuer geht mir aus, wie 'ner Pfeife, die man nicht anbläſt. Das macht, mein Kopf denkt raſcher, als meine Hand ſchreibt. Wollen Sie mir alſo den Gefallen thun und für mich ſchreiben?

Von Herzen gern, Durchlaucht, ſagte Gneiſenau, vor dem Tiſch Platz nehmend, auf welchem das Schreibgeräth ſchon bereit gelegt worden.

Na, ſo ſchreiben Sie mal, rief Blücher, indem er mit dem kleinen Finger ein wenig in dem Kopf ſeiner Pfeife umherfuhr und dann einige kräftige Züge that. Der Herr Davouſt will'n Waffenſtillſtand, nicht wahr, das ſteht in ſeinem franzöſiſchen Brief?

Ja, Durchlaucht.

Er ſchreibt, die Urſache des Krieges ſei hinweggeräumt, da Bonaparte dem Throne entſagt hätte, die verbündeten Mächte hätten das bereits auch anerkannt, Oeſterreich hätte ſchon einen Waffenſtillſtand mit der proviſoriſchen Regierung abgeſchloſſen, und ich würde eine große Verantwortung auf mich laden, wenn ich nicht auch bereit wäre, die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Nicht wahr, das ſteht Alles in dem Brief?

Ja, Durchlaucht, das ſteht darin.

Nanu wollen wir mal ſehen, was in meinem Brief darauf zu antworten iſt. Schreiben Sie, Gneiſenau, nu friſch druf!

Und mit lauter, feuriger Stimme dictirte Blücher:

„Mein Herr Marſchall! Es iſt irrig, daß zwiſchen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Urſachen zum Krieg aufgehört hätten, weil Napoleon dem Thron entſagt habe; dieſer hat nur bedingungs-

weiſe entſagt zu Gunſten ſeines Sohnes, und der Beſchluß der vereinigten Mächte ſchließt nicht allein Napoleon, ſondern auch alle Mitglieder ſeiner Familie vom Thron aus. Wenn der öſterreichiſche General Frimont ſich berechtigt geglaubt, einen Waffenſtillſtand mit dem ihm gegenüber ſtehenden feindlichen General zu ſchließen, ſo iſt das kein Beweggrund für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unſern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Wollen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marſchall, was Sie thun, und ſtürzen Sie nicht abermals eine Stadt in's Verderben; denn Sie wiſſen, was der erbitterte Soldat ſich erlauben würde, wenn Ihre Hauptſtadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünſchungen von Paris ebenſo wie die von Hamburg auf ſich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverläſſiger Waffenſtillſtand Statt haben. Sie wollen, Herr Marſchall, dieſes unſer Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marſchall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es ſonderbar iſt, daß Sie unſere mit Briefen und Aufträgen geſendeten Officiere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen übereinkömmlicher Höflichkeit habe ich die Ehre, mich zu nennen, Herr Marſchall, Ihr dienſtwilliger —"*)

Na nu ſind wir fertig, Freund! ſagte Blücher, unterzeichnen will ich ſelbſt. Aber erſt ſagen Sie mal, Gneiſenau, was denken Sie von meinem Antwortſchreiben an Monſieur Davouſt?

Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, Durchlaucht, ſo finde ich daſſelbe etwas ſehr rauh und herbe, ja, grade heraus, etwas ungroßmüthig.

Iſt auch durchaus nicht meine Abſicht, den Großmüthigen ſpielen zu wollen, rief Blücher, und wenn mein Brief rauh und herbe iſt, ſo iſt er juſt ſo, wie Monſieur Davouſt in Perſon geweſen iſt, als er in Hamburg war, und mein Brief ſoll ſo bleiben. Nu, geben Sie mal her Ihre Feder, nun will ich noch meinen Namen drunter ſchreiben, und dann ſchicken wir meinen Liebesbrief ab.

---

*) Varnhagen v. Enſe: Biographiſche Denkmale. Fürſt Blücher. 476.

Durchlaucht vergeſſen, daß ich den Brief vorher erſt überſetzen muß, und daß Sie nicht nöthig haben, unter das Concept Ihren Namen zu ſetzen. Ich werde Ihnen nachher die franzöſiſche Ueberſetzung vorlegen, und nur dieſe haben Sie nöthig zu unterzeichnen.

Was? Sie wollen den Brief in's Franzöſiſche überſetzen? rief Blücher.

Natürlich, Durchlaucht. Wir können doch einem Franzoſen nicht zumuthen, daß er einen deutſchen Brief verſtehen ſoll?

Na, und warum können wir ihm das nicht zumuthen? ſchrie Blücher hochroth vor Zorn. Herr Gott im Himmel, was wir Deutſche doch immer für demüthige Fuchsſchwänzer und unterthänigſte Duckmäuſer ſind! Wir können's andern Völkern nicht zumuthen, daß ſie unſere Sprache kennen, um uns zu verſtehen, und darum lernen wir ganz gehorſamſt ihre Sprachen, um ſie zu verſtehen. Sagen Sie mal, Mann, Gneiſenau, ſind Sie denn auch 'n vornehmer Diplomat und Hofmann geworden, daß Sie mit den Franzoſen ſo ſauber und höflich umgehen wollen? Ich ſag' Ihnen, es wird nichts daraus, und dies Mal ſollen die Franzoſen den Blücher kennen lernen. Ich frage Sie, in welcher Sprache hat der Herr Davouſt denn an mich geſchrieben?

Nun, natürlich in franzöſiſcher Sprache, Durchlaucht.

So, das finden Sie natürlich, daß der Franzoſe an einen Ausländer, an einen Deutſchen in franzöſiſcher Sprache ſchreibt, der Franzoſe hat das Recht dazu? Na, dann habe ich auch das Recht, ihm in meiner Sprache zu antworten, und als Deutſcher an den Ausländer, den Franzoſen in deutſcher Sprache zu ſchreiben. Er mag meinetwegen vornehm die Naſe rümpfen, und ſagen: „der Kerl, der Blücher, iſt ſo dumm und ungebildet, daß er nicht einmal franzöſiſch verſteht, und mir in ſeiner Mutterſprache ſchreibt.“ Ich rümpfe auch die Naſe, und ſage: „der Kerl, der Davouſt iſt ſo dumm und ungebildet, daß er nicht einmal deutſch verſteht, und mir in ſeiner Mutterſprache ſchreibt.“ Es bleibt dabei, Gneiſenau, ſchreibt er mir franzöſiſch, weil's ihm ſo bequem iſt, ſo antwort' ich ihm deutſch, weil's mir ſo bequem iſt. Es wär' uns Deutſchen allzeit her viel nützlicher geweſen, wenn wir weniger

Zeit darauf verwandt hätten, franzöſiſche Vocabeln zu lernen, ſondern lieber unſere eigene deutſche Sprach' und unſer deutſches Weſen mehr im Aug' behalten hätten.

Ja, das iſt wahr, rief Gneiſenau, unſer edle und tapfere Fürſt Blücher hat heute, wie immer Recht. Er iſt ein deutſcher Held und er vertheidigt deutſche Ehre und deutſches Recht in Allem, was er thut. Es iſt wahr, wir Deutſche ſind es gewohnt, daß wir uns den andern Völkern unterordnen, daß wir gar nicht den Muth haben zu verlangen, ſie ſollen unſere Sprache lernen, ſondern beſcheidentlich uns bemühen, in ihrer Sprache mit ihnen zu reden. Mein edler Blücher hat Recht, es iſt würdiger, den Herren Franzoſen, die franzöſiſch geſchrieben, eine deutſche Antwort zu geben. Freilich, die Herren Franzoſen werden uns deshalb der Unhöflichkeit zeihen und die Herren Diplomaten werden die Achſeln zucken.

Laſſen Sie ſie zucken, bis ſie meinetwegen bucklicht werden, ſagte Blücher fröhlich. Ich will Ihnen was ſagen, Gneiſenau, ich hab' mir zugeſchworen, daß ich die Franzoſen lehren will, Reſpect vor uns Deutſchen zu haben, und daß ich ihnen alles das vergelten will, was ſie uns gethan haben. Nicht aus Bosheit und Rache, ſondern um unſere Ehre zu retten und um den Franzoſen zu beweiſen, daß wir Deutſche auch eine Nation ſind, und daß wir wieder treten, wenn man uns getreten hat. Und dazu hat mich der liebe Gott ſo lange leben laſſen, daß ich Deutſchland in Achtung und Anſehen bringen ſoll. Vorig Jahr, da war's meine Aufgabe, Deutſchland zu befreien vom franzöſiſchen Joch, aber dies Jahr da bin ich hergeſchickt, Deutſchland zu rächen und unſere Ehre rein zu waſchen von den Flecken, die noch immer drauf ſitzen. Darum iſt's nicht genug, daß wir den Bonaparte verjagen, ſondern wir müſſen auch unſere Genugthuung haben von der franzöſiſchen Nation, wir müſſen ſie lehren, wie weh es thut, getreten, mißachtet und verhöhnt zu werden. Wir müſſen Vergeltung üben, denn dazu hat uns der liebe Gott hierher geſchickt. Und darum will ich auch nicht wieder umkehren, ſondern vorwärts will ich, vorwärts nach Paris. Die Franzoſen müſſen ebenſo gut gedemüthigt werden, als der Bonaparte, ſie ſind ein übermüthiges Volk und müſſen klein gemacht

werden wie ihr übermüthiger Bonaparte. Als ſie die Herren in Deutſchland waren, da haben ſie uns gerupft und zerfetzt, und immer zu ihrer Entſchuldigung das Eroberungsrecht angeführt. Na, nun ſind wir Herren in Frankreich, und nun wollen wir auch'n bischen rupfen und zerfetzen. Das Eroberungsrecht erlaubt es uns. Kein Pardon für die Franzoſen! Sie müſſen geduckt werden! Sie müſſen erkennen, daß der liebe Gott gerecht iſt, und daß, wie einſt die Franzoſen Herren in Deutſchland waren, die Deutſchen jetzt Herren in Frankreich ſind! — In dieſer Nacht noch, Gneiſenau, wollen wir aufbrechen.

Ohne vorher mit Wellington und dem engliſchen Heer uns vereinigt zu haben?

Ja, ganz auf unſere eigene Hand, Gneiſenau, wollen wir vorwärts. Der Wellington iſt mein lieber Freund und Bruder, aber er iſt mir zu fein, er möcht's auch mit keinem Menſchen verderben, möcht' den Franzoſen noch lange Zeit laſſen zu überlegen und zu berathſchlagen, ob ſie ſo gütig ſein wollen und uns nach Paris rein laſſen, möcht' ihnen Zeit laſſen, ſich in Gutem mit uns zu verſtändigen. Ich will mich aber nicht in Gutem verſtändigen, ich will ſie zwingen, Raiſon anzunehmen, und darum rück' ich raſch vorwärts und zwinge Wellington dadurch, mir zu folgen und auch vorwärts zu rücken. Dieſe Nacht noch müſſen wir bei Saint Germain über die Seine, denn die Franzoſen ſind ſonſt im Stande und zerſtören uns die Brücke und dann haben wir's Nachſchauen und können nicht hinüber. Wir müſſen aber über die Seine, um nach Paris zu kommen, denn um die Stadt zur Uebergabe zu zwingen, müſſen wir ihr die Zufuhr der Lebensmittel aus der Normandie abſchneiden.

Aber, Durchlaucht, dadurch kommt das preußiſche Heer in Gefahr, abgeſchnitten zu werden und es tritt eine Trennung der verbündeten Heere ein, die gefährlich werden kann, wenn die Franzoſen ſie zu benutzen verſtehen.

Ach, was Trennung, brummte Blücher. Wir werden Alle einer hinter dem Andern ſo raſch als möglich rüber gehen über die Seine. Der Thielmann mit ſeinem Heer geht zuerſt herüber. Dann folgt Zieten mit ſeinen Truppen, und während der Zeit hat ſich der Bülow

geſputet und iſt auch heranmarſchirt, geht dann auch raſch über die Brücke, und dann ſind wir Alle beiſammen, und dann geht's nach Paris. Hurrah! Auf Paris! Die Franzoſen ſollen uns kennen lernen! Das Parlez-vous hat aufgehört und von jetzt an wird deutſch mit den Franzoſen geſprochen! Gneiſenau, ſchicken Sie meinen deutſchen Brief ab, und dieſe Nacht geht's über die Seine. Ich muß nach Paris, ich bin ein prächtiger Sprachmeiſter und die Franzoſen ſollen deutſch von mir lernen.

II.

In Malmaiſon.

Das Opfer war vollbracht! Zum zweiten Mal hatte Napoleon ſeine Krone niedergelegt, zum zweiten Male war er von dem Thron hernieder geſtiegen und er fühlte jetzt, daß er dies Mal für immer mit ſeiner Vergangenheit abgeſchloſſen habe, daß keine Rückkehr mehr möglich ſei. Es war zu Ende mit den Tagen des Glanzes und des Ruhmes, zu Ende mit ſeiner Kaiſerherrlichkeit!

Seine ganze Vergangenheit, ſeine Krone, ſeine Macht, Alles das war in Paris zurückgeblieben, und nur als armer General war Bonaparte heimgekehrt nach Malmaiſon, nach dieſem Schloß, in welchem er als Conſul an der Seite ſeiner Joſephine ſo ſchöne und glückliche Tage verlebt hatte, nach dieſem Schloß, in welchem ſeine von ihm verlaſſene Gemahlin geſtorben war vor Gram, aber mit dem letzten Hauch ihrer erbleichenden Lippen ihn geſegnet hatte.

Daran dachte er eben, als er einſam und allein in ſeinem Cabinet vor dem lebensgroßen Bilde Joſephinens ſtand, das mit mildem Lächeln, mit ſanften Engelsblicken zu ihm niederſchaute. Zu ihr emporblickend erinnerte er ſich ihrer Liebe, ihrer Güte und der vielen Thränen, die ſie um ihn geweint.

Josephine, sagte er leise, Du bist gerächt. Alle Deine Prophezeihungen sind eingetroffen. Als ich Dich verließ, erbleichte mein Stern, verließ ich meinen guten Engel und gab den Dämonen Gewalt über mich. Sie haben mich zu Grunde gerichtet, vom Thron hernieder geschleudert und zerschmettert, und so kehre ich zurück, gelähmt an allen Gliedern, ein armer verlassener Mann. Bist Du nun zufrieden, Josephine? Wirst Du dem Heimkehrenden jetzt vergeben?

Er starrte zu dem Bilde empor, so lange, so unverwandt, bis seine Augen sich umdüsterten, bis sie sich wie mit einem feuchten Schleier umhüllten, und durch diesen Schleier hindurch glaubte er zu sehen, wie Josephine ihm zunickte, wie sie ihn grüßte mit einem seligen Lächeln.

Mit einer hastigen Bewegung ließ Napoleon seine Hand über seine Augen dahin fahren und trat von dem Bilde zurück.

Ich ersticke in dieser Einsamkeit und Stille, die mich hier umgiebt, sagte er verzweiflungsvoll. Es ist mir, als ob die Mauern dieses Schlosses über mir zusammenfallen sollten. Oh, thäten sie es doch, zerschmetterten sie mich doch! Es wäre besser, als hier so unthätig, so dumpf seine Tage dahinschleichen zu sehen! Ah, aber was ist das? Da höre ich endlich ein Geräusch, ein Zeichen des Lebens?

Und eiligen Schrittes näherte er sich der Thür und horchte. — Wirklich da draußen im Vorsaal wurden jetzt laute, streitende Stimmen hörbar. Man sprach heftig, zürnend im verworrenen Geräusch durcheinander.

Deutlich erkannte der Kaiser jetzt die Stimme des Generals Gourgaud, deutlich hörte er ihn sagen: niemals, so lange ich lebe, soll irgend eine frevelnde Hand den Kaiser berühren dürfen. Mit meinem letzten Blutstropfen werde ich ihn vertheidigen, das schwöre ich!

Das schwöre auch ich! rief General Bertrand.

Wer die Schwelle dieser Thür überschreiten will, der muß erst mich tödten, rief Savary.

Der Kaiser stand noch immer an der Thür und horchte, und diese Liebesbetheuerungen seiner Getreuen riefen ein sanftes Lächeln auf seine Lippen.

Ah, murmelte er leiſe, ich habe wenigſtens noch einige Freunde, welche mich nicht verlaſſen werden.

Jetzt hörte er da draußen eine ihm fremde Stimme, welche betheuerte, daß man gar nichts Böſes gegen den Kaiſer unternehmen wolle. Dann wieder vernahm er die Stimme der Königin Hortenſe, welche mit dem Ausdruck des Entſetzens fragte: was geſchehen ſolle, was dieſe bloßen Schwerter, dieſe zornigen Angeſichter im Vorſaal des Kaiſers zu bedeuten hätten?

Man will den Kaiſer verhaften, hörte er Gourgaud mit vor Wuth zitternder Stimme.

Ah, man will mich verhaften, rief der Kaiſer, und mit einem raſchen Stoß öffnete er die Thür, und erſchien mit ſeinem ernſten bleichen Antlitz auf der Schwelle.

Der Kaiſer! riefen Savary, Gourgaud und Bertrand, und mit entblößten Schwertern ſtürzten ſie zu ihm hin, und ſtellten ſich zu beiden Seiten der Thür auf.

Der Kaiſer! ſagte Hortenſe, und zu ihm hineilend, nahm ſie ſeine Hand und drückte ſie an ihre Lippen.

Napoleons ernſter, klarer Blick aber war auf den General hingerichtet, der da drüben bleich und zitternd an der Thür ſtand, nicht wagend, die Augen zu dem Kaiſer zu erheben, oder ſich ihm zu nähern.

General Graf Becker, nicht wahr, ſo heißen Sie? fragte der Kaiſer nach einer Pauſe.

Ja, Sire, ſagte der Angeredete, Ew. Majeſtät haben die Gnade, ſich meiner zu erinnern.

Und Sie ſind hierhergekommen, um mich zu verhaften?

Nein, Majeſtät, niemals würde ich einen ſo entehrenden und unwürdigen Auftrag angenommen haben. Dieſe Herren hier wollten mich nicht anhören; es war ein Mißverſtändniß, das ich vergeblich aufzuklären verſuchte. Der Zweck meiner Sendung iſt nicht, Ew. Majeſtät zu verhaften, ſondern über die Sicherheit Ihrer erhabenen Perſon zu wachen, die unter den Schutz der Ehre der Nation geſtellt iſt.

Und wer hat Ihnen dieſen Auftrag ertheilt, General?

Die proviſoriſche Regierung, Sire. Hier iſt das Dekret, welches

mich zum Commandanten der Garde Ew. Majestät ernennt, und mir befiehlt, mich nach Malmaison zu verfügen.

Er reichte dem Kaiser ein mit großen Siegeln versehenes Papier dar, das dieser mit raschen Blicken überlas.

Ja, mein Herr, ich sehe, daß Sie die Wahrheit sagen. Die fünf Kaiser von Paris haben Sie hierher gesandt, rief Napoleon, Sie sollen, wie hier geschrieben steht, für die Sicherheit der Person Napoleons Sorge tragen, und die Uebelwollenden verhindern, daß sie sich seines Namens bedienen, um Unruhen zu veranlassen.*)

Oh, rief Hortense mit hervorstürzenden Thränen, dahin also ist es gekommen, daß der Kaiser in Malmaison Gefangener der Franzosen ist.

Ruhig, Hortense, weinen Sie nicht, sagte Napoleon. Sie sehen wohl, wie peinlich dem armen General die Charge ist, die man ihm übertragen. Machen wir ihm dieselbe nicht schwerer. General, ich heiße Sie willkommen, und ich fordere von den anwesenden Herren, daß sie die Mission und die Person des Generals Becker ehren.

Sire, rief der General mit Thränen in den Augen, Ihre Güte zerschmettert mich. Könnten Sie in meinem Herzen lesen, Sie würden sehen, daß darin nur Ehrerbietung und Bewunderung für die erhabene Person Ew. Majestät lebt. Ich nahm die schwierige Sendung an, welche die provisorische Regierung mir im Namen der Nation übertrug, ich nahm sie an, damit sie nicht einer weniger ergebenen und ehrerbietigen Person übertragen werde.

Und was hat Ihnen die provisorische Regierung weiter für Befehle ertheilt? Hat sie Ihnen keine Aufträge für mich gegeben?

Sire, die provisorische Regierung läßt Ew. Majestät beschwören, so rasch als möglich Frankreich zu verlassen, Alles zu Ihrer Abreise bereit zu halten, damit, sobald die provisorische Regierung Ew. Majestät die nöthigen Päße und Sicherheits-Papiere sendet, Ew. Majestät sofort nach Rochefort abreisen, wo schon zwei Schiffe bereit liegen, um Ew. Majestät dahin zu führen, wohin Sie gehen wollen.

Es ist gut, wir werden abreisen, sobald die Zeit gekommen ist!

*) Fleury IV. 65.

ſagte Napoleon, leiſe das Haupt neigend. Dann trat er in ſein Cabinet zurück, aber bevor er die Thür ſchloß, wandte er ſein Antlitz noch einmal zurück und winkte Maret, ihm zu folgen.

Der Herzog von Baſſano eilte herbei, und trat mit dem Kaiſer in ſein Cabinet ein.

Maret, ſagte Napoleon ſchwer aufſeufzend, ich erſticke, ich muß fort. Ich will zurückkehren nach Paris.

Sire, nach Paris, wo Ihre Feinde ſind, rief Maret entſetzt.

Nach Paris, wo meine Soldaten ſind, ſagte Napoleon mit blitzenden Augen. Ich habe abgedankt, um das Vaterland zu retten, und zu Gunſten meines Sohnes. Aber jetzt ſehe ich, daß das Vaterland verloren iſt, wenn ich ihm nicht zu Hülfe komme, daß mein Sohn nicht zu ſeinem Thron gelangt, wenn ich ihn nicht auf demſelben einſetze. Maret, ich weiß, daß der Feind auf Paris marſchirt, und ſtatt ihm mit einer Armee, die aus den Trümmern meines Heers, aus der Nationalgarde, den Föderirten und Rekruten zuſammengeſetzt werden muß, entgegen zu ziehen, unterhandeln dieſe Menſchen, demüthigen ſich, und entehren Frankreich. Ich will nach Paris. Wenn mein Thron wirklich verloren iſt, ſo will ich ihn lieber auf dem Schlachtfelde verlieren, als hier. Ich kann für Euch Alle, für meinen Sohn und für mich nichts Beſſeres thun, als daß ich mich meinen Soldaten in die Arme werfe. Meine Erſcheinung wird die Armee electriſiren, ſie wird die Fremden niederſchmettern. Sie werden erkennen, daß ich nur auf das Terrain zurückgekehrt bin, um ſie entweder unter meine Füße zu treten, oder zu ſterben; ſie werden, um nur von mir befreit zu werden, Euch Alles bewilligen, was Ihr nur fordern mögt. Wenn Ihr ſtatt deſſen mich hier in Malmaiſon müßig an meinem Degen kauen laßt, werden ſie Euch verſpotten, und Euch zwingen, Ludwig den Achtzehnten ehrerbietigſt, mit dem Hut in der Hand zu empfangen! Wir müſſen endlich ein Ende machen. Wenn Eure fünf Kaiſer mich nicht wollen, ſo will mich doch die Armee. Ich habe nur nöthig, mich zu zeigen, und Paris und die Armee werden mich zum zweiten Mal als ihren Befreier willkommen heißen!*)

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury IV. 75.

Ach, Sire, ſeufzte der Herzog von Baſſano, die Armee würde Sie willkommen heißen, aber ſie iſt jetzt der kleinſte und der ſchwächſte Theil der Nation, und ſie würde ſelbſt unter Ihrer Anführung nicht alle die feindlichen Armeen bezwingen können, welche von allen Seiten heranziehen, wenn die Nation ſich nicht für Ew. Majeſtät erhebt, und die Armee unterſtützt. Das Volk aber hat ſeine Vertreter und ſeine Sprecher in den Kammern, und dieſe Kammern würden ſich, ſobald Sie nach Paris kämen, gegen Ew. Majeſtät erklären, vielleicht würden ſie es ſogar wagen, Sie außerhalb des Geſetzes zu erklären. Außerdem aber, Sire, wenn nun das Glück Sie nicht begünſtigte, wenn Sie mit Ihrer Armee der Uebermacht erlägen, was ſollte aus Frankreich werden? Was würde das Loos Eurer Majeſtät ſein? Der Feind würde ſich berechtigt halten, ſeinen Sieg auszubeuten, und Ew. Majeſtät würden ſich vielleicht vorwerfen müſſen, den Untergang Frankreichs verſchuldet zu haben.

Es iſt wahr, ſeufzte der Kaiſer, ich ſehe es wohl, man muß immer nachgeben.

Er ſenkte ſein Haupt tiefer auf ſeine Bruſt und ſtand düſter ſinnend da.

Sie haben Recht, ſagte er dann raſch, ſein Haupt wieder emporhebend, ich kann nicht die Verantwortlichkeit für ein ſo gewagtes Unternehmen auf mich laden. Ich muß warten, bis die Stimme des Volkes, der Soldaten, der Kammern mich ruft. Aber warum verlangt Paris nicht nach mir? Man will es alſo nicht ſehen, daß die Alliirten Euch meine Abdankung gar nicht anrechnen? Daß ſie in ihrer Feindſchaft gegen Frankreich fortfahren, obwohl ſie erklärt hatten, nur Mir allein den Krieg machen zu wollen? Wenn die Pariſer, wenn meine Soldaten das endlich erkennen, ſo werden ſie mich rufen, und gebe Gott, daß es dann noch nicht zu ſpät iſt, daß es dann noch in meiner Macht ſteht, Frankreich zu retten, und —

Die Thür des Vorſaals ward geöffnet, und General Gourgaud erſchien auf der Schwelle.

Sire, ſagte er, ein Courier aus Paris, der Ew. Majeſtät dringend

zu ſprechen wünſcht, und den der Marine-Miniſter an Ew. Majeſtät abgeſandt hat.

Ah, Maret, rief Napoleon mit freudeſtrahlenden Augen, ſehen Sie wohl, meine Hoffnungen erfüllen ſich ſchon, und die Botſchaft, die ich erwartete, iſt vielleicht ſchon hier! Laſſen Sie den Courier eintreten, Gourgaud.

Einige Minuten ſpäter trat ein Marine-Officier in das Cabinet, in welchem Napoleon und Maret ihn erwarteten.

Sire, ſagte er, mich ſendet der Marine-Miniſter Graf Decrès. Er läßt im Namen der proviſoriſchen Regierung Eurer Majeſtät melden, daß der Feind bereits bis Compiègne vorgedrungen iſt, daß die erſte Heeresabtheilung Blüchers die Seine überſchritten hat, — .

Und Wellington, rief Napoleon ungeſtüm, Wellington ſteht noch jenſeits der Seine?

Ja, Sire, bis jetzt ſteht er noch jenſeits. Aber er wird ohne Zweifel ſofort mit ſeiner Armee nachrücken und auf Paris marſchiren. Die proviſoriſche Regierung zittert daher für die Sicherheit Eurer Majeſtät. Sie dispenſirt Eure Majeſtät deshalb davon, die Paß- und Sicherheits-Papiere zu erwarten, und wünſcht, daß Ew. Majeſtät ſo ſchnell als möglich incognito abreiſen möchten.

Das iſt Alles, was Sie mir zu ſagen haben? fragte Napoleon düſter.

Ja, Sire, es iſt Alles, nur ſoll ich von dem Herrn Marine-Miniſter noch hinzufügen, daß er Ew. Majeſtat beſchwört, Ihre Abreiſe nicht länger zu verzögern, damit nicht die Engländer Zeit gewinnen, den franzöſiſchen Hafen zu blokiren, bevor Ew. Majeſtät ihn mit den bereit liegenden Schiffen verlaſſen haben.

Napoleon ſeufzte tief auf und wandte ſich ab, um ſein zuckendes Antlitz nicht ſehen zu laſſen. Es iſt gut, ſagte er, ich werde abreiſen. Gehen Sie, ſagen Sie das dem Marine-Miniſter.

Er winkte heftig mit der Hand nach der Thür hin, und ſank dann, als der Bote hinausgegangen war, mit einem dumpfen Schmerzenslaut auf den Lehnſtuhl nieder.

Es iſt zu Ende, murmelte er, ich will mich nicht mehr ſträuben, ich will abreiſen! Ich —

Plötzlich zuckte der Kaiser zusammen, sein bleiches Antlitz röthete sich, sein blitzendes Auge wandte sich mit forschendem Ausdruck dem Fenster zu.

Er hatte da einen Ton gehört, der alle Fibern seines Herzens leben machte, er hatte den Donner einer Kanone gehört.

Und jetzt wieder und noch einmal rollte der Donner daher.

Sie kämpfen, schrie Napoleon, der Feind ist da, meine Armee schlägt sich, — und ich, oh, ich! — Er schlug seine Fäuste gegen seine Brust, daß sie dröhnend wiederhallte, er stieß Worte der Verwünschung, des Zorns, des Schmerzes aus, er achtete es nicht, daß seine Augen sich mit Thränen füllten, daß sie über seine bleichen Wangen niederrollten. Er hörte nur den fernen Donner der Kanonen, und wie ein Schlachtroß bäumte sich sein Herz in seiner Brust auf, und Alles in ihm schrie und jauchzte: Hinaus! hinaus! Die Schlacht hat begonnen, der Feind ist da! Hinaus zur Schlacht!

Und er war ein Gefangener, er war nicht mehr der Feldherr, der Kaiser! Er konnte seine Armee nicht mehr zum Ruhm, zum Sieg führen. Er war ein Gefangener! Er konnte das Vaterland nicht mehr retten!

Aber ich will es retten, ich muß es retten, rief er auf einmal mit entschlossenem Ton. Das Vaterland ist in Gefahr, es ruft mich mit diesen Kanonen, ich muß es retten! Maret, gehen Sie, rufen Sie mir den General Becker hierher. In einer Viertelstunde erwarte ich ihn hier! Ertheilen Sie Befehl, daß sogleich ein Kaleschwagen angespannt werde und vorfahre!

Als nach einer Viertelstunde der General in das Cabinet des Kaisers eintrat, stand dieser vor dem Tisch, auf welchem seine Landkarten ausgebreitet lagen. Neben der Karte lag ein offener Brief, Napoleons Angesicht war jetzt wieder ruhig, ernst, kein Zug desselben verrieth die Stürme, welche eben erst über dasselbe hingezogen waren.

General, sagte Napoleon, kommen Sie hierher. Sehen Sie die Nadeln auf dieser Karte an. Sehen Sie, hier bei Compiègne und Senlis steht der Feind. Er hat einen großen Fehler begangen, er hat seine Kräfte getheilt. Hier, diesseits der Seine, steht Blücher mit einem

Theil seiner Armee, und drüben, jenseits der Seine, steht sein anderer Heertheil, steht Wellington mit seiner Armee. Jetzt ist der Moment gekommen, um Blücher anzugreifen. Aber keine Stunde darf verloren werden. Man muß vor allen Dingen die Brücke bei Saint-Germain sofort abbrechen, um den weiteren Uebergang der feindlichen Armeen zu hindern, dann ist Blücher mit seinem schon auf dem linken Seine-Ufer stehenden Armee-Corps abgeschnitten, man muß ihn zur Schlacht zwingen und man wird ihn vernichten. Läßt man ihn hingegen ungehindert vorschreiten, so wird er morgen vor Paris stehen. Ich begreife die Verblendung des Gouvernements nicht. Man muß entweder ein Narr oder ein Vaterlandsverräther sein, um noch an dem Uebelwollen und der Treulosigkeit der Alliirten zweifeln zu können. Diese Leute in Paris verstehen nichts von den Geschäften, nichts vor allen Dingen vom Kriege.

Es ist wahr, seufzte General Becker, die Gefahr ist groß.

Sie sehen es ein? rief Napoleon lebhaft, Sie sehen, daß Alles verloren ist, wenn nicht sofort energisch eingeschritten wird? Sie begreifen, daß ich Frankreich zu Hülfe kommen muß? Oh, erschrecken Sie nicht, ich verlange nicht mehr Kaiser zu sein, ich will Frankreich dienen als General, als Soldat. Ich will noch einmal die Armee commandiren, ich will das von der provisorischen Regierung fordern. General, ich will Sie mit dieser Botschaft an die Regierung senden!

Mich, Ew. Majestät? fragte General Becker, entsetzt einen Schritt zurücktretend. Aber Ew. Majestät wissen, daß ich Befehl habe, in Malmaison, in der Nähe Ew. Majestät zu bleiben, bis zu Ew. Majestät Abreise.

Ich aber, rief Napoleon gebieterisch, ich befehle Ihnen, die Botschaft zu erfüllen, die ich Ihnen übertragen will. General, Sie dürfen nicht säumen, denn es handelt sich um das Wohl des Vaterlandes! Wollen Sie sich demselben feindlich widersetzen?

Nein, Sire, sagte der General ehrfurchtsvoll, Ew. Majestät rufen mich im Namen des Vaterlandes, Sie rufen mich mit einer Stimme, welche die Armee, der ich angehöre, oft zu Kampf und Sieg geführt.

Ich gehorche Ew. Majestät! Was auch die Folgen davon sein mögen, ich gehorche.

Napoleons Augen blitzten höher auf, und ein Schimmer von Genugthuung erhellte seine Züge.

Sie werden auf der Stelle nach Paris gehen, sagte er, ein Wagen steht schon für Sie bereit. Sie werden der provisorischen Regierung einen Brief von mir übergeben. Sie werden es ihr begreiflich machen, daß es nicht meine Absicht ist, die Macht wieder an mich zu reißen, daß ich nur den Feind schlagen, vernichten, ihn durch einen Sieg zwingen will, den Verhandlungen eine günstigere Wendung zu geben; daß, wenn ich diesen großen Zweck erreicht habe, ich sofort abreisen und Frankreich verlassen werde.*) Gehen Sie, General, ich zähle auf Sie. Hier ist der Brief! Lesen Sie ihn, damit Sie seinen Inhalt kennen und wissen, daß er mit dem übereinstimmt, was ich Ihnen mündlich aufgetragen. Lesen Sie laut, ich will hören, ob man meine Handschrift entziffern kann.

General Becker nahm den dargereichten Brief und las:

„An die Commission des Gouvernements.

„Indem ich abdankte, habe ich nicht verzichtet auf das edelste Recht des Bürgers, das Recht, mein Vaterland zu vertheidigen.

„Die Annäherung der Feinde an die Hauptstadt läßt keinen Zweifel mehr an ihrer Absicht, ihrer Treulosigkeit.

„Unter diesen ernsten Umständen biete ich dem Vaterlande meine Dienste an als General, indem ich mich noch immer als den ersten Soldaten des Vaterlandes betrachte.“**)

Jetzt eilen Sie, General, sagte Napoleon, erinnern Sie sich, daß ich Sie mit Ungeduld erwarte, und daß das Vaterland meiner bedarf! —

General Becker nahm den Brief, den Napoleon selber zuvor adressirt und gesiegelt hatte, und eilte von dannen. Wenige Minuten

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury IV. 70.

**) Fleury: Mémoires. IV. 70.

ſpäter verkündete das Fortrollen eines Wagens von dem Schloßhof dem Kaiſer, daß der General ſeine Miſſion angetreten habe.

Das Angeſicht des Kaiſers erhellte ſich, er athmete hoch auf, und ein ſeltener, freudiger Ausdruck ſprach aus ſeinen Zügen.

Er rief ſeine Generäle herbei, und befahl ihnen, ſich ſelber zur Abreiſe bereit zu halten, für ſich ſelber und für ihn alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Er befahl, ſeine Schlachtroſſe ſatteln zu laſſen und ſeine Feldequipage bereit zu halten, und zog ſich dann in ſein Landchartenzimmer zurück, das er hinter ſich verſchloß.

Der Kaiſer will ſich zur Armee begeben, flüſterten die Herzoge und Generäle untereinander. Er will die Abweſenheit des Generals Becker benutzen, um ſeine Freiheit wieder zu gewinnen. Seine Pferde ſind ſchon geſattelt, und wenn General Becker zurückkommt, wird der Kaiſer mit uns ſchon lange zuvor Malmaiſon verlaſſen haben.

Sie trafen eiligſt die nöthigen Vorbereitungen, und begaben ſich dann in den Vorſaal, den Ruf des Kaiſers erwartend, um mit ihm zu Pferde zu ſteigen.

Aber der Kaiſer rief nicht; drei Stunden waren ſchon vergangen, und noch immer verweilte Napoleon in ſeinem Cabinet, und noch immer harrten die Generäle vergeblich ſeines Rufes.

Jetzt vernahm man das Rollen eines Wagens, er hielt vor dem Schloß an, — jetzt öffnete ſich die Thür des Vorſaals und General Becker trat herein.

Die Geſichter aller Generäle erblaßten, und Seufzer hoben ihre Bruſt. Jetzt war es zu ſpät. Napoleon konnte nicht mehr entfliehen!

Aber der Kaiſer hatte auch nicht entfliehen wollen! Nicht einen Moment war ihm der Gedanke gekommen, das Vertrauen des General Becker zu täuſchen, und in ſeiner Abweſenheit, ohne Zuſtimmung des Gouvernements, Malmaiſon zu verlaſſen und zur Armee abzugehen.

Er ſaß in ſeinem Cabinet auf dem Fauteuil vor dem Landchartentiſch, als General Becker zu ihm eintrat.

Ein flammender Blick Napoleons traf das blaſſe, verlegene Antlitz des Generals, und ſagte ihm, daß ſeine Sendung vergeblich geweſen.

Mit einem tiefen Seufzer nahm er das Antwortsſchreiben der

Commiſſion, das Becker ihm ſchweigend darreichte. Aber Napoleons Angeſicht war jetzt wieder ganz ruhig und undurchdringlich, langſam, ohne irgend einen Schein von Aufregung und Ungeduld, erbrach er das Siegel, ſchlug den Brief auseinander und las.

Dann wandte er mit einer ſtolzen Bewegung voll Ruhe und Würde ſein Haupt nach dem General hin.

Sie haben meinen Vorſchlag zurückgewieſen, ſagte er. Ich war leider überzeugt davon, dieſe Leute haben keine Energie. Nun, da es ſo iſt, General, reiſen wir ab. Ordnen Sie Alles an! Morgen früh reiſe ich! Sagen Sie es da draußen! Morgen früh reiſe ich!

Nun hob er den Blick langſam zum Himmel empor. Alles iſt zu Ende, rief er ſchmerzvoll, Frankreich iſt verloren! Ich kann es nicht mehr erretten! Ich reiſe ab!

III.

Der Abſchied.

Der Morgen des neunundzwanzigſten Juni, der Tag des Abſchieds, war herangekommen. Heute wollte Napoleon abreiſen, wollte er Malmaiſon verlaſſen, um nach Rochefort zu gehen, in deſſen Hafen zwei von der proviſoriſchen Regierung ihm zur Verfügung geſtellten Schiffe ihn erwarteten.

Heute wollte Napoleon für immer Malmaiſon verlaſſen, die Erinnerungsſtätte ſeines Glückes, ſeiner Jugend, ſeiner Liebe. Alle Vorbereitungen waren beendet, am Abend des geſtrigen Tages ſchon hatte der Kaiſer die letzten Abſchiedsbeſuche angenommen, heute ſollte kein Fremder mehr vorgelaſſen werden, heute wollte der Kaiſer nur noch ſeiner Familie, ſeinen nächſten Freunden ein letztes Lebewohl ſagen.

Drunten im Hof ſtanden ſchon die Equipagen bereit, weinende Diener umgaben ſie, weinend gingen alle Bewohner des Schloſſes von

Malmaiſon umher, jedes Herz fühlte ſich bedrückt und trauervoll, jeder empfand die melancholiſche Größe dieſer Stunde, in welcher der Kaiſer Abſchied nahm von ſeiner Vergangenheit, ſeinem Thron und ſeinem Vaterland.

Napoleon allein war ruhig, unbewegt. Keine Klage kam jetzt mehr über ſeine Lippen, keine Thräne feuchtete mehr ſein Auge. Er hatte ſein Geſchick angenommen, und er trug es wie ein Held, mit erhobenem Haupt, mit wolkenloſer Stirn, mit flammendem Blick.

Er befand ſich in ſeinem Cabinet. Dort wollte er die letzten Grüße ſeiner Verwandten entgegennehmen, dort war jetzt die Königin Hortenſe bei ihm mit ihren beiden Söhnen.

Sie wollen mir alſo nicht erlauben, mit Ihnen zu gehen? flüſterte Hortenſe unter Thränen. Sie wollen mir, Ihrer Tochter, der Tochter Joſephinens nicht das heilige Recht geben, Ihre Verbannung mit Ihnen zu theilen, und an Ihrer Seite zu bleiben in den Tagen des Unglücks?

Nein, Hortenſe, ſagte Napoleon ernſt, Sie haben Söhne, Sie müſſen Ihren Söhnen leben.

Sire, meine Söhne würden mit mir gehen. Unter Ihren Augen würden ſie leben, die Nähe Ihres erhabenen Ruhms, Ihres erhabenen Unglücks würde ſie befeuern zu großen Thaten, zu großen Gedanken, würde ſie zu Männern, zu Helden erziehen.

Es darf nicht ſein, Hortenſe, rief der Kaiſer, Sie müſſen hier bleiben. Nur Eine Frau hat das Recht und die Pflicht mir zu folgen, — aber dieſe Eine habe ich ſeit einem Jahr vergeblich erwartet! — Ich zürne ihr nicht, ich vergebe ihr. Aber die Stelle, die ſie an meiner Seite leer gelaſſen, darf von keiner anderen Frau, ſelbſt von Ihnen nicht, ausgefüllt werden. Bleiben Sie, Hortenſe, bleiben Sie! Und jetzt hören Sie mein letztes Wort, — das letzte Codicill meines Teſtaments! Suchen Sie ſich meinem Sohn zu nähern. Man wird es Ihnen jetzt noch verweigern, und es mögen Jahre vergehen, ehe man die Furcht vor mir ſo weit überwunden haben wird, daß man den Mitgliedern meiner Familie die Freiheit geſtattet, zu gehen, wohin ſie wollen. Aber ein Tag wird doch kommen, wo ſie ihre Furcht über-

wunden haben, wo der Schatten Napoleons ihren Weg nicht mehr verdunkelt. Sobald dieser Tag gekommen ist, Hortense, gedenken Sie dieser Stunde, eilen Sie zu meinem Sohn, nehmen Sie ihn in Ihre Arme, und drücken Sie einen Kuß auf seine Lippen. Sagen Sie ihm, dieser Kuß komme ihm von seinem Vater! Er habe Ihnen aufgetragen, ihm diesen Kuß zu bringen, es sei das letzte Vermächtniß des sterbenden Kaisers gewesen, und Sie habe er zu seinem Testamentsvollstrecker erkoren. Sagen Sie meinem Sohn, ich sendete ihm durch Sie meinen Segen und den Gruß meiner Liebe. Sagen Sie ihm, er solle eingedenk bleiben seiner Geburt, seiner Rechte, seiner Pflichten, er solle sich in seinem Herzen mindestens immer Napoleon nennen, wenn er es auch dulden müsse, daß die Menschen ihm einen anderen Namen gegeben. Sagen Sie ihm, daß meine Gedanken bei ihm sein werden, so lange ich lebe, und daß, wenn er ein Mann geworden, er sich erinnern soll, daß der Schatten seines Vaters über ihm schwebt, und ihn zu großen Thaten mahnt! Sagen Sie ihm, daß ich nur für ihn dem Thron entsagt habe, daß die Krone von Frankreich ihm gehört, daß er der rechtmäßige Kaiser von Frankreich ist. Dessen soll er eingedenk bleiben, darnach soll er handeln! — Und dann, Hortense, wenn Sie also gesprochen, dann legen Sie Ihre Hand auf sein Haupt und segnen Sie meinen Sohn im Namen seines Vaters. Als letzte Liebesgabe bringen Sie ihm dies Medaillon. Es enthält nur eine Locke von meinem Haar, ich habe sie selbst in dieser Nacht von meinem Haupt geschnitten, und in die Kapsel gelegt! Er soll das Medaillon tragen zu meinem Gedächtniß. Wenn er aber einst wieder Kaiser von Frankreich geworden, dann soll er das Medaillon mit meinem Haar im Innern seiner Krone befestigen lassen, wie ein Nagel von dem Kreuz Christi in meiner Krone Italiens befestigt war. Es sei ihm auch ein Zeichen meines Leidens, meines Märtyrerthums, und gemahne ihn an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe. — Und nun, Hortense, habe ich nichts mehr zu sagen. Mein Codicill ist beendet.

Sire, sagte Hortense mit von Thränen erstickter Stimme, Sire, ich bitte Sie um einen letzten Liebesblick für meine Söhne. Der Se-

gen eines großen Mannes ist ein unverlierbares Geschenk, ein Talisman gegen alle Stürme des Lebens. Sire, segnen Sie meine Söhne.

Sie faßte die beiden kleinen Knaben, welche sich leise weinend in den Hintergrund des Gemaches zurückgezogen hatten, bei der Hand und führte sie zu ihrem Oheim hin.

Knieet nieder, meine Kinder, sagte sie feierlich, knieet nieder, um den Segen des Kaisers zu empfangen.

Die Kinder sanken auf ihre Kniee nieder, ihre Hände faltend, ihre von Thränen bethaueten bleichen Gesichter zu dem Kaiser erhebend, der mit seinem stolzen feierlichen Cäsarengesicht ihnen wie ein heiliges überirdisches Wesen erscheinen mochte. Hinter ihnen stand ihre Mutter mit gefaltenen Händen, ihre von Ehrfurcht und Liebe strahlenden Blicke dem Kaiser zugewandt.

Ich sage Euch Lebewohl, meine Kinder, sagte Napoleon, sich leise niederneigend und einen Moment seine Hände auf die blonden Häupter seiner beiden Neffen legend. Ihr tragt Beide meinen Namen, macht diesem Namen Ehre, verleugnet ihn niemals, tragt ihn tapfer und offen an Eurer Stirn, denn was Euch jetzt als ein Makel angerechnet wird, weil die Leidenschaften noch entflammt sind, wird Euch dereinst als eine Glorie und Verherrlichung von der Stirn leuchten. Ihr heißt Beide Napoleon; vergeßt das nicht, macht Eurem Oheim Ehre, und wenn das Schicksal es Euch gestatten will, so rächt ihn dereinst an den Fürsten, welche im Glück mir zu Füßen lagen und jetzt im Unglück mich behandeln wie einen Banditen. Aber niemals, niemals rächt Euch an Frankreich. Liebt Frankreich, dient Frankreich, und lebt und sterbt in Treue Eurem Vaterlande! Lebet wohl!

Er hob die beiden Knaben in seine Arme empor, und küßte sie innig. Dann ließ er sie langsam wieder auf den Boden niedergleiten und wandte sich ab, um die Thränen zu zerdrücken, die in seine Augen getreten waren.

Hortense führte die Kinder durch das Kabinet und öffnete ihnen die Thür zu dem Nebengemach. Erwartet mich hier, sagte sie, die

Kinder in das andere Zimmer geleitend, ich werde gleich zu Euch kommen.*)

Nun trat sie wieder in das Kabinet ein, dessen Thür sie sorgfältig hinter sich zudrückte und zu dem Kaiser hineilte, der auf einem Lehnstuhl niedergesunken war, und das Haupt auf die Brust gesenkt, die Arme schlaff herniederhängend, unbeweglich da saß.

Sire, sagte Hortense leise, Sire, jetzt habe ich noch eine letzte Bitte. Jetzt erflehe ich mir von Ihnen einen letzten Beweis Ihrer Güte, Ihrer Zuneigung für mich. Sire, ich bitte Sie, von mir ein Andenken anzunehmen. Diese Binde, welche ich Sie bitte unter Ihrem Gewand auf dem Körper zu tragen.

Sie zog aus einem Kästchen eine breite schwarze Binde hervor, und reichte sie, fast in die Knie sinkend, mit einem Blick angstvollen Flehens dem Kaiser dar.

Napoleon nahm die Binde, und blickte sie erstaunt an. Sie ist schwer, sagte er, sie enthält ein Geheimniß, wie es scheint. Was haben Sie darin verborgen?

Sire, ich habe meinen großen Brillantschmuck auseinander genommen, und ihn in diese Binde genäht. Oh, nicht diese abwehrende Bewegung, Sire, sagen Sie nicht, daß Sie mir diese letzte Bitte verweigern wollen, daß Sie mir, die ich zugleich Ihre Tochter und Ihre Schwägerin bin, daß Sie mir dies Recht verweigern, Ihnen zu geben von meinem Ueberfluß. Sire, Sie wenden sich einer ungewissen, bewegten Zukunft zu. Der Kaiser von Frankreich steigt hernieder von seinem Thron mit einer Krone, die glänzender ist, als alle Schätze der Welt, mit der Krone der Armuth!

Es ist wahr, sagte Napoleon leise vor sich hin, ich habe nicht daran gedacht, mir Schätze zu sammeln, ich habe nur an Frankreich gedacht, und arm, wie ich den Thron bestiegen, verlasse ich ihn jetzt.

Aber in dieser elenden und jammervollen Welt genügt es nicht an Ihrer Glorie der Armuth. Sie wird kommenden Geschlechtern

*) Von diesen beiden Kindern Hortensens starb der älteste 1830, der zweite ist der jetzige Kaiser von Frankreich.

entgegenſtrahlen, und ſie werden ſich vor ihr beugen, aber die Mitwelt wird ſie nicht ſehen, und ſie wird nicht hinreichen, um Sie vor Noth und Mangel zu ſchützen. Sire, nehmen Sie meine Brillanten für die Tage der Noth und Bedrängniß, um ſie alsdann in Geld zu verwandeln, in Geld, für welches Sie ſich in Amerika Land, Bürgerrecht — eine Zukunft erkaufen.

Aber Sie ſelber, Hortenſe, Sie ſelber könnten eines Tages der Hülfe Ihrer Brillanten bedürfen.

Nein, Sire, was ich beſitze, reicht hin, um meinen Söhnen und mir ein beſcheidenes Leben zu ſichern, und des Schmuckes bedarf ich nicht. Die Thränen, die ich um Sie weinen werde, das ſollen die Perlen ſein, mit denen ich mich ſchmücken will, ſo lange ich lebe. Sire, ich beſchwöre Sie, nehmen Sie das kleine Zeichen meiner Dankbarkeit, meiner ehrerbietigen Liebe von mir an. Gönnen Sie mir das freudige Bewußtſein, Sie vor augenblicklicher Noth und elender Geldverlegenheit geſichert zu haben.

Nun wohl denn, Hortenſe, ich nehme Ihr Geſchenk an, und wenn ich eines Tages als ein armer Pflanzer in Amerika mir für Ihre Brillanten Land erwerbe, um doch ein Fleckchen Erde zu haben, das mein iſt, ſo werde ich Ihrer gedenken, und Ihnen im Geiſt meine Grüße ſenden. Jetzt, Hortenſe, leben Sie wohl. Sie haben in Ihrem Leben viel geweint, möge das Glück Ihre Thränen trocknen, und Ihre Zukunft weniger ſtürmiſch ſein, als Ihre Vergangenheit. Der Sturm ging von mir aus, ich gehe! Möge der Welt und Ihnen jetzt Ruhe und heiterer Himmel leuchten! Leben Sie wohl!

Er breitete ihr ſeine Arme aus, und Hortenſe warf ſich an ſeine Bruſt und küßte ehrfurchtsvoll ſeine Hände, die mit milder Zärtlichkeit ihre Wangen ſtreichelten.

Jetzt will ich fort, ſagte Napoleon dann raſch, indem er die ſchwarze Binde mit den Brillanten in ſeinen Buſen ſteckte. Die Stunde des Abſchieds iſt gekommen, ich will nicht länger zögern.

Er durchſchritt raſch das Gemach, und wollte ſich der Thür nähern, als dieſe geöffnet ward, und eine bleiche, hohe Frauengeſtalt auf der Schwelle derſelben erſchien.

Sie hier, meine Mutter, murmelte Napoleon zurücktretend. Ich hoffte, Sie hätten Frankreich ſchon verlaſſen, um in Rom ein Aſyl zu ſuchen, wie ich Sie darum gebeten hatte.

Ich werde nach Rom gehen, um mit meinem Bruder zu weinen und zu beten, ſagte Madame Lätitia mit feierlicher Würde, indem ſie langſam vorwärts ſchritt, ihre großen Augen unverwandt auf den Sohn gerichtet, als wolle ſie ſeine Geſtalt tief und mit unvergänglichen Zügen in ihre Augen, in ihr Herz einprägen.

Ich werde nach Rom gehen, wiederholte ſie, und über ihr edles, antikes Geſicht flog jetzt ein ſtolzer, gebieteriſcher Ausdruck, als ſie fortfuhr: Die Feinde meines Sohnes ſollen aber nicht ſagen können, daß ſeine Mutter geflohen iſt, daß ſie Frankreich verlaſſen hat, bevor der Kaiſer, ihr Sohn, ſein Land aufgegeben und verlaſſen hatte. Jetzt, da Du Frankreich verlaſſen willſt, jetzt gehe auch ich, mein Sohn. Du gehſt in die Weite, ich gehe nach Rom, um in St. Peter für Dich zu beten. Mein Sohn, wir werden uns auf Erden nicht wiederſehen. Aber ich werde doch immer bei Dir ſein.

Sie ſchritt dicht zu ihm hin, und ihre beiden Hände auf ſeine Schultern legend, ſchaute ſie mit feſtem, flammendem Blick in das Antlitz ihres Sohnes.

Der Kaiſer erwiederte dieſen Blick, kein Zug ſeines bleichen, ſtolzen Angeſichts zuckte, nur ſeine Augen, welche denen ſeiner Mutter begegneten, ſprachen zu ihr, und Lätitia verſtand die Sprache dieſer düſtern, flammenden Blicke. Unfern von ihnen ſtand Hortenſe, die Hände gefalten, das von Thränen überfluthete Angeſicht himmelwärts gewandt, die Lippen ſich bewegend in leiſem Gebet.

Immer noch ſtand Madame Lätitia da, die Hände auf die Schultern ihres Sohn gelegt, ihn feſt anſchauend, aber ihre Augen waren jetzt düſter geworden, und zwei große Thränen rannen langſam über ihre Wangen nieder.

Lebe wohl, mein Sohn, ſagte ſie jetzt laut und feierlich.

Lebe wohl, meine Mutter! rief der Kaiſer, eben ſo laut, eben ſo feierlich.

Dann ließ Madame Lätitia ihre Hände von Napoleons Schultern niederſinken, als gäbe ſie ihn frei an die Zukunft, an das Schickſal.

Langſam hob ſie dann die Rechte gen Himmel. Dort oben, mein Sohn, ſagte ſie. Jetzt geht, laßt mich allein!

Napoleon ſchritt an ihr vorüber und ging nach der Thür hin, Hortenſe folgte ihm.

Lätitia, die beiden Hände an ihre wogende Bruſt gedrückt, die Augen weit geöffnet, das Haupt vornüber geneigt, ſtarrte ihrem Sohn nach.

Jetzt öffnete er die Thür, jetzt trat er hinaus, Hortenſe hinter ihm, — Lätitia's Mund öffnete ſich wie zu einem Schrei, aber er erſtarrte auf ihren Lippen, — ſie ſah nach ihrem Sohn, ſie ſah ihn vorwärts ſchreiten, — nun ward die Thür hinter ihm geſchloſſen, — nun ſah ſie ihn nicht mehr, und ohne Laut, ohne Klage, wie eine vom Sturmwind zerſchmetterte Statue des Schmerzes ſank Lätitia zur Erde nieder.*)

---

*) Madame Lätitia lebte ſeit dieſer Zeit in Rom, wo ſie mit ihrem Bruder, dem Cardinal Feſch, ein ſtilles zurückgezogenes Leben führte. Aber dieſe Zurückgezogenheit ſicherte ſie nicht vor dem Argwohn und dem Mißtrauen der Regierungen, denen Napoleon auf immer ein Schreckniß war, obwohl er im fernſten Exil lebte. Als im Jahr 1820 das ſüdliche Europa von den Verſchwörungen der Carbonari beunruhigt ward, und ſich auch in Frankreich Anzeichen einer bonapartiſtiſchen Verſchwörung kund gaben, ließ der König von Frankreich dem Papſt Gregor mittheilen, er habe aus genauen Quellen erfahren, daß Madame Lätitia an der Spitze einer bonapartiſtiſchen Verſchwörung ſtehe; ſie habe, wie man ihm, dem König, gemeldet, ihre Agenten in Corſika, um dort eine Erhebung zu Gunſten Napoleons anzufachen; man fügte hinzu, daß dies Complott ſich bis in das Innere Frankreichs verzweige, und daß Madame Lätitia auch dort Partiſanen für ihren Sohn anwerbe, daß die Regierung des Königs von der Wahrheit dieſer Angaben überzeugt ſei, und ſogar genau wiſſe, wie viele Millionen Madame Lätitia zu dieſen Zwecken verwendet. Der Papſt durfte dieſe von dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen Blacas, angebrachte Beſchwerde nicht unbeachtet laſſen, und ſandte daher ſeinen Staatsſecretair zu Madame Lätitia, um ihr die Klagen Frankreichs vorzutragen und Rechenſchaft von ihr zu fordern. Madame Lätitia hörte alle Vorhaltungen des Cardinals und Staatsſecretairs mit gelaſſener Ruhe an; dann aber erhob ſie ſich und mit

Der Kaiſer war in die Mitte des Nebenſaals vorgeſchritten. Um ihn her ſtanden ſeine ihm treu gebliebenen Generäle, Diener und Freunde.

Sie ſtanden da, geſenkten Hauptes, weinend, leiſe ſchluchzend.

Napoleon ging zu Jedem von ihnen hin, er hatte für Jeden ein Wort der Liebe, des Troſtes, der Hoffnung. Jetzt näherte er ſich der Gruppe derjenigen ſeiner Getreuen, welche ihn auf ſeiner Reiſe begleiten, ſein düſteres und ungewiſſes Schickſal mit ihm theilen wollten, das waren Savary, der Herzog von Rovigo, die Generäle Bertrand, Lallemand und Gourgaud, die Grafen Montholon und Las Caſes.

Ach, meine Freunde, rief Napoleon mit heiteren, ſtrahlenden Blicken. Ich preiſe mich glücklich, denn ich bin reich, ich habe treue Freunde. Um Euretwillen vergebe ich Denen, die mich verlaſſen und verrathen haben. Viele ſind gegangen, aber Viele ſind mir treu geblieben!

Er wandte den Blick den anderen Getreuen zu, die in Thränen zerfließend umherſtanden, und die nur, von den Umſtänden, den Verhältniſſen gezwungen, zurückbleiben mußten, ihm nicht folgen konnten.

Nehmt auch Ihr meinen Dank, Ihr, meine Getreuen, ſagte er. Ich beklage tief die Leiden und Zurückſetzungen, welche Eure Anhänglichkeit an meine Perſon Euch bereiten wird. Man wird Euch Eure Treue als eine Schuld anrechnen, aber die Zukunft und die Geſchichte werden gerechter gegen Euch ſein. Hofft auf dieſe Zukunft, ſetzt den Verfolgungen Eurer Feinde die Stärke Eurer Seele und die Reinheit

---

ſtolzer Würde ſagte ſie: „Herr Cardinal, ich habe keine Millionen; aber ſagen Sie dem Papſt, und möge er meine Worte dem König Ludwig XVIII. wiederholen laſſen, ſagen Sie ihm, daß, wenn ich ſo glücklich wäre, die Millionen zu beſitzen, welche man mir ſo mildthätig zulegt, ich ſie nicht benutzen würde, um Unruhen in Corſika anzufachen, auch nicht um meinem Sohn in Frankreich Partiſanen zu werben, deren er dort hinlänglich beſitzt, ſondern daß ich meine Millionen benutzen würde, um eine Flotte auszurüſten, die eine ganz andere Miſſion haben würde, die Miſſion, den Kaiſer von der Inſel Helena zu befreien, wo die unwürdigſte Geſetzloſigkeit ihn gefangen hält.“ Dann grüßte ſie den Cardinal mit einem ſtolzen Kopfneigen, und zog ſich in das Innere ihrer Gemächer zurück. Cochelet, Mémoires. IV. S. 183.

Eures Gewiſſens entgegen. Seid ſtark in Eintracht, in Muth und in Reſignation. Liebt Frankreich, und Denen, die es hören wollen, ſagt es, daß der ſcheidende Kaiſer Frankreich ſeinen Segen und ſeine Liebe zurückläßt!

Die Thür des äußeren Vorſaals öffnete ſich jetzt und General Becker trat ein.

Sire, ſagte er mit leiſer, zitternder Stimme, Sire, Alles iſt bereit, wenn es Ew. Majeſtät gefällig iſt!

Napoleon neigte leiſe bejahend das Haupt, ein lautes Aechzen und Klagen, Weinen und Schluchzen rauſchte durch den Saal, Aller Angeſichter waren dem Kaiſer zugewandt, Aller Augen waren überſtrömt von Thränen.

Napoleon wandte ſich um, drückte Hortenſe, die weinend hinter ihm ſtand, noch einmal in ſeine Arme und reichte dann den Freunden ſeine beiden Hände dar.

Sie ſtürzten zu ihm hin, ſie ſanken vor ihm auf die Kniee und bedeckten ſeine Hände mit ihren Thränen, ihren Küſſen, und weinten und ſchluchzten laut.

Der Kaiſer weinte nicht, ſein bleiches Antlitz hatte einen wunderbaren, feierlichen Ausdruck angenommen, ſeine Augen glänzten wie an den Tagen ſeiner großen Schlachten.

Lebt wohl, lebt wohl! rief er mit der lauten, tönenden Stimme, mit welcher er ſonſt ſeine Soldaten zur Schlacht, zum Sieg gerufen. Lebt wohl!

Seine Stimme hallte noch in dem Saal wieder, als er ihn haſtigen Schrittes ſchon verlaſſen hatte.

Hortenſe eilte zum Fenſter hin und lehnte ſich hinaus, um ihn noch ein Mal, ein letztes Mal noch zu ſehen.

Jetzt trat der Kaiſer aus dem Portal, jetzt ſah ſie noch ein Mal ſein bleiches, ehernes Angeſicht, ſah, wie er einen langen, langen Blick über die Bäume, die Alleen des Gartens dahin ſchweifen ließ, wie er, ſchon den Fuß auf den Tritt des Wagens geſetzt, noch einmal ſich umwandte und hinſchaute nach dem Garten, als könne ſein Auge nicht

müde werden, dieſen Schauplatz ſeines einſtigen Glückes, ſeiner einſtigen Größe zu betrachten.

Jetzt ſah ſie ihn raſch den einfachen Caleſchwagen beſteigen, gefolgt von Becker und Savary, ſah in die für den Kaiſer beſtimmte, glänzende Equipage die Generale Gourgaud und Bertrand einſteigen, ſah das übrige Gefolge und die Dienerſchaft in den andern zwei Wagen Platz nehmen, hörte dieſes unter Thränen und Schluchzen halb erſtickte: Vive l'Empereur! der zurückbleibenden Diener — nun rollten die Wagen von dannen mit einem lauten Donner, welcher die einſamen Säle von Malmaiſon durchhallte und ihnen verkündete, daß der Kaiſer ſie für immer verlaſſen habe.

Hortenſe ſank auf ihre Kniee und zog ihre Söhne mit ſich nieder. Betet, rief ſie mit bleichem, von Thränen überflutheten Angeſicht, betet für den Kaiſer und für Frankreich!

IV.

In Rochefort.

Nach viertägiger Fahrt war Napoleon mit ſeinem Gefolge endlich in Rochefort angelangt. Die beiden, von der proviſoriſchen Regierung ihm zur Verfügung geſtellten Schiffe lagen allerdings in dem Hafen von Rochefort für ihn bereit, aber vor dem Hafen lagen ſchon die, wie man ſagte, von Fouché benachrichtigten Schiffe der Engländer, den Hafen blokirend und entſchloſſen, jedes den Hafen verlaſſende Schiff anzugreifen.

Napoleon vernahm dieſe Nachrichten mit einer wunderbaren Ruhe und Gelaſſenheit, und ſie ſchienen ihn gar nicht zu berühren. Seine Gedanken weilten immer noch in Paris und bei ſeiner Armee.

Immer noch hoffte er, daß das franzöſiſche Volk ihn mit Gewalt wieder auf ſeinen Thron erheben, daß ſeine Armee ihn zurückrufen werde.

Aber bald erſchallte von Paris her die Nachricht, daß die Stadt ſich den Feinden übergeben habe, daß die Verbündeten, und mit ihnen auch der König Ludwig der Achtzehnte in Paris eingezogen ſeien, daß die Armee ſich unterworfen habe.

Bei dieſen Nachrichten ſah man den Kaiſer erbleichen, und ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt. Nun, dann iſt es Zeit, Frankreich zu verlaſſen, ſagte er. Jetzt giebt es für mich keine Hoffnung mehr!

Aber wohin wollen Ew. Majeſtät gehen? fragte der Graf Las Caſes.

Ich werde nach den Vereinigten Staaten gehen, rief Napoleon lebhaft. Man wird mir dort Land geben, oder ich werde es kaufen, wir werden es anbauen. Ich werde damit enden, womit der Menſch angefangen hat; ich werde von dem Ertrag meines Feldes und meiner Heerden leben.*)

Aber glauben Ew. Majeſtät, daß die Engländer Sie ungeſtört Ihr Feld in Amerika werden beſtellen laſſen?

Warum nicht? Was für Schaden könnte ich ihnen dort zufügen?

Was für Schaden, Sire? Ew. Majeſtät haben alſo vergeſſen, daß Sie England haben zittern machen? So lange Sie leben und frei ſind, wird England Ihr Genie und Ihren Haß fürchten. Sie wären für England vielleicht auf dem Throne Frankreichs, den Ludwig der Achtzehnte jetzt ſo klein gemacht, weniger gefährlich, als Sie es ihm in den Vereinigten Staaten ſein würden. Die Amerikaner lieben und bewundern Sie; Sie würden auf dieſelben großen Einfluß ausüben, und ſie vielleicht dahin bringen, gewichtige Unternehmungen gegen England zu beginnen.

Was für Unternehmungen? fragte Napoleon achſelzuckend. Die Engländer wiſſen wohl, daß die Amerikaner mit ihrem letzten Tropfen Blut ihr Land und ihre Freiheiten vertheidigen, aber daß ſie ſich ſchwer dazu entſchließen würden, einen auswärtigen Krieg zu führen. Sie ſind noch nicht ſo weit vorgeſchritten, um die Engländer ernſtlich beunruhigen zu können. Eines Tages werden die Amerikaner vielleicht die Rächer

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fleury. Vol. IV. S. 80.

der Meere ſein, aber dieſer Zeitpunkt liegt noch fern; die Amerikaner werden nur langſam wachſen und ſich vergrößern.

Sire, angenommen, daß die Amerikaner für England in dieſem Moment keine ernſthafte Beunruhigung ſein könnten, ſo würde Ihre Anweſenheit in den Vereinigten Staaten England wenigſtens die Gelegenheit darbieten, Europa gegen die Vereins-Staaten aufzuregen. Die Alliirten werden ihr Werk für unvollendet halten, ſo lange Ew. Majeſtät nicht in ihrer Gewalt ſind, und ſie werden die Amerikaner zwingen, wenn nicht, Sie auszuliefern, ſo doch Sie von ihrem Gebiet zu entfernen.

Nun, rief Napoleon mit blitzendenden Augen, dann werde ich nach Mexiko gehen, und wenn man mich auch dort nicht will, nach Caracas, und wenn es mir dort nicht gefällt, nach Buenos-Ayres, nach Californien, ich werde von Meer zu Meer ſchiffen, bis ich irgendwo ein Aſyl gegen das Uebelwollen und die Verfolgung der Menſchen finde.*)

Ach, Sire, wird es Ihnen auf dieſen Weltfahrten immer gelingen, den Späheraugen und den Flotten der Engländer zu entgehen?

Nun, wenn ich ihnen nicht entgehen kann, ſo mögen ſie mich ergreifen, rief Napoleon ungeduldig. Das engliſche Gouvernement taugt nichts, aber die engliſche Nation iſt groß, edel und großmüthig. Ach, ich thäte vielleicht am Beſten, nach England zu gehen, mich dort niederzulaſſen, und in friedlicher Zurückgezogenheit auszuruhen von meinem thatenvollen Leben. Ich habe genug gethan für die Geſchichte und die Nachwelt, und ich darf wohl daran denken, jetzt ein wenig Ruhe und Behagen zu ſuchen. Ja, ich will nach England gehen. Das Schickſal ſelber giebt mir dieſen Gedanken ein. Es hat die engliſchen Schiffe geſandt, welche hier vor dem Hafen kreuzen, es will mir die Gelegenheit geben, allen dieſen Wirrniſſen durch einen kühnen Entſchluß mich zu entreißen, und nach England zu gehen, nach dem Lande geſetzlicher Freiheit, nationaler Größe. Las Caſes, ich will Sie mit einer Botſchaft zu dem Befehlshaber der beiden engliſchen Fahrzeuge ſenden. Nehmen Sie die Botſchaft an?

---

*) Napoleons eigene Worte. Fleury IV. S. 81.

Sire, ich nehme jede Botſchaft an, welche Ew. Majeſtät mir befehlen.

Fahren Sie alſo hinüber auf das engliſche Schiff zu dem Capitain Maitland. Sie kennen ihn, nicht wahr?

Ja, Sire, ich habe während meines frühern Aufenthalts in England den Capitain Maitland kennen gelernt. Er iſt ein tapferer und loyaler Mann.

Fahren Sie zu ihm, Graf. Fragen Sie ihn in meinem Namen, welche Aufnahme ich von ihm zu erwarten hätte, wenn es mir vielleicht einfallen ſollte, auf ſeinem Schiff eine Zuflucht zu ſuchen. Der Herzog von Rovigo und General Lallemand ſollen Sie begleiten! Fragen Sie zugleich an, was man thun würde, wenn ich mit einer Parlamentairflagge auf der franzöſiſchen Fregatte den Hafen verlaſſen, oder wenn ich auf einem neutralen Schiffe abſegeln möchte. Eilen Sie! —

Graf Las Caſes hatte kaum das Zimmer des Kaiſers verlaſſen, um deſſen Befehl auszuführen, als der General Bertrand haſtig in daſſelbe eintrat.

Sire, ſagte er mit bewegter Miene, Ew. Majeſtät ſind in Gefahr; die Engländer führen Böſes im Schilde. Sie wollen Ew. Majeſtät verhaften, ſobald Sie den Hafen verlaſſen. Oh, Sire, ich beſchwöre Sie, zaudern Sie nicht länger, retten Sie ſich, damit wir nicht den Schmerz, Frankreich nicht die Schmach erleben, Ew. Majeſtät in der Gewalt Ihrer Feinde zu ſehen. Noch bietet ſich für Ew. Majeſtät ein Weg der Rettung dar! Ergreifen Sie ihn, Sire, aus Erbarmen mit uns, die wir Sie lieben und anbeten, die wir bereit ſind, Ihnen zu folgen bis an das Ende der Welt, mit Ihnen die Verbannung zu ertragen, uns glücklich preiſend, wenn es uns nur vergönnt iſt, in Ihrer Nähe zu bleiben, Ihnen unſere Dienſte zu weihen. Sire, ich beſchwöre Sie, erhalten Sie ſich uns, Ihren treuen ergebenen Dienern, vertrauen Sie ſich nicht den Engländern, retten Sie ſich, retten Sie uns, ſo lange es noch Zeit iſt!

Was ſoll ich thun, um mich zu retten? fragte Napoleon gelaſſen. Wiſſen Sie ein Mittel, Bertrand, mich aus dem Hafen zu bringen, ohne von den Engländern entdeckt zu werden?

Ja, Sire, ich weiß ein Mittel. Ein Franzoſe, der Ihnen ergeben iſt, und jetzt als Schiffscapitain in däniſchen Dienſten ſteht, liegt hier im Hafen mit ſeinem Fahrzeug vor Anker. Er iſt zu mir gekommen, Sire, er bietet ſich und ſein Schiff zur Rettung Ew. Majeſtät an. Sire, dieſer Capitain Baudin iſt ein unerſchrockener tapferer Seemann, und er ſchwört, daß es ihm gelingen wird, Ew. Majeſtät ſicher und ungefährdet aus dem Hafen hinaus und nach Amerika zu bringen.

Und er meint, die Engländer würden ihn ungefährdet ziehen laſſen? Sie würden ſein Schiff nicht unterſuchen?

Nein, Sire, er meint das nicht. Aber er hat auf ſeinem Schiff ein Verſteck eingerichtet, in welchem Eure Majeſtät während der ganzen Ueberfahr verbleiben müßten, und der aller noch ſo großen Wachſamkeit der Engländer dennoch verborgen bleiben würde. Sire, nehmen Sie den Vorſchlag Baudins an. Retten Sie ſich.

Nein, ſagte Napoleon, ich will mich wohl retten, aber ich werde mich niemals verſtecken.

Nun denn, Sire, ſo habe ich Ihnen noch einen andern Vorſchlag zu machen, rief Bertrand. Einige junge Marine-Lieutenants bieten Ew. Majeſtät ihre Dienſte an. Sie haben kleine raſche Fahrzeuge bei der Hand, und ſind bereit, Ew. Majeſtät und Ihr Gefolge auf denſelben durch die engliſchen Kreuzer hindurch und nach Amerika zu bringen. Sire, es ſind entſchloſſene junge Männer, die vor keiner Gefahr zurückſchrecken, vor keiner, als vor der, Ew. Majeſtät in die Hände Hände Ihrer Feinde fallen zu ſehen, und die Sie daher bis auf das Aeußerſte vertheidigen werden.

Was hülfe ihre Vertheidigung, wenn Wind und Wetter gegen mich wären, ſagte Napoleon. Irgend ein Sturm könnte dieſe kleinen Fahrzeuge an eine engliſche Küſte werfen, das erſte beſte engliſche Kriegsſchiff könnte ſie kapern, und mir würde dadurch die Schmach zu Theil, auf einem Fluchtverſuch ertappt zu werden, und als Gefangener eingebracht zu werden. Nein, ich kann mit dem Schickſal ſelbſt nicht unter der Decke ſpielen, ich kann mich nicht verſtecken und nicht flüchten, und mein Leben nicht mit einer kleinlichen Farce endigen. Ich fliehe nicht, ich bleibe, und erwarte mein Schickſal. Aber damit meine Gegen-

wart auf dem französischen Festlande die Feinde Frankreichs nicht beunruhige, und nicht Ursache sei, daß man Frankreich noch härtere Kriegsbedingungen auferlege, will ich hinüberfahren auf die Insel Aix. Dort wollen wir die Gestaltung unsers Schicksals erwarten. —

Eine Stunde später betrat Napoleon mit seinem kleinen Gefolge die Insel Aix, dessen Bewohner ihn mit Freudejauchzen empfingen, und ihn noch einmal den Ruf: Es lebe der Kaiser! vernehmen ließen.

Napoleon lächelte traurig dazu, und trat in das zu seiner Aufnahme bereitete Gouvernements-Gebäude ein, um dort sich an das Fenster zu stellen, und hinüber zu spähen nach den fernen englischen Schiffen, und nach dem Hafen, der Rückkehr des Grafen Las Cases harrend.

Endlich am späten Nachmittage trat der Graf in das Gemach des Kaisers ein.

Nun? fragte Napoleon lebhaft, was für Antwort bringen Sie? Was sagt Capitain Maitland? Ist er bereit, mir auf seinem Schiffe eine Zuflucht zu gewähren?

Sire, Capitain Maitland antwortete mir, er habe keine Verhaltungsregeln für solchen Fall, und müsse mich deshalb an den Admiral Hotham verweisen, der das englische Geschwader an der französischen Westküste commandire.

Und wenn ich mit einer Parlamentairflagge auf der französischen Fregatte oder auf einem neutralen Schiffe den Hafen verlassen wollte?

Capitain Maitland erklärte mir, daß er jedes Schiff, unter welcher Flagge es immer segeln möge, angreifen, jedes neutrale Schiff streng visitiren und vielleicht sogar in einen englischen Hafen abführen werde. Aber er gab mir den Rath, Ew. Majestät zu bereden, daß Sie sich nach England begeben möchten, und versicherte, daß Ew. Majestät dort einer ehrenden und rücksichtsvollen Aufnahme gewiß sein könnten.

Es ist gut, sagte Napoleon müde, wir wollen morgen das Weitere überlegen. Ich danke Ihnen für Ihre guten Dienste, Graf. Sie werden ermüdet sein, und ich bin es auch. Lassen Sie uns zur Ruhe gehen. Ach, es wäre vielleicht besser, zur ewigen Ruhe zu gehen. Ich

bin dieſes Lebens ſatt und müde, ich fange an, mich auf der Erde zu langweilen! Laſſen Sie uns alſo verſuchen, zu ſchlafen. Der Schlaf bringt Vergeſſenheit, und ſelig ſind Diejenigen, welche vergeſſen können. Ich begreife jetzt die Mythe der Alten, welche die Seelen, die das Elyſium betraten, erſt aus dem Lethe trinken ließen, damit ſie im Paradieſe glücklich zu ſein vermöchten. Ja, ja, um nach einem inhaltsreichen Leben wieder das Glück des Paradieſes genießen zu können, muß man den Trank des Vergeſſens getrunken haben. Ach, aber wo finde ich ihn, welche mitleidige Hand anders als der Tod kann mir den Lethebecher reichen, und — doch ſtill! Gute Nacht, Graf, morgen wollen wir einen Kriegsrath halten! Heute wollen wir ſchlafen! Schlafen!

V.

Die Brücke von Jena.

Na, ſo haben wir's nun endlich erreicht, ſagte Blücher, ſich behaglich ausſtreckend auf dem mit goldenen Bienen geſtickten Divan von grünem Sammet. Der Bonaparte iſt nun runter und er ſoll die Welt nicht mehr beunruhigen. Es iſt aus mit ihm, er ſitzt nun in Rochefort, und wird bald nach Helena abſegeln, ich ſitze nun in St. Cloud, und das Cabinet des Herrn Bonaparte, das iſt nun das Wohnzimmer des betrunkenen Huſaren-Generals Blücher, wie der Monſieur mich immer genannt hat. Mit dem Bonaparte, da ſind wir nun fertig, aber mit Frankreich noch lange nicht.

Was wollen Sie denn noch weiter fordern, Durchlaucht? fragte Gneiſenau, der neben dem Divan des Feldherrn auf dem Fauteuil ſaß, an deſſen Armlehne Napoleon ſo oft während des Miniſter-Conſeils geſchnitzt hatte. Frankreich iſt, wie mich dünkt, hinlänglich gedemüthigt.

So, meinen Sie? fragte Blücher ſtrenge. Na, wie ſo iſt es denn gedemüthigt? Was haben wir ihm denn gethan?

Vor allen Dingen, Durchlaucht, haben wir es beſiegt, und das iſt für ein kriegeriſches, ruhmſüchtiges Volk ſchon immer ein herbes Unglück. Dann haben wir ihm alle Beute früherer Siege wieder abgenommen, haben ſeinen Kaiſer, den die Armee wenigſtens noch immer liebte, abgeſetzt und verjagt, und haben den König Ludwig den Achtzehnten, den weder die Armee, noch das Volk liebte, den Niemand wollte, wieder auf ſeinen legitimen Thron eingeſetzt.

Daran iſt mir gar nichts gelegen, rief Blücher unwirſch. Ich wollte vielmehr, der König wäre noch nicht wieder hier, denn ich hatte noch vielerlei Forderungen an die Stadt Paris und ich wollt' ſie noch gehörig abſtrafen. Weiß aber ſchon, daß der König ſich nun in's Mittel legen, und bei unſerm König und dem Kaiſer ſo lange wimmern und jammern wird, bis ſie ihm in Allem nachgeben und ich gar nicht dazu komme, die Stadt Paris gehörig abzuſtrafen.

Nun, Feldmarſchall, ſagte Gneiſenau lächelnd, mich dünkt, Sie haben aber die Stadt ſchon gehörig abgeſtraft! Sie haben erſtens befohlen, daß Paris unſere Armee als Einquartierung aufnehmie und bewirthe.

Na, das war ich meinen Preußen ſchuldig, rief Blücher. Die Franzoſen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es ſoll alſo kein Preuße, der mir hierher gefolgt iſt, zurückkehren, ohne ſagen zu können, daß die Pariſer ihn auch gut bewirthet haben.*)

Dann ferner haben Sie der Stadt Paris eine Kriegsſteuer von einhundert Millionen Francs auferlegt.

Und das iſt eigentlich noch viel zu wenig, denn es iſt nur blos 'ne Abſchlagszahlung auf die vielen Millionen Thaler, die Frankreich von Preußen ſich zugeeignet hat und die Preußen durch Frankreich verloren hat. Blos 'ne kleine Strafe für all' den Kummer, und die Demüthigung und den Jammer, den die Franzoſen über unſer unglück-

*) Blüchers eigene Worte. Siehe: Varnhagen: Biographiſche Denkmale. III. S. 472.

liches Vaterland gebracht haben und wovon mein altes Herz beinah zersprungen wäre. Wir mußten die Franzosen strafen, und es giebt nun einmal für alle Menschen keine empfindlichere Strafe, als wenn man sie ihre Sünden und Verbrechen bezahlen läßt. Das Geldgeben, das thut den Menschen am wehesten und darum müssen die Pariser zur Strafe für ihre Sünden zahlen.

Aber Sie haben ihnen auch noch andere Strafen auferlegt, Durchlaucht. Sie haben befohlen, daß aus dem Museum alle die erbeuteten Kunstschätze fortgenommen und wieder nach Deutschland zurückgeführt werden sollten.

Na, und ich will nicht hoffen, daß Sie das zu hart finden? rief Blücher ungestüm. Wenn man einen Dieb gefangen hat, und findet das gestohlene Gut bei ihm, so nimmt man es ihm wieder fort, nicht wahr? Die Franzosen hatten aber all' die Kunstschätze, die sie hier aufgestapelt haben, nicht von Deutschland geschenkt bekommen, sondern sie haben sie aus den Museen und Schlössern gestohlen und geraubt, und es ist daher man blos ganz natürlich, daß sie sie wieder rausgeben müssen und daß sie wieder nach Deutschland zurück müssen. Es wäre ja eine ewige Schmach und Schande für uns Deutsche, wenn wir so zimperlich wären und nicht wagten, die Hände auszustrecken nach unserm Eigenthum, und den Franzosen den Triumph ließen, ihr geraubtes Gut behalten zu dürfen. Als sie in Deutschland waren, da haben sie, aus Kunstsinn, wie sie's nennen, überall die Museen bestohlen und beraubt und genommen, was ihnen nicht gehört. Nu wir in Frankreich sind, wollen wir auch zeigen, daß wir Kunstsinn haben, und wollen aus ihren Museen uns wenigstens nehmen, was uns gehört.

Ew. Durchlaucht haben Recht, sagte Gneisenau, die Wiederherausgabe dieser deutschen Kunstschätze ist nur ein Act der Gerechtigkeit, und Deutschland muß Ihnen dankbar sein, denn nur Ihrer Festigkeit und Energie wird es den Wiederbesitz seiner Schätze danken. Aber, mein theurer, geliebter Feldherr, Sie sollten nun mit diesen Strafen zufrieden sein und das gedemüthigte Volk nicht noch mehr kränken. Ich dächte, Sie ständen davon ab, die eherne Siegessäule auf dem Vendôme-Platz sprengen zu lassen. Die Pariser betrachten sie als ein

Denkmal ihres Ruhms, und man wird doch ihnen diesen Ruhm nicht ableugnen können.

Na, meinetwegen, sagte Blücher verdrießlich, mögen sie denn dieses Ding behalten. Es ist König Ludwigs Sache, ob er die Ruhmessäule Bonaparte's vor seiner Nase dulden will, und ob's ihn nicht verschnupft, den Bonaparte mitten in seiner Hauptstadt so gefeiert zu sehen. Wenn Er's ertragen kann, mir kann's gleichgültig sein. Aber Eins sage ich Ihnen, Gneisenau, die Brücke von Jena, die lasse ich ihnen nicht, und ich rathe Ihnen, daß Sie nicht für sie bitten. Die muß runter, eben so gut, wie der Bonaparte.

Aber es fällt mir auch gar nicht ein, für die Brücke bitten zu wollen, rief Gneisenau. Ich bin ganz Ihrer Meinung, Durchlaucht, die Brücke von Jena muß zerstört werden. Wir haben mit unseren Siegen von Leipzig, Paris und Belle-Alliance die Niederlage von Jena wieder ausgelöscht, und wir dürfen es nicht dulden, daß man dieses Denkmal jenes Unglückstages hier erhalten wolle, allen Preußen zur Beschämung und zum Aergerniß.

Recht so, Freund, rief Blücher freudig, dem General seine Hand darreichend. Sie sind ein prächtiger Mensch, und Sie halten doch noch etwas auf deutsche Ehre, sind kein solcher demüthiger Duckmäuser, der zufrieden ist, wenn er's Leben hat, und alle anderen Völker ganz bescheidentlich dafür um Entschuldigung bitten möcht', daß er man blos 'n Deutscher ist. Nein, wir Zwei, wir rühmen uns, Deutsche zu sein, und wir wollen's den Herren Franzosen beweisen, daß wir keinen Respect vor ihnen haben, und uns gar nicht geehrt fühlen, wenn wir mit ihnen französisch parliren können. Nein, Deutsch wollen wir mit ihnen sprechen, und wenn wir ihnen die Brücke von Jena zersprengen, so heißt das, 'n gutes deutsches Wort gesprochen haben. Den Bonaparte haben wir runter, nun müssen wir auch die Brücke noch runter kriegen!

Aber ich fürchte, wir werden viel Schwierigkeiten damit haben, und man wird von allen Seiten Alles anwenden, um unser Vorhaben zu vereiteln.

Freilich, wir müssen uns beeilen, sagte Blücher. Wir müssen rasch

zu Werke gehen, damit die Sache abgethan iſt, wenn der König nach Paris kommt.

Der König will am zehnten Juli ſeinen Einzug in Paris halten.

Und heute iſt erſt der neunte, rief Blücher. Wir haben alſo noch einen ganzen Tag Zeit, und den müſſen wir benutzen. Denn wenn der König erſt da iſt, dann habe ich nicht mehr freie Hand, dann iſt er der Herr, der zu commandiren hat, und ich muß mich ſeinem Befehl fügen. Er würde aber ganz gewiß ſich von dem Gewimmere und dem Bitten des franzöſiſchen Königs 'rum kriegen laſſen, denn er hat 'n weiches, großmüthiges Herz, und mag lieber vergeben und vergeſſen, als tüchtig abſtrafen. Ich aber, Gneiſenau, ich denke nicht ſo, ich kann's nicht vergeſſen, wie viel Schmach uns die Franzoſen angethan haben, kann's nicht vergeben, daß ſie uns mit Uebermuth und Hohn ſo in den Staub getreten haben, daß man ſich beinah ſchämen mußte, ein Deutſcher zu ſein. Es iſt eine Ehrenſache, daß wir die Franzoſen ſtrafen, eine Ehrenſache, daß wir die Brücke von Jena zerſtören, damit alle Welt ſehen kann, daß wir auch empfindlich ſind für unſeren Ruhm, und daß 'n Deutſcher eben ſo viel Gefühl für Ehre hat, eben ſo eiferſüchtig iſt auf ſeinen Ruhm, als jedes andere Volk. Wir haben uns viel gefallen laſſen, darum müſſen wir nun auch viel Revanche nehmen.

Leider denken nicht alle Deutſche wie Sie, Durchlaucht, ſeufzte Gneiſenau. Selbſt unſere preußiſchen Waffenbrüder ſind zum Theil anderer Meinung. Der General Zieten war vorher hier, um gegen die Sprengung der Brücke zu proteſtiren. Er meint, die Sache ſei dem Vertrag der Uebergabe von Paris nicht gemäß, und dürfe daher nicht geſchehen.

Ich will ihm zeigen, daß ſie geſchehen darf und ſoll, rief Blücher zornerglühend. Gneiſenau, ſchreiben Sie mal gleich auf der Stelle in meinem Namen an den General von Zieten in Paris. Da liegt Feder und Papier. Sie ſind nun doch einmal immer meine Hand und mein Kopf, und verſtehen ſich beſſer auf die Feder als ich. Schreiben Sie alſo, was ich Ihnen dictiren will.

Gneiſenau nahm die Feder, und Blücher, mit den Fingern auf

den goldenen Bienen des Divans trommelnd, dictirte: „Ew. Excellenz wollen ſich auf keine Weiſe, durch Niemand, wer es auch ſei, von der Sprengung der Brücke von Jena abhalten laſſen, indem ich Ihnen nochmals den beſtimmten Befehl dazu wiederhole. Sind die Anſtalten ſo weit, daß die Brücke geſprengt werden kann, ſo ſoll es ſogleich geſchehen, und der General von Bülow benachrichtigt werden, daß er ſeinen Einzug über die nächſte Brücke nimmt. Ich empfehle Eurer Excellenz nochmals die Beſchleunigung der Sprengung.“ *)

Na, und nu thun Sie mir den Gefallen, Freund Gneiſenau, und reiten Sie ſelbſt nach Paris, geben Sie dem General Zieten ſelbſt meinen Brief, und ſagen Sie ihm mündlich noch, was zu ſagen nöthig iſt, und daß die Sprengung geſchehen muß, hören Sie, geſchehen muß, um Preußens Ehre wieder rein zu waſchen von dem alten Schmutzfleck an ſeiner Stirn. Wir haben uns wieder aufgerichtet aus der Erniedrigung, wir können's Haupt wieder muthig erheben, und wir wollen eine reine, fleckenloſe Stirn haben. Das ſagen Sie dem Zieten, mein Freund, und ſagen Sie ihm, er ſoll nicht ſo devot und dienſtbefliſſen gegen die Franzoſen ſein, und nicht ſo bei dem franzöſiſchen König herumſcharwenzeln, und ſich liebes Kind machen. Was wär' denn der Monſieur Louis von Gottes Gnaden, wenn wir Preußen ihn nicht auf der Spitze unſerer Bajonette wieder auf ſeinen Thron 'rauf gehoben hätten? Daran ſoll der Herr König von Frankreich noch ein Bischen gedenken, und nicht ſo übermüthig werden, und darum habe ich ihm vor ſeinen Tuilerien recht hübſche große preußiſche Kanonen aufgefahren, die Mündung gerade gegen das Schloß gerichtet, und darum ſtehen bei den Kanonen und als Wache vor dem Schloß preußiſche Artilleriſten, damit der König doch daran denkt, daß wir Preußen eigentlich die Herren von Paris ſind, und der Lilienthron durch das Feuer preußiſcher Kanonen wieder aufgeblüht iſt. Sagen Sie das Alles dem Zieten, General, und ſagen Sie ihm, morgen Mittag muß die Sache abgethan ſein.

Ich werde ihm genau die Worte Eurer Durchlaucht wiederholen,

*) Varnhagen v. Enſe: Leben des Fürſten v. Wahlſtatt. 476.

sagte Gneisenau, und ich werde selbst nachsehen, wie weit die Vorarbeiten zur Sprengung an der Brücke gediehen sind. Leben Sie wohl, Durchlaucht.

General Gneisenau war kaum hinaus gegangen, als Blüchers Stentorstimme nach Christian Hennemann rief.

Sofort öffnete sich eine Seitenthür und der Pipenmeister trat ein, den Pfeifenkasten in der Hand und eine lange Thonpfeife im Munde. Mit gravitätischer Gleichgültigkeit schritt er über den schönen türkischen Teppich, der den Fußboden bedeckte, dahin, und setzte den Pfeifenkasten mitten auf den mit Landcharten bedeckten Tisch, an dem Napoleon sonst seine Schlachten überdacht hatte.

Blücher, lang ausgestreckt auf dem Divan, und recht mit Behagen seine Sporenstiefel auf die goldenen Bienen legend, schaute dem Treiben seines Pipenmeisters mit vergnüglichem Gesicht zu, und lachte laut auf, als dieser jetzt in gemüthlicher Ruhe das Federmesser von dem kaiserlichen Schreibtisch nahm, und es als Bohrer für die Thonpfeife seines Herrn benutzte, damit der Taback in der Pfeife ein wenig auf-loderte.

Ich wollt' man blos, rief er, der Bonaparte könnte einen Augenblick hier hereinschauen, und zusehen, wie's der Blücher sich in seinem Kabinet so recht bequem gemacht hat. Na nu sag mal, Pipenmeister, wie gefällt es Dir denn nu hier in der kaiserlichen Residenz in St. Cloud? Bist Du zufrieden mit dem Quartier, und möchtest immer so hier wohnen?

Nein, sagte Christian verächtlich, möcht' nicht in dem langweiligen Putzschrank immer drin stecken. Es ist mir zu fein und zu blank hier. 'N ehrlicher Mensch muß immer fürchten, daß er auf dem spiegelglatten Fußboden hier ausgleitet, und auf die Nase fällt, und dann würden die Franzosen sagen, die dummen Deutschen könnten nicht auf ihren eigenen Füßen stehen. Ist 'n übermüthiges Volk, die Franzosen, und dabei sind sie doch so dumm, daß sie nich mal deutsch verstehen, und ganz verwundert die Augen aufreißen, wenn 'n ehrlicher Kerl ihnen die Ehre anthut, und sie deutsch anredet. Sollten doch dankbar sein, daß wir gar nicht hochmüthig und stolz thun, obwohl wir Sieger

ſind, und daß wir mit ihnen reden wollen in unſerer Sprach'! Aber ſie verſtehen ſie nicht, und wollen ſie auch nicht lernen, und ſind überhaupt noch immer übermüthig und unangenehm. Ich wollt', wir wären erſt hier fort aus dem abſcheulich ſchönen Schloß! Was geht mich die Pracht an, die mir nicht gehört! 'Ne Bauernhütte, die mir gehört, iſt mir lieber als all' die Herrlichkeit hier, und 'ne Biene, die in meinem eigenen Bienenkorb ſummt, iſt tauſend Mal mehr werth, als all' die goldenen Bienen da auf Ihrem Sopha.

Haſt Recht, Pipenmeiſter, ſagte Blücher, behaglich ſeine Pfeife dampfend, die goldenen Bienen haben dem Bonaparte nicht ſo viel Honig geſammelt, als 'ne einzige Biene ſammelt, die der liebe Gott geſchaffen hat. Na, ſei man ruhig, Pipenmeiſter, wenn wir nun wieder nach Kunzendorf heimkehren, und ſo Gott will, ſoll das bald geſchehen, dann ſollſt Du auch Deinen eigenen Bienenſtock haben, und Dein eigenes Haus. Hab' mir ſchon Alles hübſch ausgedacht, wie's werden ſoll, und was ich aus Dir machen will, und hab' ſchon meinen Schlachtplan fertig. Du haſt mir allzeit treu und mit rechter Herzenslieb' gedient, und ich bin Dir dafür, und auch für den Hieb bei Ligny — Du weißt doch noch, wo ich Dein Pferd durchſäbelte, und Du drunter zu liegen kamſt, — bin Dir für Alles das noch Deine Belohnung und Bezahlung ſchuldig.

So, Herr Fürſt, rief Chriſtian trotzig, Sie wollen mich bezahlen und ablohnen, Sie denken, das geht man ſo. Ich kann Ihnen aber ſagen, daß der Chriſtian Hennemann nicht den ganzen Krieg als tapferer Pipenmeiſter mitgemacht hat, und in Sturm und Kanonendonner und Kartätſchenhagel immer dicht hinter ſeinem tollen Feldherrn geblieben iſt, blos um nachher bezahlt zu werden. Um Geld und Lohn hätt' ich nicht meine Arm und Beine zerſchlagen und zerſchießen laſſen, und 's Vaterland hab' ich juſt auch nicht damit gerettet, daß ich, wenn die Kugeln ſauſten und die Kartätſchen pfiffen, doch immer 'n Stummel für den Feldmarſchall bereit hielt. Ich hab's blos gethan, weil ich meinen Feldmarſchall lieb habe, weil er meinem alten Vater ſo 'n ſchönes ſorgenloſes Leben bereitet hat, weil er ſich meiner erbarmt, und aus 'nem dummen Dorfteufel, der ich war, als ich zu Ihnen kam,

einen anſehnlichen reſpectabeln Menſchen und vornehmen Pipenmeiſter gemacht hat. Ich hab's blos gethan, nicht weil Sie der Fürſt ſind, ſondern weil Sie der Blücher ſind, und weil Sie ſich, obwohl Sie 'n vornehmer Herr ſind, doch 'n gutes, braves mecklenburgiſches Herz bewahrt haben, und weil Sie's liebe Mecklenburg und Ihr Mutting und Vating nicht vergeſſen haben. Darum bin ich Ihnen treu geweſen, und bin mit Ihnen durch Dick und Dünn geſtampft, darum blos, weil ich Sie lieb habe. Aber ſo was läßt ſich nicht belohnen und bezahlen, und darum laſſen's man gut ſein damit. Ich will bleiben, was ich bin, der Pipenmeiſter, und damit Baſta!

Nein, damit nicht Baſta! rief Blücher lachend. Du ſollſt der Pipenmeiſter bleiben, aber Du ſollſt noch was Anderes werden, Chriſtian. Red' mir nicht dagegen, der König hat mich belohnt, und ich muß Dich belohnen. Du ſagſt, das Vaterland hätteſt Du nicht gerettet, daß Du mir mitten in der Schlacht immer 'nen Stummel bereit gehalten hättſt! Aber ich hätt' doch nicht commandiren und Schlachten gewinnen können, wenn meine Pfeife nicht ordentlich gebrannt hätte. Alſo im Grunde genommen haſt Du eigentlich das Vaterland gerettet, denn ſie ſagen ja, daß ich es gerettet hab'. Aber der liebe Gott da droben, der hat freilich das Meiſte und Beſte gethan, und alſo wollen wir denn auch nicht übermüthig werden, ſondern fein beſcheiden bleiben, und dem lieben Gott die Ehre geben. Aber blos Pipenmeiſter kannſt Du nicht bleiben, Chriſtian, eben ſo wenig, als ich bloßer General geblieben bin. Mein Förſter iſt geſtorben, wie Du weißt, na, und Du wirſt nun Förſter in Kunzendorf, Chriſtian. Haſt Dein eigen Haus und Feld, ſiehſt darauf, daß die Diebe mir's Holz nicht fällen, das Wild nicht aus dem Wald mauſen, und ſchießt mir recht viel Wild. Na, biſt Du zufrieden, Chriſtian?

Ja, rief Chriſtian mit Thränen in den Augen, wär' zufrieden und glücklich, wenn's Förſterhaus nicht im Wald läge. Aber es liegt im Wald, und alſo nehme ich die Stelle nicht an, und dank' dem Herrn Fürſten viel Mal.

Wie? Grauelt Dir vor'm Wald? fragte Blücher erſtaunt.

Nein, nicht vor'm Wald grault mir, aber davor, daß ich ſo weit

von Ihnen fort soll, und daß ich dann nicht mehr ordentlich für Sie sorgen kann. Wer soll denn Ihre Pfeifen stoppen, wenn ich im Wald bin und Hasen schieße? Was soll denn aus Ihnen werden, wenn der Stummel nicht brennt? Es geht nicht, Herr Fürst, ich kann nicht Förster werden, ich muß Pipenmeister bleiben.

Na, denn bleib's, Christian, rief Blücher fröhlich. Aber das kleine Haus, was am Garten steht dicht beim Schloß, das schenk' ich Dir, und da drin sollst Du wohnen, und Dein Stück Ackerland sollst Du haben, und Deine eigene Wirthschaft auch, und 'ne Frau sollst Du Dir nehmen, und die Male und ich, wir besorgen Deiner Braut die Aussteuer, und geben die Hochzeit. Und Christian, ich weiß auch schon 'ne Frau für Dich! Der Dorfschulze hat 'ne hübsche Tochter, und er ist reich. Die Tochter sollst Du heirathen.

Danke schön, sagte Christian gelassen, die ist mir viel zu hübsch und zu reich.

Nun, das sind Fehler, die man ihr verzeihen kann, lachte Blücher. Wenn Du sonst nichts an ihr auszusetzen hast —

Ich hab' aber sonst noch was an ihr auszusetzen. Sie ist keine Mecklenburgerin, sie kann nicht Plattdeutsch sprechen, und 's grusselt mir, wenn ich denk', ich sollt' mit meiner Frau immer Hochdeutsch sprechen. Nein, Durchlaucht, ich sprech' mit meinem Vating, mit 'n lieben Gott, und manchmal auch mit meinem lieben Fürsten Blücher Plattdeutsch, und also muß ich auch mit meiner Frau Plattdeutsch sprechen können.

Na, denn geh' nach Mecklenburg, und such' Dir 'ne Frau.

Hab' da schon eine gefunden, Herr Fürst. Die Hanne in Polchow auf dem Herrenhof, das ist schon seit vier Jahren meine Braut, und die und keine andere soll meine Frau werden.

Ist sie hübsch? Hat sie Geld?

Hübsch? Ich weiß nich, Durchlaucht, aber sie ist 'ne dralle Dirn mit 'nen Paar lustigen Augen, und zweiunddreißig gesunden Zähnen im Mund, und hat rothe Backen, und schöne blonde Haare. Ob sie Geld hat? Nich so viele Thaler als sie Zähne hat, aber sie kann arbeiten, und ihre Hände rühren, ist flink und geschickt, singt und lacht

den ganzen Tag bei der Arbeit, und verſteht 'n Mittagbrod zu kochen, wie keine Andere.

Na, ſo nimm ſie, Chriſtian, die Ausſteuer und die Hochzeit beſorge ich.

Hurrah, rief Chriſtian, ich ſoll die Hanne kriegen! Die Hanne ſoll meine Frau werden! Ach, lieber Herr Fürſt, ich dank' Ihnen, ich bin ſo glücklich, daß ich heulen und weinen könnt', und — ich glaub', ich thu's ſchon. Ich bin's ſonſt gar nicht gewohnt geweſen, glücklich zu ſein, und darum muß ich nu weinen, und, und —

Na, na, weine nicht, Chriſtian, ſagte Blücher, ſich ſchnell mit der Hand über die Augen fahrend, Du biſt ein prächtiger, guter Burſche, und der liebe Gott wird geben, daß Du noch recht lange glücklich biſt, und Dich gewöhnſt an das Glück. Und — es klopft! Sieh mal nach, wer da kommt!

Chriſtian trocknete raſch ſeine Thränen, und eilte nach der Thür hin.

VI.

Der Blüchertoaſt.

Es war der Adjutant des Fürſten, Graf Noſtitz, welcher Einlaß begehrte. Er meldete, daß ſo eben ein reitender Bote von dem Grafen von der Golz, dem preußiſchen Geſandten in Paris, hier in St. Cloud eingetroffen ſei, und überreichte dem Fürſten einen Brief des Grafen von der Golz, den der Bote für den Feldmarſchall überbracht hatte.

Na, ich kann mir ſchon denken, was der Graf will, brummte Blücher. Hat ſchon einmal an mich geſchrieben, und mich um Schonung und ſubtile Behandlung der Herren Franzoſen gebeten. Iſt auch einer von Denen, welche meinen, man müßte die Franzoſen immer

mit ſeidenen Handſchuhen anfaſſen, und recht höflich und artig gegen ſie ſein, damit man dadurch beweiſe, daß man ſelber ein feiner und gebildeter Mann ſei und Reſpect habe vor den feinen, klugen Franzoſen. Ich hab' aber gar keinen Reſpect vor ihnen, und mir iſt's ganz egal, ob ſie mich für einen Barbaren halten, ich will man blos ſie abſtrafen und Deutſchland rächen, weiter nichts. Na, nun wollen wir mal ſehen, was der Herr Graf ſchreibt.

Er ſchlug den Brief auseinander und las. Aber ſeine Züge nahmen während des Leſens einen zornigen Ausdruck an und ſeine dicken weißen Augenbraunen zogen ſich dichter zuſammen.

Noſtitz, rief er, wiſſen Sie, was der Graf von mir will? Er verlangt, daß ich die Brücke von Jena nicht ſprengen ſoll, er meint, man würde das als eine barbariſche Grauſamkeit rügen und auch unſer König würde unzufrieden damit ſein. Und die Hauptſach iſt, daß er hinzufügt, der Herr Fürſt von Talleyrand ſei eben bei ihm geweſen, und in des Herrn Fürſten Namen ſolle er mich dringend um die Erhaltung der Brücke erſuchen. Na, was ſagen Sie dazu, Noſtitz?

Graf Noſtitz zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Ich will Ihnen zeigen, was ich dazu ſage, rief Blücher. Warten Sie mal hier, ich will gleich ſelbſt die Antwort an den Grafen ſchreiben und Sie können ſie dem Boten geben. Ih, ſehen Sie mal, der Herr Fürſt von Talleyrand läßt bitten, daß die Brücke von Jena nicht geſprengt werde!

Er trat raſch zu dem Schreibtiſch hin, an welchem Napoleon ſo oft ſeine ſtolzen und hochfahrenden Briefe an den König von Preußen geſchrieben, und mit fliegender Hand warf er einige Zeilen von kühner, rieſengroßer Schrift auf das Papier hin.

So, ſagte er dann, nun hören Sie mal meine Antwort an den Grafen!

Und mit hochfliegendem Athem, das Antlitz noch geröthet von Zorn, las Blücher: „Herr Graf! Ich habe beſchloſſen, daß die Brücke geſprengt werden ſoll, und kann Euer Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mich recht lieb ſein würde, wenn Herr Talleyrand ſich vorher druf-

ſetzte, welches ich Euer Hochgeboren bitte, ihn wiſſen zu laſſen.“*) — Na gefällt Ihnen der Brief, Noſtitz?

Er iſt ein Muſter von militairiſcher Kürze und Entſchiedenheit, ſagte Graf Noſtitz lachend. Aber ich fürchte, daß der Herr Talleyrand Ihren Wunſch leider nicht erfüllen wird.

Für Frankreich wär's aber am Beſten, wenn er's thät, ſagte Blücher. Der Talleyrand, das iſt der Vater der Schelme und Diplomaten und der hat viel Unglück und Noth über Frankreich gebracht! Ich will Ihnen was ſagen, Noſtitz, die Diplomaten, das iſt 'ne ſchlimme Sippſchaft, und was die brauen und zuſammenrühren, damit die Völker es austrinken, daran verderben die armen Völker ſich immer den Magen, und werden krank davon, und nachher muß der Soldat doch immer gerufen werden und als tüchtiger Chirurg die Quackſalbereien der Diplomaten wieder gut machen.

Ja, es iſt wahr, ſagte Graf Noſtitz, ſie haben auf dem Congreß in Wien nichts Gutes zu Stande gebracht, und es iſt nichts herausgekommen bei all' ihren Berathungen.

Der Bonaparte iſt dabei rausgekommen, den haben ſie entwiſchen laſſen. Geredt und geſchrieben haben ſie genug, aber die Augen haben ſie nicht aufgethan, und ſtatt die Inſel gehörig zu bewachen, haben ſie getanzt und ſich amüſirt, und Länder und Völker vertheilt, als wären's Bonbonnièren, die ſie ſich im Cotillon austheilen.

Aber das tapfere Schwert des Feldmarſchalls Blücher, das hat doch Alles wieder gut gemacht, was die Diplomaten verdorben hatten, und hat Europa befreit von dem Unhold, der ſo lange wie ein Alp es bedrückte.

Nicht ich allein, Noſtitz. Mein Bruder Wellington, der hat eben ſo viel gethan als ich, und ich hab' ihm blos geholfen, die Schlacht von Belle-Alliance zu gewinnen. Mich kränkt's aber noch immer, Noſtitz, daß der Bonaparte mir doch noch einen Sieg abgewonnen und daß er bei Ligny mich zum Rückzug gezwungen hat. Und wenn ich denke, daß es mir noch weit ſchlimmer hätte gehen können, daß ich,

*) Varnhagen. Fürſt Blücher von Wahlſtatt. 475.

wenn Sie mir nicht zu Hülfe gekommen wären, den Franzoſen in die Hände gefallen, daß ich ihr Gefangener geworden wär' und ſie mich in Triumph nach Paris geſchleppt hätten — Noſtitz, da hätten Sie mir doch wohl eher das Leben genommen, als mich ſolcher Schmach preisgegeben? Sagen Sie ſelbſt, ehe mich die Franzoſen fortgeſchleppt hätten, was hätten Sie gethan?

Was ich gethan hätte? Ich weiß es nicht, aber ich weiß es wohl, was ich hätte thun ſollen!

Mir 'nen Gnadenſtoß geben! Denn eine Gnade wär's geweſen, mir lieber den Tod zu geben als mich den Franzoſen lebendig in die Hände fallen zu laſſen. Na, der liebe Gott hat nicht gewollt, daß es ſo kommen ſollt', er hat es mir gegönnt, daß ich Revanche nehmen ſoll für Alles, was der Bonaparte mir angethan, daß ich auch Revanche nehmen ſoll an den Franzoſen. Aber die Revanche muß gründlich ſein! Und darum muß die Brücke von Jena geſprengt werden. Siegeln Sie alſo meinen Brief zu und geben Sie ihn an den Courier des Grafen von der Goltz. —

Na, nu hoffe ich, wird es zu Ende ſein, murrte Blücher vor ſich hin, als er wieder allein war, nu werden ſie mich in Ruh' laſſen mit dem Flennen und Wimmern, und es wird bald ein tüchtiger Kracher von Paris herübertönen, und wird mir verkünden, daß man meine Befehle reſpectirt hat und daß die Brücke geſprengt iſt! —

Aber Blücher ſollte ſich in dieſer Hoffnung doch getäuſcht ſehen. Statt des „Krachers", den er erwartete, kam abermals ein Courier von Paris daher geſprengt.

Dieſer Courier trug die Livrée des Königs von Frankreich und überbrachte von dem Oberhofmarſchall des Königs ein ſehr höfliches, ſehr verbindliches Schreiben, in welchem der Oberhofmarſchall den Fürſten Blücher im Namen des Königs erſuchte, ſofort ſich in die Tuilerien zu begeben, woſelbſt König Ludwig ihn in einer dringenden und unaufſchiebbaren Sache augenblicklich zu ſprechen wünſche.

Ich kenne die dringende und unaufſchiebbare Sache ſchon, ſagte Blücher achſelzuckend. Der König will nun ſelber verſuchen, was Talleyrand nicht hat zu Stande bringen können. Ich hätt's nun zwar

nicht nöthig, dem König den Willen zu thun, und zu ihm zu kommen, um die „Gnade einer Audienz", wie sie das nennen, zu genießen. Aber ich will's thun, um der Sache endlich ein für alle Mal ein Ende zu machen. Ich will zu dem König hingehen; und ich will ihm sagen, daß er sich keine Mühe weiter geben soll und daß die Brücke doch gesprengt wird. — —

Ludwig der Achtzehnte saß auf seinem breiten hochlehnigen Lehnstuhl, dessen ungeheuere Weite ganz von der riesigen Körpermasse des alten, siechen, gichtlahmen Königs ausgefüllt war. Er blickte mit düsterem traurigen Auge aus dem Fenster auf die Kanonen hin, die ihre weiten Mündungen gerade seinem Fenster zugewandt hatten.

Ach, seufzte er leise, diese preußischen Kanonenschlünde sagen mir nicht wie meine Hofleute Schmeicheleien, sondern sie sprechen zu mir mit sehr herben Wahrheiten. Nicht die Liebe und der Enthusiasmus meiner Unterthanen hat genügt mich auf meinen Thron zurückzuführen, sondern es bedürfte dazu noch der Hülfe meiner sogenannten Freunde, welche sich aber dabei sehr als meine Feinde darstellen, und deren insolente Kanonenschlünde mir sagen, daß ich kein freier, selbstständiger König bin, sondern ein Gefangener meiner Befreier!

Sire, sagte die schöne Gräfin Du Cayla, welche neben dem König auf dem kleinen Tabouret saß, und ihre großen brennenden Augen mit einem zärtlichen Ausdruck auf den König heftete, Sire, diese Herren Preußen werden sich ohne Zweifel beeilen, ihre Kanonen hier fortzubringen, da Ew. Majestät seit gestern wieder in den Tuilerieen residiren. Wahrscheinlich hat Ew. Majestät schnelle Ankunft sie überrascht, und sie haben nur aus Versehen die Kanonen hier zurückgelassen, welche sie aufgestellt, so lange Ew. Majestät noch nicht da waren, und man von den Bonapartisten noch Ruhestörungen und Revolten erwarten konnte.

Es ist indessen sehr traurig, daß es unter meinen Unterthanen noch immer Bonapartisten giebt, seufzte Ludwig. Leute, die ihren angestammten, rechtmäßigen König nicht anerkennen wollen, und ihm einen Usurpator vorziehen. Ach meine Liebe, ich unterzeichne wohl meine Decrete als in dem einundzwanzigsten Jahre meiner Regierung,

aber ich weiß ſehr wohl, daß ich noch nicht ein Jahr regiert habe, und daß ich auch in dieſem Jahr mehr von den Umſtänden und der Charte regiert ward, als aus meinem eigenen Willen heraus regierte. Gott weiß, es ſind ſehr viele Dornen in dieſer Krone von Frankreich, und wahrlich, meine lieben Freunde, die Feinde verwunden meine Stirn eben ſo ſehr, wie die Bonapartiſten. Sie wollen mir jetzt eine neue Schmach bereiten, die Brücke von Jena vernichten!

Aber Ew. Majeſtät werden das nicht zugeben, rief die Gräfin, Sie werden es dieſen Barbaren verbieten, ein Denkmal des Ruhms von Frankreich zu zerſtören.

Wenn ich wirklich König wäre, und verbieten könnte, ſeufzte Ludwig, dann würde ich die Barbaren verjagen, und Frankreichs Denkmäler hätten nichts von ihrer Brutalität zu fürchten.

Sire, ſagte der Oberhofmarſchall, welcher leiſe in das Kabinet eingetreten war, der Fürſt Blücher iſt eben in die Tuilerien gekommen, und bittet Ew. Majeſtät demüthig um die Gnade einer Audienz.

Höflingsphraſen, ſagte Ludwig achſelzuckend, Sie wiſſen wohl, daß ich den Fürſten habe bitten laſſen, zu mir zu kommen, laſſen Sie ihn eintreten. Und Sie, meine Liebe, treten Sie hinter den Schirm dort, und ſeien Sie eine unſichtbare Zeugin meiner Unterredung mit dem Fürſten Blücher. —

Die Thür öffnete ſich, und unter Vortritt des Oberhofmarſchalls trat Fürſt Blücher in ſeiner einfachen Huſaren-Uniform, ohne Orden und Stern auf der Bruſt, zu dem König ein.

Mit einer leichten, wenig ceremoniellen Verbeugung näherte er ſich dem König, der ihm, in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend, einen gnädigen Gruß zunickte.

Sire, ſagte Blücher, der Anrede des Königs zuvorkommend, Ew. Majeſtät haben mich hieher befohlen, und ich bin gekommen, aber ich benachrichtige Eure Majeſtät, daß ich durchaus kein Wort franzöſiſch verſtehe.

Mein Herr, ſagte der König, meine Mutter war eine Deutſche, ich darf daher Ihre Sprache faſt meine Mutterſprache nennen, und wir wollen uns alſo in derſelben unterhalten. Herr Feldmarſchall,

die Feinde des Königs, Ihres Herrn, behaupten, daß Sie auf seinen Befehl ein Monument meiner Hauptstadt zerstören wollen, dessen Name allein Ihren Verdruß erregen kann, — ich will aber dieser Behauptung keinen Glauben schenken. Aber da ich meinen Alliirten gefällig zu sein wünsche, habe ich Befehl gegeben, daß die Brücke von Jena von jetzt an Brücke der Militairschule genannt werde, und ich habe Ihnen das selbst sagen wollen, damit Sie Ihren Souverain davon benachrichtigen.

Sire, sagte Blücher rauh, ich kann nicht ein Monument in Paris bestehen lassen, das eine Beleidigung für meine Nation ist. Die Brücke von Jena muß verschwinden, und ihre Trümmer sollen der Nachwelt ein Zeugniß sein, daß Preußen nicht gezögert hat, seine Revanche zu nehmen.

Sie sind sehr strenge, Herr Feldmarschall. Genügt es Ihnen nicht, zwei Mal mit bewaffneter Hand in Paris eingezogen zu sein, und wollen Sie empfindungslose Steine für den Namen strafen, den man ihnen gegeben?

Bonaparte hat die Victoria vom Thor in Berlin fortgenommen, rief Blücher heftig, wir müssen Repressalien gebrauchen.

Dann wäre es eigentlich richtiger, daß Sie die ganze Brücke fortnähmen, statt das Sie sie in den Flnß werfen, sagte der König mit einem ironischen Lächeln.

Blücher schleuderte auf ihn einen wilden, trotzigen Blick. Nichts wird mich abhalten von meinem Vorsatz, rief er. Ich will eine eclatante Rache nehmen für alle Beleidigungen, die mein Vaterland erduldet hat.

Sie wollen also auf mein Haupt die Beleidigungen zurückfallen lassen, die Sie vielleicht von einem Andern erduldet haben, sagte der König in lautem, zürnendem Ton. Ich rathe ihnen indessen, Feldmarschall, mich nicht auf's Aeußerste zu treiben. Ich könnte sonst einen verzweifelten Entschluß fassen, der auf der Stelle meiner Krone ihre Würde wiedergeben, und die vermeintlichen Sieger in eine mißliche Lage bringen könnte.

Thun Sie das, Sire, sagte Blücher trotzig, es muß ein Jeder

nach seinen Grundsätzen und seinem Gewissen handeln, ich werde das auch thun, und habe die Ehre, mich Ew. Majestät zu empfehlen.*)

Er verneigte sich flüchtig, und dem König den Rücken zuwendend, verließ er mit lauten, dröhnenden Schritten das Kabinet.

Der König schauete ihm mit blitzenden Augen nach, und als die Gräfin du Cayla wieder hinter dem Schirm hervortrat, sah sie, daß Ludwig sich ganz allein aus seinem Lehnstuhl erhoben hatte, und seiner Gicht und seiner Schmerzen nicht achtend, zu seinem Schreibtisch hinging.

Sire, rief die Gräfin zu ihm hinstürzend, um seine schwerfällige, wankende Gestalt zu unterstützen, Sire, was wollen Sie thun?

Ich will an den König von Preußen schreiben, rief Ludwig mit vor Zorn zitternder Stimme. Ich will meine Ehre nicht ruhig erwürgen lassen, und ich will Denen, welche es bezweifeln wollen, beweisen, daß noch Muth in diesem von Schmerzen geschwächten Körper wohnt. —

Er nahm hastig die Feder, und schrieb:

„Mein Herr Bruder! Der Feldmarschall Blücher mißbraucht Ihre Befehle, um die Zerstörung der Brücke von Jena, deren Namen ich verändert habe, und die jetzt Brücke der Militair-Schule heißt, anzuordnen. Diese unpassende Handlung könnte mich leicht mit meinen Unterthanen in Unfrieden bringen, weil sie glauben könnten, sie sei mit meiner Zustimmung geschehen. Sie würde meine Krone in Mißkredit bringen, denn ich bin in Paris, und ich setze voraus, daß Paris noch immer meine Residenz ist. Ich bitte Ew. Majestät, mit Ihrer Autorität einzuschreiten; es ist eine Gnade, welche ich von Ihnen erflehe. Wenn Sie indessen mir dieselbe nicht bewilligen wollen, so beschränke ich mich darauf, Sie aufzufordern, mich die Stunde wissen zulassen, in der man die Brücke zerstören will, damit ich mich alsdann mitten auf dieselbe setzen kann. Ludwig.“**)

---

*) Diese ganze Unterredung ist historisch. Siehe darüber: Mémoires d'une dame de qualité· Vol. I. S. 320.

**) Dame de qualité. I. 322.

Während ein Courier mit diesem Handschreiben Ludwig des Achtzehnten an den König von Preußen nach dem unweit von Paris belegenen Hauptquartier des Monarchen hineilte, schrieb Blücher, nach St. Cloud zurückgekehrt, an den General von Zieten:

„Euer Excellenz wollen die Sprengung der Brücke von Jena mit größter Thätigkeit fortsetzen, damit dieses zu unserer Beschimpfung errichtete Denkmal spätestens bis morgen früh um zehn Uhr vernichtet sei. Ew. Excellenz wollen in dieser Hinsicht allen Einwendungen, selbst von englischer Seite, gar kein Gehör geben, und nur dahin streben, diese Arbeit in kürzester Zeit zu beendigen. Blücher."*)

Am andern Morgen um zehn Uhr tönte von Paris her lautes Donnern und Krachen, welches das Herz des alten Blücher mit Freude erfüllte.

Hurruh, Gneisenau, rief er frohmüthig. Es ist geschehen. Die Jena-Brücke ist zerstört. Nun können wir Preußen uns stolz in Paris zeigen. Das Denkmal unserer Schmach ist vernichtet.

Aber eine halbe Stunde später sprengten zwei Couriere in den Hof des Schlosses von St. Cloud.

Der eine brachte vom General von Zieten die Nachricht, daß die Sprengung der Brücke mißlungen und das Pulver in der Luft zerplatzt sei, aber die Brücke nur wenig beschädigt habe.**)

Der zweite Courier überbrachte dem Fürsten ein Handschreiben des Königs von Preußen, in welchem derselbe seinem Feldmarschall die ernste und bestimmte Weisung gab, von der Sprengung der Brücke abzustehn, und keine weitern Versuche deshalb zu machen.

Es ist vorbei, sagte Blücher, die Franzosen haben nun doch wieder gesiegt, und mir 'ne Schlacht abgewonnen. Unsere Schmach von Jena bleibt bestehen, und alle unsere Siege haben sie nicht ausgelöscht. Ach, Gneisenau, ich fange an zu glauben, daß alle unsere Siege, und alles Große, was die Deutschen in diesen letzten Jahren gethan, und alle ihre Heldenkämpfe doch vergeblich gewesen, und daß für das arme

*) Varnhagen v. Ense: Fürst Blücher von Wahlstadt. 476.
**) Varnhagen. 477.

deutſche Volk wenig Vortheil und Segen davon übrig bleiben wird. Wir Soldaten, und das tapfere deutſche Volk, wir hatten unſere Sache wohl recht gut gemacht, aber die Diplomaten, die Diplomaten, die haben Alles verdorben. Was wir auf den Schlachtfeldern erworben, das iſt in Wien von den Herren des Congreſſes wieder fortgeworfen worden, und nun wird Alles bleiben, wie es iſt, und das deutſche Volk wird immer der Aſchenbrödel der Nationen bleiben! —

Am Abend dieſes Tages fand beim Herzog von Wellington ein großes Souper ſtatt, auf dem alle Generäle, Miniſter und Diplomaten der Alliirten verſammelt waren.

Es war eine heitere und frohbewegte Geſellſchaft, und mancher Toaſt ward ausgebracht. Blücher indeß war heute ernſter und ſtiller, wie er ſonſt zu ſein pflegte, und ſchaute oft düſter vor ſich hin.

Endlich, nachdem Wellington, neben dem er ſaß, einen langen und wortreichen Toaſt ausgebracht, erhob ſich auch Blücher von ſeinem Sitz. Er nahm ſein Glas, und ein trotziger Ausdruck leuchtete von ſeinem gerötheten Angeſicht.

Na, ſagte er, jetzt will ich Euch auch einmal was ausbringen. Nu hört mal!

Und mit blitzenden Augen umher ſchauend, rief er, ſein Glas hoch emporhebend: Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit ſo vieler Anſtrengung gewonnen worden.*)

---

*) Dieſer Toaſt machte damals durch ganz England die Runde, ward überall mit lautem Jubel aufgenommen und man nannte ihn den „Blücher-Toaſt.“ Siehe: Varnhagen. 479.

VII.

St. Helena.

Am andern Tage, nachdem Napoleon ſich auf die Inſel Aix begeben, waren alle Ausgänge des Hafens von engliſchen Schiffen blockirt, aber noch einmal ließen die jungen Marine-Officire dem Kaiſer ihre Dienſte anbieten, verſicherten, daß es ihnen mit ihren leichten Fahrzeugen gelingen werde, allen engliſchen Kreuzern zum Trotz den Hafen zu verlaſſen und die hohe See zu gewinnen. Noch einmal ließ Capitain Baudin den Kaiſer beſchwören, ſich ihm anzuvertrauen und auf ſeinem däniſchen Schiff in dem ſichern Verſteck nach Amerika zu entfliehen.

Der Kaiſer lehnte alle dieſe Vorſchläge ab. Schweigend und unentſchloſſen verweilte er zwei Tage noch auf der Inſel Aix. Dann berief er alle die Herren ſeines Gefolges zu einem Kriegsrath zuſammen und beſprach ſich mit ihnen über die zu ergreifenden Maßregeln.

Vorher aber hatte der Kaiſer den Grafen Las Caſes noch einmal zu dem Capitain Maitland geſchickt, und dieſen fragen laſſen, ob er glaube, daß man dem Kaiſer, wenn er ſich freiwillig auf engliſches Gebiet begebe, dort gaſtliche Aufnahme bewilligen, oder ob man ihn als Gefangenen behandeln werde.

Capitain Maitland hatte dieſe letztere Frage mit edlem Unwillen zurückgewieſen und erklärt, daß England ſich niemals ſo erniedrigen würde, Denjenigen, welcher ſich Schutz ſuchend auf Englands gaſtfreien Boden begebe, als Gefangenen zu behandeln. Er hatte feierlich verſichert, daß Napoleon in England ehrenvolle Aufnahme finden werde. Er hatte hinzugefügt, daß er jetzt vom Admiral Hotham ſeine Verhaltungsbefehle erhalten habe und daher ganz bereit ſei den Kaiſer mit ſeinem Gefolge auf dem Bellerophon aufzunehmen, und daß, ſobald er den Boden ſeines Schiffes betreten, er ſich auf engliſchem Boden und unter dem Schutz engliſcher Geſetze befinde.

Napoleon berieth ſich lange und ausführlich mit ſeinem kleinen improviſirten Kriegsrath, und das Ergebniß der Berathung war, daß es das Beſte und Gerathenſte ſei, wenn der Kaiſer ſich mit ſeinem Gefolge auf den Bellerophon begebe, die Gaſtfreundſchaft Englands für ſich und ſeine Begleiter beanſpruche, und den Prinz-Regenten von England um ſeine Einwilligung zur Napoleons-Niederlaſſung in England erſuchen ſolle.

Ich will eigenhändig an den Prinz-Regenten ſchreiben, ſagte Napoleon, warten Sie, meine Herren, Sie ſollen meinen Brief leſen.

Er ſetzte ſich, nahm die Feder zur Hand und ohne zu überlegen und zu ſinnen, warf er raſch einige Zeilen auf das Papier, das er dann dem Herzog von Rovigo darreichte.

Leſen Sie, Herzog, ſagte er, leſen Sie laut, denn nur wenn mein Schreiben Ihrer Aller Billigung findet, will ich es unterzeichnen.

Der Herzog las: „Königliche Hoheit! Im Kampf mit den Factionen, die mein Land zerfleiſchen, und mit der Feindſchaft der größten Mächte Europa's, habe ich meine politiſche Laufbahn beendigt. Ich komme, mich, gleich Themiſtokles an dem Heerd des britiſchen Volkes niederzuſetzen. Ich ſtelle mich unter den Schutz ſeiner Geſetze, welche ich von Ew. Königlichen Hoheit, als dem mächtigſten, ſtandhafteſten und großmüthigſten meiner Feinde beanſpruche.“ *)

Nun, fragte Napoleon, genügt das?

Ja, Sire, ſagte General Bertrand traurig, es genügt vollkommen, wenn einmal Ihre Ueberſiedelung nach England feſt beſchloſſen iſt.

Es iſt in dieſen wenigen Zeilen Alles geſagt und ausgeſprochen, was ein tapferer edler Beſiegter ſeinem großmüthigen Sieger ſagen und zugeſtehen kann, rief General Gourgaud.

Der Prinz-Regent wird dieſen erhabenen rührenden Worten nicht widerſtehen können, ſagte Savary, er wird ſich beeifern, dem edlen Vertrauen, welches Eure Majeſtät in ihn ſetzen, Ehre zu machen.

Der Kaiſer nahm die Feder und unterzeichnete.

---

*) Mémorial de Saint-Hélène par le Comte de Las Cases. Quart-Ausgabe. S. 6.

General Gourgaud, ſagte er dann, ich ſende Sie als Boten mit dieſem Brief an den Prinz-Regenten von England. Sie werden mein Schreiben nur dem Prinz-Regenten perſönlich übergeben. Sagen Sie ihm, daß ich nichts mehr begehre, nichts mehr fordere, als ein Aſyl, um darin ſtill und unbemerkt mein Leben zu beſchließen, daß meine Thatkraft erſchöpft, mein Ehrgeiz an Ueberſättigung geſtorben ſei. Sagen Sie ihm, daß ich gar keine Auszeichnungen, keine Ehrenbezeugungen beanſpruche, und daß ich, um dieſe zu vermeiden, ſobald ich den Fuß auf den engliſchen Boden ſetze, meinen Namen, meinen Rang ablegen wolle. Nicht Napoleon wird in England eine Zuflucht finden, ſondern nur der Hauptmann Duroc.*) — Ich weiß, daß Duroc, wenn es ihm vergönnt iſt, auf dieſe Erde zu ſchauen, es zufrieden ſein wird, daß ich ihn wieder aufleben laſſe in mir, und mich unter den Schutz ſeines Namens ſtelle, um noch einige ſtille, friedliche Tage zu durchträumen. — Gehen Sie alſo, Gourgaud, übergeben Sie dem Prinz-Regenten meinen Brief, ſagen Sie ihm, daß ich als Hauptmann Duroc in England landen will. Damit iſt Alles geſagt! Laſſen Sie aber erſt eine Abſchrift meines Briefes nehmen. Dieſe Abſchrift ſoll der Graf Las Caſes auf den Bellerophon zu dem Capitain Maitland tragen, und er ſoll ihm anzeigen, daß ich morgen mit Ihnen Allen an Bord des Bellerophon kommen werde! —

Und wie der Kaiſer es beſtimmt hatte, ſo geſchah es. Am andern Tage, am funfzehnten Juli, begab ſich Napoleon mit ſeinem Gefolge an Bord des Bellerophon.

Der Capitain Maitland empfing den Kaiſer an der Schiffsleiter ſtehend, alle übrigen Matroſen und Soldaten des Schiffs ſtanden in Parade auf dem Deck. Napoleon grüßte den Capitain mit einem leiſen Kopfneigen, und ſeine Augen feſt auf ihn heftend, ſagte er: ich komme zu Ihnen an Bord, um mich unter den Schutz der engliſchen Geſetze zu ſtellen.

Capitain Maitland verneigte ſich ſtumm, und der Kaiſer ſchritt vorwärts durch die Reihen der engliſchen Marineſoldaten dahin, welche ihm die einem gekrönten Haupte ſchuldigen Ehrenbezeugungen erwieſen.

*) Las Cases: Mémorial. S. 11.

Auf der kleinen Erhöhung am Vordertheil des Schiffs blieb der Kaiſer ſtehen, und ſchauete hinüber nach der franzöſiſchen Brigg, welche ihn hergebracht, und die jetzt bereit war, in den Hafen zurückzuſegeln.

Die ganze Mannſchaft des franzöſiſchen Schiffes war auf dem Deck aufgeſtellt, alle Geſichter waren dem engliſchen Schiff zugekehrt, Aller Augen waren auf den Kaiſer geheftet, der da, allein, die Arme in einander geſchlagen, das bleiche Antlitz beſchattet von dem kleinen dreieckigen Hut, auf dem engliſchen Schiff ſtand, und ſeine düſter flammenden Blicke auf ſie heftete.

Das Zeichen zur Abfahrt ward gegeben, und jetzt ſchwenkten die franzöſiſchen Soldaten und Matroſen ihre Mützen, ihre Arme empor, und mit lautem, donnerndem Brauſen tönte es herüber: Vive l'Empereur! Vive l'Empereur!

Es war das letzte Mal, daß Napoleon dieſen Ruf vernahm! — —

Am andern Tage lichtete der Bellerophon die Anker, um nach England zu ſegeln, und dort, wie der Kaiſer meinte, ihn und ſein Gefolge an das Land zu ſetzen. —

Aber die Tage vergingen, der Bellerophon war ſchon in dem Hafen von Plymouth angelangt, und immer noch war keine Kunde von England gekommen, immer noch wußte Napoleon nicht, ob der Prinz-Regent ſeinen Wunſch genehmigt habe, ob er ihm geſtatten wolle, in England als Hauptmann Duroc ſich niederzulaſſen.

Endlich, am achtundzwanzigſten Juli, kam Gourgaud, — aber er brachte den Brief Napoleons an den Prinz-Regenten wieder mit ſich. Man hatte ihn nicht an der engliſchen Küſte landen laſſen, man hatte ſein Schreiben zurückgewieſen, weil der Prinz-Regent feierlich erklärt hatte, weder eine ſchriftliche noch mündliche Botſchaft empfangen zu wollen.

Das Gefolge Napoleons nahm die Nachricht mit Entſetzen auf, aber der Kaiſer ſelbſt blieb ruhig. Er blieb auch dann noch ruhig, als Bertrand und Savary ihm von den Gerüchten Nachricht gaben, welche ſich auf dem Schiff verbreitet hatten, welche vom Lande herübergeweht waren, und die Einer dem Andern in's Ohr flüſterte, von den Gerüchten, welche ſagten, daß England Napoleon als Gefangenen be-

trachten, und nach einer wüſten Inſel im Ocean, nach St. Helena führen werde.

Nein, ſagte Napoleon gelaſſen, das ſind Verleumdungen. Ich habe mich freiwillig unter den Schutz Englands geſtellt. Ich habe die Gaſtfreundſchaft Englands beanſprucht, und es wird und kann nicht ſo ehrlos handeln, mich, allem Kriegsrecht, aller Moral zum Trotz, als ſeinen Gefangenen betrachten zu wollen.

Aber bald ſollte der Kaiſer aus ſeinem Vertrauen aufgeſchreckt werden.

Am dreißigſten Juli kam der Admiral Keith mit dem Unterſtaats-Secretair Banbury an Bord des Bellerophon; ſie begaben ſich in die Cajüte zu Napoleon, der ſie ernſt und würdevoll empfing.

Sie theilten ihm mit, daß ſie gekommen, ihm endlich die Entſcheidung ſeines Schickſals zu bringen, und Lord Keith bat um die Erlaubniß, ihm die Depeſche vorleſen zu dürfen, welche er ſo eben von den Miniſtern Englands erhalten habe.

Napoleon ertheilte dieſe Erlaubniß mit einem langſamen, ſtolzen Kopfnicken, dann, die Hand auf den Tiſch geſtützt, aufrecht ſtehend, den Admiral mit flammenden Blicken anſtarrend, hörte er der Vorleſung der miniſteriellen Botſchaft zu.

Dieſe Botſchaft lautete: „Mittheilung an Lord Keith im Namen der Miniſter Englands.

„Da es dem General Bonaparte angenehm ſein mag, ohne längere Verzögerung die Abſichten des britiſchen Gouvernements in Bezug auf ſeine Perſon zu erfahren, ſo ermächtigen wir Ew. Herrlichkeit, ihm folgende Informationen mitzutheilen.“

„Es wäre wenig übereinſtimmend mit unſern Pflichten gegen unſer Land und die Alliirten Sr. Majeſtät, wenn wir dem General Bonaparte die Mittel und die Gelegenheit ließen, den Frieden Europa's auf's Neue zu beunruhigen; deshalb iſt es durchaus nothwendig, daß er in ſeiner perſönlichen Freiheit ſo weit beſchränkt werde, als es dieſes erſte und wichtigſte Augenmerk erheiſcht.“

„Die Inſel St. Helena iſt zu ſeinem künftigen Aufenthaltsort beſtimmt worden; ihr Klima iſt geſund, und ihre locale Lage erlaubt,

daß man ihn dort mit mehr Nachsicht behandeln kann, wie man es anderswo dürfte, in Anbetracht der unvermeidlichen Vorsichtsmaßregeln, zu denen man genöthigt ist, um seiner Person gewiß zu sein."

„Man erlaubt dem General Bonaparte, unter den Personen, die ihn nach England begleitet haben, mit Ausnahme der Generäle Savary und Lallemand, sich drei Officiere zu wählen, welche, gleich seinem Chirurgen, die Erlaubniß erhalten werden, ihn nach St. Helena zu begleiten, aber die Insel nicht ohne die Einwilligung des britischen Gouvernements wieder verlassen können."

„Der Contre-Admiral Sir George Cockburne, der zum Commandanten en Chef des Kaps der guten Hoffnung und der begrenzenden Meere ernannt ist, wird den General Bonaparte und sein Gefolge nach Helena bringen, und genaue Instructionen, die Ausführung dieses Dienstes betreffend, erhalten."

„Sir George Cockburne wird wahrscheinlich schon in einigen Tagen zur Abfahrt bereit sein, und deshalb ist es wünschenswerth, daß der General Bonaparte ohne Zögern die Wahl derjenigen Personen treffe, die ihn begleiten sollen."*)

Napoleon stand noch immer aufrecht, unbewegt da, als die Vorlesung beendet war, sein Angesicht war ruhig, kalt und undurchdringlich wie immer, aber seine Augen schossen Blitze des Zorns, wie sie in den Tagen seiner Größe seine Augen geschleudert hatten. Damals hatten diese Blitze diejenigen zerschmettert, welche sie trafen, — heute prallten sie machtlos ab an dem ruhigen, gleichgültigen Gesicht des englischen Admirals.

Ich protestire gegen dies ehrlose und unritterliche Verfahren, rief Napoleon mit donnernder Stimme. Ich protestire gegen die Gewalt, welche man mir anthun will. Ich bin der Gast Englands, nicht sein Gefangener; ich bin freiwillig gekommen, mich unter den Schutz seiner Gesetze zu stellen. Man entweiht in meiner Person die heiligen Gesetze der Gastfreundschaft. Niemals werde ich mich freiwillig der Schmach fügen, welche man mir anthut. Die Gewalt allein kann mich dazu zwingen.

*) Las Cases: Mémorial. S. 8.

Admiral Keith erwiederte nichts. Er verneigte ſich kalt und ſtumm, und verließ mit ſeinem Begleiter die Cajüte.

Napoleon war allein! Allein mit ſeinem Zorn, ſeinem Schmerz, allein mit ſeiner Verzweiflung. Er rang mit ihr viele Stunden lang, ſeine Diener hörten ihn mit haſtigen Schritten auf- und abgehen, und laut und ſtürmiſch mit ſich ſelber ſprechen. Aber nach und nach ward er ſtiller, und als er nach langen, qualvollen Stunden wieder aus ſeiner Cajüte hervor, und in den Kreis ſeiner Diener trat, war ſein Geſicht wieder ruhig und unbeweglich, nur ſeine Lippen zuckten zuweilen, und um ſeine Augen lag ein tiefer bläulicher Schatten.

Napoleon hatte ſein Geſchick angenommen und keine Klage kam mehr über ſeine Lippen. Er wählte unter ſeinem Gefolge ſich Diejenigen, welche ihn begleiten ſollten, und die Generäle Bertrand, Gourgaud und Montholon weinten Thränen ſtolzer Freude, als die Wahl des Kaiſers ſie traf, und der Graf Las Caſes war glücklich, als man auch ihm und ſeinem Sohn noch geſtattete, Napoleon begleiten zu dürfen.

Mit Thränen nahm ſein übriges Gefolge von ihm Abſchied; Napoleon allein weinte nicht. Ruhig, ſtolz und gelaſſen verließ er den Bellerophon, der zu klein und ſchwach befunden, um die Reiſe nach Helena machen zu können, und begab ſich an Bord des Schiffes Northumberland, das ihn nach ſeinem Exil führen ſollte.

Am achten Auguſt lichtete der Northumberland die Anker, und ſegelte ab, ſeinem fernen Ziel entgegen.

Napoleon ſtand auf dem Verdeck, und blickte ſinnend hinunter in das Meer, das kräuſelnd das Schiff umrauſchte. Neben ihm ſtand der Graf Las Caſes, die Thränen zurückdrängend, welche der Abſchied von ſeiner geliebten Gattin in ſeinen Augen zurückgelaſſen.

Es iſt alſo unwiderruflich, ſagte der Kaiſer, meine Vergangenheit iſt hinabgeſunken in das Meer und da ruht ſie wie die Perlen und Korallen. Aber kein Taucher wird ſie wieder hervorholen können, ſie iſt verloren und begraben für immer. Sie bleibt hier zurück im Meer, das Frankreichs Küſten beſpült, und ich gehe als ein neuer Menſch, als ein dem Schmerz Wiedergeborner, einer neuen Welt entgegen! Ich gehe nach Helena. — Aber iſt es denn ſo gewiß, daß ich dahin gehe? Viel

er auf einmal laut. Iſt denn ein Menſch abhängig von ſeines Gleichen, wenn er aufhören will, es zu ſein?

Er neigte ſich tiefer über das Meer und ſchaute lange ſchweigend hinunter in ſeine ſchäumenden Waſſer.

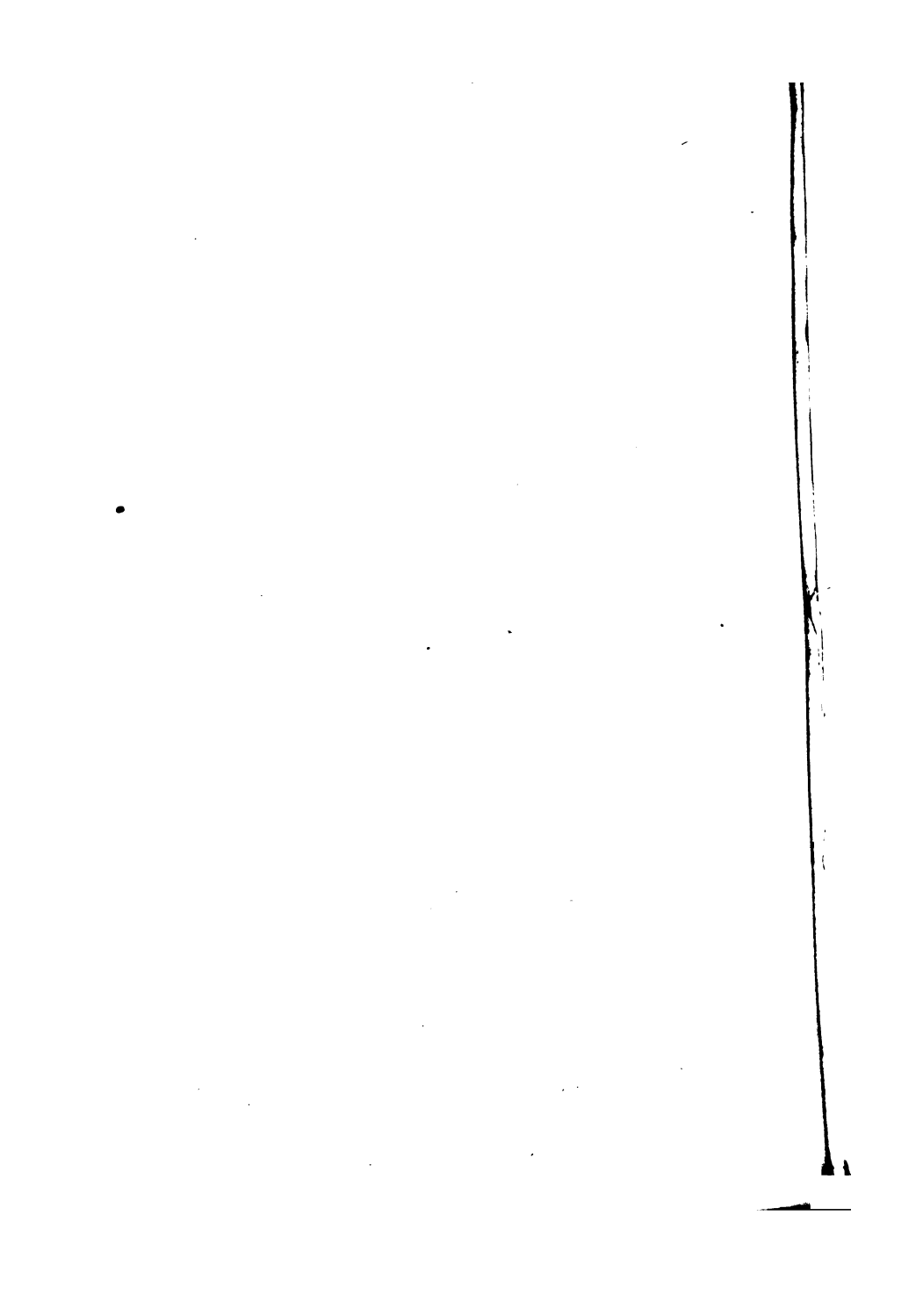
Mein Lieber, ſagte er dann mit leiſer eindringlicher Stimme, ich habe zuweilen Luſt Euch zu verlaſſen und das würde gar nicht ſchwer ſein. Ich darf nur meiner Gemüthsſtimmung etwas Gewalt über meinen Kopf laſſen, und ich werde Euch bald entſchlüpft, und Alles wird beendet ſein, und Ihr werdet Alle ruhig zu Euren Familien zurückkehren können. Meine innere Ueberzeugung legt mir keinen Zwang auf; ich gehöre zu Denen, welche glauben, daß die Strafen der andern Welt nur als ein Anhang zu den ungenügenden Reizen erfunden ſind, welche man uns ſonſt davon verſpricht. Gott kann niemals ein ſolches Gegengewicht ſeiner unendlichen Güte gewollt haben, vorzüglich wenn es ſich um Fälle, wie dieſer iſt, handelt. Und was iſt es denn auch im Grunde? Nur der Wunſch, recht ſchnell zu ihm zurückzukehren.*)

Aber Ew. Majeſtät werden dieſem Wunſch nicht nachgeben, ſagte Las Caſes. Ew. Majeſtät werden das Wort der Dichter und Philoſophen beſtätigen, welche ſagen, daß der mit ſeinem Schickſal ringende Menſch ein den Göttern wohlgefälliger Anblick iſt. Das Unglück und die Niederlagen haben auch ihren Ruhm, und ein ſo erhabener, großer Character, wie Ew. Majeſtät, darf nicht gewöhnlich enden; der Mann, dem ganz Europa zu Füßen gelegen, der zwanzig Jahr ſeine Armee zu glänzenden Siegen geführt hat, dem die Beſten ſeiner Zeit gehorcht und ſich ihm gebeugt haben, der darf nicht enden, wie ein Spieler, der Alles verloren hat, oder wie ein verzweifelnder Liebhaber. Was ſollte denn aus Denen werden, welche an Sie glauben, auf Sie hoffen? Und wollen Sie denn, Sire, Denen, welche nichts lieber wünſchten, als auf immer von ihnen befreit zu ſein, wollen Sie denn Denen ſich ſo zuvorkommend gefällig zeigen, ihren Wunſch zu erfüllen? Reizt Sie der Gedanke an Ihre Feinde nicht auf zum Widerſtand? Sire, der Kampf iſt noch nicht zu Ende, Sie ganz allein, ohne Armee, ohne

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Las Cases: Mémorial. S. 10.

Kanonen, Sie führen ihn durch Ihr bloßes Daſein weiter gegen alle Ihre Feinde, und ganz Europa zittert vor Ihnen. Und dann, wer kann ermeſſen, was im Schooß der Zeiten begraben liegt? Wie vieles kann ſich nicht ändern durch den Tod eines Fürſten, den Wechſel eines Miniſteriums, durch Leidenſchaften, Zwiſtigkeiten oder Freundſchaften. Sire, wer lebt, hat ein Anrecht auf die Zukunft, und er darf es nicht leichtſinnig von ſich ſchleudern.

Sie haben in manchem Betracht wohl Recht, ſagte Napoleon ſeufzend. Aber meine Seele ſchaudert bei dem Gedanken an die einſame unwirthbare Inſel im Weltmeer. Was werden wir nur dort beginnen, Graf?

Sire, wir werden von der Vergangenheit leben, und ſie iſt reich genug, um uns befriedigen zu können. Freuen wir uns nicht an dem Leben Cäſars, Alexanders? Sie werden das Buch Ihrer Vergangenheit aufſchlagen, Sie werden ſich ſelbſt leſen!

Ja, ich will meine Memoiren ſchreiben, rief Napoleon lebhaft, man muß arbeiten! Arbeit iſt die Senſe der Zeit. Man muß ſeine Beſtimmung erfüllen, das iſt immer meine große Lehre geweſen. Nun wohl, ſo will ich auch die meine erfüllen, und will leben, ſo lange das Schickſal es verlangt. Sehen Sie, dort in dem blauen Nebel verſchwinden die Küſten von Frankreich! In dieſen blauen Nebeln verſchwindet auch meine Vergangenheit. Meine Zukunft heißt: „St. Helena! Gefangenſchaft!“ Sei es darum. Lebe wohl, Frankreich, Land der Tapfern! Lebe wohl, Europa!